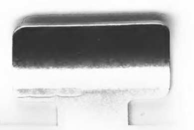
BUHR B
a39015 00026269 4b
Digitized by Google

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.



Digitized by Google

DD
418.6
.BC
S3
v.3

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blücher.

Seine Zeit und sein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

Dr. Johannes Scherr,

Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnicum in Zürich.

Dritter Band.

Buch IX—XII.

B l ü ch e r.

(1813 — 1819.)

Mit einem Facsimile Blücher's nach der Schlacht von Belle-Alliance.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes.

IX. Buch:

Deutscher Frühling.

Seite
Erstes Kapitel: Frühlingsglaube 3
Zweites Kapitel: Grüne Ostern 44
Drittes Kapitel: Rothe Pfingsten 84
Viertes Kapitel: Blüthenfall 119
Fünftes Kapitel: Sommerschwüle 131

X. Buch:

Von der Katzbach bis zum Rhein.

Erstes Kapitel: „De old Blüchert" 153
Zweites Kapitel: An der Katzbach 173
Drittes Kapitel: Wartenburg 209
Viertes Kapitel: Leipzig 237
Fünftes Kapitel: Frankfurt 288

XI. Buch:

Paris. London. Wien.

Erstes Kapitel: Brienne und La Rothière 321
Zweites Kapitel: Craonne und Laon 346

9-28-33 K1(a)

Digitized by Google

Seite
Drittes Kapitel: Paris 383
Viertes Kapitel: London und Berlin 403
Fünftes Kapitel: Wien 412

XII. Buch:

Waterloo.

Erstes Kapitel: Ein Adlerflug 435
Zweites Kapitel: Ligny 460
Drittes Kapitel: Belle Alliance 501
Viertes Kapitel: Malmaison und St. Cloud 525
Fünftes Kapitel: Krieblowitz und St. Helena 544
Quellen, Zeugnisse und Erläuterungen . . 559

Digitized by Google

Neuntes Buch.

Deutscher Frühling.

Erstes Kapitel.

Frühlingsglaube.

Das majestätische Rauschen des Stromes der Weltgeschichte ist von Stund' an, wo im Bewußtsein des Menschen die ungeheure Kluft zwischen seinem Wollen und Können zuerst sich aufthat, von der zweifelnden, zagenden, klagenden Frage begleitet worden: Warum und wozu das Alles? Durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende herab tönt heiserstimmig diese Elegie, bald herzzerreißend schmerzlich, bald weltekelvoll resignirt. Alle Zeiten und alle Völker haben daran gedichtet; jede in ihrer, jedes in seiner Art. Klagte der indische Brahman: „Leben ist Leiden!" so spitzte der Jünger Buddha's diesen Schmerzenslaut der Kreatur zu dem Kredo seiner Nirvana-Lehre zu: „Alles war Nichts, ist Nichts, wird Nichts!" und drückte der hebräische Koheleth diesem Glaubensbekenntniß das bleiern-hoffnungslose Siegel seines „Alles ist eitel!" auf. Auf die gramschwere Frage des persischen Heldensängers: „Ist das Welträthsel, wie ungelös't, so auch unlösbar?" wußte ein weisester Sufi nur die Antwort zu geben: „Geh' vorüber an der Welt; sie ist Nichts!" Der trostlose Klang, vor Uralters schon im Orient laut geworden, hat allzeit im Occident Widerhall gefunden. Das buddhistische Thema: „Die Welt ist nur eine Schaumblase" — fand seine Variation durch den großen britischen Seher („Der Erd-

ball selbst wird untergeh'n und wie ein leeres Schaugepränge spurlos verschwinden!"), wie nicht minder durch den großen kastilischen („Das Leben ein Traum!") und den großen deutschen („Rauch ist alles irdische Wesen!"). Des griechischen Weisen: „Schein und Täuschung ist all unser Dasein!" übersetzte der Römer, ins eigene Schwert sich stürzend, in das echtrömische: „O, Virtus, auch du bist nur ein Wahn!" und wie im 5. Jahrhundert vor Christus der hellenische Tragiker seinen Chor anstimmen ließ: „Nicht gezeugt zu sein, ist der Wünsche höchster!" so hat in unseren Tagen der letzte große deutsche Lyriker aus röchelnder Brust den Verzweiflungsseufzer heraufgeholt: „Gut ist Schlaf, besser ist Tod; das Beste wäre, nie geboren sein."

Ein Volk gab es, welches, unter Joniens blauem Himmel und auf Attika's sonnigen Gestaden angesiedelt, den Versuch gemacht hat, eine Religion des Lebens, einen Kultus der Schönheit und Freude zu schaffen. Aber schon nach einer Spanne Zeit — denn was Anderes wäre ein halbes oder ganzes Dutzend von Jahrhunderten an der Ewigkeitsuhr? — war den schönen Göttergestalten von Hellas des Zweifels Blässe angekränkelt, weil denkenden Griechen jenes furchtbare, rastlos wiederkehrende Warum und Wozu? in die Seele sich bohrte. Ausbarst dann die antike Welt, satt ihrer Götter und ihrer selbst, in eine Verzweiflungsorgie, bis der uralte Weltschmerz in Gestalt des Christenthums über das wüste Gewühle sein Bahrtuch der Weltverleugnung warf. Im Schweiße ihres Angesichts ringt seitdem die Menschheit, sich wieder darunter hervorzuarbeiten, aber das ewige Warum und Wozu? läßt sie nicht dazu kommen. Glücklich die gedankenlose Menge, welche, über die Oberfläche des Daseins hinstreichend, von den Thieren nur dadurch sich unterscheidet, daß sie es auf zwei statt auf vier Beinen thut. Glücklich auch die Menschen mit leichten Korkseelen, welche die an ihrem Wege blühenden Blumen pflücken, ohne je

zu bedenken, daß sie selber „wie Gras und wie des Grases Blume.“ Wer aber sehende Augen, hörende Ohren und arbeitende Gehirnnerven besitzt, der wird sich nicht erwehren können, früher oder später von „des Daseins ganzem Jammer“ angefaßt zu werden und in der Bitterkeit seiner Erkenntniß zu fühlen und zu sagen: — Das Resultat der Weltgeschichte heißt Verzweiflung; denn aus einer Art des Irrthums, aus einer Weise des Wahns, aus einer Mode der Thorheit, aus einer Form der Knechtschaft in die andere zu fallen, das ist Menschenbestimmung und Völkergeschick!

Und so hätte denn Mephisto vollauf das Recht, jeder Strophe des Weltgedichts seinen gellenden Vernichtungsjubelrefrain anzuhängen: „Alles, was entsteht, ist werth nur, daß es zu Grunde geht!?“ Trauriger Gedanken Raub, dem „Weltgeheimniß in den finstern Schlund zu starren,“ das wäre der Weisheit letzter Schluß? Im besten Falle gedankenlos zu jodeln: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!“ dies sollte höchstes Menschenglück sein? Das mit verachtungsvollem Achselzucken lässig hingeworfene: „Vanitas Vanitatum!“ der Blasirtheit wäre wirklich der ganze Gewinnst der durch Meere von Thränen und Blut gegangenen Kampf- und Leidensbahn der Menschheit und es bliebe demnach nur übrig, die Verzweiflungsfrage, warum sie als eine „störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts“ auf unserer Erde das Phänomen des Lebens hervorgerufen habe, zur Sonne emporzuschleudern?

In Wahrheit, so wär' es, falls nicht in der Menschenbrust neben dem nagenden Zweifel, der entmuthigenden Erkenntniß und der verbitternden Erfahrung die Hoffnung waltete, die „holde, gütig geschäftige,“ welche die Gedanken des Menschen und der Menschheit auf die Zukunft wendet, — sie, die große Trösterin, welche unser Geschlecht vorwärts führt, über Millionen und Milliarden von Gräbern hinweg immer vorwärts, zu lieben und zu leiden, zu streben und zu streiten, vorwärts dem

in unendlicher Ferne wie eine heilige Verheißung leuchtenden Paradiese, d. h. der Vorstellung von einem Gesellschaftsbau zu, der es denkbar macht, daß eine Zeit kommen könnte, wo Menschen menschlich mitsammen leben würden. Nehmt diesen Glauben an das Ideal, nehmt diesen Zukunftstraum weg von der Stirne des Menschen und es bleibt nur ein kläglicher Erdenkloß, welcher aus der Gesittung in die Anarchie und aus dieser in die Bestialität zurückfallen wird, aus welcher ihn mälig einigermaßen herauszubilden es einer kaum absehbaren Reihe von Jahrtausenden bedurfte.

In jenen langen und bangen Winterzeiten, wo die Grundsuppe menschlicher Niederträchtigkeit und sozialer Verrottung obenauf und das öffentliche Gewissen stumm ist, wo der stehende Sumpf der Gesellschaft nur bewegt wird durch den ekelhaften Zank zwischen infamer Habsucht und infamerer Genußwuth, wo alle gemeinen Instinkte und schmählichen Leidenschaften wettbuhlen, den Speichel des Despotismus zu lecken, — in solchen Winterzeiten webt die Hoffnung, die ewigjunge, neue Lenzgedichte, gießt den Balsam des Zukunftglaubens in die verzagten, wunden, kummervollen Herzen und füllt die Seelen mit dem läuternden Feuer der Begeisterung. Da ist es, als ginge die Sonne stralend und lebensmächtig wie noch nie über der Erde auf. Ein unendliches Wehen und Regen, ein wundersames Weben und Streben geht durch die wiedergeborene Gesellschaft. Alles, „was sterblich nicht“ im Menschen, richtet sich auf und schießt auf's Neue in Trieb und Saft. Ein frischer Odem, wie aus Hochwäldern und von Firnhöhen kommend, schwellt Männerherzen und hebt Frauenbusen. Ein Leuchten, reiner und inniger noch als das der ersten Liebe, ist in den Augen von Jünglingen und Jungfrauen. Selbst in die stumpfen, unter das Joch der Sorge um's tägliche Brot gedrückten Massen dringt die frohe Botschaft und macht sie freudig und opfermuthig aufathmen. Auch die verhärteten Herzen der Bevorzugten und

Bevorrechteten schmelzen unter dem Anhauch heiliger Glut und sogar über die Bronzestirnen raffinirter Weltlinge geht ein flüchtiger Schimmer von edler Scham. Die Menschen fühlen sich über sich selbst erhoben, hoch hinweg über ihr kleines kläglich-egoistisches Ich, fühlen sich dem Dunstkreis gemeiner Berechnung und selbstsüchtiger Wünsche entrückt und emporgetragen in die Aetherhöhen, wo die großen Gefühle, die erlösenden Gedanken und die befreienden Thaten gedeihen. Auf alle Stände, alle Berufsklassen, alle Alter und Geschlechter senkt sich gleichmäßig die Weihekraft des großen Moments und wie jauchzende Donner rollen durch die entzückt aufhorchende Welt die magisch-mächtigen Losungen: Freiheit und Vaterland!

Völkerfrühlinge nennt man mit Fug und Recht diese verheißungsvollen und täuschungsschwangern Epochen und ein solcher war für Deutschland der Frühling von 1813. Freilich, lange nicht so umfassend, voll und fruchtbar blühte derselbe auf, wie der Freiherr vom Stein hoffte, wünschte und erwartete, als er sich am 5. Januar von St. Petersburg aufmachte, um spornstreichs der deutschen Gränze zuzueilen und die Nation gegen den Napoleon und den Napoleonismus in die Waffen zu rufen. Vielmehr ging an dem trefflichen, aus dem Exil heimkehrenden Mann das dreiundzwanzig Jahrhunderte zuvor gesprochene Dichterwort in Erfüllung, daß „Verbannte gern in täuschenden Hoffnungen sich wiegen [1].“ Er glaubte, die gewaltige Flamme, welche er in seinem Herzen mit sich brachte, müßte und würde allweckend und allzündend hinschlagen über alles deutsche Land. Sie that es nicht und Stein mußte, kaum in Königsberg angelangt, erfahren, daß zwischen der Idee einer deutschen Nationalerhebung und der Wirklichkeit ein ungeheurer Abstand sei. Er kam als Träger einer Vollmacht, welche ihm der Czar Alexander am 18. Januar zu Raczky ausgestellt hatte und welche dahin ging, daß der Freiherr von Königsberg aus das Preußenland im Namen des Russenkaisers

souverain regieren sollte, bis „Wir ein Abkommen mit dem König von Preußen getroffen haben werden [2])." Wie die zu Königsberg versammelten preußischen Patrioten zu dieser moskowitischen Vollmacht die Köpfe schüttelten, werden wir sehen. Sie lasen zwischen den Zeilen des eigenthümlichen Schriftstücks und lasen richtig: eine Satzgliederung nämlich, gefügt aus moskowitischem Hochmuth und moskowitischer Ausbreitungslust, ein gieriges Gebrumm des nordischen Riesenbären, der Miene machte, seine Tatzen nicht allein bis zur Weichsel vorzustrecken, sondern dieselben sogar am Uferrand der Oder erobernd einzuschlagen. Und, die Sache russisch angesehen, warum nicht? Der Idealismus eines Stein durfte, geblendet durch das tadellos feste Verhalten Alexanders im verflossenen Jahre, in dem Czaren nur den erleuchteten und erlauchten Ritter und Retter Europa's erblicken, der auszöge, den Erdtheil vom lastenden napoleonischen Drachenkoloß zu befreien. Der Kaiser dagegen wußte zu gut, daß der Realismus seiner Russen keineswegs ein Genüge daran finden würde, ihren Herrscher als den „Befreier Europa's" gefeiert zu sehen. Er hatte sattsam erfahren, welcher Anstrengung es schon bedurfte, um die Ansicht der Spitzen der russischen Aristokratie, vieler Generale und insbesondere des Generalissimus Kutusow zurückzudrängen, daß man die Waffen nicht weiter als bis zum Niemen tragen sollte, welchen Gränzfluß er selbst am 1. Januar alten Styls an der Spitze seiner Garden überschritt. „Warum sollten wir uns für den König von Preußen schlagen?" war eine im russischen Lager gäng und gäbe Rede, und als der vorwärts treibende Czar zu Wilna erklärt hatte, man müsse mit Hintansetzung der gewöhnlichen Regeln der Kriegskunst die erlangte Ueberlegenheit mit äußerster Raschheit benützen, um „das Uebergewicht des Sieges weithin zu benützen," beschwichtigte der alte Kutusow — (er schleppte sich dann widerwillig noch bis Bunzlau in Schlesien, wo er am 28. April starb) — die Besorgnisse der Altrussen mit den

Worten: „Fürchtet Nichts! Wir werden wohl nicht sehr weit gehen [3]).“ Gegen eine solche Stimmung war mit schönen Ideen und hohen Worten Nichts auszurichten. Man mußte vielmehr die Ueberlieferungen der russischen Politik, wie diese durch Peter den Ersten und Katharina die Zweite festgestellt worden, zu Hülfe nehmen; man mußte Ländererwerbungen in Aussicht stellen und auf die hinter dem für eine bereits eingethane Beute angesehenen Polen lockend gelegenen preußischen Gränzprovinzen hinweisen. Leider — im russischen Sinne leider! — gab es damals Männer in Preußen, welche alsbald und tüchtig auf die allzu begehrlich-täppisch zulangenden Bärentatzen klopften.

Bei Alledem verlangt die Gerechtigkeit, daß mit Betonung gesagt werde: Alexander der Erste ist allerdings in gewissem Sinne der Ritter Sankt Georg gewesen, welcher die arme, obzwar etwas ältliche, aber doch noch immer leidlich hübsche Jungfer Europa aus napoleonischer Drachenumstrickung erlös't hat. Daß der Ruf zur ungeheuren Völkertreibjagd auf den großen Völkerjäger zuerst und am entschiedensten wie am entscheidendsten von dem Russenkaiser ausgegangen, kann unmöglich angezweifelt werden. In einer jener runden, blanken Phrasen, in deren Verfertigung die Franzosen Meister sind, hat einer gesagt: „Wie Baylen ganz Spanien, so machte Moskau ganz Europa gegen Napoleon aufstehen [4]).“ Schade nur, daß diese Phrase gerade so viel Wahrheit enthält wie tausend andere französische Phrasen, nämlich keine. Freilich heißt die Sonnenwende des Napoleonismus Moskau, aber sie ward es nur, weil der Czar — wir hörten es mit an [5]) — beim Empfang der Botschaft vom Brande der allerheiligsten Stadt Rußlands das tapfere Wort sprach: „Napoleon oder ich! Ich oder Er!“ und Alles daran setzte, das Wort zur Wahrheit zu machen. Ohne Alexander — das ist sein Denkmal in der Weltgeschichte — hätte sich trotz der beispiellosen Katastrophe von 1812 Europa noch nicht gegen den Kaiserwahnsinn erhoben. Hätte Infinitiv

Friedrich Wilhelm — welcher dazumal nicht mehr von den Köckeritz und Zastrow, aber von den, wo möglich, noch hohleren Nullen Kalkreuth und Wittgenstein geleitet wurde — es gewagt? Hätten Tartuffe Franz und sein Korkseelen-Metternich es gewollt? Hätten die rheinbündischen Landvögte auch nur daran gedacht? Hätten die deutschen Patrioten es gekonnt? Nein und abermals nein! Ohne Alexander kein Jahr 1813.

Gröblich jedoch hieße es die Wahrhaftigkeit beeinträchtigen, so man verschwiege, daß dem großen widernapoleonischen Motiv, welches den Czaren spornte und stachelte, sich alsbald andere kleine beigesellten, welche dann im Verlaufe der Zeit allmälig größer wurden als das große. Ein solches Motiv war die Eitelkeit Alexanders, welche Charaktereigenschaft binnen etlichen Jahren zu ungeheuerlichen Dimensionen aufschwoll, — eine Eitelkeit, die dem Czaren einflüsterte, er sei berufen, den Napoleon zu übernapoleonisiren, d. h. in besserem Sinne als der Korse ein die Weltgeschicke bestimmender Imperator zu sein. Auch war Alexander, ungeachtet all der hochedlen Ritter-Sankt-Georgs-Intentionen, die er nicht nur sich selbst und Andern vorspielte, sondern an die er anfänglich auch wirklich glaubte, doch keinen Augenblick der Forderungen und Vorschriften russischer Politik uneingedenk. Was vollends sein Verhalten zu Deutschland angeht, so ist dasselbe von Anfang an durch jenen intensiven Zug von Falschheit gekennzeichnet, welcher eine so tiefe Furche in das Wesen des Czaren einschnitt und für sehende Augen auch auf seinem blühenden, aber zerflossenen Antlitz zu lesen war. Zwar that er beim Ueberschreiten des Niemen noch so, als ob er auf die Ansichten und Rathschläge des Freiherrn vom Stein großes, größtes Gewicht legte; in Wahrheit jedoch sah er Deutschland nur als ein Ding an, das so oder so dem russischen Interesse dienstbar werden und bleiben sollte. Er mußte durch Stein wissen, was alle Deutschen, die so zu heißen verdienten, von der Fortführung des Krieges gegen Napoleon

hofften: — die Wiederaufrichtung und einigende Neugestaltung ihres Vaterlandes. Freilich war es gränzenlos naiv, von dem Erben der Politik Peters des Ersten und Katharina's der Zweiten zu erwarten, daß er an der Herstellung der deutschen Nation redlich mitarbeiten würde; aber Stein hegte in der That diese Erwartung und hatte deßhalb, im Einverständniß mit seinen Freunden daheim, den Czaren angelegentlichst aufmerksam gemacht, daß, sobald die Waffen über die deutsche Gränze getragen wären, der Krieg im Styl eines Nationalkriegs organisirt werden müßte. Zu diesem Zwecke sollte der treffliche Prinz Eugen von Würtemberg, trotz seiner Jugend als kriegerischer Führer bereits herrlich bewährt und mit den auf Wiederherstellung des deutschen Reiches in zeitgemäßer Gestalt gerichteten Plänen der deutschen Patrioten bekannt und einverstanden, eine vortretende Rolle übernehmen. Er sollte — dahin gingen die deutschpatriotischen, bis ins czarische Kabinett hineinreichenden Wünsche und Betreibungen — die Vorhut der russischen Armee nach Deutschland hereinführen und diese seine Stellung benützen, um auf deutschem Boden den „Kern eines Reichsheers" um sich zu sammeln und dann als „Reichsfeldherr" an die Spitze des Nationalkriegs zu treten. Der Czar, obgleich seinem würtembergischen Vetter herzlich abgeneigt, schien hiemit ganz einverstanden zu sein. Aber der Prinz sollte bald erfahren, wie falsch sein czarischer Verwandter, dessen schneidenden Undank er sein Lebenlang mit einer Treue vergalt, wie nur ein vom Volke der Geduld Stammender sie zu üben vermag, zu reden und zu handeln im Stande sei, sobald die „russische Politik" dieses forderte. Zu Wilna nahm Alexander den Prinzen in sein Kabinett und sagte gütig und schmeichlerisch zu ihm: „Ich kenne Eure Wünsche. Ihr werdet, unserer Sache dienend, der Sache Eures Vaterlandes und der Menschheit dienen." Den Heraustretenden erwartete im Vorzimmer der alte Kutusow und flüsterte ihm ins Ohr: „Eure Angelegenheit ist in Ordnung: — Ihr führt

die Avantgarde!" Aber als der wackere Eugen zu Goniondz im Großherzogthum Warschau angelangt war, fand er daselbst statt des erwarteten Befehls, die Vorhutführung zu übernehmen, vielmehr den vor, sich dem Generaladjutanten Winzingerode zur Verfügung zu stellen, welchem das Kommando der Avantgarde übertragen sei, — dem Baron von Winzingerode, der, früher in östreichischen Diensten, zweifelsohne ein tapferer Soldat und leidlich geschickter General, im Uebrigen aber ein indolenter Tabaksschmaucher und ordinärer Condottiere war, welcher sich den Teufel um das deutsche Vaterland kümmerte. Wir dürfen dem Prinzen auf's Wort glauben, wenn er die Erzählung dieser alexandrinisch-fanariotischen Machenschaft mit den Worten schließt: „Diese Kunde traf mich wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Sie begrub zugleich mit meinen Hoffnungen auch alle daran sich kettenden Erwartungen für Vaterland und Menschheit [6])."

Zur Entschuldigung Alexanders kann man sagen: er handelte als russischer Czar, indem er den deutschnationalen Hoffnungen von 1813 in der angegebenen Weise sofort die Spitze abbrach. Die Sache menschlich angesehen, könnte man freilich der „ideologischen" Meinung sein, Alexander hätte sich bei gemeldeter Gelegenheit, wie auch später noch oft, wohl erinnern dürfen, daß Rußland weitaus das Meiste von dem, was es war, Deutschen, ja, und nur Deutschen verdankte. Wären der Czar und seine Russen i. J. 1813, wirklich und wahrhaftig statt bloß angeblich, einzig und allein zum Vortheil Deutschlands zu Felde gezogen, fürwahr, dieser Feldzug war zum Voraus vollauf bezahlt durch das, was, um von so vielen deutschen Arbeitern an Rußlands Civilisation und Macht nur zwei zu nennen, Münnich und Sievers für das Czarenreich gethan hatten. So es Dankbarkeit in der Welt gäbe, müßten die Beiden überall in Rußland als wahre Kulturheroen verehrt werden. Aber die Völker sind noch undankbarer als die Könige und das undankbarste

aller Geschäfte ist, Slaven das germanische Evangelium der Arbeit zu predigen; an Barbaren, deren Element der Schmutz, den Kulturstriegel zu legen; zu verlangen, daß der naturwüchsige Russe des Läusekamms sich bediene und daß die graziöse Polin unter der seidenen Robe ein reines Hemd oder überhaupt ein Hemd anhabe. Das heißt am „jungfräulichen" Slaventhum die „Nothzucht der Germanisirung" begehen, — an diesem Slaventhum, welches, vom Abhub des romanisch-germanischen Kulturtisches lebend, schlechterdings keine Bildung aus sich selbst zu erzeugen vermag, keinen einzigen eigenwüchsigen Denker, ursprünglichen Dichter oder selbstständigen Künstler ersten Ranges hervorgebracht hat und dennoch, aller Abmahnungen wahrhaft human und liberal gebildeter Slaven ungeachtet, im Hochmuth der Barbarei sich anmaßt, in der Zukunft oder gar schon in der Gegenwart das die Weltgeschicke bestimmende Entscheidungswort zu sprechen [7]. . . . Keine Frage also, Alexander sah und dachte nicht wie die deutschen Patrioten, sondern wie ein russischer Czar. Er handelte aus persönlichen Motiven — die Widerhaken des Uebermuthspfeils, welchen Napoleon schon zu Erfurt auf seinen kaiserlichen „Freund" abgeschossen, wühlten schmerzlich in Alexanders Brust — ja, aus persönlichen Motiven und aus Gründen der russischen Politik, welche, gerade so wie die englische und französische, einer einheitlichen und freiheitlichen Organisation Deutschlands stets entgegen sein wird. Der Czar gab sich daher den Anschein, einem Völkerbefreiungskampf das Banner vortragen zu wollen. Sowie er aber mit seinem feinen Geiste erkannte oder zu erkennen glaubte, daß einem Volkskrieg der Napoleonismus schwerlich erliegen dürfte, lenkte er eiligst in das Geleise einer Kabinettkriegsführung ein, wähnend, in jedem Falle der König der Könige, der „*αναξ ανδρων Αγαμεμνων*" zu sein, bis über den Schlauen Schlauere kamen. Aber er handelte und ohne ihn — man muß es wiederholen — kein Jahr 1813, kein Sturz des Napoleonismus!

Denn daß es sich darum handle, hierin stimmte der russische Czarismus mit dem deutschen Patriotismus überein. In der That, die Zeit des Kaiserwahnsinnigen war um, seine Mission erfüllt. Als bei Ankunft der Botschaft vom Rückzug der Franzosen von der Brandstätte Moskau's Ernst Moritz Arndt in einem petersburger Salon seiner Hoffnung Worte gab, daß der Untergang des Eroberers jetzt bevorstehe, sagte ihm ein weiser Weltverächter: „Man muß sich freuen, daß es solche Nimrode wie Napoleon auf Erden gibt, Grundwühler und Aufräumer, welche die seit Jahrhunderten aufgethürmten Dreckhaufen auseinanderwerfen [8])." Wohl, diese Arbeit hatte der aus Korsika aufgezuckte Wetterstral tüchtig gethan; nur war es ihm dabei begegnet, daß er an der Stelle der auseinandergeworfenen „Dreckhaufen" andere zusammengescharrt, ja ganze Berge von Unrath, von Elend und Jammer auf die Völker gethürmt hatte. Sie hatten sich darunter gebeugt und gekrümmt, jetzt aber schüttelten sie sich zornig und er sah es nicht, wollte es nicht sehen und merken. In der stummen Geistesöde, welche das Empire kennzeichnet und welche herbeizuführen alles Raffinement und alle Brutalität der Polizeikunst aufgeboten worden [9]), war seit Jahren kein Laut der Freiheit, kein Ton des Rechts, kein Wort der Wahrheit erschollen. Zum letzten Mal hatte im Jahre 1806 in Marie Joseph Chenier's tapferer „Epître à Voltaire" die französische Muse es gewagt, gegen die Tyrannei aufzustehen, die Lorbeern des Eroberers zu verwerfen und die Sejane des Despotismus zu brandmarken [10]). Seitdem hatte es in Frankreich nur eine Sklavenliteratur gegeben, dirigirt vom kaiserlichen Oberspucknapf Fontanes. Chateaubriand mußte das falsche Pathos seines affektirten Bourbonismus in das noch falschere einer erfaselten Christlichkeit und Mittelalterlichkeit maskiren, um überhaupt schreiben zu dürfen, und Dame Staël mit den konstitutionellen Phantasmen ihrer geistreichelnden Zu- und Aufdringlichkeit im Ausland hausiren gehen. Frankreich war

uniformirt und die Uniform war Alles. Aber doch allmälig nicht mehr in den Augen von Allen. Für Leute, welche der napoleonische Gloirefuselrausch nicht ein für alle Mal denkunfähig gemacht, begann von 1809 an der heimlich umhergeraunte Vers: „L' ennui naquit un jour de l'uniformité!“ zur Wahrheit zu werden und i. J. 1812 hob in dem „Caveau“, wo sich der junge Béranger und seine Mitchansonniers zusammenfanden, jene Kritik des Imperialismus in Chansonsform an, von welcher „Le roi d'Yvetot“ und „Le sénateur“ so allerliebste Proben abgeben. Diese Lieder, handschriftlich von Hand zu Hand gehend, machten den Namen ihres Verfassers, welcher nachmals der größte Dichter Frankreichs wurde, weil er der französischste, der nationalste war, zuerst bekannt und erregten durch ihr beziehungsvolles Gekicher das Entzücken der Mittelklassen, in welchen der Kaiserwahnsinn dem Napoleonismus längst die Wurzeln abgegraben hatte [11]). Ob dieser bedeutungsschwere Umstand dem Empereur und Roi entging oder ob er nur so that, als bemerkte er ihn nicht, oder ob er endlich, der Armee und der Volksmasse gewiß, die „ideologische“ Oppositionsstimmung der Bourgeoisie verachten zu dürfen glaubte? Genug, der Kaiserwahnsinnige kam, obgleich die Kunde von Malet's Komplott ihm hätte zeigen müssen, daß sein kaiserlich-königlicher Thron nur auf Sand und Koth stand — auf dem Zauber seines Glücks und auf der Niederträchtigkeit der Menschen — keineswegs ernüchtert von den Leichenfeldern Rußlands und Polens zurück.

Im Gegentheil, der Feldflüchtige war am Abend des 18. Dezembers von 1812 kaum im Tuilerienhof aus dem Wagen gestiegen, so hatte das Weben am alten tollen Weltreichstraum alsbald wieder seinen Fortgang. Die 500,000 Menschen, welche er so eben ins Verderben geschleppt, waren für ihn schon völlig versunken und verschollen; ihn kümmerte Nichts, als möglichst rasch abermals Hunderttausende zusammenzuraffen

und möglichst bald wiederum an der Weichsel und dem Niemen zu erscheinen. Kein Schatten von einem Insichgehen, keine Spur von einer Gewissensregung, sondern ganz noch dieselbe kaiserwahnsinnige Selbstvergottung, womit er nach der Geburt des Königs von Rom im Parke von Fontainebleau zum Cambacérès gesagt hatte: „So hat denn also meine Dynastie unausrottbar Wurzel geschlagen: — ein Sohn ist Uns gegeben! Meine Brüder regieren Königreiche; ich stehe in Blutsverwandtschaft mit Oestreich; mich zu entthronen ist unmöglich, undenkbar [12]).“ Er, den die französische Nation mit der Wucht ihrer Frage: „Was hast du aus den Myriaden meiner armen, über den Niemen geführten Söhne gemacht?“ hätte zu Boden drücken müssen, hatte die beispiellose Frechheit, am 20. Dezember vor die höchsten Staatskörperschaften nicht nur mit handgreiflichen Lügen — („Meine Armee hat einigermaßen gelitten, aber nur durch die Ungunst der Jahreszeit,“ und so weiter im schamlosesten Ton des siebzehn Tage zuvor zu Malodeczno unselig zerplatzten Bulletinismus) — sondern auch mit herben Vorwürfen und Anklagen hinzutreten. Freilich, diesem Abschaum von Sklavenseelen, diesem Staatsrath und diesem Senat, geschah nur sein Recht, wenn der Herr und Meister ihn verhöhnte und brutalisirte. Lacépède, einer jener Gelehrten, welche dazu gemacht sind, die Erbärmlichkeit zu formuliren, und derzeit Präsident des Senats, speichelleckte: „Sire, ich wünsche Frankreich Glück zur Rückkehr Ew. Majestät; denn jede Abwesenheit Ew. Majestät hemmt die wohlthätige Wirksamkeit Ihres Genies und ist demnach ein Nationalunglück.“ Der Sprecher des Staatsraths räucherte: „Für alle die vielen und großen Wohlthaten, womit Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät Frankreich überhäuft, haben wir nur unsere Bewunderung, unsere Liebe und Treue darzubringen.“ Und auf diesen Menschen mit Herzen von Koth sollte Napoleon nicht verachtungsvoll herumstampfen? Aber selbst einem Kaiserwahnsinnigen war die plumpe Abgeschmackt-

heit nicht zu verzeihen, daß er in einer seiner Antworten auf diese knechtischen Auslassungen alles Unglück, welches Frankreich betroffen hatte, der Philosophie, ja der Philosophie schuld gab — („C'est à l'idéologie, à cette ténébreuse métaphysique, qu'il faut attribuer tous les malheurs qu'a éprouvés notre belle France [13]).“

In dieser Lage ward es wieder einmal so recht klar, daß Napoleon ein Italiäner, der Sohn einer Nation, zu deren Charaktereigenthümlichkeiten es gehört, mit den maßlosesten Blendungen der Phantasie, mit den ausschweifendsten Träumen des Ehrgeizes, mit den tollsten Wünschen der Herrschsucht die kühlste Berechnung, die scharfsichtigste Thätigkeit zu verbinden. Er fühlte gar wohl, was die Niederlage in Rußland zu bedeuten habe, obgleich er schauspielte, es nicht zu wissen. Hatte er, der Nichts anbetete als die Macht, doch vor wenigen Jahren zu einem Vertrauten gesagt, der Erfolg sei Alles und rechtfertige Alles („le succès justifie tout“), und hatte, den Vers: „Si j'eusse été vaincu je serai criminel“ citirend, hinzugefügt: „Meine Rechtfertigung bei der Nachwelt besteht in meinen Triumphen.“ Den Rückzug aus Moskau und den Beresina-Gräuel vermochte aber selbst der Vater des Bulletinismus nicht zu Triumphen umzulügen und so war es denn, falls man den Napoleonismus aufrechthalten wollte, dringend nöthig, dem Gloirerausch der „grande nation“ neuen Füllstoff zuzuführen. Da die Welt betrogen sein will und die Völker auf Gaukeleien versessen sind, so laßt Uns zunächst eine große Rührszene aufführen, indem Wir nach Fontainebleau hinüberfahren, wo ein siebenter Pius in vergoldetem Kerker nach der Siebenhügelstadt sich zurücksehnt. Man muß den Pfaffen und der von ihnen gegängelten Volks-Bestie einen erbaulichen Brocken hinwerfen, damit namentlich die Mütter des guten Glaubens leben, es geschehe zur größeren Ehre Gottes, wenn man ihnen jetzo ihre jüngsten und letzten Söhne entreißt, um sie auf die Schlachtfelder jenseits

des Rheins zu werfen. Gesagt, gethan. In den kalten Januartagen von 1813 schwindelte der Empereur dem gefangenen Papst das „Konkordat von Fontainebleau" ab, kraft dessen Pius stillschweigend auf Rom und den Kirchenstaat verzichtete und Avignon als Residenz sammt 2 Millionen Jahresbesoldung erhielt. Der Schwindel hielt freilich nur so lange vor, als der arme schwache Papst unter dem Bann der Persönlichkeit seines Kerkermeisters stand. Denn sowie dieser Bann gehoben war, fiel Pius in die alte Litanei der römischen Kurie zurück: — „Non possumus." Aber trotzdem freute sich der große Komödiant noch auf Sankt Helena der Konkordatskomödie von Fontainebleau, sagend: „Durch die bloße Macht meiner Unterhaltung hab' ich dem Papst jenes berühmte Konkordat abgewonnen, kraft dessen er auf seine weltliche Souverainetät verzichtete [14])." Auf Sankt Helena kam überhaupt, die Fartcatchers des Napoleonismus mögen sagen was sie wollen, die komödiantische Seite in dem Wesen des Mannes so herrschend zum Durchbruch, daß die heldische ganz dahinter verschwand. Man glaubt aus den vergötternden Berichten der Montholon, Gourgaud und Las Cases weniger den großen Kaiser als vielmehr den dicken Sir John herauszuhören: — „So lag ich und so führt' ich meine Klinge, und als ich die Degenspitzen der sieben Kerle in Steifleinen mit meiner Tartsche aufgefangen, gab ich Elfen von den Sieben ihr Theil. . ."

Es hing Vieles, Alles davon ab, ob der Schlachtenmeister wieder an der Spitze einer imponirenden Streitmacht in Deutschland erscheinen könnte, bevor die Wirkungen der russischen Katastrophe allseitig sich geltend machen konnten, oder nicht. Der Napoleonismus durfte den Völkern und den Kabinetten keine Zeit geben, vom Staunen und Starren zum Nachdenken zu gelangen. Er mußte wieder in voller Rüstung auf dem Plan stehen, bevor das Ewig-Infinitivische zu Berlin und das Ewig-Tartuffe'sche zu Wien bedrohliche Entschlüsse fassen konnten.

Man mußte ein neues Heer aus dem Boden stampfen und man that so, konnte es aber nur thun, weil, wie früher gemeldet worden, deutsche Gemüthlichkeit nicht zur vernichtenden Treibjagd auf die Tausende von dem russischen Grauen und Grausen entwankten napoleonischen Ober- und Unteroffizieren hatte blasen lassen. Selbstverständlich glaubte Napoleon nicht entfernt an die Phantasmagorie, welche er Andern vorgaukelte, daß er nämlich im Januar von 1813 noch 200,000 Mann von der großen Armee am Niemen und an der Weichsel stehen hätte. In Wirklichkeit hatte er, nachdem zu den elenden, über den russischen Gränzfluß zurückgekommenen Heerestrümmern die Nachschübe aus Frankreich, Italien und den rheinbündischen Paschaliks gestoßen waren, unter dem Oberbefehl von Eugen Beauharnais zur Zeit noch 10,000 Mann im Hauptquartier zu Posen, 25,000 Mann in Danzig, 10,000 Mann in den übrigen Weichselfestungen, etliche wenige Bataillone in Warschau und 26 bis 28,000 Mann unter Augereau und Grenier in und um Berlin [15]). Daß er trotzdem beim Beginn des Frühlings wiederum mit überlegenen Streitkräften — wie dargethan werden wird — auf dem Kampfplatz erscheinen konnte, ist ein schlagender Beweis für sein wundersames Organisationstalent, für seine allsehende Arbeitskraft und rücksichtslose Energie. Nicht weniger auch dafür, daß die Regierungsmaschine des napoleonischen Despotismus dazumal noch eben so regelrecht und unerbittlich als erfolgreich ihren Dienst that. Der Usurpator vom 18. Brumaire hatte zwar in Frankreich eine unermeßliche Saat des Hasses ausgesäet. Sie keimte und sproßte, aber noch stand sie nicht in Aehren. Ein schadenfrohes Hohn- und Hoffnungslächeln zitterte auf den Lippen gichtischer Marquis und zahnloser Comtessen im Faubourg St. Germain, die Bourgeoisie begann zu murren und die Intrikanten aller Sorten zwirnten ihre Fäden; aber noch gehorchte Alles.

Nach Außen hin freilich begann die Kraft des furchtbaren

Instruments da und dort schon zu lahmen. Symptome erschienen, daß es den Ratten in den Beinen zuckte, das schlenkernde und schwankende Schiff des Napoleonismus bei Zeiten zu verlassen. Da war z. B. der Seiltänzerkönig von Neapel, Schwager Murat, schon dermalen in solcher Rattenstimmung, kalkulirend, ob er nicht gutthäte, mit den Engländern und Oestreichern seinen Frieden zu machen, was er nach dem Weltgerichtstag von Leipzig mit flüchtigem Erfolg bekanntlich gethan hat, während er für jetzt noch durch seine stolze Frau, unter deren Pantoffel er Staub war, vermocht wurde, die Reiterei des herrischen Schwagers im Feldzug von 1813 zu kommandiren, d. h. zu ruiniren. Auf die rheinbündischen Satrapen jedoch wirkte das napoleonische „Prestige“ noch mit voller Macht und sie kamen den Befehlen, dem erhabenen Protektor neue Soldatenhekatomben darzubringen, mit fliegender Beeiferung nach. In diesen „Souverainen“ lebte, falls wir den Karl August von Weimar und die freilich ganz einflußlosen Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg und Ludwig von Baiern ausnehmen, nicht die leiseste Regung von Vaterlandsgefühl, wie das so herkömmlich war in diesen erlauchten Häusern, welche stets bereit gewesen sind, die Nation zu verrathen, wenn dies ihren persönlichen Leidenschaften oder dynastischen Interessen förderlich schien. Es war unter Napoleon, wie es, von den fürstlichen Verräthereien früherer Jahrhunderte gar nicht zu reden, schon unter Ludwig dem Vierzehnten gewesen, nur in größerem Styl und systematischer. Hiezu kam noch der Zauber von Napoleon's Dämon, ein Zauber, welcher z. B. den armen, unzurechnungsfähigen Friedrich August von Sachsen den Franzosenkaiser geradezu wie einen Herrgott verehren ließ. Und nicht etwa nur die Fürsten waren undeutsch und widerdeutsch. Es wäre thöricht, die Thatsache leugnen zu wollen, daß in den rheinbündischen Ländern, wenigstens in den südwestdeutschen, der deutsche Frühling von 1813 nur sehr vereinzelte oder gar keine Blüthen trieb. Nation und Vaterland

waren hier Worte ohne Sinn und Klang. So zusammenregiert, so napoleonisirt waren diese Bevölkerungen. Die rheinbündischen Truppen, welche im Frühjahr von 1813 von dem Obertreiber ihrer verschiedenen Untertreiber wieder zu Felde getrieben wurden, hatten im Ganzen und Großen gar keine Ahnung von der Schmach, für einen fremden Zwingherrn gegen ihre Landsleute zu fechten. Erst im Verlaufe des Feldzugs änderte sich dies allmälig, aber nicht so fast durch den Einfluß der patriotischen Ideen als vielmehr durch die Brutalität der französischen Generale, welche, wie ihr Herr und Meister selbst, die Rheinbündler von jeher nur als „Futter für Pulver" betrachtet hatten und jetzt ganz offen äußerten, ihr Kaiser trachte die deutschen Truppen noch möglichst zu verwenden und zu verbrauchen, wohl wissend, daß er nicht mehr lange über sie werde verfügen können [16]). Im Uebrigen kommt eine Geschichtschreibung, welche es verschmäht, einem wohlfeilen Patriotismus Honig auf die Lippen zu schmieren, nur ihrer Pflicht nach, wenn sie bezeugt, daß trotz Alledem das arme rheinbündische Kanonenfutter, der Soldat, nicht weniger für den großen Kriegsmeister begeistert, ja fanatisirt war als der französische [17]).

Und brauchen wir uns denn zu verwundern, daß diese einfachen Menschen von dem Blendwerk einer Erscheinung, wie die Welt keine zweite gesehen hat, überwältigt waren, da selbst der erste Genius deutscher Nation, Wolfgang der Große, mit vergötterndem Staunen zum Napoleon hinaufblickte? Dem kosmopolitischen Künstler und Menschenverächter Göthe rührte der deutsche Frühlingsglaube von 1813 scheinbar das Herz gar nicht. Im April sagte er zu Dresden im körner'schen Hause zum Arndt und zum jungen Lützower Theodor: „Bah, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen." Aber des Meisters wahre Stellung zur deutschen Sache zeichnet seine im November von 1813 zu Weimar gegen Luden gethane Aeußerung: „Glauben Sie ja nicht, daß

ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst hab' ich die Schwingen gefunden, mittelst welcher man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt nicht das stolze Bewußtsein, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören [18]." Ueber diese Trauer hinaus zur Begeisterung hat er es jedoch nicht gebracht. Als höfische Rücksichten ihn nöthigten, von dem Befreiungskriege poetisch Notiz zu nehmen, that er es eben als Höfling, nicht als Dichter, indem er das pappelhölzern-allegorische Ding „Des Epimenides Erwachen" zurechtkleisterte, worüber ein patriotischer Sänger jener Zeit mit Recht seinen Spott ausgelassen hat [19]). Und ein Napoleonist zu sein hörte der Meister niemals auf. Als im April von 1814 einer der Frühstücksgäste des Herzogs von Weimar bei Very bemerkte: „Mit Göthe's Napoleonsverehrung wird es jetzt wohl aus sein —" wandte sich Karl August rasch um und sagte: „O ganz und gar nicht! Da kennen Sie Göthe nicht." Noch in späterer Zeit, als einmal in seiner Gegenwart über den gefallenen Soldatenkaiser heftig losgezogen wurde, schwieg der Dichterkaiser erst eine Weile, dann aber sagte er harsch und herb: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruhe [20])!" Der alte Herr mochte denken, die Welt habe nicht eben Viel dadurch gewonnen, daß an die Stelle des einen Riesen-Despoten ein ganzer Schwarm

von Zwerg-Despoten getreten sei, und, fürwahr, in dem Deutschland der Metterniche und Gentze, der Kamptz, Schmalz und Tzschoppe, der karlsbader Beschlüsse und der mainzer Demagogen-Inquisition konnte man sich wohl nach dem Napoleonismus zurücksehnen. . . . .

Des rheinbündischen Deutschlands also konnte der Zwingherr vorerst sicher sein, weil ja der vom Osten her ergehende Ruf zur Erhebung deutscher Nation in den Ohren der rheinbündischen Satrapen nur ein verbrecherischer Mißton war. Ob er mit mehr oder weniger Bestimmtheit hoffte, daß auch Preußen und Oestreich an der Allianz mit ihm festhalten, d. h. in der Unterwürfigkeit gegen ihn beharren würden, diese Frage ist mit Sicherheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Er wußte, welche Gewaltsamkeiten er Oestreich und Preußen angethan hatte; aber er wußte auch, welche Furcht seine geistige Ueberlegenheit den von ihm Vergewaltigten einflößte. Noch glaubte er fest und voll an seinen Stern, d. h. an sich, und in diesem Glauben mußte er allerdings gegen Besorgnisse gefeit sein, welche eine Persönlichkeit wie die Friedrich Wilhelms in ihm erregen konnte und eine Persönlichkeit wie die des Kaisers Franz in ihm hätte erregen sollen. Denn, in Wahrheit, die grobe Täuschung, welcher Napoleon hinsichtlich der Stimmung und Sinnesweise seines Schwiegervaters sich überließ, ist einer seiner verhängnißvollsten Fehler gewesen. Der Kriegsmeister wähnte, Franz werde sich im entscheidenden Augenblicke doch immer wieder erinnern, daß er die Ehre habe, Napoleon's des Großen Schwiegervater zu sein, und hatte keine Ahnung davon, daß in der unscheinbaren Gestalt des Lothringers eine verzehrende Herrschlust brannte, daß dieser „gemüthliche" Franz gerade so wie er, Napoleon, Nichts achtete und Nichts anbetete als die unumschränkte Gewalt und deßhalb keinen Augenblick anstehen würde, der Möglichkeit, die östreichische Macht wieder aufzurichten, nicht nur eine, sondern zehn Töchter zum Opfer zu bringen. Freilich

konnte es sogar dem ziemlich beschränkten Grafen Otto, dem französischen Gesandten in Wien, nicht entgehen, daß daselbst sofort nach dem Bekanntwerden der Katastrophe in Rußland der Widernapoleonismus kräftig sich regte, besonders in den Reihen der Aristokratie, welche ihres Unmuths über die Beschränkungen und Einbußen, die das Kontinentalsystem ihr auferlegte, kein Hehl hatte. Ueberhaupt ist gleich hier zu sagen, daß der sich vorbereitende Umschwung der Dinge in Oestreich von Anfang an einen deutschnationalen und volksmäßigen Charakter nicht hatte, sondern durchaus nur einen östreichisch-aristokratischen, einen diplomatischen und soldatischen. Man hätte die knöcherne Gestalt des Kaisers Franz pulverisiren können ohne auch nur ein Atom von Deutschheit darin zu finden, und was Metternich angeht, so war er ein seines Herrn würdiger Diener, d. h. ein so ganz und gar entdeutschter Mensch, daß ihm bekanntlich Deutschland durchaus Nichts war als „eine geographische Redensart." Absolutist nicht aus eigener Neigung — schon darum nicht, weil seine Eitelkeit sich mitunter in der Vorstellung gefiel, eine parlamentarische Ministerrolle zu spielen — machte er den Absolutismus zu seinem System, weil er nur mittelst unbedingter Adoption dieses Systems der erste Minister des Kaisers Franz sein und bleiben konnte, was er unter allen Umständen sein und bleiben wollte, weil er die Macht und das Geld liebte. Das letztere nicht, um es zu behalten, sondern um es zu vergeuden: — unermeßliche Summen von „Besoldungen", „Gratifikationen" und „Entschädigungen" aller Art sind ihm durch die Finger gerollt. Hatte doch auch sein stylistischer Leibdiener Gentz Erntejahre, wo er eigenem Geständniß zufolge 17,000 Dukaten und mehr an Bestechungsgeldern einnahm [21]). Frivol bis ins Mark, skeptisch und blasirt wie ein Marquis des Ancien Régime, konnte Metternich Dinge wie Vaterland, Freiheit und Ehre nur wie Spielzeuge für große Kinder ansehen und ein Mann, welchen Buhlweiber von der Sorte der Fürstin

Bagration („la belle ange nue“) und der Herzogin von Sagan in die Mysterien der Genußschwelgerei eingeweiht hatten, ein Mann, welcher mit beispiellosem Kynismus über das Verhältniß zu seiner eigenen Frau sich ausließ [22]), der mußte alles Edlere und Bessere im Menschen für Firlefanz erklären und folgerichtig die Staatskunst in den höheren Humbug setzen. Bei Alledem jedoch ist wahr, daß Metternich eine zwar klein, aber sehr fein angelegte Persönlichkeit gewesen ist und daß er sich ganz unübertrefflich jenen Anschein von Ueberlegenheit zu geben verstand, welcher selbst gescheite Leute verblüffen kann und dumme staunen macht. Nicht entfernt ein Mann von Genius, aller ursprünglichen und selbstständigen Ideen bar, war er, was in der Welt unendlich mehr gilt und wirkt, ein Meister der Formen und als solcher hat er — nur der Unverstand kann es bestreiten — die Politik Oestreichs im franz'schen Sinne während der Jahre 1813—15 meisterhaft geleitet. Das unwiderrufliche Endurtheil über die ganze Franz-Metternichigkeit hat erst der März von 1848 gesprochen. Es konnte nur ein herbster Verdammungsspruch sein.

Wie hätte unter einem Regiment wie das franz-metternichige der Gedanke des Deutschthums und einer nationalen Erhebung gegen Napoleon sich regen können? „Hier in Wien — schrieb Dorothea Schlegel im April von 1813 an Sulpiz Boisserée — ist man auf jede andere Ehre eifersüchtiger als auf die, Deutschlands Hauptstadt zu sein. Denn Sie müssen wissen, daß man Hanaken, Naraken und alle erdenklichen Aken und Maken nicht für Ausländer, aber alle Deutschen, die nicht am wiener Berge geboren sind, allerdings für Ausländer ansieht“ — und als Theodor Körner seiner Leier das Schwert gesellte und sich zu den Lützowern gen Breslau aufmachte, da meinten die gutmüthigen Wiener achselzuckend, „der in jeder Hinsicht so achtungswerthe Jüngling sei doch viel zu gut für Kanonenfutter [23]).“ So weit war man in Oestreich dem Verständnisse

dessen fern, was die Blüthe der deutschen Jugend drängte und trieb. Der Widernapoleonismus hatte demnach in Wien einen ausschließlich östreichischen, aristokratisch-reaktionären und selbstsüchtig-diplomatischen Charakter und in solchem Sinne ging er vor, d. h. auf Schleichwegen und Heuchelpfaden. Noch vor Ablauf des Jahres 1812 kam der dem Franzosenkaiser von früher her wohlgefällige General Bubna nach Paris, um die Glückwünsche des wiener Hofs zur Heimkehr Napoleon's zu überbringen und nebenher zu versichern, daß Oestreich bei der französischen Allianz beharren werde. Am 12. Februar von 1813 sodann erklärte Metternich dem Grafen Otto: „Unsere Allianz gründet sich auf die natürlichsten, dauerndsten, ihrem Wesen nach wohlthätigsten Verhältnisse und Interessen; sie muß daher ewig sein wie die Bedürfnisse, aus denen sie hervorging.“ Doch ließ der Minister nebenbei ein Wort von der Unbequemlichkeit des Kontinentalsystems für Oestreich fallen, sowie ein weiteres, daß das wiener Kabinett den Gedanken ins Auge gefaßt habe, eine Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten versuchen zu wollen. Und in denselben Tagen, wo Metternich die französisch-östreichische Allianz für „ewig“ erklärte, gingen östreichische Sendlinge ins Hauptquartier des Czaren und nach London ab, natürlich nur, um für diese „Ewigkeit“ zu arbeiten, und in denselben Tagen drückte der „redliche“ Kaiser Franz dem preußischen General von dem Knesebeck, welchen Friedrich Wilhelm sofort nach Abschluß seiner Allianz mit Alexander nach Wien geschickt hatte, biedermännisch die Hand und sagte: „Melden Sie Ihrem König, daß ich komme. Ich habe noch nie meine Hand auf Etwas gegeben, ohne mein Wort zu halten. Erst muß mich aber der Metternich von Napoleon losmachen, gegen den ich Verpflichtungen eingegangen bin [24]).“ Man sieht, der Franzosenkaiser hatte recht, wenn er, weit entfernt, von Seiten Oestreichs einen äußersten Entschluß zu fürchten, der Sachlage doch nicht ganz traute. Ueberzeugt von der

Wahrheit des Satzes, daß „kleine Geschenke die Freundschaft warmhalten," bot er dem wiener Hof, um denselben „treu" zu erhalten, die preußische Provinz Schlesien an [25]). Das Anerbieten, wohl nur ein „Fühler," wurde abgelehnt und nun schien es Napoleon rathsam, an die Stelle des redlichen Otto den pfiffigeren Narbonne nach Wien zu schicken, welcher Diplomat auf seinen Posten mit den Worten abgegangen sein soll: „Wo der Arzt mit seinem Latein zu Ende, ruft man den Quacksalber." Der Quacksalber vermochte den sehr allmälig, aber unaufhaltsam vor sich gehenden Allianzbruch nicht zu verhindern oder wieder zu heilen. Oestreich wollte aus der Lage Vortheil ziehen und warum hätte es das nicht wollen sollen? Metternich handirte sehr geschickt. Ihm kam es nicht zu Sinne, den Napoleonismus vernichten zu wollen; er wünschte ihn bloß einzuschränken und zwar in einer für Oestreich vortheilhaften Weise. Die Franzosen aus Deutschland zu verdrängen, fiel ihm gar nicht ein; wohl aber, die angebotene Friedensvermittlung so hoch wie möglich anzusetzen und zwar nach beiden Seiten hin. Wetteifernd sollte auf die Allianz Oestreichs von hüben und drüben geboten werden, bis das Angebot einer Wiedereinbringung der östreichischen Einbussen von 1805 und 1809 gleichkäme. Damit war es dem Franz und dem Metternich ernst und Napoleon sollte es bitterlich bereuen, daß er das nicht bei Zeiten einsah und sich danach richtete. Er wähnte, er habe es ja schlimmsten Falls immer noch in seiner Gewalt, Oestreich mittelst Hinwerfung eines Länderbrockens beim Bündniß mit ihm festzuhalten, und allerdings erklärte noch am 26. April Metternich dem Grafen Narbonne, daß Oestreich die Grundlagen der Allianz vom März 1812 als unerschüttert ansehe. Aber in derselben Note doch auch, daß „Oestreich als vermittelnde Macht und vermöge seiner geographischen Lage nicht mehr in der Eigenschaft als bloße Hülfsmacht (Napoleon's) an dem Kriege sich betheiligen könne und daß demnach die Stipulationen des Allianz-

verträgs von 1812 aufhörten, auf die gegenwärtige Situation anwendbar zu sein.“ Aus der diplomatischen Phrasenbaumwolle herausgewickelt hieß das: „Sehr lieber Herr Bruder und Schwiegersohn Bonaparte, entweder du bezahlst uns für unsere Allianz den Preis, den wir fordern, oder aber wir suchen bereitwilligere Käufer im Lager deiner Feinde.“ Dies so deutlich zu verstehen zu geben, daß man es verstehen mußte, wenn man es verstehen wollte, hatte auch der Fürst Karl von Schwarzenberg Auftrag, als derselbe, so eben für den thatlosen Feldzug in Polen auf Napoleon's Verwendung mit dem Marschallsstab belohnt, am 7. April nach Paris kam, um die Unterhandlungen weiter zu führen. Er that es ohne Erfolg, obgleich der Schmiegsame am 22. April Namens seines Hofes dem Duc de Bassano (Maret) erklärte, Oestreich halte den Kaiser Napoleon für seinen „natürlichsten Verbündeten“ [26]). Der Kaiserwahnsinnige ließ den östreichischen Botschafter ziehen, ohne Oestreich irgendwelche feste Vorschläge oder gar Einräumungen gemacht zu haben. Noch mehr, der tollgewordene Napoleonismus konnte nicht umhin, den Fürsten Schwarzenberg förmlich zu hänseln, wovor diesen schon sein höchst ehrenhafter Privatcharakter hätte sicherstellen sollen. Der Fürst war bei der Abschiedsaudienz in östreichischer Feldmarschallsgala und trug den Marschallsstab. „Vous avez le bâton de maréchal — sagte im Uebermuth seiner Laune der Empereur zu ihm -- le bâton cela veut dire s c h l a g e n celui qu'on a devant soi.“ Worauf der östreichische Magnat ganz treffend und tüchtig: „Oui, Sire, il faut le désirer; il s'agit de le pouvoir [27]).“ Die Dinge nahmen dann ihren Verlauf und man muß anerkennen, daß es ein feines Stück diplomatischer Arbeit gewesen ist, welche Metternich that, indem er seinen Herrn vom Napoleon „losmachte,“ Oestreich sachte aus der Region der napoleonischen Allianz auf das Feld der Neutralität, dann der friedlichen Vermittlung, dann der bewaffneten Vermittlung hinüberrückend und zuletzt in eine

Stellung schiebend, wo es in diese oder jene Wagschale das Gewicht der Entscheidung werfen konnte.

Das Verhältniß Preußens zu dem Eroberer und Zwingherrn mußte sich der ganzen Lage dieses Staats gemäß viel rascher und früher klären als das Oestreichs. Aber Preußen war nicht allein in Betreff seiner materiellen Machtstellung weit ungünstiger daran als Oestreich, sondern auch in Betreff der leitenden Personen. Friedrich Wilhelm kam an Verschlagenheit, Verstellungskunst und Willenszähigkeit dem Kaiser Franz entfernt nicht bei und Hardenberg war in diplomatischen Ränken und Schwänken dem Metternich lange nicht gewachsen. Daher fiel auch die Gaukelei, welche man nach der Konvention von Tauroggen dem Napoleon von Berlin aus vorzumachen sich bemühte, so kläglich aus. Daß man, sobald vom Untergang der großen Armee in Rußland bestimmte Kunde eingegangen, die Empörung Preußens gegen die fremde Zwingherrschaft als eine ausgemachte Sache ansah und daß auch der König in innerster Seele diesen Gedanken hegte, ist wohl ganz unzweifelhaft [28]). Aber noch immer stand, was in den Jahren 1806 und 1807 geschehen war, noch immer stand das Schreckgespenst Jena-Tilsit vor Friedrich Wilhelm, und sowie es drohend den Finger erhob, schwankte der König in seine infinitivische Unentschlossenheit zurück, den Einflüssen von Kalkreuthen und Wittgensteinen preisgegeben.

Es wurde, wie Jedermann wissen könnte, in der hofhistoriographischen Falschmünzstätte eine Friedrich-Wilhelms-Legende geprägt, welche von dem „Heldenkönig," von „Der König rief und Alle, Alle kamen" — und von dergleichen schönen Dingen mehr unterthanentrommelfellrührend und herzbeweglich zu singen und zu sagen weiß. Solche Legenden gehören zu den dynastischen Regierungsmitteln und es ist ganz in der Ordnung, daß sie bei passenden Gelegenheiten offiziell hergeleiert werden; denn die Welt will betrogen sein und die blöde Menge lieber hundert

Lügen hinunterschlucken als eine Wahrheit hinunterwürgen. Aber trotzdem und obzwar geschrieben steht: „Dogge Wahrheit wird hinausgepeitscht und muß ins Hundeloch, während Schooßhündchen Schmeichler am Ofen liegen und stinken darf [29]" — so muß doch gesagt werden, daß unter ernsten Männern nicht mehr davon die Rede sein sollte, dem König Friedrich Wilhelm die Führerschaft der preußischen Erhebung von 1813 anzulügen, eine Führerschaft, wozu er nicht das Zeug hatte und die er auch gar nicht in Anspruch nahm. Er besaß ohne Frage den ordinären physischen Soldatenmuth und zwar in nicht geringem Grade, aber den Muth des selbstständigen Denkens und entschiedenen Handelns besaß er nicht. Darum trieb er nicht, sondern mußte getrieben werden. Wäre es auf ihn angekommen, fürwahr die günstige Stunde würde i. J. 1813 gerade so verpaßt worden sein, wie sie i. J. 1809 verpaßt worden war. An die signalgebende That York's schloß sich aber eine ganze Reihe entsprechender Vorrichtungen und Betreibungen der preußischen Patrioten — man betrachte z. B. nur die militärischen Maßregeln, welche Bülow im Anschluß an York als Befehlshaber in der Provinz Preußen traf [30]) — welche Betreibungen die Strömung der Zeit unwiderstehlich hoch anschwellten. Friedrich Wilhelm, weit entfernt, sie zu leiten, folgte ihr nur, und zwar zögernd und widerwillig genug. Wie hellsichtigste und bravste Männer des Königs Stellung zur großen Zeitfrage faßten und wie Wenig sie von ihm erwarteten, hierauf wirft schon der Umstand ein grelles Streiflicht, daß, sobald die Konvention von Tauroggen in London bekannt geworden war, Gneisenau gegen Lord Castlereagh sich erbot, zur Fortsetzung des von York Begonnenen nach Kolberg zu eilen, sich an die Spitze der dortigen Garnison zu stellen und in Verbindung mit der aus Rußland erwarteten deutschen Legion auf eigene Hand den Krieg gegen die Franzosen anzuheben [31]). Nein, seine Zeitgenossen kannten Friedrich Wilhelm den Dritten keineswegs als

den „Heldenkönig," sondern nur als den König Infinitiv, dessen Verschuldung und Unglück war, sein Lebenlang auf Mittelmäßigkeiten förmlich versessen gewesen zu sein, allzeit lieber die Rathschläge von Tröpfen und Schuften als die der Männer von Geist, Herz und Ehre befolgt und überdies die sehr mäßig große Gehirnhöhle mehr als billig vom Droit-Divin-Dunst angefüllt gehabt zu haben. Wie kleinlich nachtragend der „großherzige Heldenkönig" sein konnte, wie unfähig er war, Etwas zu vergeben und zu vergessen, was ihm sein bocksteif-absolutistisches Bewußtsein verletzt hatte, beweis't sein Verhalten gegen York, welchem er im Grunde niemals verzieh, in der Mühle von Poscherum jenen mannhaften Entschluß gefaßt zu haben, welchen Friedrich Wilhelm allerdings nie zu fassen vermocht hätte. Bei jeder Gelegenheit tränkte es ja der König dem General ein. Als nach der Schlacht bei Bautzen die Sachen sehr bedenklich zu stehen schienen, brummte er York an: „Haben alle diesen Wirrwar verschuldet!" und als nach Ablauf des Waffenstillstands das Korps des Generals zu Rogau vor dem König Musterung passirte und allerdings nicht sehr potsdämisch-parademäßig aussah, weil es an Schuhwerk fehlte und die Bekleidung elend war, erhielt York zum Dank für seine und seiner Soldaten im bisherigen Verlaufe des Krieges ausgestandenen Strapazen und ruhmreichen Anstrengungen wiederum ein königlich-infinitivisches Gebrumm: — „Mir sehr unangenehm sein. Haben aber den Krieg gewollt und Alles angefangen [32])."

Geschichtlich ist demnach, daß Friedrich Wilhelm den Geist und Schwung von 1813 nicht begriff, daß er demselben nicht zu folgen vermochte und im Herzen stets abgeneigt blieb. Sogar insoweit dieser Geist und Schwung ein spezifisch-preußischer war. Was vollends den Gedanken einer deutschnationalen Erhebung anging, o Himmel, d e n vermochte ein hohenzoller'scher Infinitiv nicht mehr zu erfassen als ein lothringischer Tartuffe. Man muß sogar dem Kaiser Franz nachsagen, daß er sich zur

deutschen Frage entschieden viel ehrlicher stellte als Friedrich Wilhelm. Denn Jener wollte von Anfang an Nichts von ihr wissen und dabei blieb er, während Dieser sich denn doch bewegen ließ, mittelst der deutschen Sache gelegentlich preußisches Kapital zu machen. Sodann ist es, um den Mythus von der „fleckenlosen Redlichkeit“ des „Heldenkönigs“ zu retten, sehr bequem, die unsaubern Machenschaften des berliner Kabinetts im Januar von 1813 ohne weiteres dem Minister Hardenberg in die Schuhe zu schieben. Die Wahrheit aber ist, daß Hardenberg damals durchaus Nichts ohne Wissen und Willen seines Herrn gethan hat. Fleckenlos redlich war aber dieses Thun sicherlich nicht, wohl aber diplomatisch-gauklerisch, wenn auch lange nicht so geschickt und zierlich wie das metternichige. Am 19. Januar brachten die berliner Zeitungen die amtliche Botschaft, daß der König „mit höchstem Unwillen“ die Nachricht von der york'schen Kapitulation vernommen und sofort verfügt habe, daß der General seines Kommando's enthoben, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werde; sowie, daß die Truppen zur Verfügung des Kaisers Napoleon oder seines Stellvertreters bleiben sollten. Endlich, daß der Fürst von Hatzfeld als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt worden sei, um Sr. Majestät „hohem Alliirten“ die Versicherung zu geben, wie so „sehr schmerzlich“ für Se. Majestät das Gebaren York's gewesen und wie Se. Majestät der Allianz mit dem Empereur und Roi aufrichtig zugethan sei. Zugleich mit Hatzfeld eilte der Major Natzmer vom preußischen Hoflager weg, freilich in entgegengesetzter Richtung, in sehr entgegengesetzter. Denn neben seinem öffentlichen Auftrag, die angegebenen auf York bezüglichen Befehle nach Königsberg zu bringen, hatte er den geheimen, nicht nach dieser Stadt, sondern vielmehr ins russische Hauptquartier zu gehen, um dem Czaren ein preußisches Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, für den Fall, daß Alexander den Krieg gegen Napoleon energisch fortsetzen und seine Truppen

möglichst rasch über die Weichsel und Oder vorgehen lassen wollte. Am 13. Januar richtete Natzmer dieses zu Bobersk an den Czaren aus. Tags zuvor aber hatte St. Marsan, der französische Gesandte in Berlin, eine Depesche nach Paris abgehen lassen, worin er dem Duc de Bassano meldete, Friedrich Wilhelm versichere „des Bestimmtesten", er sei „der natürliche Verbündete Frankreichs." Damit noch nicht genug. Man hatte in Paris in Anregung bringen lassen, daß Preußen im vorigen Jahre der französischen Armee Lebensmittel und sonstige Sachen im Werthe von 94 Millionen geliefert habe und diese Summe gern ausbezahlt erhielte, mit Abzug der 48 Millionen, welche es noch von 1807 her an Frankreich schuldig sei. Aber um ja mit dieser Forderung nicht anzustoßen oder gar den Verdacht zu erregen, der preußische Hof wollte das verlangte Geld zu Rüstungen gegen den „hohen Alliirten" verwenden, ließ man durch St. Marsan in derselben Depesche melden, man trage sich am berliner Hof mit dem Gedanken, den Kronprinzen mit einer Prinzessin aus der kaiserlich-napoleonischen Familie zu verheiraten, und der König stimme diesem Projekte bei, falls der preußischen Monarchie gewisse Vortheile zugesichert würden [33]. In der Politik Moral zu suchen ist bekanntlich kindisch, und daß Friedrich Wilhelm seinem Zwingherrn Napoleon gegenüber berechtigt war, jede ihm gerade zur Hand seiende Waffe zu gebrauchen, ist selbstverständlich; aber wie die angeführten Thatsachen mit der „fleckenlosen Redlichkeit" eines „Heldenkönigs" zu reimen seien, mögen Solche wissen, welche der Meinung sind, Lüge sei ein ganz vortrefflicher Reim auf Wahrheit. Außerhalb der Sphäre der Falschmünzerei und Schönfärberei wird man daher in den Versuchen des preußischen Kabinetts, dem Napoleon Sand in die Augen zu streuen, nur Züge jener diplomatischen Schachspielkunst erblicken, welche herkömmlicher Weise von dem Grundsatz ausgeht: „Der Zweck heiligt die Mittel." Hatte man doch schon i. J. 1812 bei Abschluß der Allianz mit Frankreich auf

den Fall hin, daß der napoleonische Zug nach Rußland ein schlechtes Ende nähme, geheime Verabredungen mit dem Czaren getroffen, welche Preußen verpflichteten, jetzt gegen den Zwingherrn aufzutreten [34]). Daher konnte auch, wir hörten es [35]), Kaiser Alexander, sobald er den Rückzug der Franzosen aus Moskau erfahren, Preußen zum Handeln auffordern. Daß übrigens die „deckenden“ Schachzüge Hardenberg's den Napoleon über das wirklich beabsichtigte Spiel Preußens nicht täuschten, erhellt sattsam daraus, daß der Empereur, von dorther Nichts mehr hoffend, das preußische Schlesien dem östreichischen Kabinett als Köder hinhielt. . . .

Ganz unabhängig von diesen diplomatischen Spiegelfechtereien keimte, sproßte, wuchs, schoß in Blatt und Blüthe die deutschnationale Erhebung der Gemüther in Preußen, ihren Völkerfrühlingshauch nach Kräften über alles deutsche Land aussendend, so daß derselbe selbst da, wo er als belebender Sturm nicht wirken konnte, wenigstens als tröstliches Säuseln verspürt wurde. In Preußen und insbesondere in Ostpreußen ist der glorreiche Sturm — wir werden mehr davon hören — durchaus ein ursprünglicher und spontaner gewesen, alle Menschen, alle Stände und Klassen aus tiefster Noth emportragend auf den Feuerwogen edelsten Zorns. Hier, wo der lastende Napoleonismus die Schultern und die Seelen am unerbittlichsten wundgedrückt hatte, hier stand auch das ganze Volk wie ein Mann gegen ihn auf, zunächst die übrigen Provinzen Preußens zur Nachahmung und Nacheiferung rufend. Auch anderwärts in Deutschland regte sich der Napoleonhaß, der Ueberdruß an der fremden Zwingherrschaft in den Bevölkerungen; aber zu einer nennenswerthen That brachte er es nicht. Am saft- und kraftlosesten erwies sich das Vaterlandsgefühl in Würtemberg, wo es unter dem Tyrannenstock des „dicken Frieders“ kaum zu mucksen wagte. Das Kühnste, dessen sich deutscher Patriotismus hier unterstand, war, daß er in Stuttgart

einen auch nach dem Beitritt Würtembergs zur widernapoleonischen Allianz noch im Lokal des Lesevereins aufgehängten obrigkeitlichen Befehl, „nicht über Politik zu reden,“ herunterriß und zwar, wie ein echter und gerechter Altwürtemberger triumphirend gemeldet hat, „ohne daß Strafe erfolgt wäre [35 a]). Es ist überhaupt nicht Geschichte, sondern nur eine Legende, welche dem gekräftigteren Vaterlandsgefühl der Nachgeborenen sich eingeschmeichelt hat, wenn gesagt und geglaubt wird, der Erhebungsgedanke von 1813 sei wie ein elektrischer und elektrisirender Schlag durch alle deutschen Gaue gefahren, habe wie ein zündender Blitz in die Herzen aller Deutschen geschlagen. Abgesehen davon, daß die deutschen Herzen an langsamem Feuer geglüht sein wollen, wenn sie für Etwas recht warm werden sollen, konnte i. J. 1813 von einem plötzlichen und allgemeinen, von einem wirklich und wahrhaft nationalen Aufschwung schon deßhalb gar keine Rede sein, weil der ungeheuren Mehrzahl der Deutschen, weil den Volksmassen das Bewußtsein der Deutschheit ganz abhanden gekommen war. Allerdings, sie konnten Nichts dafür: sie waren ja systematisch entdeutscht worden.

Schon in seinen Anfängen, bei seinem ersten Auftreten in der Geschichte ist das Deutschthum keineswegs national, sondern ganz entschieden partikularistisch. Eine Menge von germanischen Völkerstämmen drängt sich auf die weltgeschichtliche Bühne, aber nirgends hören wir von einer germanischen Nation, — es wäre denn in den generalisirenden und darum schiefen Berichten eines Cäsar oder Tacitus. In dem Nationalnamen „deutsch“ klingt freilich, wie Jedermann weiß, Urzeitlich-Mythisches nach (Teut, Tuisto); aber es ist doch sehr eigen und kennzeichnend, daß erst zur Zeit Kaiser Otto's des Ersten für die im Reichsverbande stehenden deutschen Stämme der nationale Gesammtname „Deutsche“ aufkam [36]) und daß früher als bei uns selbst bei den Fremden, z. B. bei den Italiänern, die Bezeichnungen „Deutschland,“ „deutsches Volk,“ „deutsches Reich“

und „deutscher König“ gebräuchlich waren. Erst von der Mitte des 11. Jahrhunderts an trat in Deutschland der gemeinsame, auf unsern mythischen Urahn zurückweisende Volksname mälig an die Stelle der einzelnen Stammnamen. Wenn aber in den Deutschen von Anfang an unendlich viel mehr Stammesbewußtsein und Heimatsgefühl als Nationalinstinkt und Vaterlandssinn vorhanden war, so ist auch ihre ganze Geschichte nicht dazu angethan gewesen, das zu ändern. Eine traurige Centrifugalgeschichte allzeit! Unser Kaiserthum selbst in den Zeiten seiner mittelalterlichen Glanzhöhe nur eine kosmopolitische Windbeutelei, draußen der gleißenden Unmöglichkeit einer Weltherrschaft nachjagend und derweil drinnen die heilsame Möglichkeit versäumend, die „angestammte“ partikularistisch-dynastische Drachenzähnesaat mit Stumpf und Stiel auszurotten. Dann kam der Unsinn des Unsinns, das elende Pfaffengezänke um Meßbuch oder Bibel, um „Ist“ oder „Bedeutet,“ um Stola oder Bäffchen, jene Nichtverwirklichung, sondern Verpfuschung und Fälschung des Reformationsgedankens, welche es sehr ungewiß läßt, ob die bornirte Lutherei oder die pfiffige Jesuiterei für die Verknechtung und Entdeutschung der Bevölkerungen Deutschlands mehr gethan habe. Auf die Affenschande der „Alamoderei“ des siebzehnten Jahrhunderts folgte sodann im achtzehnten der Ausbau fürstlichen Sultanismus à la Louis Quatorze; hierauf kam Friedrich der Große mit seiner Erfindung der „Nation prussienne,“ mit seinem erleuchteten, das deutsche Reich symbolisch und thatsächlich die Treppe hinabwerfenden Stockszepterthum [37]); dann die französische Revolution mit ihren weltbürgerlichen Verheißungen und ihren napoleonischen Erfüllungen; endlich folgten die Könige und Herzoge von Bonaparte's Gnaden, — woher denn hätten nach Alledem in den Volksmassen vaterländisches Gefühl und nationales Bewußtsein kommen sollen? Wenn es dennoch wahr ist — und es ist wahr! — daß dieses Gefühl und Bewußtsein auch außerhalb Preußens

i. J. 1813 vorhanden war, so muß beschränkend angemerkt werden, daß es nur in den gebildeten Kreisen der Fall gewesen. In diesen Kreisen glomm der vaterländische Funke schon jahrelang unter der Asche und wuchs an Kraft und Macht, um dann im Frühling des großen Erhebungsjahrs in herrlichen Flammen aufzulodern. Aber es muß als echtdeutsch hervorgehoben werden, daß dieses Vaterlandsgefühl, dieses Nationalbewußtsein, diese Deutschheit lange nicht so sehr eine naturwüchsige Pflanze als vielmehr ein Resultat der Reflektion, ein Pfropfreis der Kulturstimmung und Literaturentwicklung gewesen ist, wie solche während der Herrschaft des Napoleonismus in Deutschland eingetreten war. Mit andern Worten, die Entartung der kosmopolitischen Revolutionsidee zur herben Wirklichkeit eines wahnsinnigen Weltzwingherrschaftsversuchs hatte die guten Wolkenkuckuksheimer von gebildeten Deutschen vom Weltbürgerthumskredo zum Vaterlandsglauben bekehrt.

Literargeschichtlich heißt diese Wendung herkömmlicher Weise die „Romantische Schule“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß die auf der Schwelle vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert emporgekommene Doktrin und Tendenz der Romantiker bedeutsam in die Speichen des Zeitrades eingegriffen hat, um dasselbe rückwärts zu treiben. Ja, rückwärts! Anfangs ohne es zu wissen und zu wollen, weiterhin bewußt und absichtlich. . . Als den Deutschen mit der offiziellen Bannung des Reichsgespenstes auch der Name des deutschen Vaterlandes verschwunden war, erwachte in ihnen die Sehnsucht danach, wie man ja stets wünscht, was man nicht hat. Dichter und Gelehrte begannen auf die Entdeckung Deutschlands auszugehen und glaubten es endlich im Mittelalter gefunden zu haben, allwo, sangen und sagten sie, des „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“ Oberhaupt der „Herr der Welt“ gewesen war. Sie meinten damit jene Periode, wo der deutsche Kaiserwahnsinn seine Weltreichs-Fata-Morgana geträumt

hatte, — ein Traum, der allenfalls innerhalb einer kleinen Spanne Zeit (1000—1050) wie Wirklichkeit ausgesehen hatte. Genug, am Stabe der schmeichelnden Erinnerung mittelalterlicher Größe sollte sich, wollten die Romantiker, das deutsche Vaterlandsgefühl wieder emporranken und zu diesem Zwecke wurde von den naiven wie von den berechnenden Adepten der Schule die ungeheuerliche, aber von dem stupiden Haufen deßhalb nur um so lieber geglaubte Lüge von der „guten, alten, frommen Zeit“ möglichst verführerisch aufgestutzt und eifrigst in Umlauf gesetzt. Nicht ohne Erfolg, besonders dann, als dieses Phantom von Mittelalter, durch Romantiker zweiten, dritten und vierten Ranges popularisirt, in den Leihbibliotheken zu grassiren begonnen hatte. In Wahrheit, Vaterland, Deutschthum und Mittelalterlichkeit wurden für eine Weile in der Anschauung der urtheilslosen Menge gleichbedeutend und so war den Absichten und Bemühungen der Junker- und Pfaffenpartei, welche das wieder erwachende Nationalgefühl im Sinne einer Reaktion gegen die großen befreienden Ideen von 1776 und 1789 auszubeuten sich beeilten, in der öffentlichen Meinung ein breiter Raum bereitet. Schwer, wenn überhaupt, sind die Völker für Wahrheit und Vernunft zu gewinnen; aber der Lüge und dem Wahn huldigen sie mit Jubelschall.

An und für sich betrachtet, war die romantische Schule nur ein schnell vorüberhuschendes Spektakel. Gemacht, erkünstelt, verlogen das ganze Wesen von Anfang an! Schon beim ersten Auftreten der Romantiker trieben sie, wie mit Allem, so auch mit der Religion, welche „wiederherstellen“ zu wollen sie erklärten, frivolen Zeitvertreib, mystische Jonglerie. („Das Christenthum ist hier à l'ordre du jour“ — schrieb Dorothea Schlegel, geborene Mendelssohn, entführte Veit, am 15. November 1799 aus Jena an Schleiermacher. „Die Herren sind etwas toll. Hardenberg glaubt, Tieck ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten, sie verstehen sich selbst nicht und

einander nicht.") Aus der Unklarheit und Unwahrheit der Romantik ging ganz naturgemäß die künstlerische Impotenz ihrer Jünger hervor. Sie haben selber nie an ihre Predigt geglaubt. So oft und gewaltsam sie daher zum Enthusiasmus sich aufbliesen, machten die Nadelstiche der eigenen Ironie die Windblase alsbald wieder zusammenklappen. Wo immer sie einen rechten Anlauf nahmen, kam nur eitel Stückwerk zu Tage [38]). Sie wurden auch der romantischen Maskerade selber in Bälde überdrüssig. Der Hektiker Hardenberg-Novalis, dem es mit der Sache noch am meisten ernst gewesen, ging die „blaue Blume" der Romantik im Jenseits suchen; Tieck zog sich aus der affektirten Genovefa- und Oktavianus-Klingelei zu der geistreichelnd-langweiligen Theeklatschbasigkeit einer Novellistik ohne Erfindungs- und Gestaltungskraft zurück; August Wilhelm Schlegel trat als literarische Kammerzofe in die Dienste von Madame Staël; Zacharias Werner steckte sich nach in Paris absolvirtem Kurs der Lüderlichkeit zu Rom in die Mönchskutte; Friedrich Schlegel ward ein untergeordneter Handlanger bei der Metternichigkeit in der Staatskanzlei zu Wien. Die Romantiker haben überhaupt in Deutschland das literarische Renegatenthum so recht in Schwung und Mode und die Kunst, sich zu verkaufen, in Aufnahme gebracht. Seitdem hat ein Ueberfluß von Beispielen gezeigt, daß man, so man den Menschen im Vollglanz seiner Nichtswürdigkeit erblicken will, so einen Literaten betrachten muß, welcher, schamloser und verworfener als die Gassendirne, heute dieser morgen jener Partei seine Dienste anbietet, heute lästert, was er gestern lobhudelte, und um schnöden Lohn bereit ist, das Andenken seiner Mutter zu schänden und das Grab seines Vaters zu besudeln — ein mitleidswerthes Geschöpf, falls der Ekel das Mitleid aufkommen ließe.

Aber hat sich denn nicht trotz Alledem aus der romantischen Schule eine Dichtung herausgezweigt, welche die vaterländische Stimmung von 1813 widerspiegelt? Allerdings. Diese Rich-

tung der Romantik knüpfte sich, wie schon früher gemeldet ward, hauptsächlich an den mannhaften Heinrich von Kleist, den einzigen der älteren Romantiker, welchem der Schmerz und Zorn um Deutschland zum Lebensinhalt, zur Substanz seines Dichtens und Trachtens geworden war. Abgeschwächt schon und mit unreinen Zugaben versetzt erscheint der aus Kleist's wunder Brust hochroth aufgesprudelte Born patriotischer Poesie in den Liedern des Max von Schenkendorf. Da junkert und pietistelt es mitunter schon sehr bedenklich, da faselt und lallt die romantische Lüge von einem Mittelalter, wo angeblich „die hohen adligen Gestalten am Rheine auf und nieder wallten," während in Wahrheit damals dickwanstige Bonzen und brutale Stegreifritter in der „großen Pfaffengasse" ihr Unwesen trieben. Dagegen wurde der patriotisch-romantische Ton rein aufgenommen und, obzwar innerhalb eines nicht sehr weiten Ideenkreises, mit voller Bruststimme fortgeführt durch Ludwig Uhland, welcher überhaupt in seinen Liedern und Romanzen alle gesunden Elemente der Romantik als ein echter Dichter zu zwanglos künstlerischer Gestaltung gebracht hat und darum auch mit Recht der einzige Romantiker war, welcher wirklich in die Nation gedrungen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß des schwäbischen Sängers holde und keusche Muse keineswegs nur von Seiten der Romantik ihre Eingebungen empfing, sondern auch und ebensosehr aus einer Region, allwo ein unbefangenes Auge die wahre Quelle der sittlichen Erhebung, der freiheitlichen und vaterländischen Begeisterung erblickt, wie sie i. J. 1813 sich offenbarten. Es war die Region, wo der reinigende und kräftigende Gedankenstrom rauschte, welchen der tapfere Fichte mitten in der Wüste des Jammers von 1807 hatte entspringen lassen; die Region, wo der Genius Schiller's waltete, die Herzen der Jugend mit sittlichem Pathos und edelstem Enthusiasmus tränkend. Wir Nachgeborenen, enttäuscht, verbittert und hoffnungsarm, wir können uns kaum noch eine Vor-

stellung machen von dem „lechzenden Durst,“ womit nach Schiller's Hingang die deutsche Jugend sich herbeidrängte, um sich „am Quell seiner Poesie zu berauschen.“ Einer der besten Jünglinge von damals, Karl Immermann, hat schön bezeugt, was Schiller in der Zeit der napoleonischen Zwingherrschaft dem heranwachsenden Geschlecht gewesen ist: — „Am gewaltigsten wirkte Schiller auf uns. Unsere Begeisterung für ihn ging bis zur Andacht. Es war uns wunderbar, daß ein solcher Mann hatte sterben können. In einer unserer Zusammenkünfte, es mochte sieben Jahre nach seinem Tode sein, rief Einer plötzlich aus: Wenn er noch lebte, wollt' ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben [39]).“ Kein Wunder demnach, daß wir in den echten und rechten Zeitgesängen der Befreiungskriegsepoche, in den Liedern von Ludwig Uhland, Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner, in den aus unerschöpflichem Born quillenden kriegerischen Ehren- und Spottliedern, Zeitgedichten und geharnischten Sonetten von Friedrich Rückert, wie später noch in den Liedern von Julius Mosen, überall der leuchtenden Feuerspur der Muse Schiller's begegnen.

Und nicht etwa nur in Dichterklängen, nicht etwa nur in den Herzen einer Jugend, welche auf blutigen Walstätten bald herrlich erwies, wie todesmuthig ernst es ihr mit Freiheit und Vaterland war, — nein, allenthalben, wo ihr zu jener Zeit in Deutschland fühlende Frauen und denkende Männer reden hört, vernehmt ihr den Widerhall der ewigen Worte, welche der Schöpfer des Tell seine Attinghausen und Staufacher in die Zukunft hatte streuen lassen. Das Vaterlandsgefühl war mächtig in den Menschen. „So sehr ich wünsche — schrieb die Wittwe Schiller's — daß meine Kinder einst an jedem Ort der Welt sich durch das Gefühl einheimisch finden mögen, ihre Pflicht zu thun und ihr treu zu leben, wo sie auch das Schicksal hinstellt, so sehr wünsche ich auch, daß, die einst ihrem Herzen und Vertrauen am nächsten sein werden, wenn ich nicht mehr

bin, ihnen eine heilige Ehrfurcht und Liebe für ihr Vaterland erhalten und sie an diese Wünsche meines Herzens mahnen mögen [40])." Zu jener Zeit ist in den Gemüthern eine Frühlingsglut gewesen, deren Nachschimmer ein ganzes langes Leben vorhielt. Ernste und verdiente Männer haben in ihrem Greisenalter wie mit aufjubelnder Brust auf das Jahr 1813 als auf den „eigentlichen Lichtpunkt" ihres Daseins zurückgeblickt: — „Da war kein Leben mit sechs Alltagen und einem Sonntage, sondern ein Leben in fast ununterbrochener festlicher Stimmung. Die Vergangenheit lag wie ein abgeschüttelter böser Traum hinter uns, die Zukunft schmückte sich mit Bildern von Verwirklichung der edelsten und tiefsten Gedanken über würdige menschliche und staatliche Zustände und jeder Wohlmeinende fühlte sich berufen, zu dieser Verwirklichung mit Hand anzulegen. Die Schranken, welche die Menschen in den gewöhnlichen Verhältnissen von einander entfernt hatten, waren gefallen; die Gleichgesinnten erkannten sich nach wenigen Berührungen, weil Jeder seine Gedanken und sein Herz offen vor sich hertrug. Man reichte sich die Hand als Verbündete; das entfernthaltende Sie mußte dem enganschließenden Du selbst zwischen Männern weichen, die erst vor wenigen Tagen mit einander bekannt geworden waren; die Unterschiede der Stände und des Alters glichen sich unter bescheidener Berücksichtigung des durch ein natürliches Gefühl Gegebenen zum guten Theil aus und so entstand nicht nur für den geselligen Verkehr, sondern auch für das Wirken und Schaffen eine freudige Gemeinschaftlichkeit, welche das Leben höher hob und die Kräfte zum Handeln verdoppelte [41])."

Ja, so war's! Eines „höher gehobenen Lebens" Pulsschlag ging durch die Welt, ein Sonntagsgefühl, eine Völkerfrühlingsstimmung erfüllte die aufathmenden Menschen. Noch lag der Winterschnee auf dem deutschen Boden, aber in den Herzen begann es mit Macht zu frühlingen. Und seltsamste Frühlingsboten erschienen; nicht vom Süden her, sondern aus

dem Norden, keine Schwalben und Lerchen, aber Söhne des Don's und der Ukraine, Kosaken mit langen Bärten und langen Lanzen, hochwillkommene Gäste, wenn ihnen auch eine etwas nähere Bekanntschaft mit Kamm und Seife sehr zu wünschen gewesen wäre. Der Frühlingsglaube wob seine Blüthenträume und hob an seine Wunder zu wirken. In Tausenden, in Hunderttausenden, in Millionen von Frühlingsgläubigen wallte ein Andachtsschauer auf und leise und laut stimmten sie ein in die frohe Botschaft: „Nun muß sich Alles, Alles wenden!“

Zweites Kapitel.

Grüne Ostern.

Aber nicht Alles, lange nicht Alles „wandte sich.“ Die Erfüllung hinkte der Hoffnung nach wie eine lahme Mähre dem windschnellen Vollblutrenner. Nur wenige Blüthenträume von 1813 reiften, geschweige alle, und zu einer vollsaftig-gesunden Frucht für Deutschland gedieh nicht ein einziger. Da war des Freiherrn vom Stein schon am 1. Dezember von 1812 vorweggeträumter Blüthentraum vom Wiedererstehen deutscher Nation, vom einen Deutschland. „Ich habe nur ein Vaterland — schrieb der Mann an jenen Grafen von Münster, welcher nachmals durch seine junkerlich-partikularistische Schwärmerei für das „erlauchte welfische Haus“ der deutschen Sache so sehr geschadet hat — ich habe nur ein Vaterland und bin nur ihm und nicht einem Theil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastieen in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig; es sind bloß Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und Beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden. Mein Glaubensbekenntniß ist Einheit [42].“

So der deutsche Staatsmann. Der deutsche Soldat Blücher aber schrieb am 5. Januar 1813 aus Kunzendorf an seinen „hochferEerthen“ Freund Scharnhorst: „Mich jukts in allen finger, den säbel zu ergreiffen. Wenn es iezt nich Sr. Majästet unnseres königs und aller übrigen deuttschen fürsten und der gantzen Nation fürnehmen ist Alles schellmFrantzosenzeug mittsamt dem Bonaparte und allseinem gantzen Anhankh vom deutschen boden wegzuverthillgen; so scheint Mich das kein deutscher man Mehr des deutschen nahmens wehrt seye. ietzo ißt widerum die zeitt zu duhn waß ich schon anno 9 angeratten; nehmlig die gantze nation zu den Waffen aufzuruffen und wan die fürsten nicht wollen und sich dem enttgegen setzen sie samt dem Bonaparte wegh zu jahgen: Denn nich nuhr Preusen alleyn sondern daß gantze Deutsche vatterland muss widerum Herauffgebracht und die Nation hergesteltħ werden [43].“ Gut geblüchert, alter Hekla, Feuerspeier mit greisem Haar! Exzessiv unorthographisch zwar, wie gewohnt; aber hinlänglich deutlich und verständlich, noch deutlicher und verständlicher sogar als das Votum des ebenfalls nicht blöden Drein- und Durchfahrers Stein. Man sieht, in großen Herzen lebte der große Gedanke, daß mit der Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Alp die Wiedergeburt der Nation und ihre einheitliche Organisation sich verbinden müßten. Es sollte anders kommen.... Aber vorderhand frühlingt es in deutschen Landen und hoffnungsgrüne Ostern stehen in Aussicht. Insonderheit dort droben in Ostpreußen, allwo der körner'sche Sang: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ vorweg zu prächtiger Wirklichkeit wird. Laßt es uns aufschlagen dieses Blatt in dem schicksalsschweren und unheilvollen Buch der deutschen Geschichte. Es ist ein schönstes, vielleicht das allerschönste darin..

Die Bestimmungen des tilsiter Friedensschlusses lasteten mit Bleigewicht auf Allem, was derselbe vom preußischen Staat übriggelassen, und um die furchtbare Klemme, in welcher sich

das Land auch nach der napoleonischen Katastrophe in Rußland befand, zu verstehen, genügt schon die Hinweisung auf den kläglichen Umstand, daß Preußens Bollwerke seine Zwingburgen waren. Die Festungen Danzig, Pillau, Stettin, Küstrin, Glogau und Spandau wurden von französischen Besatzungen gehütet, und um die Einschnürung zu vollenden, befanden sich drüben die Festungen Thorn, hüben Erfurt, Magdeburg und Wittenberg ebenfalls in den Händen des Zwingherrn. Muß nicht schon das den Entschluß des preußischen Volkes, gegen den Napoleonismus aufzustehen, in den Augen denkender Menschen zu einem heldischen machen? Und wie arm war das dünnbevölkerte Land! Dieses seit 1807 durch Erpressung ungeheurer Kriegssteuern, durch tyrannische und vexatorische Maßregeln eines ergrimmten Eroberers ausgesogene Land, dessen Handel in Folge des Kontinentalsystems vollständig zu Boden lag, dessen Erwerbsquellen versiegt waren. Die Industrie vernichtet, der Viehstand zusammengeschmolzen, der Werth des Grundbesitzes ganz herabgekommen, die Besitzer adeliger und bäuerlicher Güter gleich sehr unter der Schuldenlast erliegend. In den Städten Armuth und Noth fast noch größer als auf dem Lande; ein Theil der Bürger unvermögend, die ewigen Einquartirungslasten noch länger zu tragen. Die Finanzen des Staats zerrüttet, der Kredit der Provinzen, der Kreise, der Korporationen auf Null herabgekommen [14]). Summa: ein geradezu verzweifelter Zustand! Aber am verzweifeltsten war er in Ostpreußen. Auf diese Provinz waren seit Jahren beispiellose Bürden gehäuft worden, als sollte der Welt bewiesen werden, was Alles ein Volk zu ertragen und zu leiden vermöge; aber auch, wie ein Volk unter der Wucht solcher Bürden hoch und herrlich sich aufzurichten vermag, so es einig in sich und brav und entschlossen die Bahn betritt, welche Männer ihm weisen. Selbstverständlich kann Geld lange nicht für Alles, was Ostpreußen in der Zeit von 1807 bis 1812 erduldet, ein=

gebüßt und geopfert hat, der Werthmesser sein. Wenn man jedoch bedenkt, daß diese Provinz mit einer Bevölkerung von kaum 470,000 Bewohnern binnen der angegebenen fünf Jahre durch Kriegskontributionen, durch Leistungen und Lieferungen aller Art einen aktenmäßig-gewissenhaft festgestellten Gesammtschaden von 77 Millionen Thalern erlitten hat [45]), so erscheint das, was sie i. J. 1813 unternahm und that, als ein helles Wunder, — als so ein Wunder, wie eben doch nur der arme Aschenbrödel Ideologia sie wirkt.

Freilich, die große Meisterin Noth war auch mit dabei, und zwar sehr. Es wollte kein anderes Mittel mehr verfangen; man mußte zum „letzten" greifen, zum Schwert. Wir haben ja davon gehört [46]), wie die Bewohner dieser Gegenden mit widerfranzösischem Grimm und Groll bis zum Bersten vollgeladen waren. Hätte es damals in Preußen einen Giovanni da Procida gegeben, den Franzosen würde eine erbarmungslose preußische Vesper eingeläutet worden sein. Aber es liegt nicht im deutschen Wesen, also zu vespern, und das gerade ist das Eigenthümliche an dieser Erhebung, daß sie in ganz deutsch-gesetzmäßiger Ordnung verlief. Ueberzeugt, daß vom königlichen Infinitiv zu Potsdam nie und nimmer das Signal zum Losbrechen kommen würde, trat das Volk selbstthätig auf die Bühne; aber es berieth, beschloß und handelte nur mittelst seiner gesetzlichen Organe. Es war da überall kein rand- und bandloses Dreinwüthen, sondern ein zwar spontanes, aber methodisches Vorschreiten. Auch ist es, mit den Augen des Gemüthes angesehen, gewissermaßen rührend, zu betrachten, wie diese Preußen, in welchen der Aberglaube des Königthums mächtig, über die in ihren Augen mißliche Thatsache, daß sie unabhängig von ihrem König, ja wider dessen Wissen und Willen handelten, mittelst der gutmüthigen Fiktion sich hinwegzusetzen suchten, Friedrich Wilhelm sei ja im Grunde ein Gefangener der Franzosen, könne nicht um seine Willensmeinung

angegangen werden, habe überhaupt keinen freien Willen. Endlich muß mit Betonung gesagt werden, daß die Erhebung in Preußen ein wahrhaft herzerhebend schönes Bild vom Zusammenstehen und Mitsammengehen aller Stände und Volksklassen gewesen ist. Bauer, Bürger und Edelmann, sie waren nur noch Vaterlandssöhne, wetteifernd in Hingebung, bereit, Gut und Blut für ihres Landes Befreiung zu opfern, und wirklich opfernd. Ah, der preußische Adel hat Grund, mit Selbstbewußtsein auf jene Zeit zurückzublicken, und so lang es in der Welt ein Gefühl für Gerechtigkeit gibt, darf ihm das Ehrenzeugniß nicht verkümmert werden, daß er damals vorantrat, fest und mannhaft, die Scharte von 1806 glänzend auswetzend. Er hatte sich geläutert in der Zeit der Trübsal, er fühlte sich Eins mit seinem Volke und darum hat er auch so Tüchtiges und Großes vollbracht. Man beachte nur den Umstand, daß sich unter den 237 Generalen, Obersten und Stabsoffizieren der Landwehr, wie Preußen sie ins Feld stellte, nur 5 bürgerliche sich befanden [47]) und wie außerordentlich Viel von der geschickten und tapfern Führerschaft dieser 232 adeligen Offiziere abhing, und man wird das eben Gesagte sicherlich nicht bestreiten wollen. Mag Hypochonder Skepticismus immerhin hohnlächelnd sagen: Bah, der Adel hat im Grunde doch nur für die Restauration des altpreußischen Junkerthums gefochten! — wir glauben ihm nicht. Denn ihm glauben, hieße leugnen, daß es weltgeschichtliche Oster- und Pfingstzeiten gebe, wo Standesvorurtheile und Standesinteressen wie Spreu zerstieben vor dem heiligen Sturm, der in die Zeit gefahren. In Wahrheit, niemals durften Menschen mit mehr Fug und Recht als die preußischen Edelleute, Bürger und Bauern i. J. 1813 von sich sagen, daß sie getrieben seien von dem göttlichen Feuer, welches an den Festtagen der Menschheit die Seelen auflammt und entflammt. („Est deus in nobis, agitante calescimus illo.“) Ja, hier war ein einig Volk, das aus eigenstem Herzenstrieb für

seine Befreiung auf- und zusammenstand. Falls es dem Friedrich Schiller gegönnt gewesen wäre, das zu erleben, in brennender Scham würde er den hofräthlichen Bettelmannsspruch: „Wo sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n" — aus seinem Glockenlied gerissen haben, er, den zu jener Zeit hochgesinnte Frauen beklagten, daß er nicht mitansehen konnte, wie so viele echteste und beste Schiller-Worte zu Thaten wurden [48]. . . .

Kaum erschallt die Kunde von dem, was York in der Poscheruner Mühle gethan, zu Königsberg, so rührt sich das Volk, rührt sich so, daß es der makkaronischen Seiltänzermajestät Murat's in der ostpreußischen Hauptstadt nicht mehr geheuer ist und selbige Majestät ihren in Rußland kläglich geknickten Reiherfederbusch sammt übrigem Flitterstaat schleunig in Sicherheit bringt. In der Nacht vom 4. auf den 5. Januar sodann verlassen die letzten Franzosen Königsberg und am Morgen zieht der Vortrab der Russen unter Sievers ein. Folgenden Tages hält der Graf Wittgenstein, welcher den mittleren der drei schwachen russischen Heerhaufen führt, die in Ostpreußen eingerückt, seinen feierlich-lauten Einzug in Königsberg, am 8. Januar der General York seinen ganz stillen und schlichten, nachdem er zuvor zu Tilsit mit dem wackern Schön Abrede genommen, wie sich in dieser Krisis Männer, die ihr Land liebten, zu haben und zu gebaren hätten. Kritisch genug läßt sich sofort auch die Krisis an. Man erfährt in Königsberg, daß ein potsdämischer Infinitiv die Konvention von Tauroggen verworfen habe, und da sieht sich nun der strengsoldatisch-denkende Essigblicker York in einer hübschen Klemme! Zumal etliche russische Generale, vor allen der italische Marchese Paulucci, welcher Memel besetzt hat, die moskowitischen Bärentatzen ganz ungescheut hervorstrecken und ganz so reden und thun, als wäre Ostpreußen eine eroberte Provinz. Der Schön aber läßt durch seinen Kommissarius Schulz dem russifizirten Marchese bedeuten: „Hier zu Lande

haßt man die asiatische Apathie nicht weniger als die französische Despotie!" und läßt zugleich an den Freiherrn vom Stein, welcher sich beim Czaren im Hauptquartier zu Suwalky befindet, die Botschaft gelangen, daß er, Schön, die Sturmglocken läuten lassen und das gesammte Volk gegen die Russen aufbieten werde, sofern gemeldete Pauluccismen und bärentatzige Moskowitismen überhaupt nicht alsobald abgestellt würden [49]. Der Stein bewirkt das und geht dann zu seinem Freunde Schön nach Gumbinnen, wo aber die czarische Vollmacht, deren Träger der Freiherr ist, schon etwelches Kopfschütteln erregt. Ein noch stärkeres zu Königsberg, als Stein daselbst am 22. Januar seine Vollmacht vorbrachte und kraft derselben den Oberpräsidenten, Herrn von Auerswald, aufforderte, „einen Generallandtag auf den 5. Februar auszuschreiben, um mit den ostpreußischen, litthauischen und diesseits der Weichsel belegenen Herren Ständen über die Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr zu berathen und Beschlüsse zu fassen." Auerswald zwar entsprach dieser Aufforderung und am 5. Februar traten die Stände des Provinziallandtags, die gesetzlichen Vertreter der Bevölkerung, in Königsberg zusammen, 62 Männer, wovon 30 der Ritterschaft, 19 dem städtischen Bürgerthum und 13 der freien Bauerschaft angehörten [50].

Wer jedoch sollte nun die Leitung der Versammlung, welcher die Organisirung der Volkserhebung zugewiesen war, übernehmen? Auerswald hatte Bedenken, der Graf Alexander von Dohna, Generallandschaftsdirektor, hatte Bedenken, der General York, Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen, hatte Bedenken. Der Letztere nicht allein deßhalb, weil er den berliner Zeitungen zufolge seines Kommando's entsetzt und peinlich angeklagt war, sondern auch, weil ihm das Auftreten Stein's, den er von früher her mit der Erbitterung eines altpreußischen Junkers haßte, höchlich zuwider war. Unser reichsfreiherrlicher Drein- und Durchfahrer, von dem einen großen Gedanken

glühend und lodernd, alles deutsche Land und Volk mit allen Mitteln gegen den Napoleonismus auf- und in die Waffen zu bringen, konnte gar nicht begreifen, was denn eigentlich in seiner russischen Vollmacht und darin, daß er, gestützt auf dieselbe, im höchsten Interesse Deutschlands so zu sagen als russischer Diktator auftrat, die Aufhebung der Kontinentalsperre und Anderes befehlend, Bedenkliches liegen könnte. Ein Mann aus dem Ganzen und Vollen, nahm er auch die große Sache voll und ganz, ohne alle Bedenken und kleinliche Rücksichten auf „konventionelle Formen und armselige Vorfragen.“ So verstand er denn gar nicht, wie „preußische Patrioten jetzt noch zaudern, mißtrauen, auf allerlei Majestätsrechte, Staatskourtoisie und preußische Eigenartigkeiten erpicht sein sollten.“ Aber bald mußte er verstehen lernen, daß gegen deutsche Bedächtigkeit und preußisches Mißtrauen mit einer russischen Diktatur nicht aufzukommen sei. Sein Ungestüm zerwarf ihn mit Auerswald und Dohna und zwischen ihm und York kam es zu einer förmlichen Explosion, trotz des vermittelnd von Gumbinnen herübergekommenen Schön's Dazwischentreten. Wenn der granitene Stein und ein wie gehacktes Eisen spröder York an einander kamen, da mußt' es Feuer geben. „Sie müssen den Landtag eröffnen — sagt der Freiherr am 4. Februar zum General — es ist Ihre Pflicht und Schuldigkeit.“ — „Ich muß nicht und will nicht. Die Versammlung ist auf Ihr Betreiben zusammengekommen. Nun sehen Sie zu, wie Sie damit fertig werden.“ — „Sie müssen, sag' ich, oder Sie haben mit Ihrer Konvention von Tauroggen Etwas angefangen, was Sie nicht aus- und durchführen können und wollen.“ Der York steht erbittert auf. „Ich werde nöthigen Falls Waffengewalt anwenden!“ schreit der Stein heftig. Worauf der General von der Thüre her: „Nur zu! Ich lasse dann Generalmarsch schlagen und da mögen Sie zusehen, wo Sie mit Ihren Russen bleiben.“ .. Da hatte nun der Vermittler Schön alle Hände voll zu thun, diese Granit- und Eisen-Männer auf

den rechten Ton zu stimmen. York sprach davon, er wolle lieber sofort nach England entweichen als im Sinn einer russischen Diktatur vorgehen, und ließ sich nur mit Mühe besänftigen. Dem Stein stellte der Vermittler vor, daß kein Diener Friedrich Wilhelms, weil dieser sich noch nicht gegen Napoleon erklärt habe, in der schwebenden Sache die Initiative ergreifen könne. York vollends, als dermalen verleugneter und abgesetzter General, gar nicht; es wäre denn, die Vertreter des Landes forderten ihn auf, an die Spitze zu treten. Er, Stein, möge als Bevollmächtigter des russischen Kaisers eine Aufforderung an den Direktor des ständischen Komité, als den Stellvertreter des unpäßlichen Oberpräsidenten, richten, den Landtag zu eröffnen, und möge dann — das war eine bittere Pille! — dem Heil des Vaterlandes zu Liebe einen Schauplatz verlassen, wo, wie die Dinge nun einmal lägen, seine Anwesenheit, weil gewiß neue Zerwürfnisse und Aergernisse herbeiführend, diesem Heil mehr hinderlich als förderlich sein würde. Sicherlich, eine schwere Stunde für den Stein, welcher seine Thätigkeit für die Befreiung Deutschlands schon bei ihrem ersten Anlauf also gehemmt sah, und hoch wohl sind im Zorn die Wogen seiner Seele gegangen. Aber als ein rechter Mannlöwe hat er sich selber zu besiegen vermocht und hat, die von Schön vorgebrachten Gründe richtig werthend, diesem erklärt, er wolle nach seinem Rathe thun. That auch wirklich so und verließ dann am 7. Februar Königsberg, ins Hauptquartier Alexanders zurückeilend, welches er in Ploczk traf und mit welchem er sich durch Polen gegen die schlesische Gränze hinbewegte.

Die Wahrheit gerade herauszusagen, die Art von Stein's Auftreten in Königsberg und die Art, wie der Mann von dort wegdiplomatisirt wurde, ist ein schlimmes und schlimmstes Vorzeichen für den Gang der deutschen Geschicke gewesen. Dieses ganze königsberger Wirrsal war ohne Zweifel die erste tüchtige Dosis von dem so reichlichen Mehlthau, welcher auf die Blüthen-

knospen des deutschen Frühlings von 1813 fiel. Stein ist vom Widernapoleonismus so ganz erfüllt gewesen, daß für ein Mißtrauen gegen den Czarismus in seiner Seele gar kein Raum übrigblieb. Und doch wäre ein solches Mißtrauen sehr am Platze gewesen; denn nur deutsche Idealisten konnten verkennen, daß die deutsche Nationalsache von Alexander durchweg bloß als ein mit Nutzen in den Zettel der russischen Politik zu verwebender Einschlag angesehen und gehandhabt wurde. Hinter dem Vorhang großbrockiger Weltbefreiungsphrasen, wie sie vom czarischen Hauptquartier ausgingen, war die schlau rechnende moskowitische Selbstsucht rastlos thätig, an die Stelle des Napoleonismus den Czarismus zu setzen. Schon das fanariotisch-alexandrische Kajoliren des Franzosenthums zur Stunde, wo man gegen Frankreich einen Krieg auf Leben und Tod begann, hätte die deutschen Patrioten stutzig machen müssen. Der Czar wollte sich gegen allfällige deutsche Ansprüche, welche nicht in seinen Kalkül paßten, von vornherein ein französisches Gegengewicht bereiten. Daher die Schmeichelungen und Streichelungen, welche er an den Gaskogner Bernadotte verschwendete, der sich zum Thronfolger in Schweden hinaufgeschwindelt hatte, — Schmeichelungen und Streichelungen, welche keineswegs einzig und allein aus der Sorge sich erklärten, das kürzlich mittelst List und Gewalt gestohlene Finnland gegen einen Rückforderungsversuch von schwedischer Seite sicherzustellen. Alexanders Fürsorge, in der Person Bernadotte's, dessen Feldherrntalente er weit überschätzte, einen General gegen Napoleon sich zu sichern, welcher General seinen Plänen zweckdienlicher wäre als ein deutscher oder selbst ein russischer, war nicht von heute oder von gestern. Die Rolle, welche der Czar dem Gaskogner zutheilte und welche diesem sogar die Krone von Frankreich in lockende Aussicht stellte, war schon damals zwischen den beiden Schlauköpfen vereinbart worden, als sie am 17. August von 1812 zu Abo einander beschmeichelt hatten. Damals hatte der

Kronprinz von Schweden auf Alexanders Versicherung, daß „er sich eher nach Sibirien zurückziehen als mit Napoleon Frieden schließen werde“, mit Emphase geantwortet: „Dieser Entschluß wird Europa's Ketten zerbrechen.“ Als sodann im Verlaufe des Gespräches der Czar äußerte: „Ist Napoleon gestürzt, so halt' ich den französischen Thron für erledigt —“ fragte Bernadotte bedeutsam: „Und wer soll dann diesen erledigten Thron besteigen?“ Worauf Alexander, dem Fragenden mit einem unendlich feinen und vielsagenden Lächeln zunickend: „Der Würdigste [51].“ Der pfiffige Gaskogner ging auf die czarische Leimruthe und machte, wie bekannt, Schweden der Allianz gegen Napoleon beitreten, indem er am 3. März von 1813 mit England einen Vertrag schloß, welcher ihm zu vorläufigem Lohne Norwegen zusicherte, wogegen er versprach, an der Spitze von 30,000 Schweden — (in der Wirklichkeit schrumpften diese zu 24 oder gar zu 18,000 zusammen) — auf dem Kriegsschauplatz in Deutschland zu erscheinen. Hier aber ward, indem er den Pfiffikus im Superlativ spielen wollte, sein Spiel bald so plump, daß ihn sein Mitspieler Alexander mehr und mehr zu verleugnen sich genöthigt sah. Vorerst freilich war die Franzoserei so mächtig in dem Czaren, daß er gar nicht genug Franzosen um sich haben konnte. Er empfing den Ueberläufer Jomini mit offenen Armen, er berief den charakterschwachen Moreau aus Amerika, der zwar, als trüge er nicht die Waffen gegen sein Vaterland, nur im Civilrock in dem Generalstab Alexanders ritt, dem aber die gerechte Nemesis, welche derartige Mentalreservationen nicht zu beachten pflegt, trotzdem bei Dresden die zerschmetternde Kanonenkugel zusandte. . . Ja, die preußischen Patrioten waren in ihrem Recht, als sie einer Diktatur, wie sie der arglose Stein im Namen des Czaren zu Königsberg üben wollte, mit Mißtrauen entgegentraten. Aber die Sache hatte auch noch eine andere Seite und zwar eine sehr untröstliche. Hinter dem an sich ganz elenden Formenzank, welcher zwischen

York und Stein ausgebrochen war, steckte die preußisch-partikularistische Reaktion gegen die nationale Aktion, wie Stein sie verstand und vorgehen zu machen beabsichtigte. Der brave, aber spröde und gallsüchtige York ist in jeder Fiber und Faser ein altpreußischer Junker gewesen und sein Lebenlang geblieben. Von einem deutschen Vaterland wußte er nicht. Was den deutschen Reichsfreiherrn Stein trieb und spornte, begriff und mochte der preußische General nicht. Wiederherstellung der Monarchie Friedrichs des Großen war ihm das Höchste, das Einzige, und es soll dem tapfern Manne kein Vorwurf daraus gemacht werden; denn Niemand kann aus seiner Haut heraus. Aber zu beklagen ist doch, daß gleich zu Anfang der Erhebung von 1813 der preußisch-bureaukratische und preußisch-soldatische Sondergeist gegen die nationale Idee sich erhob und überhob, und zu sagen ist auch, daß die Dinge zu Königsberg und von Königsberg aus leicht einen anderen und besseren, d. h. einen nationaleren Verlauf genommen haben würden, so an York's Stelle der alte Blücher gewesen wäre mit seinem jugendlichen Feuer und seinem unbedenklichen, rücksichts- und rückhaltslosen Vorwärtstreiben.

Auch der Alte aus Mecklenburg zwar hatte einen starkjunkerlichen Zug in seinem Wesen und Nichts könnte thörichter sein, als dem heldischen Mann einen Ton modernen oder modernsten Liberalismus anschönfärben zu wollen. Aber was ihn auszeichnete und was ihn über so viele, über weitaus die meisten preußischen Generale und Staatsmänner so weit hinweghob, war der nationale Instinkt, von welchem wir ihn vorhin eine so prächtige briefliche Probe geben sahen. Auch Blücher fühlte sich als preußischer General, aber noch mehr als deutscher Mann: man hört das aus seinen Aeußerungen deutlich heraus. Er hatte sogar, und zwar gerade zu dieser Zeit, wenn nicht ein helles Bewußtsein, so doch eine sehr richtige Ahnung vom wahren Werth hohenzollerischer Großmachtsduselei und daß Preußen

ohne Deutschland doch eigentlich Nichts sei. Wie er im Sommer von 1809 seine Entlassung aus dem preußischen Dienst verlangt hatte, „weil ich als ein Deuttscher Ehdelman da dem Deuttschen Vaterlande gefahr drohte nicht müssig sein wollte“ — so schrieb er jetzt: „Ich will nicht unterlaßen ihnen zu sagen das ich vor Meine persohn gentzlig ihr Exellentz meynung bin; nehmlig bey der ietztigen lage derer sachen mus durch Preusen dem gantzen deuttschen Batterlande auffgeholffen werden und die jacht auff dissenjenigten Bonapartte in solchen sinn und Arth brav angestehltt; waßmassen es vor alle verstendigte Declarirt und offenkundt daß könig und preussen ihre Exestentz und machtt nuhr gemeynscheftlig mitt dem Deuttschen vaterlandt guht auffrechtt hallten kan [52].“ . . .

Von dem Standpunkt aus nun aber, auf welchen die preußischen Patrioten zu Königsberg sich einmal gestellt hatten, handelten sie herrlich und thaten Alles, was innerhalb der preußischen Anschauung für Deutschland gethan werden konnte. Das Auszeichnende dabei ist gewesen, daß der Sturmgeist der Zeit den verknöcherten altfritzigen Absolutismus entschieden durchbrach; denn obzwar die Stände von Ostpreußen die Formen loyaler Unterthänigkeit mit fast peinlicher Sorgfalt wahrten, so sind sie doch sachlich mit volkssouverainer Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit vorgeschritten. Unter dem Vorsitz des Grafen Alexander von Dohna-Schlobitten berieth der Landtag. Mit ihm hatte die Führung der Versammlung der königsberger Oberbürgermeister Heidemann, ein Wackerster unter den vielen, vielen wackeren Menschen jener wackern Zeit. York, von dem Landtag dazu aufgefordert, hatte jetzt kein Bedenken mehr, als oberste militärische Autorität im Lande zu handeln. In Uebereinstimmung mit ihm berieth und beschloß der Landtag eine allgemeine Landesbewaffnung, ein Beschluß, welcher unter den Umständen geradezu den Sinn einer Kriegserklärung gegen den Franzosenkaiser hatte. Den Plan dieser

Landesbewaffnung entwarf mit Beiziehung des in Königsberg anwesenden Clausewitz der Graf Dohna und so ist er es allerdings gewesen, welcher den scharnhorst'schen Gedanken der Schöpfung eines Volksheers zuerst zur Verwirklichung brachte. Der Landtag fühlte und wußte wohl, was für ein fast geradezu unerschwingliches Opfer er von dem verarmten, ausgesogenen, ausgepreßten Ostpreußen und Litthauen forderte, indem er auf Kosten des Landes die Aufstellung, Ausrüstung und Einübung einer Landwehr-Streitmacht von 20,000 Mann mit 10,000 Mann Landsturm-Reserve und einem Reiterregiment von 1000 Pferden beschloß; aber wie jeder der Beschließenden für seine Person bereit war, den letzten Sohn und den letzten Thaler der Sache des Vaterlandes darzubringen, so standen sie auch nicht an, für diese Sache den letzten Nerv der Provinz anzustrengen. Höchst bedeutsam und so recht den Kern dieses Landesbewaffnungsbeschlusses bloßlegend war Dohna's Wort: „Wir wollen Alle Krieger sein, aber Bürger bleiben!“ Hiemit war der Gegensatz ausgesprochen, in welchen die preußische Volkserhebung von 1813 zum altfritzig-preußischen Militärstaat trat. Mochten die Kalkreuthe und Wittgensteine in Friedrich Wilhelms Umgebung beim Empfang der Botschaft von den königsberger Reden und Thaten immerhin mit erbos't-spöttisch gekniffenen Lippen fragen: „Trägt der Herr von York schon eine Bürgerkrone?“ — gewiß ist trotzdem, daß noch uns Spätergeborenen stolz das Herz in der Brust schwillt, wenn wir auf diese deutschen Edelleute, Bürger und Bauern hinblicken, welche in den Februartagen von 1813 da droben in Königsberg so ruhigfest ihre Bürgerpflicht thaten. Es ist, als spürte man, daß ein Hauch vom Geist des großen Meisters, welcher zuvor in dieser Stadt den kategorischen Imperativ der Pflicht lehrte, durch den Landtagssaal gegangen sei. Schon die Mitlebenden hatten dies Gefühl und mit Fug schrieb Schön: „Kant lebt noch, und nur weil er lebte, ist das Leben da. Dieser Landtag ist wichtiger als der Brand von

Moskau. Die york'sche Konvention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war; er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosakenoperation, die ebenso schnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtag nicht sprach, wie es sprach."

Und, wohlverstanden, beim bloßen Sprechen ließen es diese braven Deutschen in Ostpreußen nicht, wie es sonst nur allzusehr und allzuhäufig ein deutsches Nationallaster war und ist. Der königsberger Kriegsbeschluß wurde mannhaft aus- und durchgeführt. Denn die dünnbevölkerte Provinz stellte i. J. 1813 nicht weniger als 71,445 Mann zur Linie und Landwehr, so daß von je 100 Männern zwischen 18 und 50 Jahren nicht weniger als 45 zu den Waffen griffen, und sie brachte, trotz der bitterlichen Noth und Armuth, welche im Lande herrschte, nicht weniger als 1,025,859 Thaler für die Landwehr allein auf. . . . Nie, fürwahr, soll es der alten Stadt am frischen Haff vergessen werden, daß in ihr zu jener Zeit das Herz Deutschlands zuerst voll und freudig, opferbereit und thatenlustig geschlagen hat. „Das waren Tage — rief Einer aus, welcher damals zu Königsberg mitgeredet und mitgethan hat — ja, das waren herrliche, leuchtende Tage! Die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht und der goldene Blüthenstaub des fröhlichen Maientags der Hoffnung und des Muthes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte. Auch die Kältesten wurden warm, auch die Steifsten wurden gelenkig, sie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort." Ja wohl! War doch die Stimmung der Zeit gewaltig genug, sogar der aus Abfällen von allem Erbärmlichen und Gemeinen zusammengekneteten Breiseele, wie Schmierling Kotzebue sie in der Brust trug, für eine Weile einigen Halt zu geben, so zwar, daß besagter Schmierling, im Gefolge des russischen Generals

Wittgenstein nach Königsberg gekommen, als deutschpatriotischer Bulletinist sich aufthat, mit derselben Fingerfertigkeit, womit er nachmals im Solde des Despotismus den Lurifax und Judas an Deutschland machte. Ein ganz anderer Ritter von der Feder war der, welchen wir so eben so entzückt von den königsberger Februartagen reden hörten, Ernst Moritz Arndt, der dazumal seine einschlagenden, zündenden und weckenden Flugbüchlein („Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" und „Deutscher Soldatenkatechismus") von Königsberg ausgehen und seine Feuer- und Eisenlieder in die deutschen Lande hineinwettern und hineinschmettern ließ. Hier sprang „aus der allgemeinen Begeisterung, die mit dem ganzen Volk in den Kampf gehen wollte," auch sein „sogenanntes Deutsches Vaterlandslied hervor [53])." Dame Kritik macht freilich ihr sauerstes Altjungferngesicht zu dieser etwas absonderlichen deutschen Marseillaise, welche die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" durch hinlänglich viele Strophen eintönig hinschleppt, und gewiß ist, daß der Arndt Dutzende von Liedern gedichtet hat, die ganz anders und wahrhaft herrlich im Sturmtakt der Zeit einherschritten; aber trotzdem war es ein gutes Wort, eine gute That sogar, jene Frage mal bestimmt zu stellen und frank und frei darauf zu antworten: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Das ist doch haften geblieben und alle karlsbader Kongreßbeschlüsse und alle die andern an der Nation verübten Ischariotismen und Schurkereien haben ihr den Gedanken und das Wort doch nicht mehr aus der Seele zu reißen vermocht. Um die damalige dichterische und tagesschriftstellerische Thätigkeit eines Mannes wie Arndt nach ihrem wahren Gehalt und Werth messen zu lernen, muß man sie mit dem unglaublich elenden Schmieralienzeug zusammenhalten, welches die vom Napoleonismus befreite deutsche Presse in der Zeit von 1813—15 gegen den Zwingherrn massenhaft zu Tage förderte [54]). Uebrigens ganz in der Ordnung das! Denn in solchen Zeiten machen sich hart neben den edel-

sten Leidenschaften die gemeinsten Neigungen breit, und während die Begeisterung himmelan fliegt, wälzt sich die Gemeinheit im Koth. . .

Am 13. Februar machte sich Graf Ludwig Dohna von Königsberg auf, um die Meldung von dem, was in Ostpreußen beschlossen und gethan worden, dem Könige nach Breslau zu bringen. Denn dahin war Friedrich Wilhelm unterdessen geflüchtet. Also nämlich kann man seine am 22. Januar erfolgte Abreise nach der Hauptstadt Schlesiens wohl nennen. Das Doppelspiel des preußischen Kabinetts mit Frankreich und Rußland war von Tag zu Tag durchsichtiger geworden. Zwar scheinen die in den preußischen Staaten anwesenden Franzosen keinen entschiedenen Argwohn gefaßt zu haben — der Gesandte St. Marsan folgte sogar dem König als einem „Verbündeten" nach Breslau — allein am Hofe zu Potsdam hatte man allen Grund, den Franzosen Argwohn zuzutrauen. Bei der von Stunde zu Stunde sich steigernden Spannung der Gemüther mußte auch ein aufregendes Gerücht nach dem andern entstehen. So, als die französische Division Grenier, in die Kurmark eingerückt, in der Stadt Potsdam und deren Umgebung Quartier nehmen wollte, dieses, daß die Franzosen beabsichtigten, den König und seine sämmtlichen Angehörigen zu Gefangenen zu machen, um werthvollste oder für werthvollste angesehene Geiseln in Händen zu haben[55]). Ein Beweis für diese Vermuthung liegt nicht vor[56]). Gewiß aber ist, daß die Vaterlandsfreunde die in Potsdam erwachte Besorgniß sofort benützten, um den schwankenden, zaudernden König nach Schlesien zu bringen, wo er, den französischen Einflüssen entzogen, endlich zu einem Entschluß kommen könnte. Ein franzosenfeindlichster Altpreuße hat gesagt, es sei „gewiß, daß an der Aufhebungsgeschichte kein wahres Wort; ungewiß dagegen, ob das Gerücht zufällig entstanden oder von Gutgesinnten absichtlich ausgesprengt worden sei." Ein wissender Mann dagegen: „Es ist hierbei auf eine Mystifikation ab-

gesehen gewesen, um den König zu bewegen, die Marken zu verlassen." Endlich hat Eulenspiegel Jahn geradezu das Verdienst in Anspruch genommen, diese Mystifikation in Szene gesetzt zu haben. Man habe in der Ueberzeugung, daß es in Berlin unmöglich sein würde, den König zum Bruche mit Napoleon zu bringen, das Gerücht verbreitet, die Franzosen wollten seiner Person und Familie sich bemächtigen. Er, Jahn, habe mit einigen Freunden dieses Geraune an öffentlichen Orten geschickt in Umlauf gesetzt und 24 Stunden darauf habe Friedrich Wilhelm Potsdam in aller Eile und Heimlichkeit verlassen [57]). Genug, vom 25. Januar an, wo der König in Breslau eintraf, war die Entscheidung in diese Stadt verlegt.

Aber sie erfolgte nur mit Ach und Krach, sie war so recht eine Zangengeburt, diese Entscheidung, einer infinitivischen Königsseele gewaltsam entrissen. Freilich, nur die bare Ungerechtigkeit könnte das Zaudern Friedrich Wilhelms unbegreiflich und unverzeihlich finden und könnte dasselbe einzig und allein den feigen Rathschlägen der Wittgenstein und Kalkreuth zuschreiben, welche Jämmerlinge allerdings den König um jeden Preis bei der französischen Allianz, d. h. unter dem Joch des Napoleonismus festhalten wollten. Nein, Friedrich Wilhelm vermochte sich die Möglichkeit, daß der korsische Wetterstral auslöschen könnte, gar nicht zu denken: einen so unbändigen Respekt hatte das Genie des Eroberers ihm eingeflößt. Er haßte zwar denselben mit aller Kraft seiner Seele, aber noch mehr fürchtete er ihn. Und dann, mußte denn dem Könige beim Rückblick auf die Tage von Tilsit nicht vor der russischen Allianz grauen? Und mußte er vorwärts blickend sich nicht sagen, als Rußlands Verbündeter würde er, so, wie er nun einmal war, eigentlich weiter Nichts sein als ein Adjutant Alexanders? So ist es denn auch gekommen, wie Jedermann weiß, wer hinter höfischem Phrasennebel die Thatsachen zu sehen vermag. Der Czar, dessen schmiegsame Schlauheit mit Flaumhänden die infinitivische

Sprödigkeit und Störrigkeit Friedrich Wilhelms zu streicheln verstand, machte mit dem „Heldenkönig," was er wollte. Altpreußische Politik hatte außerdem guten Grund, darüber zu stutzen, was von alexandrischen Machenschaften in Polen verlautete, von einer beabsichtigten und eingeleiteten Wiederherstellung des polnischen Reichs, wozu selbstverständlich auch Preußen mittelst Abtretung seiner polnischen Landstriche beitragen sollte, von einer großmächtig ausstaffirten Königskrone von Polen auf dem Haupte des Czaren oder, ohne Redensarten, von einer Verschlingung sämmtlicher polnischer Brocken durch den moskowitischen Bären. Und weiter, war denn die Streitmacht, womit Rußland zu Anfang des Jahres 1813 auftrat, eine solche, daß sie irgendwelche Garantie gegen den Napoleonismus geboten hätte? Nein. Selbst der Freiherr vom Stein, dermalen den Abschluß einer russisch-preußischen Allianz auf Leben und Tod betreibend, hat später in kühlerer Stimmung bekannt: „Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampfe war gewagt; denn seine eigenen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt und die russischen noch schwach, da zwischen Oder und Elbe nicht 40,000 Mann standen und ihnen gegenüber Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbunds [58]." Ja, die rheinbündischen Untertreiber hielten vorerst fest an ihrem Obertreiber, obzwar da oder dort einem von ihnen die Souverainetät von Napoleon's Gnaden dermalen etwas wackelig und klatterig erscheinen mochte, wie denn von Baiern unzweifelhaft bezeugt ist, daß es schon im März oder wenigstens im April sachte bei den Verbündeten anklopfte, ob und unter welchen Bedingungen es der widernapoleonischen Allianz beitreten könnte [59]. Die Antwort war, es möge sich an Oestreich wenden, und sie beweis't, daß schon zu jener Zeit Vereinbarungen der Verbündeten mit dem wiener Hof stattgehabt haben müssen, sowie, daß schon im März oder April, eben in Folge der Vereinbarungen mit Oestreich, die Erhebung gegen

Digitized by Google

den Napoleonismus nur noch in Worten eine Völkersache, thatsächlich dagegen bereits ein Kabinettsding gewesen ist. Deßhalb trugen auch die Herzoge von Mecklenburg kein Bedenken, schon jetzt und von allen Rheinbundssatrapen am frühesten zu den Verbündeten überzugehen. Daß auch innerhalb der rheinbündischen Staaten das nationale Gefühl in den Kreisen der Gebildeten sich regte und in den Massen der Franzosenhaß lebhaft genug war, ist sicher; nicht weniger aber, daß jenes Gefühl und dieser Haß von den Machthabern unerbittlich niedergehalten wurde und daß sich die rheinbündischen Soldaten bis gegen das Ende des Feldzugs von 1813 hin im Dienste des fremden Zwingherrn tapfer schlugen. Der Preußenkönig durfte schon im Hinblick auf diese Verhältnisse bedenklich werden, auch das Unstatthafte vorausgesetzt, daß seine Seele weit genug gewesen wäre, den Gedanken einer nationalen Erhebung Deutschlands zu fassen. Die Billigkeit verlangt übrigens, daß man auch die Rheinbundfürsten nicht ohne Weiteres verdamme. Von einem deutschnationalen Sturm hätten sie sich vielleicht mitfortreißen lassen oder aber sie wären mit Recht von demselben zermalmt worden; gegenüber jedoch einer hohenzollerischen Hauspolitik, welche ihren altgewohnten, selbstsüchtigen Länderhunger auch jetzt sofort hervorkehrte, zunächst gegen Sachsen, ihr gegenüber sind wahrlich auch die rheinbündischen Dynasten berechtigt gewesen, den Antrieben partikularistischer Selbstsucht ebenfalls nachzugeben. Wie gesagt, Friedrich Wilhelm war gar nicht gemacht, sich als Deutscher zu fühlen, und in seiner engen Seele war kein Raum für die Vorstellung, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, welche nicht allein deutscher Nation Erlösung vom Napoleonismus, sondern auch ihre politische Wiedergeburt hätte zum Zwecke haben können und sollen. Noch mehr, er betrachtete in seiner absolutistischen Befangenheit die Volkserhebung in seinem eigenen Lande mit einem nur schlechtverhehlten Mißtrauen. Man weiß, daß ihm das

Vorgehen des ostpreußischen Landtags weit mehr Unbehagen als Freude machte; man weiß, daß er die Harste der Freiwilligen nur mit Bedenken, die Schar Lützow's sogar mit entschiedener Ungunst ansah: denn das Unberechenbare einer Begeisterung, welche aus ganz andern Quellen als aus allerhöchstem Belieben und Geruhen floß, mußte für einen Menschen seines Schlages erschrecklich sein. Oder sollte er wirklich, wie man entschuldigend gesagt hat, unfähig gewesen sein, an die Kraft und Nachhaltigkeit des Muthes und der Opferfreudigkeit im Volke zu glauben? Jedenfalls war es ein unermeßliches Unglück für Deutschland, daß dieser „Heldenkönig" damals das Staatsoberhaupt Preußens vorstellte. . .

Während die am frischen Haff entzündete Flamme Ostpreußen durchlohte, nach Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien hereinschlug und ihren Feuersaum bis zur Elbe heranrollte, an den Gestaden der Ost- und Nordsee in den Bauerschaften Etwas vom alten Stedinger- und Dithmarsensinn, in den Städten Etwas vom alten Hansageist weckend, ging zu Breslau das schaukelnde Gemunkel im Infinitiv noch eine Weile fort. Die Männer der That, des Losschlagens, des Wagnisses auf Leben und Tod, die Männer des Widernapoleonismus, die Franzosenhasser und Deutschgesinnten bliesen und trieben und eilten zur Sammlung. Gneisenau kam spornstreichs aus England, Scharnhorst übernahm die Leitung des Heerwesens, die Boyen, Müffling, Clausewitz und Grolman legten mit Hand an. Von Kunzendorf kam der Blücher hereingefahren, ganz Feuer und Flamme, aus der siebzigjährigen Brust Jünglingsgluten schnaubend, seinen seit Jahren angesammelten Grimm in Hagelschauern von Verwünschungen, in Donnerschlägen von Flüchen entladend, wie ein tobender Leu in den Weinhäusern und auf den Straßen wetternd und wüthend, ein Unband, der den Köckeritzen und Kalkreuthen und Wittgensteinen Angstschweiß auspreßte und auch einem gaukelnden Har-

denberg sich sehr unangenehm machte. Scharnhorst streichelte in einer gelegentlichen Zuschrift den alten Stürmer beschwichtigend mit seiner Freundeshand. Worauf der Gebhart Lebrecht zurückschrieb: — „Ich kan alleweille nich still sitzen und nich die zene zußamen Beissen wan eß Sich um daß Vatterlandt und die freyheit Handelln duht. lasst das lauße und sch . . . Zeugh von denen diplomahtiker zu Allen teuffeln faren; warum soll nich alles Auffsitzen und loß auff die frantzoßen wie daß Heyllige donnerwetther. Die den könig vohr schlagen noch lenger zu zauhtern und mit den Bonapartte friden zu Hallten sind ferrähter an ihn und daß gantze deuttsche vaterlandt und deß tohtschissens wert, denn Derweill wihr hihr schwazzen duhn ann Statt die Nation auff und in krig zu ruffen haben die Francosen zeytt und Gelägenheyt iren dinst und Armeh wider her und ein zu Richtten und dahrum so sag Ich, marrsch und auff und mitt den Degen den feindt inn die ribben“ [60]).

Endlich doch wurde dem harrenden, hoffenden, bangenden Volke von Breslau aus ein erstes Zeichen: der königliche Erlaß vom 3. Februar, welcher die Bildung freiwilliger Jägerharste verfügte, — ein Zeichen zugleich, daß die widerfranzösische und kriegerische Partei über die Wimmerer und Winseler, über alle die lieben Mittelmäßigkeiten in der Umgebung des Königs einen ersten Vortheil davongetragen habe. Das Signal lautete noch sehr behutsam und unbestimmt, aber es ward verstanden. In Wahrheit: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ noch bevor es gesagt und gesungen ward, geschah es und frühlingskräftig aufging vaterländische Gedankensaat. Von den Kathedern der Hochschulen fielen Worte in die Hörsäle wie jene weckenden des armen guten Wirrkopfes Steffens, welche er am 3. Februar in der Aula Leopoldina zu Breslau sprach, einen „kleinen silbernen Stift behende in den fein geschnittenen Fingern auf und nieder schiebend“, in gewohnter nebelhafter Weise, ohne Zweifel, aber diesmal doch verständlich genug. „Es war

das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede Aller und sie machte deßwegen wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden einen tiefen Eindruck." Zu Deutsch: — Der Professor forderte die Studenten auf, für das Vaterland in den Kampf zu ziehen, und erklärte seinen Entschluß, selber mitzuziehen. „Steffens — rief ihm Scharnhorst am folgenden Tage zu — ich wünsche Ihnen Glück. Sie wissen nicht, was Sie gethan haben"[61]). In der That, die steffens'sche Rede hat dazu mitgewirkt, die breslauer Sachlage zu klären. Sein Wort war eines der vielen zu jener Zeit gesprochenen, welche zugleich Ereignisse gewesen sind. Das soll dem Guten nicht vergessen werden ob der leidigen Thatsache, daß nachmals seine kriegerischen Abenteuer als Freiwilliger weit mehr in's komische als in's heldische Fach fielen und daß eine lose Zunge sogar Ursache hatte, den Spottpfeil auf ihn zu schnellen: „Zu Anfang des Treffens drückte sich Steffens" .... Herrlich ward nun offenbar, was man einem gesunden Volke zutrauen darf und soll. Die preußische Jugend bis weit ins Mannesalter hinein erhob sich unter dem Jubelschrei: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!" Schon der infinitivische Aufruf vom 3. Februar wirkte elektrisch. Die Hörsäle der Universitäten, die oberen Klassen der Gymnasien, die Komtore, die Kunst- und Werkstätten leerten sich, die Pflüge standen verlassen. Väter und Mütter weihten ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Bräute ihre Bräutigame, Frauen ihre Gatten dem heiligen Krieg. Die Städte begannen von Freiwilligen zu wimmeln, die Landstraßen von ziehenden Männern und Jünglingen zu stauben. In Berlin allein meldeden sich binnen drei Tagen 9000 junge Männer zu freiwilligem Kriegsdienst. Greise griffen mit Jugendkraft zu den Waffen, Knaben flehten schluchzend, wenigstens als Trommelschläger

mitgehen zu dürfen. Neben dem Bauer stellte sich der Edelmann bis zum Fürsten hinauf, neben dem Handwerksburschen der Gelehrte, neben dem Kaufmann der Künstler, neben dem Taglöhner der Beamte in die Reihen der Landwehr. Es ward Sonntag, es ward Ostern im Lande, grün, hoffnungs- und verheißungsvoll. Wenige Tage nach dem Aufruf vom 3. Februar sitzt Friedrich Wilhelm in seinem breslauer Schloß am Fenster, als ein großes Getöse wie von rasselnden Wagen und jubelnden Stimmen die Straße heraufkommt. „Sehen Sie, Majestät!“ sagt der Scharnhorst und öffnet das Fenster. Es sind nicht weniger als achtzig Leiterwagen, alle mit berliner Freiwilligen beladen. „Glauben nun Ew. Majestät an die Wirksamkeit des Aufrufs?“ fragt der General. Der König gibt keine Antwort, aber die Thränen rollen ihm über die Wangen herab[62]). Wahrlich, es wäre gut gewesen für Friedrich Wilhelm, für welchen sein Volk so Viel gethan, wie nie zum zweiten Mal ein Volk für seinen König that, so er sich dieser Stunde von 1813 erinnert hätte, als er nachmals im Begriffe war, die Kamptz und Schmalz und Tzschoppe und andere Elende als Demagogenhetzhunde auf die deutsche Jugend loszulassen, bei Gelegenheit jener ruchlosen Treibjagd, als das schlechte Gewissen der Metterniche, Wittgensteine und Mitsünder selbst in so excessiv monarchisch und loyal gesinnten Männern, wie der Arndt einer war, Verschwörer und Rebellen witterte, weil diese wollten, daß die ungeheuren Opfer von 1813 nicht allein den Fürsten und den übrigen „Privilegirten“ zu Gute kommen sollten, daß die stromweise gesäete Blutsaat der Befreiungskriege auch dem deutschen Volke Früchte tragen müßte. Nicht alle „Blütheuträume“ von 1813 konnten reifen; aber mußte man darum die schnödeste Undankbarkeit, welche die Welt gesehen, so weit treiben, keinen zur Reife kommen zu lassen? . . . .

Der staunenswerthe Erfolg des Erlasses vom 3. Februar schlug aber am königlichen Hoflager keineswegs endgültig durch.

Das alte Weib in Feldmarschallshosen, Herr von Kalkreuth, und seine Mitfranzöselinge, sie wußten dem armen Infinitiv immer wieder gehörig angst und bange zu machen. Wäre Napoleon nicht kaiserwahnsinnig gewesen, d. h. hätte er in den ersten Tagen des Februars dem preußischen Kabinett etliche annehmbare Brocken hingeworfen, so würde ohne Zweifel der Versuch gemacht worden sein, den Volksaufschwung zu lähmen und in der napoleonischen Vasallenschaft zu beharren. Leider ließ es der hochmüthige Wahnsinn des Empereur, welcher nicht die geringste Einräumung machen wollte, nicht zu diesem Versuche kommen, und da nun von französischer Seite her Nichts zu hoffen war, mußte man sich wohl dazu entschließen, die von russischer her gebotene Handhabe ernstlicher anzufassen. Da kam nun, die zukünftige Stellung Preußens anlangend, Alles darauf an, wie man das that. Man that es, wie Jedermann weiß, möglichst ungeschickt. Staatskanzler Hardenberg — auch eine Korkseele, aber lange nicht so fein geschnitzt, so gerieben, wohlgeölt und elastisch wie Metternich — ist gar nicht der Mann gewesen, die Situation diplomatisch zu beherrschen, auch vorausgesetzt, daß er freie Hand gehabt hätte. Die Kläglichkeit der preußischen Diplomatie, welche nachmals beim ersten und zweiten pariser Frieden und auf dem wiener Kongreß so glänzend sich offenbarte, kündigte sich jetzt schon an. Statt gleich von vornherein die Wünsche und Forderungen Preußens bestimmt zu formuliren und in ganz unzweideutig vertragsmäßiger Weise zu stipuliren, begnügte man sich in der Hauptsache vorderhand mit der Zusicherung der Wiederherstellung des preußischen Staats in seinem Umfange vor dem Tage von Auerstädt-Jena, und nahm das byzantinisch-freundliche Lächeln des Czaren für eine Garantie. Hiebei fällt auch auf die Stein und Scharnhorst ein starker Tadel. Verzehrt vom Eifer des Widernapoleonismus, glaubten sie und mit ihnen noch viele Wackere, nach Niederwerfung des Zwingherrn würde und müßte sich alles Andere von selber finden

und machen, und so versäumten sie, um nur möglichst rasch das russisch-preußische Bündniß zuwegezubringen, Sicherstellungen für Preußen und Deutschland, welche Rußland gebunden hätten, auch dann noch gebunden hätten, als durch Oestreichs Beitritt zur Allianz die oberste Leitung thatsächlich in die Hände der östreichischen Diplomatie kam, welche, der preußischen so überlegen wie immer, natürlich ganz im franz-metternichigen widerdeutschen Sinne verfuhr. Allerdings, es ist fraglich, ob die Führer der deutschen Patrioten Mittel und Wege hätten ausfindig machen können, die nationale Sache Rußlands versteckter und Oestreichs offener Feindseligkeit gegenüber zu halten; aber daß sie, vorerst im blinden Vertrauen auf das „große Herz" Alexanders, Betreibungen und Vorkehrungen zu diesem Zwecke, wie solche möglich gewesen wären, vernachlässigten, das ist gewiß und ist *ihre* Verschuldung.

Man scheint sich zu Breslau zwischenhinein mit dem Wunsche getragen zu haben, in Gemeinschaft mit Oestreich die Stellung einer bewaffneten Neutralität zwischen Rußland und Frankreich einzunehmen; allein da in Wien Alles stillblieb und auch von Paris aus nicht ein Wort als Antwort auf die schüchternen preußischen Eröffnungen verlautete, so mußte man doch endlich einen nach anderer Seite hinzeigenden Entschluß fassen. Ließ es sich doch nicht mehr überhören, daß die Volksstimme mehr und mehr einen murrend-drohenden Ton annahm. Alle — hat ein Mitlebender in seinen Erinnerungen gesagt — „Alle ohne Ausnahme wollten gegen die französische Tyrannei kämpfen. Aber der König schwieg und schwieg. Die Ungeduld wuchs von Tage zu Tage, jeder Verständige sah, daß die flüchtige Gelegenheit rasch und entschlossen ergriffen werden müsse und daß durch Zögerung Alles verloren gehen könne. Ja, es ließen sich Stimmen der Ungeduldigsten vernehmen: wofern der König nicht bald sich erkläre, so müsse man seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, auf den Thron setzen"[63]) Also der Gedanke einer

Palastrevolution, welcher unter den obwaltenden Verhältnissen gar leicht zur That einer Volksrevolution hätte werden können? Man sieht, wie lächerlich es im Grunde war, wenn amtliche und lohnschreiberliche Falschmünzerei die edle Losung jener Tage: „Für Freiheit und Vaterland!“ nachmals in die Losung: „Für Friedrich Wilhelm!“ umgelogen hat ..... Am 9. Februar wurde der Oberst von dem Knesebeck in aller Heimlichkeit als Unterhändler in das russische Hauptquartier nach Chlodowa geschickt. Er brachte Nichts zu Stande, weil er nicht merkte, worauf es dem Czaren hauptsächlich ankomme, nämlich auf die Verschlingung sämmtlicher polnischer Provinzen. Alexander, in seiner Großherzigkeit höchst freigebig mit vorerst noch unerobertn deutschen Ländern, bot zur Vergrößerung Preußens das ganze Königreich Sachsen an; aber dieses großherzige Anerbieten diente nur dazu, die Unterhandlung zu verwickeln. Denn wenn auch der Köder dem hohenzollerischen Länderappetit gar duftend in die Nase stach, so verwehrte das Ewig-Infinitivische der preußischen Politik doch auch hier wieder ein entschlossenes Zugreifen.

Der Czar, des Hin- und Herredens satt, beschließt jetzt, den Knoten zu zerhauen, und sendet als Zerhauer den Stein nach Breslau. Der Reichsfreiherr langt am 25. Februar daselbst an, ein höchst unwillkommener Bote. Die Angstweiber in der Umgebung des Königs stimmen ihre Klagelieder an: — „Ach, Herr Jesus, was wird der französische Gesandte zur Erscheinung des „„nommé Stein““ an unserem Hoflager sagen?“ „Sehr unpassend sein, diesen Herrn zu schicken; mir sehr widerwärtig sein!“ brummt König Infinitiv. Aber der Stein kümmert sich Wenig um Geflenn und Gebrumm, Wenig auch darum, daß er, fieberbehaftet, nur in einem elenden Dachstübchen des Wirthshauses zum Szepter ein Unterkommen findet und daß seine Anwesenheit durch den Schlotterling von Kalkreuth dem Monsieur St. Marsan förmlich denunciirt wird. Gibt da, als der Ober-

hofmeister oder Obergroßpapa des Königs (spanisch: el gran ajo del rey), der Herr von Wittgenstein, sich bei ihm melden läßt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, d. h. um zu spioniren, den preiswürdigen Steinismus von sich: „Der Fürst mag kommen; aber er wird mir's nicht übel nehmen, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse"[64]). Führt dann auch, auf infinitivisches Gebrumm nicht achtend, bei Hofe eine verständlich-lapidarische Sprache, stellt, wie die weichen Sammetlippen „korrekter" Historiographie es ausdrücken, die Sachlage „auf's Eindringlichste" vor und spielt zuletzt den Trumpf aus: „Hält Preußen an dem Bündniß mit Frankreich fest, so ist der Kaiser von Rußland entschlossen, die preußischen Provinzen bis zur Weichsel in Besitz zu nehmen und dieselben dem russischen Reiche förmlich einzuverleiben"[65]). Das schlägt durch. „Wenn man dem Czaren beweisen will, daß es Preußen mit der russischen Allianz ernst sei, muß man an die Stelle des Hämorrhoidarius Knesebeck den Scharnhorst zu ihm senden", sagt der Stein. Scharnhorst geht nach Kalisch ins russische Hauptquartier. Hardenberg vereinbart mit dem russischen Diplomaten Anstett, der mit Stein gekommen, ein preußisch-russisches Schutz- und Trutzbündniß. Der Entwurf ist schon ins Reine geschrieben, da wird Friedrich Wilhelm noch einmal stutzig und störrig, so zwar, daß es — sagt eine aus verläßlichster Quelle fließende Nachricht — nöthig wird, vor den Ohren der infinitivischen Majestät hörbar zu murmeln, es könnte leicht nöthig sein und dazu kommen, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werden müßte, um den Staat zu retten[66]). Jetzt wird der Allianzvertrag am 27. Februar durch Hardenberg und Anstett zu Breslau und am 28. durch Scharnhorst und Kutusow Namens ihrer Souveraine zu Kalisch unterzeichnet. Demzufolge verpflichtet Rußland sich, sofort 150,000, Preußen 80,000 Mann Linientruppen (die Festungsbesatzungen ungerechnet) zum gemeinsamen Kriege gegen Frankreich zu stellen, zu einem Kriege, welcher von keiner

der beiden Mächte einseitig beendigt oder auch nur durch einen Waffenstillstand unterbrochen werden dürfe. Folgte dann das Gelöbniß des Czaren, vor Wiederherstellung Preußens die Waffen nicht niederzulegen, und die Bestimmung, Oestreich und England zum Eintritt in den Bund einzuladen. Eine Ergänzung, die deutschen Dinge beschlagend, fand der kalischer Vertrag durch einen weiteren, am 19. März zu Breslau vereinbarten, kraft dessen als Kampfziel die „Befreiung Deutschlands von napoleonischer Zwingherrschaft“ hingestellt ward und die deutschen Fürsten und Völker aufgerufen werden sollten, die Kampfarbeit zum angegebenen Zwecke mitzuthun. Jeder deutsche Fürst, welcher bis zu einer bestimmten Frist diesem Aufruf nicht nachgekommen wäre, ward bedroht, Land und Leute zu verlieren. Auch sollte, die deutschen Länder zu regieren, welche die russischen und preußischen Heere in ihrem Vorschreiten gen Westen besetzen würden, ein „Centralverwaltungsrath“ eingesetzt werden, bestehend aus russischen und preußischen Bevollmächtigten, zu deren Obmann und Vorsitzer Stein erkoren wurde. Der tapfere Reichsfreiherr sah diesen Platz für einen solchen an, auf welchem er für den Aufbau eines einheitlichen Deutschlands Tüchtiges zu wirken vermöchte, was freilich eine Illusion war. Aber eine Illusion, welche die Partikularisten links und rechts nicht wenig ängstigte, weßhalb dann aus der metternichig-widerdeutschen wiener Staatskanzlei wie aus den rheinbündlerisch-widerdeutschen Kabinetten alsbald Pfeile genug mit vergifteten Spitzen geflogen kamen, auf den Stein zielend als auf den künftigen „deutschen Kaiser“ . . .

Also nahmen endlich die Dinge eine vorschreitende Gestalt an. Am 15. März war der Czar in Breslau. Sein Empfang an der deutschen Gränze hatte etwas Ueberschwängliches, Berauschendes. Er wurde in der That wie ein befreiender Gott empfangen und die Russen nahmen die herzlichen Freudenbezeugungen, deren Gegenstände sie waren, mit steigender Verwunde-

rung, mit staunendem Gaffen entgegen. Einigen trieb das jubelnde „Hurrah unserem Befreier! Hurrah dem Retter Europa's!“ Thränen slavischer Rührung in die Augen [67]). Alexander aber schlürfte mit Wohlbehagen den berauschenden Huldigungstrank, welcher auf seine angeborene Eitelkeit die naturgemäße und unausbleibliche Wirkung haben mußte. Wenn die knechtische Menge die Fürsten vergottet, warum sollten sie sich nicht für Herrgötter halten? Der Czar nahm demzufolge die gnädige Miene einer Art von europäischem Herrgott an, mit wohlwollend-beschützerlichem Auge Deutschland ansehend und sogar schon jetzt einen gnädigen Blick auch nach Frankreich hinüberwerfend. Denn in dem berühmten „Manifest von Kalisch“, welches Kutusow am 25. März ausgehen ließ und welches ganz unzweifelhaft das Kriegsmanifest der russisch-preußischen Allianz gewesen ist, obzwar diplomatische Niedertracht es später gern verleugnet hätte, — in diesem Aktenstück, worin mit der Losung „Ehre und Freiheit!“ jeder Deutsche, „der des Namens noch würdig sein will, sei er Fürst, sei er Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volkes“, aufgerufen ward, den „Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beizutreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben,“ — in diesem Aufruf, in welchem die Auflösung des Rheinbunds verkündigt und die Wiederherstellung Deutschlands mit einer Verfassung, welche „hervorgehend aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes“ die deutsche Nation „verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener unter Europa's Völkern erscheinen lassen wird,“ förmlich verheißen wurde, — in eben diesem Manifest war doch auch schon von der „schützenden Hand“ die Rede, welche der Kaiser aller Reußen über Deutschland und dessen neuzuschaffende Verfassung „halten“ wollte; sowie davon, daß Frankreich „schön und stark durch sich selbst bleiben sollte“ und daß es keiner Macht einfiele, Etwas gegen seine „rechtmäßigen Gränzen“ zu unternehmen“ [68]). Für hörende Ohren schon ein Vorklang von

jenem widerdeutschen, freilich durch die klägliche Unfähigkeit und Energielosigkeit der preußischen Politik mitverschuldeten, alexander-talleyrand-metternich-castlereagh'schen Ränke- und Schwänkespiel, welches das besiegte Frankreich stark und mächtig und das siegreiche Deutschland zerrissen, kraftlos und ohnmächtig ließ.

Am 12. März war Gneisenau, aus England kommend, in Breslau angelangt, die Versicherung von Seiten des englischen Kabinetts mit sich bringend, daß Britannia ihre widernapoleonische Schuldigkeit thun und den Verbündeten ganz vorzüglich mit dem beistehen werde, dessen sie am meisten bedurften, mit Geld. Drei Monate später (15. Juni) kam dann, wie Jedermann weiß, ein förmlicher Vertrag in dieser Richtung zu Stande, kraft dessen England sich verpflichtete, für das Jahr 1813 an Preußen 666,666 und an Rußland 1,133,333 Pfund zu entrichten. Jetzt aber und später ist Preußen in Betreff der britischen Subsidien seinen Verbündeten gegenüber augenscheinlich zu kurz gekommen, viel zu kurz. Was Englands Freigebigkeit angeht, so war sie natürlich eine echtenglische, d. h. durchaus selbstsüchtige. Denn es verstand ganz vortrefflich zu berechnen, was es ihm einbringen müßte, wenn festländische Bajonnette dem Drachen Kontinentalsperre den Garaus machten. Ah, Businessmacherin Britannia wußte das mit Zinsen und Zinseszinsen wieder hereinzubringen, was Rule-Britannia ausgab. Kaum war der genannte Drache todt, als eine wahre Flut von englischen Waaren alle festländischen Märkte überschwemmte, die festländische Fabrikation in vielen Zweigen vollständig lahmlegend. Von der ungeheuren Massenhaftigkeit der englischen Ausfuhr und des englischen Gewinnstes zu jener Zeit kann es eine Vorstellung verschaffen, wenn man erwägt, daß die Engländer im Jahre 1814 allein für nicht weniger als 10,831,000 Pfund Baumwollenwaaren auf das Festland herüberwarfen und Deutschland hievon für 3,248,000 Pfund gekauft hat[69].

Derweil hatte sich in Breslau die Frage erhoben, welcher preußische General den preußischen Hauptheerhaufen, wie solcher in Schlesien sich gesammelt hatte, führen sollte. Man sprach von York, den Knesebeck empfahl, von Tauenzien und Anderen. Auch vom Blücher, natürlich. Aber, sagten die Neunmalweisen, der Mann ist nahezu ein Einundsiebziger; was kann so ein „invalider Greis" ausrichten? Erinnern wir uns doch, wie unsere „Uralten" von Generalen Anno 1806 sich aufgeführt haben. Aber, sagten die wimmernden und winselnden Vorzimmerlinge, der Mann ist ein „husarischer Tollkopf", ein „Wildfang" und „verzweifelter Spieler", welcher durch sein „blindes Vorwärtsstürmen und Dreinfahren" Alles zu Grunde richten wird[70]. Wahr ist, als der Gebhart Lebrecht erfuhr, daß das „federVichfolkh von diplomahtiker" daran arbeitete, ihn vom Heerbefehl fernzuhalten, da wurde sein Blüchern recht eigentlich zum Berserkern und, ein vollständigstes Flüchedonnerwetter losorgelnd, vermaß er sich und schwur, er setze seinen Kopf zum Pfande, man solle ihm nur 30,000 Mann geben, damit wolle er alle Franzosen aus Deutschland hinausfegen[71]. Die Sage will, Blücher habe das später (1815) wiederholte Wort noch hinzugefügt: „Wenn ich den Bonaparte kriege, lass' ich ihn aushauen!" Ein häßliches Wort, selbst einem widernapoleonischen Berserkerzorn nicht zu verzeihen, doppelt garstig auf eines Helden Lippen ... Die Ansprüche des Alten konnten nicht übersehen und überhört werden, um so weniger, da Soldaten und Offiziere laut genug riefen, „de old Blüchert" solle sie führen. Man brach aber der Frage scheinbar die Spitze ab, indem man vorderhand gar kein oberstes preußisches Heerkommando einsetzte, woher es dann kam, daß von den preußischen Generalen zunächst jeder den Krieg auf eigene Hand führte. Blücher erhielt, ganz insbesondere auf Scharnhorst's energisches Andringen hin, den Oberbefehl über das in Schlesien stehende preußische Heer, welches 26,000 Mann stark war und durch Hinzufügung eines russischen

Korps unter Winzingerode um 10,000 Mann vermehrt wurde [72]). General Scharnhorst war erster, Oberst Gneisenau zweiter Generalquartiermeister. Mit dem Hinausfegen der Franzosen aus Deutschland ging es freilich lange nicht so geschwinde, wie der Gebhart Lebrecht gemeint hatte. Der Bonaparte zeigte der Welt hinlänglich deutlich, daß er einstweilen noch der Napoleon sei, der sich nicht so mir Nichts dir Nichts „kriegen" und „aushauen" ließe ....

Die alte Stadt Breslau konnte in jenen Tagen mit Fug das „Herz Deutschlands" heißen. Hoch und herrlich pulsirte es und trieb die hochrothen Wellen seiner Begeisterung weithin durch die Adern der Germania, von welcher in Erfüllung gehen zu wollen schien, was dazumal Einer ihr zusang: — „Zu welch hohem Heldenleibe einer Riesin voller Mark könntest du aus schwachem Weibe wachsen, Deutschland, groß und stark!" Es ist unmöglich, daß ein Deutscher von jener Osterzeit spräche oder hörte, ohne daß ihm ein Nachhall davon im Herzen wach würde. Der edelste Enthusiasmus, jahrelang mit heiligem Zornfeuer und bitterlichen Thränen großgenährt, regte sich in den Menschen. Wie liebende Söhne zur hülfebedürftigen Mutter, eilte die Blüthe der deutschen Jünglingschaft, ein von Kant und Schiller und Fichte erzogenes Geschlecht, nach Breslau, wo in der rauchigen Bierstube zum „Szepter" Adolf von Lützow sein Werbequartier aufgeschlagen hatte, um jene „Freischar" der Lützower zu bilden, in deren Reihen Theodor Körner, aus Wien herbeigerannt, „zugleich ein Sänger und ein Held" gewesen ist, auf Märschen und am Beiwachtfeuer jene lodernden Lieder anstimmend, deren Wahrhaftigkeit er mit seinem Herzblut besiegelt hat. Das war ein Leben und Weben im „Szepter", wo die Lützow, Petersdorf, Helmenstreit, Müller, Masius, Friesen, Eckardt und andere viele wackere und wackerste Gesellen sich zum Kriege rüsteten, der im Sinne der Lützower kein Krieg war, „von dem die Kronen wissen", kein Fürsten- und Diplomatenkrieg, aber ein Volkskrieg,

aus welchem Mutter Germania in verjüngter Herrlichkeit hervorgehen sollte. Also faßte die „Schwarze Schar“ diesen Krieg und seinen Endzweck und darum fühlten sich die Lützower ganz wesentlich als deutsche Krieger, kleideten sich in die deutschen Farben — schwarze Waffenröcke, rothe Achselklappen und Aermelaufschläge, gelbe Knöpfe — und als sie am 28. März in der Kirche zu Rogau dem König von Preußen den Kriegseid leisten sollten, machten sich Stimmen unter ihnen laut, daß nur dem künftigen deutschen Kaiser geschworen werden dürfe. In diesem Sinne war ganz besonders der rastlose „Werber“ und „Treiber“ Jahn thätig, von dessen im Aufruffach starker Feder auch Blücher und Scharnhorst gelegentlich Gebrauch machten. Die lützow'sche Freischar — sie zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüthe 2800 Mann zu Fuß (Jäger und Füsiliere) und 480 Reiter (Jäger, Ulanen und Husaren) — war ohne Frage der höchste dichterische Ausdruck des Krieges vom Jahre 1813. Aber wie die Poesie zur Wirklichkeit, so verhielt sich die Idee, welche die Lützower zusammengebracht hatte, zu den Ereignissen der Zeit, d. h. die Idee konnte es nun und nimmer zu einer ganzen und vollen Erscheinung bringen, und trotz aller Tapferkeit hat die schwarze Schar verhältnißmäßig Wenig geleistet. Es rührte dies hauptsächlich davon her, daß sie von oben herab mit Mißtrauen und Ungunst angesehen wurde; dann auch davon, daß ihr Befehliger zwar ein bravster Soldat, aber ein Führer von nur sehr mittelmäßigem Talent und zudem ein ganz entschiedener Pechvogel war[73]). Trotz Alledem jedoch muß der schwarzen Schar ihre geschichtliche Bedeutung gewahrt werden. Sie war die Versinnlichung des opferfrohen, von einer religiösen Weihe angehauchten Idealismus, welcher alle deutschen Jünglingsseelen hob und trug. Alle? Ach nein! Da war ja ein fünfundzwanzigjähriger berliner Student, Arthur Schopenhauer geheißen und vom Schicksal auserkoren, später eine Art von deutschem Buddha vorzustellen, den „verfolgte“ beim Ausbruch des

Kriegs von 1813 „die Furcht, zum Kriegsdienste gepreßt zu werden“[74]).

Am Tage nach der Ankunft des Czaren in Breslau sandte Hardenberg dem französischen Gesandten, welcher endlich eingesehen hatte, daß hier nicht mehr seines Bleibens, und abgereis't war, die Erklärung nach, daß Preußen im Bunde mit Rußland die Waffen gegen Napoleon erheben werde (16. März). Am folgenden Tage erschien der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“, verfaßt vom Staatsrath Hippel, gute herzbewegende Worte, schlicht und warm, Preußen und Deutschland entschlossen ankündigend, daß ein Kampf um Sein oder Nichtsein bevorstehe, und an- und aufrufend Alles, was gut und edel in Menschen und Völkern. An demselben 17. März führte York — („ein grimmiger Ernst war auf sein Gesicht geschrieben“[75]) — seinen Harst in das von den Franzosen geräumte Berlin, mit unendlichem Jubel empfangen. Zugleich mit dem Aufruf „An mein Volk“ erschienen die Verordnungen über die Schaffung und Organisation der Landwehr und des Landsturms, sowie über die auf einem höchst glücklichen Gedanken beruhende Stiftung des Ordens vom „Eisernen Kreuz“, — ein wahrhaft volksthümliches Ehrenzeichen, welches als dem Ersten seiner Ritter dem braven Major von Borcke verliehen ward, weil er mit seinen pommer'schen Füsilieren zu Lüneburg so mannhaft gegen den Feind gestritten hat[76]). Schleiermacher hielt, als der königliche Aufruf von allen Kanzeln verlesen wurde, zu Berlin seine berühmte Heerpredigt wider die Franzosen und schrieb darüber an einen Freund: „Auch wir, die Verkündiger des Friedens, haben, wenn auch nicht alle zum Schwert, doch zu der scharfen Waffe des Wortes gegriffen und an heiliger Stätte zum Kriege, zum Kampf auf Leben und Tod aufgerufen“[77]). Und, in Wahrheit, so todesernst und hingebungsvoll nahm man diesen Streit in allen Volksschichten und in diesem Sinne entsprach man dem Aufruf vom 17. März. „Wer Zeuge der

Begeisterung jener schönen Tage gewesen ist — hat ein Mitbegeisterter bezeugt — wer gesehen hat, wie die Schranken fielen, die so lange Deutsche von Deutschen trennten; wie der Unterschied der Stände und ihre gegenseitigen Antipathieen in der Liebe zum Vaterlande unterzugehen und nur ein Gefühl zu herrschen schien, die erlittene Schmach zu rächen und gegen neue Bande der Knechtschaft Sicherheit zu schaffen: der weiß auch, wie rastlos Jeder bemüht war, die Mittel, die ihm zu Gebote standen, zur Förderung des allgemeinen Zweckes geltend zu machen"[78]). Wie kläglich erscheint es, wie so ganz unter dem Maaße von Napoleon's Genie, wenn er sich den Anschein gab, diese Volkserhebung gar nicht verstanden zu haben. Noch auf St. Helena hat er sich über den Haß, welchen er in Deutschland erregte, verwundert gestellt und darüber, daß man in ihm einen „Vernichter" (destructeur) der Rechte der Völker gesehen, in ihm, der doch „für die Völker so Viel gethan und noch so Viel für sie habe thun wollen"[79]).

Groß und schwer, geradezu ungeheuer und unerhört war das, was dem preußischen Volke zugemuthet wurde; aber es ward mit einer glorreichen Hingebung geleistet. Vier Heerhaufen brachte Preußen zunächst auf: einen in Ostpreußen unter York, einen zweiten in Westpreußen unter Bülow, einen dritten in Pommern unter Borstell, einen vierten in Schlesien unter Blücher. Von Tag zu Tag wuchsen diese Harste an Zahl, Kraft und Waffentüchtigkeit. Die Provinzen wetteiferten in Opferwilligkeit. Schlesien allein hatte schon bis zur Mitte des Maimonats 95,767 Krieger gestellt. Der kleine, arme, ausgepreßte preußische Staat mit weniger als 5 Millionen Bewohner brachte im Frühjahre und Sommer von 1813 nicht weniger als 271,000 Streiter unter die Fahnen[80]). Ins Feld jedoch konnte selbstverständlich diese Masse nur sehr allmälig geführt werden. Die ganze Rüstung aber ward nur möglich durch das opferwillige und opferfreudige Handeln der ganzen Bevölkerung. Ah,

damals war der „Altar des Vaterlandes“ keine bloße Redensart! Er bog sich unter der Last der Opfergaben, welche patriotischer Enthusiasmus auf ihn häufte. Das Einzige, Letzte, Theuerste, mit rührender Beeiferung ward es herbeigebracht. Allen Gebern und Geberinnen voran stand die katholische Gemeinde Marienburg in Westpreußen, welche das Silbergeräth ihrer Kirche dem Staat zur Verfügung stellte. Die ersten Geldbeiträge gaben der Schneidermeister Hans Hofmann in Breslau (100 Thlr.) und der Jude Gumpertz in Berlin (300 Thlr.). Johannes Hintze in Deutsch-Borgh war der Bauer, welcher das erste Pferd schenkte; Michel Arxleben der, welcher zuerst 100 Scheffel Hafer hergab. Die Professoren Gravenhorst, Schulz und Hermbstädt waren die ersten Staatsbeamten, welche zu Gunsten der guten Sache auf einen Theil ihres Gehalts verzichteten. Der erste Edelmann, welcher sein Silbergeschirr einsandte, war der schlesische Graf Sandretzky. Ein Ungenannter schickte drei Golddosen mit Brillanten im Werth von 5300 Thalern, ein alter Kriegsmann sein einziges Goldstück. Die Ersten, welche ihre goldenen Trauringe opferten, waren der Lotteriecollecteur Rolin und seine Frau in Stettin. In Breslau allein gingen während der Monate März und April tagtäglich Opfergaben von 1000 Thalern Bargeld ein. Man darf kecklich sagen, daß wie mit seinem Blute so auch mit seinem Gute niemals ein Volk freigebiger gewesen sei als das preußische im Jahre 1813, falls man erwägt, daß das arme Land neben den von Gemeinde- und Staatswegen geforderten Opfern noch freiwillige im Betrage von Millionen aufgebracht hat. Etwas vom Höchst- und Heiligst-Menschlichen athmet darin, wenn das schöne junge Mädchen Ferdinande von Schmettau in ihrer Armuth ihr prachtvolles Goldlockenhaar als patriotische Opfergabe darbrachte; sowie nicht minder darin, wenn eine leider ungenannt gebliebene blutarme Taglöhnerin im Dorfe Ratsch in Schlesien ihr einziges Betttuch zu Verbandzeug zerschnitt[81]).

„Ehrwürdig“ hat ein strenger Urtheiler und karger Lober das Gebaren der deutschen Frauen zu jener Zeit genannt, wie sie, wo immer sie helfen konnten, hülfreich zarte Hände rührten, die Kämpfer begeisternd mit innigen Herzensworten, die Gebeugten tröstend, die Zweifelnden aufrichtend, die Verwundeten pflegend. Gar viele sind, die Pestluft der Lazarethe einathmend, Opfer ihrer heldischen Pflichterfüllung geworden. Junge Mädchen, an deren jungfräulichem Ruf kein Makel, wurden von dem gewaltigen Zeitsturm über die Bedenklichkeiten ihres Geschlechts so weit emporgehoben, daß sie zur Büchse und zum Säbel griffen, um gegen den Feind des Vaterlandes zu fechten. So die beiden kühnen Reiterinnen Dore Sawosch und Line Petersen; so die freiwilligen Jägerinnen Johanna Lüring, Friederike Werder, Lotte Krüger und die schöne Lore Prochaska, welche in den Reihen der Lützower im Treffen bei der Göhrde die Todeswunde empfing, mit echtweiblicher Hochherzigkeit den Wundarzt, der sie zu verbinden kam, auffordernd, lieber erst den umherliegenden Verwundeten beizuspringen, bei welchen die Hülfe noch von Nutzen sein könne. Freilich, wenn sich deutsche Streiterinnen, wie z. B. die Line Petersen und die Lotte Krüger, das Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes erwarben, so fehlte es auch nicht an deutschen Mädchen und Frauen, die es vorzogen, Unehrenzeichen sich zu erwerben, und für welche Schiller's Wort: „O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!“ umsonst gesprochen war. Zwar, wenn junge hannover'sche Gräfinnen des Namens Hardenberg über die Ereignisse des Jahres 1813 ein Klaglied sangen, weil in Folge dieser Ereignisse das „doch gar zu amüsante“ Leben am Hofe des Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme in Kassel ein Ende genommen hatte, so mag das einer siebzehn- und achtzehnjährigen Gänsigkeit in Gnaden verziehen sein. Weit weniger verzeihlich dagegen ist es, wenn eine deutsche Fürstin, die Fürstin-Regentin Pauline von Lippe-Detmold, als eine ganz fanatische Napoleonsmagd sich gebarte, den deutschen Füh-

rer einer kosakischen Streifschar, welchen sein Unstern ihr in die Hände geliefert, ins Tollhaus sperren ließ und den Orakelspruch von sich gab: „Die Deutschheit ist ein Unding. Die Zukunft wird beweisen, daß der große Napoleon rechthatte und daß man unrecht und unverzeihlich gewaltthätig an ihm handelte." . . Es gab jedoch auch fürstliche Frauen in Deutschland, in deren Seele das Vaterlandsfeuer hoch und schön mitloderte. So die Prinzessinnen Luise und Marianne von Preußen, so Amalia von Baden, welche, als sie ein von ihrem Freunde Stein zu Breslau gesprochenes Scheltwort über die deutschen Fürsten, welche „fortwährend ihre Ketten küßten," vernommen und die Rechte ihres Hauses gegen ihn in Schutz genommen hatte, auf seine derbe Zurechtweisung zurückschrieb: „Sie haben mich an meinen Platz verwiesen und ich bin Ihnen deßhalb nicht gram. Aber rechtfertigen muß ich mich doch; denn Sie mißverstehen mich und die Beschuldigung, als fühlte ich nicht warm für das, was uns Alle jetzt begeistern muß, hat mir wehgethan, da ich sie nicht verdiene. Ich kann nach meinen Gefühlen nie eine Empfindung zu exaltirt finden, wenn es das Vaterland und die Befreiung von dem schimpflichsten Joche gilt; dafür ist kein Opfer zu groß und ich möchte sie gern selbst alle bringen. Aber dem Vaterland und der Freiheit müssen sie gelten und das wäre kein Opfer für beide, wenn man von einer andern gefräßigen Macht unterjocht würde. Nur dahin geht meine Sorge für die Meinigen, nur das kann ich nimmermehr recht und billig finden. In allem Uebrigen die Wiederherstellung des Vaterlandes betreffend bin ich stolz, einerlei Meinung mit Ihnen zu sein, und jedes Opfer, welches dahin zielt, werde ich nie zu groß nennen." . . Es gibt einen anmuthigen Dreiklang, wenn man neben diese Prinzessin das schlanke schlesische Edelfräulein stellt, in deren Mutterhaus zu Steinau der Livländer Woldemar von Löwenstern im Februar von 1813 einquartirt war, einer der kühnsten Degen jener Zeit und einer der glücklichsten,

wenn nicht der glücklichste Streifzügeführer der Befreiungskriege — („ihre Augen konnten wie blaue Flammen auflodern, wenn die Eigenthümerin vom Kriege gegen die Franzosen sprach; sie hatte zwei Brüder beim Heere und bedauerte sehr, nicht ein dritter Bruder zu sein, um auch noch die Waffen zu führen; ihre Ringe, Ohrgehänge und andere Schmucksachen hatte sie an die Kriegskasse in Berlin eingesandt: so bellonisch dachte das Fräulein aus Vaterlandsliebe, denn übrigens war ihr Wesen zart und weich") — und neben das blauäugige Edelfräulein die schöne, schwarzäugige, verstandesklare achtzehnjährige Müllerstochter Marie im Dorfe Groß-Särchen unweit Muskau, welche, als im August von 1813 würtembergische Offiziere in ihrem väterlichen Hause Quartier hatten, an ihrem rastlos surrenden Spinnrädchen helle Thränen vergoß, daß Deutsche noch unter den Fahnen des Zwingherrn föchten, während des Waffenstillstands entschlossen ausrief: „Um Gotteswillen, nur keinen Frieden, so lange noch ein Franzos auf deutschem Boden steht!" und mit Augen voll Feuer und Wangen voll Röthe hellseherisch-zuversichtlich sagte: „Noch heuer wird nach hartem Kampfe Deutschland frei sein [82])."

Drittes Kapitel.

Rothe Pfingsten.

Der grünen Osterzeit des deutschen Frühlings von 1813 folgten rothe Pfingsttage. Denn es war Krieg, ein — wie die Losung von Hunderttausenden lautete — „Krieg auf Leben und Tod dem Unterdrücker! Jetzt oder nie! Auf, zur Wiedervergeltung!“ Nachdem schon am 20. Februar zum nicht geringen Schrecken der „Franzusky“ in den Straßen von Berlin Kosaken auf windschnellen Steppenrossen erschienen waren, machte sich in der Nacht vom 3. auf den 4. März die französische Besatzung, welcher es unter den obwaltenden Umständen in der preußischen Hauptstadt immer unheimeliger geworden, still und sachte davon. Am 11. März hielt der russische General Wittgenstein an der Spitze seines Heerhaufens seinen festlichen Einzug und das fröhliche Willkommen der Berliner beantworteten die Kosaken mit dem Rufe: „Paris! Paris!“ als könnte sie auf dem Wege dahin Nichts mehr aufhalten. Schon am folgenden Tage brach Oberst Tettenborn, der kühne deutsche Parteigänger in russischen Diensten, mit seiner Streifschar nach der Niederelbe auf, allwo das Feuer der Erhebung kräftig aufgeschlagen war, indem die wackere Bürgerschaft von Hamburg am 24. und 25. Februar gegen die Franzosen sich erhoben und das fremde Joch abgeworfen hatte. Freilich nur, um bald darauf noch einmal unter

dieses Joch zurückzufallen und unter den eisernen Krallen des Davout, des brutalsten der napoleonischen Marschälle, Schweres und Schwerstes zu dulden, ein, wie Jedermann weiß, hauptsächlich der strafbaren Saumseligkeit des gaskognischen Kronprinzen von Schweden auf Rechnung zu schreibendes Unglück, dieses Zweiächslers und Ränkespinners Bernadotte, welcher, vertrauend auf die Bornirtheit der englischen Tories, sowie auf die Verblendung des Czaren und nachtrachtend einer Chimäre, d. h. der französischen Kaiserkrone, mit seinen Schweden nach Deutschland kam, um nicht fördernd, sondern möglichst hemmend in die widernapoleonische Kriegsarbeit einzugreifen. Der Mann glaubte sein Spiel, wobei es sich darum handelte, den lieben französischen Landsleuten möglichst wenig wehezuthun und sich in den Augen der Engländer und Russen dennoch das Ansehen eines großen Generals zu erhalten, wundersam fein zu spielen, spielte es aber in Wahrheit so plump, daß dasselbe auch von Leuten durchschaut werden mußte, welche weniger scharf zusahen als die preußischen Generale thaten. Diese, wie ihre Soldaten, waren überhaupt der Ueberzeugung, daß jetzt Alles gewonnen oder Alles verloren werden müßte. Als York am Morgen des 27. März mit seinem Harst aus Berlin aufbrach, trat er auf dem Schloßplatze vor das Leibregiment mit den Worten: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf. Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen. Thut eure Pflicht! Ich schwör' euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder." Der Führer des Regiments, Oberst Horn, warf sich tiefergriffen in die Arme des Generals. „Ich und das ganze Regiment werden Ihrem Beispiele folgen," sagte er. „Das soll ein Wort sein!" rief ein Soldat und: „Ja, das soll ein Wort sein!" das ganze Regiment [83]).

Die nationale Erhebung in den Gegenden an den Elbe- und Wesermündungen ermangelte viel zu sehr des soliden Rückhalts ausreichender Streitkräfte, um nachhaltig sein zu können. Schon hier zeigte es sich, daß man die Hülfsmittel und die

Energie des französischen Empereur viel zu niedrig anschlug. Die Begeisterung ist eben eine Frau und sieht nach Frauenart in ihrem Schwung und Flug über die Einzelnheiten der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge" gern hinweg, selbst über großmächtigste Einzelnheiten mitunter. So im Frühling von 1813 darüber, daß zur Stunde eine Streitmacht, welche weit stärker als die russisch-preußische, dem großen Despoten zur Verfügung stand und daß derselbe diese Streitmacht mit gewohnter souverainer Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit, mit straffster Einheit im Heerbefehl lenkte, während auf Seiten der Verbündeten die einzelnen Theile der Heermaschine noch in kläglicher Unordnung umherlagen, eine einheitliche oberste Führung vorderhand mythisch blieb und überall wie viele Köpfe so viele Sinne sich geltend zu machen suchten. Napoleon, entschlossen, seine Herrschaft über Deutschland zu behaupten, hatte, kaum aus dem russischen Fluchtpelz geschlüpft, Sorge getragen, in dem Gebiete zwischen der Weser und dem Unterrhein eine Streitmacht aufzustellen, welche stark genug wäre, das französische Joch auf den Nacken der Bewohner festzuhalten oder das für einen Augenblick abgeschüttelte denselben wieder aufzulegen. Den Oberbefehl über diese Armee hatte der aus Sachsen herberufene brutale Davout und unter ihm führte Vandamme drei Divisionen, eine vollendete Bestie im Generalsrock, welche zwar nachmals bei Kulm die Nemesis ereilte, aber viel zu sanft behandelte.

Bevor Davout und Vandamme von Wesel her auf dem Schauplatz der ihnen angewiesenen Thätigkeit erscheinen konnten, war nun allerdings zu Hamburg, Lübeck, Bremen, Lüneburg und anderwärts dort herum die deutsche Schilderhebung über die Franzoserei vorübergehend Meister geworden. Am 18. März war auch Tettenborn in Hamburg eingezogen. Aber statt nun im Hauptquartier der Verbündeten alle Nerven anzuspannen, um eine zum Schutze des nordwestlichen Deutschlands ausreichende Armee dort zu versammeln, statt den jammerselig

zappelnden und trippelnden Junkern in Hannover und mehr noch dem Zweiächsler Bernadotte mit seinen Schweden Beine zu machen, begnügte man sich, eine Art von komplizirtem Kosakenputsch zu veranstalten, indem man die von Dörnberg, Czernitscheff und Benkendorf befehligten Streifscharen der tettenborn'schen zur Unterstützung nachsandte. Es fehlte diesen deutsch-russischen Guerrillas nicht an Erfolgen in dem von ihnen geführten Kleinkrieg. Für den General Dörnberg und den Major Borcke insbesondere war der 2. April, wo sie das von dem französischen General Morand wieder besetzte Lüneburg erstürmten und heldenhaft gegen den hinausgeschlagenen, dann aber seinerseits zum Sturme zurückkehrenden Feind behaupteten, ein glänzender Ehrentag. In diesem heißen Streit geschah es, daß ein armes lüneburger Bürgermädchen, die schlanke, sanfte, blauäugige Johanna Stegen, das röthlichbraune Haar mit dem „weißen Strichhäubchen" bedeckt, durch den wildesten Kugelregen hindurch den pommer'schen Füsilieren Borcke's, die sich verschossen hatten, unermüdlich frisches Pulver und Blei zutrug. Unerschrocken und rastlos, obzwar die feindlichen Kugeln ihre Kleider zerreißen, eilt sie zwischen dem „Neuthor" und dem „Graben" hin und her, füllt am letztern Ort ihre Schürze aus einem verlassenen französischen Pulverwagen mit Patronen, schleppt solche den Kämpfern zu und schiebt sie ihnen, „mit den Zähnen die Zipfel ihrer Schürze haltend, mit den Händen in die Uniformen, um das Geschäft zu beeilen." Sie hat dadurch zur günstigen Entscheidung des Gefechtes ganz wesentlich beigetragen, ist aber um ihrer heldischen Vaterlandsliebe willen von den Franzosen nachmals schwer bedroht, verfolgt, wie ein Reh gehetzt worden und nur mit Mühe einem Rachegericht entgangen, wie es die Feinde, als sie in jenen Gegenden wieder Herren wurden und bis zum Herbste blieben, über gar viele Patrioten verhängten [84]). Denn die schwachen Harste der Tettenborn und Dörnberg vermochten gegen den mit gewaltigen Heerhaufen gegen die Nieder-

elbe herandrängenden Davout nicht standzuhalten, sondern mußten auf das rechte Elbeufer zurück. Am letzten Maitag sodann konnte der napoleonische Marschall seine Eisenfaust auf das unglückliche Hamburg legen, welches von dem „schurkischen" Bernadotte förmlich preisgegeben wurde, nachdem er mittelst Einrückenlassens etlicher schwedischer Bataillone die Miene angenommen, die „Königin der Elbe" schützen zu wollen. Davout hat dann, wie weltbekannt, ein Raub- und Schreckensregiment aufgethan, welches seinen Namen für alle Zeit jedem echten hamburger Kind zu einem Fluch machen mußte; aber noch viel wilder als er hatte schon im April Vandamme in Bremen und von Bremen aus mit Raub und Fusilladen, mit Mordbrennerei und massenhaften Metzeleien zu wüthen begonnen.

Dergestalt scheiterte der erste Anlauf der deutschen Erhebung und zwar gerade in Gegenden, wo ausreichende Materialien vorhanden gewesen wären, einen Nationalkrieg gegen die Franzosen zu organisiren. Ein bedenkliches Symptom! Es konnte, wenn man vollends das widerdeutsche, vaterlandsverrätherische Beharren der Rheinbundssatrapen beim Napoleonismus hinzuthat, Jedem, welcher sich nicht durch Redensarten den Kopf erhitzen ließ, sondern kühl mit Thatsachen rechnete, unwiderleglich darthun, daß die Hoffnung auf eine Befreiung Deutschlands durch eigene Kraft schon jetzt unwiederbringlich dahin. Folgerichtig mußte aber in demselben Maaße die Hoffnung auf die russische Bundesgenossenschaft steigen und damit natürlich auch der Werth derselben. Der Erbärmlichkeit der preußischen Staatskunst, d. h. Staatspfuscherei, war es vorbehalten, diesen Werth ins Ungeheuerliche zu steigern und demzufolge als Hauptresultat des Befreiungskriegs herbeizuführen, daß Deutschland statt wie zuvor von Paris so nachher von Petersburg aus despotisirt wurde. Und doch ist gleich zu Anfang des widernapoleonischen Unternehmens, wie sofort berichtet werden soll, handgreiflich offenbar geworden, daß — den guten

Willen des Czaren in Ehren! — Rußlands Bundesgenossenschaft lange nicht stark genug war, den Napoleonismus in Deutschland niederzuwerfen, und daß, nachdem man von vorneherein die Zeit und die Mittel, einen deutschen Volks- und Nationalkrieg ins Werk zu richten, verpaßt und versäumt hatte, der czarische „Befreier Europa's" — vom König Infinitiv gar nicht zu reden — froh sein mußte, durch demüthigende Zugeständnisse aller Art die Beihülfe Oestreichs zu erkaufen. Traurige Thatsache! Kaum ist das lichteste Blatt im Buche deutscher Geschichte aufgeschlagen, so wirft schon die Metternichigkeit ihren schwarzen Schatten darüber hin. . . .

Derweil hatte auf dem mitteldeutschen Schauplatz der große Krieg begonnen. Am 16. März war Blücher aus Breslau gen Sachsen zu aufgebrochen. Der General Wittgenstein, welcher neben seinen Russen die preußischen Korps unter York, Bülow und Borstell befehligte, zog — im Ganzen etwa 27,000 Mann stark — aus den Marken elbewärts. Bülow sollte Magdeburg blockiren, Wittgenstein aber mit seiner übrigen Streitmacht in Sachsen die Vereinigung mit Blücher bewerkstelligen. Mit vereinter Kraft — sie war freilich, was die Zahl betraf, schwächlich genug — wollte man dann auf Leipzig rücken, also schon jetzt sich ein Ziel steckend, welches erst nach Monaten und nach ungeheuren Anstrengungen und Einbußen erreicht werden sollte. In und um Magdeburg hatte Eugen Beauharnais, von seinem Stiefvater befehligt, die Elblinie zu halten, bis er selber mit seiner neu gebildeten französisch-rheinbündischen Armee herankäme, 37—40,000 Mann. Er unternahm am 3. April von Magdeburg aus einen Vormarsch auf der Straße nach Berlin, trat jedoch — so gedämpft war zu dieser Zeit die „Furia francese" — sofort den Rückzug an, als er die Annäherung der Verbündeten erfuhr. Wittgenstein zauderte nicht, mit den Truppen, welche er gerade bei der Hand hatte (das preußische Korps York's, das russische Berg's und wenige Tausende von

Bülow's und Borstell's Heerhaufen), den weit überlegenen Vicekönig am 5. April bei Möckern anzugreifen [85]). Es geschah mit Erfolg, insofern das Treffen durch die ungestüme Tapferkeit der Preußen — von Russen kamen nur wenige ins Gefecht — siegreich ausgefochten und der Feind, welcher zu diesen Preußen ein verwundertes Gesicht machte, zu eiligem Rückzug genöthigt wurde. Aber einen strategischen Erfolg hatte der Sieg von Möckern nicht; denn um den Vicekönig weiter nach Westen zurückzuschlagen, hätte es einer raschen Vereinigung der wittgenstein'schen Streitkräfte mit den blücher'schen bedurft und diese fand lange nicht zeitig genug statt [86]). Von großem Nutzen erwiesen sich jetzt schon und mehr noch in der Folge die Unternehmungen kühner Streifscharenführer, wie Dörnberg, Hellwig, Colomb, Lützow und später (in größerem Styl) Thielmann von deutscher, Czernitscheff, Tettenborn und Löwenstern von russischer Seite waren. Diese kecken Degen warfen sich mit ihren „fliegenden Korps" in den Rücken des Feindes, neckten seine Flanken, beunruhigten ihn auf allen Seiten, fingen seine Kuriere auf, durchschnitten seine Verbindungen, nahmen ihm Kriegskassen, Proviant-, Waffen- und Munitionszufuhren ab. Die vielfachen und schweren Schädigungen, welche die französische Armee während des Feldzugs von 1813 durch diesen Streifscharenkrieg erlitt, machen es begreiflich, daß Napoleon von Wuth über die „Brigands," wie er die Parteigänger nannte, überschäumte [87]).

Das arme Sachsen hatte die verzweiflungsvolle Aussicht, der Schauplatz des bevorstehenden ungeheuren Kampfes zu werden, und zum König einen Friedrich August. Die „Majestät des Königthums" dürfte, fürwahr, kaum jemals kläglicher offenbar worden sein als sie es zu Dresden in jenen Februartagen von 1813 ward. Nicht daß der Sachsenkönig — falls von demselben überhaupt als von einer zurechnungsfähigen Person geredet werden darf — schwerer gegen Deutschland gesündigt

hätte als die übrigen Rheinbundsfürsten, welche auch jetzt noch „ihre napoleonischen Ketten küßten;" aber so ganz unmännlich wie er hat sich doch keiner seiner Herren Brüder von Napoleon's Gnaden benommen. Der arme Mann war „jeder Zoll ein König," nämlich ein König „in tausend Aengsten." Hier die Scylla, dort die Charybdis: hier die Verbündeten, welche den Beitritt Sachsens zu ihrer widernapoleonischen Allianz hofften und erwarteten; dort der cäsarische Protektor, welcher drohend den Finger erhob und welchem Wir, die sächsische Majestät, mit sklavischer Ehrfurcht zugethan sind. Einen raschen und großen Entschluß zu fassen, als ein deutscher Staat, welcher, so er nur wollte, binnen kurzer Zeit doch an 50,000 Streiter aufbringen konnte [88]), auf- und in die deutsche Bewegung einzutreten, das Gewicht der nationalen Sache gegenüber von moskowitischen wie von hohenzollerisch-partikularistischen Tendenzen und Gelüsten beträchtlich zu verstärken, o Himmel, wie hätte man dem Herrn von Senfft-Pilsach und anderen Ministernullitäten, welche den Sachsenkönig regierten, so Etwas zumuthen können? Alles, was man diesen Leuten zumuthen konnte, war, daß sie die sächsische Majestät beredeten, bei sothanen Umständen sei es das Klügste und Würdigste, davonzulaufen. That so, der arme unzurechnungsfähige Friedrich August, lief unter dem Schutze von zwei Kürassierregimentern mit seiner Familie und seinen Schätzen, welche an Baargeld, Staatspapieren und Juwelen viele Millionen betrugen, davon, begleitet von dem kostbaren Herrn von Senfft und Mitnullitäten, erst nach Plauen, dann von da nach Regensburg, dann von da nach Prag, da Unsere Königliche Majestät an der von Unseren Senfften Uns vorgegaukelten Phantasmagorie einer „Neutralitätsallianz" mit Oestreich allerhöchst Sich zu ergötzen beliebten, bis Wir, auf einen kategorischen Befehl Unseres vieltheuren Protektors hin, mit Kind und Kegel und Kürassieren, mit Geld und Juwelen, Ministern und Allem in Unsere Hauptstadt Dresden zurückkehren

werden, um gegen den ganz entschiedenen Wunsch und Willen Unseres getreuen Sachsenlandes Gut und Blut desselben Napoleon dem Großen nochmals allerunterthänigst zur Verfügung zu stellen. Ein vollgerüttelt Maaß deutschen Jammers!

Im Sachsenvolk regte sich der deutsche Sinn lebhaft; aber es ist nicht deutsche Art, den Raum zwischen Gedanke und That mittelst eines herzhaften Sprunges zu überschreiten, sondern, wenn es gut geht, mit bedächtigster Langsamkeit. Sehr häufig, am häufigsten begnügt sich der deutsche Gedanke, zum Wort statt zur That zu werden. So rumorte es zwar in den ersten Märztagen unter den Bevölkerungen von Dresden, Leipzig und anderen sächsischen Städten widerfranzösisch und ging laut genug der Ruf um: „Die Franzosen fort!“ Selbst vor dem Quartier des französischen Generals Reynier zu Dresden ward dieser Ruf erhoben, und als auf des Generals Befehl der Versuch gemacht ward, die prächtige Elbebrücke zu sprengen, wehrte sich das dresdener Volk für seine Brücke, bis der harte Davout mit Verstärkungen herbeieilte und mit gewohnter Entschlossenheit die Zerstörung des schönen Bauwerkes, welches dem heranrückenden blücher'schen Heere keinen Uebergang auf's linke Stromufer gewähren sollte, an Hand nahm. In der neunten Morgenstunde des 19. März „schlängelte sich das aufblitzende Zündpulver zu dem ausgehöhlten Pfeiler. Alsbald bedeckte ein schwarzer Dampf die Brücke. Dann stieg ein weißer Stral empor, darauf eine Feuersäule. Der Pfeiler schien sich zu dehnen und Flammen fuhren aus den geöffneten Fugen. Die beiden anliegenden Bögen hoben sich, und als in den nächsten Augenblicken Pfeiler und Bögen mit dumpfen Schlägen in die aufbrausenden Fluten gestürzt waren, verhüllten finstere Rauchwolken die weite Kluft [89].“ Aber auch diese höhnisch-barbarische Verheerung vermochte die guten Sachsen nicht vergessen zu machen, daß sie zum Volke der Geduld gehörten. Der Unwille und Aberwille gegen die Franzosen waren freilich

groß und selbst in den Reihen der sächsischen Offiziere und Soldaten gab sich das Gefühl kund, daß sie doch eigentlich zum deutschen Vaterland statt zum Napoleon stehen sollten. Aber — „ach, Herr Cheses!“ — wir gebildeten sächsischen Deutschen sind ja nur zum allerunterthänigsten Gehorchen, nicht zum selbstständigen und thatkräftigen Handeln erzogen. Auch hat unser davongelaufener König in den Personen der Herren von Globig, von Friesen, von Manteuffel und von Zeschwitz eine oberste Regierung zurückgelassen, welche vom deutschen Vaterland nicht einmal einen geographischen Begriff hatte, geschweige einen ethischen und politischen. Bei so bewandten Umständen wird es sich vorerst nur fragen, wer in Sachsen die Macht, zu befehlen, hat und behaupten kann. Mögen die sächsischen Soldaten widernapoleonisch gesinnt sein, ihr König wird ihnen befehlen, für den Napoleon und gegen Deutschland zu streiten, und sie werden das bis zum Herbste thun. Mag der General Thielmann, dem so eine Art von sächsischer York's-Rolle vorschwebte, zu Anfang des Mai den Versuch machen, die wichtige Festung Torgau den Verbündeten zu überliefern, der Versuch wird mißlingen und der General froh sein müssen, mit leidlich guter Manier zu den Preußen entkommen zu können [90]).

Allerdings ist es wahr, daß die Sachsen — außerdem, daß sie geduldige Deutsche waren — guten Grund hatten, über die Art und Weise stutzig zu werden, womit von preußischer Seite vorgegangen wurde. Das Erste nämlich, was man in Sachsen von dorther erfuhr, und zwar durch eine am 22. März aus Bunzlau erlassene Proklamation Blücher's, war, daß der kotbuser Kreis, welcher durch den tilsiter Friedensschluß von Preußen an Sachsen gekommen, jetzt wieder preußisch sein sollte. Diese Taktlosigkeit machte jedoch Blücher wieder gut durch seinen vom nächstfolgenden Tage datirten Aufruf „An Sachsens Bewohner,“ in welchem berühmt gewordenen Aktenstück er dieselben aufforderte, das „schimpfliche fremde Joch abzuwerfen“ und

„vereinigt mit uns Preußen, die wir euch die brüderliche Hand bieten, auszuziehen zum herzerhebenden Kampfe für unsere Freiheit." Ausdrücklich verwahrte sich der preußische Feldherr, als wollte er Sachsen für Preußen erobern, und sagte dann: „Der Zutritt zu mir sei jedem Unterdrückten offen, jede Klage werde ich hören, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen. Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauensvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen." Das Beste kam zuletzt: — „Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten, den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen." Derselbe deutschpatriotische Sinn also, welcher, wie wir sahen, in den Privatbriefen des Alten aus dieser Zeit blitzte und wetterte, athmete auch in seinen öffentlichen Kundgebungen, welche freilich orthographischer geschrieben und besser stylisirt waren als jene. . . . Am 26. März besetzte Winzingerode's Vortrab die Neustadt von Dresden, am folgenden Tage zog die französische Besatzung aus der Altstadt ab und am 30. März hielt Blücher seinen Einzug, mit aufrichtigem Jubel empfangen. Er scheint in diesen Tagen in vortrefflicher Laune und voll freudiger Zuversicht gewesen zu sein. Ein Mann ohne Umstände, wie immer, zugänglich und kordial. „Ich fand den alten Herrn — schrieb Einer, welchem er die Erlaubniß gegeben, eine Sammlung von Kriegsliedern drucken zu lassen, am 1. April aus Dresden — ich fand den alten Herrn, wie er beim Frühstück verschiedene Rapporte empfing, und kam mir unter allen diesen Husaren und Jägern in meinem schwarzen Frack recht dürftig vor. Als ich ihm vorgestellt wurde und meinen Dank abstattete, legte er mir freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Man immer munter druff los gesungen! Das bringt etwas Feuer unter die Leute. Jetzt muß ein Jeder singen, wie ihm um's Herz ist; der

Eine mit dem Schnabel, der Andere mit dem Sabel." — „Excellenz, ich denke nicht unter den Schnabelsängern zu bleiben; ich erwarte nur das lützow'sche Korps, um einzutreten." — „Desto besser, da können wir ja gleich auf gute Kameradschaft anstoßen" [91]).... Indessen war die ganze Stellung Sachsens durch die Verschuldung seines eigenen Königs sowohl als auch durch die der verbündeten Monarchen, welche mit breitspurigem Unterhandeln gewinnen zu können wähnten, was nur mit rasch zugreifendem Handeln gewonnen werden konnte, doch eine so zweideutige und verzwickte, daß, ungeachtet der deutschen Gesinnung der Bewohner des Landes, in ihren Beziehungen zu den Truppen der Verbündeten mancherlei Mißlichkeiten nicht ausbleiben konnten. Nicht wenig trug hiezu bei, daß die moskowitischen Gäste durch nähere Bekanntschaft nicht eben gewannen. Die Naturkindschaft der Kosaken, Baschkiren und Kalmüken offenbarte sich oft dergestalt, daß die guten Sachsen darob sich entsetzten. Und mehr noch die schönen Sächsinnen; denn die Gefühle dieser Natursöhne für das weibliche Geschlecht äußerten sich keineswegs so zart und empfindsam wie in dem angeblichen Kosakenliede: „Schöne Minka, ich muß scheiden" — welches dazumal in deutschen Landen überall gesungen und gedrehorgelt wurde. „Sah man — berichtet der dresdener Augenzeuge — sah man, wie die rohe Begierde, von keinem Anstandsgefühle gezügelt, selbst auf offener Straße ehrbare Frauen und Jungfrauen durch unzüchtige Ausbrüche empörte und dem Auge der kindlichen Unschuld Gefahr brachte, so mochte man es nicht für Uebertreibung halten, wenn die Bewohner der umliegenden Dörfer erzählten, daß die jungen Bauernmädchen selbst in Schornsteinen Zuflucht suchten, um sich vor Vergewaltigung zu schützen. Desto musterhafter war das Betragen der Preußen, deren Lob Städter und Landleute einstimmig aussagten [92])." Natürlich, was wußten die russischen Soldaten von dem „heiligen" Krieg, dessen Geist in den Reihen der preußischen lebte und webte?

Blücher, voll Ungeduld über das langsame Nachrücken des russischen Hauptheers aus Schlesien — es sah mit diesem „Hauptheer“ mißlich genug aus, denn das Haupt, der alte Kutusow, war ein Sterbender und das Heer mußte erst durch Nachschübe aus Rußland und Polen ein solches werden — Blücher brach schon am 3. April aus Dresden auf, war aber dann genöthigt, vom 14. bis zum 28. unthätig bei Altenburg stehen zu bleiben, weil ein weiteres Vorgehen eines einzelnen Heerhaufens nur ein planloses Vorprallen gewesen sein würde. Erst als der alte Hemmschuh Kutusow endlich in Bunzlau zerbrochen, d. h. gestorben war, kam etwas mehr Regung und Bewegung in die russische Armee, welche unter Miloradowitsch aus der Lausitz gegen die Elbe rückte, auf deren linkes Ufer die gesammte feldtüchtige Streitmacht der Verbündeten mälig vorging. Am 24. April zogen Alexander und Friedrich Wilhelm in Dresden ein, von weißgekleideten, Blumen streuenden Mädchen begrüßt, mit Glockengeläute, Kanonensalven, schlechten Reden, noch schlechteren Gedichten und allem bei solchen Gelegenheiten üblichen Humbug bewillkommt. Im Gasthaus zur „Stadt Gotha“ in Altenburg, wo Blücher sein Hauptquartier hatte, ging es derweil bunt und turbulent genug her und fanden sich wunderliche Gäste ein. So der Wirrkopf Steffens, welcher beim Beginn seiner kriegerischen Laufbahn die leidige Erfahrung hatte machen müssen, daß es schlechterdings unmöglich, ihm die Begriffe Rechtsum und Linksum beizubringen, und welcher jetzt vom streitenden zum schreibenden Kriegsdienst im blücher'schen Hauptquartier überging. So ferner der Oberst Gustavson oder eigentlich Se. schwedische Ex-Majestät Gustav der Vierte, eine blonde, hagere Figur mit sehr langem Gesicht, ein abgesetzter und verbannter König, welchen die Hoffnung hergeführt haben mochte, hier im blücher'schen Hauptquartier irgendwelche Unterstützung für seine freilich schon ganz hoffnungslos verschollene, durch eigene Schuld, d. h. Narrheit, verspielte Sache zu

finden. Blücher, in Ermangelung einer besseren Thätigkeit, freimauerte in Altenburg heftig. Die dortigen Brüder hatten ihm, als einem Meister vom Stuhl zu Ehren, eine solenne Tafelloge veranstaltet und der Gebhart Lebrecht that es bei diesem Anlaß einem richtigsten und tüchtigsten „Bruder Redner“ mindestens gleich [93]). Es steht zu vermuthen, daß er sich gegen die Brüder vom Schurzfell und Winkelmaaß ungefähr in demselben Sinne ausgelassen, wie gegen seine Soldaten, welchen er mittelst Heerbefehls vom 24. April zurief: „Ich dank' euch, weil ihr euch bislang als Krieger gehalten, wie es uns geziemt, die wir für die edelsten menschlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen.“ — (Man sieht, im blücher'schen Hauptquartier war von der später beliebten und fälschender Weise vordatirten pietistisch-servilen Losung: „Mit Gott für König und Vaterland!“ keine Rede.) — „Suchet ferner durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine schonende und milde Behandlung die Bewohner deutscher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutschen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker zu ihnen gekommen sind [94]).“

Mit der Befreiung Deutschlands von den Franzosen hatte es freilich vorerst noch gute Weile. Blücher zwar verlor keinen Augenblick seine Zuversicht und schalt nur auf den russischen „Schneckengang.“ Aber Männer in seiner Umgebung, welchen die Verschlingungen der politischen Fäden offener lagen als dem Alten, erkannten schon zu dieser Zeit, daß die Kräfte Preußens und Rußlands zur Niederwerfung des Napoleonismus nicht ausreichten, und sahen sich deßhalb nach der Hülfe Oestreichs um, von welcher — äußerte Scharnhorst am 14. April mit dürren Worten — „der sichere, glückliche Erfolg des Kriegs abhing [95]).“ In Wahrheit waren die Verbündeten, welche zunächst nicht mehr als 90 bis 93,000 Mann ins Feld zu führen vermochten, der Macht Napoleon's keineswegs gewachsen. Allerdings, an Güte des Materials, d. h. an physischer Kraft und

Uebung der Truppen, sowie an Stimmung und Geist derselben, insbesondere der preußischen, endlich an Reiterei und Geschütz (25,000 Reiter, 320 russische und 204 preußische Kanonen) waren sie dem Schlachtenmeister überlegen, von dessen Streitkräften eigentlich nur die Garden, das Korps des Vicekönigs und noch etliche unbedeutendere Abtheilungen kriegsgeübt und kriegsgewohnt waren, während die große Mehrzahl aus Rekruten und theilweise aus so jungen Rekruten bestand, daß einer ihrer Offiziere mit seiner brutal-zweifelnden Frage: „Que ferons-nous de ces cochons de lait?“ sie richtig kennzeichnete. Was aber die Zahl der Truppen betraf, so war Napoleon's Uebermacht ganz unbestreitbar. Er brachte diesseits des Rheins 165—170,000 Mann Franzosen und Rheinbündler zusammen, wovon er sofort 125—130,000 Mann, worunter allerdings nur 5000 Reiter, mit 250 Geschützen gegen die Saale und Elbe vorführen konnte. Das Mißverhältniß war demnach in den ersten Schlachten des Feldzugs sehr bedeutend: — bei Lützen oder Großgörschen hatten die Verbündeten 69,125, Napoleon dagegen nahezu 115,000 Mann auf der Walstatt, während er bei Bautzen seinen Gegnern, welche sich auf 82,852 Mann verstärkt hatten, um mehr als das Doppelte überlegen war, denn er führte hier 170,000 Mann ins Treffen [96]). Und diese Uebermacht ward streng einheitlich gelenkt durch eine Hand, deren Genialität und Kraft noch nicht erlahmt war, während auf Seiten der Verbündeten der oberste Heerbefehl zwar formell an den General Wittgenstein gegeben, thatsächlich aber der Heerkommandostab ein fahrendes Ding war, welches bald Dieser bald Jener zu fassen und zu schwingen versuchte und welches ebendeßhalb von Keinem recht geschwungen ward. Endlich legte auch der Umstand kein geringes Gewicht in Napoleon's Wagschale, daß seine Marschälle und Generale an Befähigung und Kriegserfahrung den Generalen der Verbündeten wenigstens durchschnittlich voranstanden. Auch sind die französischen Kriegs-

obersten, voll brennender Begier, die Scharte von 1812 auszuwetzen, zu Anfang des Feldzugs von 1813 noch ganz willig und eifrig im Dienste ihres Gebieters gewesen. Ein vorragendster darunter, welchen wir später in den Stürmen der Zeit windfahnig sich drehen sehen werden, Michel Ney, sagte im April zu Erfurt dem weimarer Kanzler Müller, welchem er als ein Bild „unerschütterlicher Festigkeit und ganz wie aus Bronze gegossen“ erschien, mit „trotziger Sicherheit“ und „zuversichtlichstem Glauben an Napoleon und dessen Glück“, er, Ney, sei „nur ein Atom vor dem großen Mann“ und Nichts als „ein geladenes Gewehr“ in der Hand des Kaisers [97]).

Im Hauptquartier oder vielmehr in den Hauptquartieren der Verbündeten machte sich den Verständigen der Mangel einer einheitlich-straffen Leitung noch vor Beginn der Blutarbeit drückend fühlbar, um so mehr, da es bald offenbar ward, man habe den 120,000 Mann, womit nach den allermäßigsten Angaben der Feind zunächst operiren könne, vorerst im allergünstigsten Fall 85,000 Mann entgegenzustellen [98]). Es fragte sich, ob man bei sothanen Streitmachtverhältnissen die Initiative versuchen oder aber dieselbe dem Napoleon überlassen, ob man angriffs- oder vertheidigungsweise verfahren wollte. Sollte man Sachsen ohne Schwertstreich wieder aufgeben und hinter die Elbe zurückgehen, um die Linie dieses Stroms zu vertheidigen? Aber sie war ja nicht haltbar, weil die Elbefestungen noch in feindlichen Händen sich befanden. Sollte man demnach bis nach Schlesien zurückweichen, wo außer den Verstärkungen an preußischen Truppen auch solche an russischen, welche Barklay und Sacken heranführten, zu erwarten waren? Oder aber sollte man den Feind, so wie er aus dem Thüringerwald hervorgebrochen wäre und die Saale überschritten hätte, angreifen? Dies schien das Räthlichste. Moralisch oder politisch angesehen, weil man die handgreifliche Mißlichkeit vermeiden wollte, einen mit so großen Worten angekündigten Befreiungskrieg mit einem

kleinmüthigen Rückzug anzuheben; taktisch angesehen, weil ein Schlagen auf den weiten Ebenen vor Leipzig die Ueberlegenheit der Verbündeten an Reiterei fruchtbar zu machen versprach [99]). Der Empereur wurde denn auch durch die Ausführung dieses Entschlusses von Seiten der Verbündeten auf seinem Vormarsch von der Saale gen Leipzig förmlich überrascht und es hing an einem Haar, daß diese Ueberraschung für ihn zu einer Niederlage geworden wäre. Am 15. April aus den Tuilerien abgefahren, befand er sich am 18. in Mainz, wo er eine seiner gewohnten Revuen über deutsche Fürsten abhielt, die aber schon ziemlich dünn ausfiel. Am 25. April war er zu Erfurt in der Mitte seiner Truppen und sein Erscheinen war noch immer „wie das des Blitzes", welches von seinen Soldaten mit einem fanatisch-ungestümen „Vive l'empereur!" begrüßt wurde. Er wußte auch noch blitzende Schläge zu führen, aber es waren keine zerschmetternden mehr. Zunächst ließ er sich als Donnerer aus, am 26. April zu Erfurt den weimarer Regierungsrath Müller in altgewohnter explosivischer Manier anrunzelnd: — „Ich weiß gar wohl, daß euer Herzog mein abgesagter Feind ist und nie aufgehört hat, mit allen meinen Feinden zusammenzuhängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiserin von Oestreich, meiner Schwiegermutter, korrespondirt, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht. Ich habe sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst, zu entziffern und Briefe unmerkbar zu öffnen, ist unglaublich weit gediehen! Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de toute l'Europe). Und euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden eurer jenaischen Professoren, der revolutionäre Samen, den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch als Kosaken verkleidete Studenten alarmirt worden? Und was

wollen denn alle diese Ideologen, diese Schwätzer? Sie wollen eine deutsche Revolution, sie wollen alle Bande zerreißen, welche Deutschland an Frankreich knüpfen. Aber ich werde ein abschreckendes Beispiel geben. Noch diesen Abend wird das 5. Armeekorps in Jena einziehen und dort auf meinem Schreibtisch liegt die Ordre an den General Bertrand, die Stadt niederzubrennen. Ich bin eben im Begriff, sie zu unterzeichnen." Der Mordbrandsbefehl ist jedoch nicht unterzeichnet worden: man wußte den „Herrscher im Donnergewölk" zu überreden, daß die dermaligen jenenser und überhaupt die deutschen Professoren, weit entfernt, gefährliche Revolutionäre zu sein, vielmehr im Grunde ganz harmlose Hofräthe seien oder „Solche, die es werden wollten", was freilich nicht so ganz der Wahrheit gemäß war . . . Der Donnerer benahm sich dann am folgenden Tage im Schlosse zu Weimar so liebenswürdig, wie nur e r es sein konnte, schenkte der Herzogin die eben erschienenen Memoiren der Prinzessin von Wales, mit denen „er sich unterwegs im Wagen amüsirt habe", stieg hierauf zu Pferde und ritt, von Karl August begleitet, der sich den schmerzlichsten Zwang anthun mußte, nach Eckardtsberga. Auf dem Wege dahin war er sehr aufgeräumt, trällerte zu wiederholten Malen: „Marlborough s'en va-t-en guerre" — und sprach, auf Luther zu reden kommend, das gescheite Wort: „Karl der Fünfte würde klug gethan haben, sich an die Spitze der Reformation zu stellen; denn bei der damaligen Stimmung der Gemüther würde es ihm leicht geworden sein, dadurch zur unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu gelangen"[100]).

Am 30. April überschritt der Schlachtenmeister bei Weißenfels die Saale, deren Ufer nur die alte Siegeszuversicht neu in ihm beleben konnten. Ueber Leipzig wollte er nach Dresden vordringen, um, wie er hoffte, am Ende dieses Geschwindmarsches die Gelegenheit zu einem Entscheidungsschlag à la Napoleon zu finden. Ueber die Stimmung seiner Gegner täuschte er sich

so vollständig, daß er denselben gar nicht die Kühnheit zutraute, seinem Angriff zuvorkommen zu wollen. Gerade das zu thun hatten aber die Verbündeten beschlossen: sie wollten sich mit ihren möglichst rasch zusammengezogenen Streitkräften auf die Flanke des gegen Leipzig vordringenden Feindes werfen und hatten sich die wellenförmige Ebene zum Schlachtfeld auserseben, welche sich südlich von der weißenfels-leipziger Straße ausbreitet, östlich vom sogenannten Floßgraben, südwestlich vom Grunabach begränzt, von den Dörfern Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna in unregelmäßigem Viereck umgeben, von Sumpfwiesen, Hohlwegen und Wassergräben vielfach durchschnitten. Die Preußen haben die Schlacht, welche hier ausgefochten ward, nach dem Dorfe Groß-Görschen genannt, mit größerem Recht als Napoleon sie nach dem Dorfe Lützen nannte, welches eigentlich gar nicht im Bereiche des Kampfes lag. Es war von übler Vorbedeutung, daß sich, wie es scheint, noch während der Vorbereitungen zum Angriff in den Hauptquartieren der Verbündeten Bedenklichkeiten über die Führung der obersten Schlachtbefehlshaberschaft erhoben, welche nur dadurch beseitigt wurden, daß Blücher, der als älterer General der Kavallerie dem Grafen Wittgenstein vorgegangen wäre, aus freien Stücken hinter diesen zurücktrat [101]). Dagegen fehlte es auch den Franzosen nicht an einem schlimmen Omen: am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht, entspannen sich in der Umgebung der Rippach heftige Plänkeleien zwischen Winzingerode's leichten Truppen und dem Korps Ney's, und hiebei geschah es, daß die Kugel eines von dem russischen Artillerieoffizier Gorsky abgefeuerten Geschützes den Marschall Bessières tödtete [102]).

Der Angriff der Verbündeten sollte dem von Scharnhorst entworfenen Plan zufolge am frühen Morgen des 2. Maitags stattfinden und es setzten sich zu diesem Zwecke Russen und Preußen über Pegau und Zwenkau nach dem gewählten Schlachtfeld in Bewegung, während die Masse der feindlichen Armee schon auf

Leipzig zurückte. Blücher, von Borna aufgebrochen, marschirte am Abend des 1. Mai von Rötha ab, überschritt die Pleiße, dann die Elster und sah sich, die ganze Nacht marschirend, unglücklicher Weise bei Pegau aufgehalten, indem sein rechter Flügel mit dem von Zwenkau kommenden Korps York's sich kreuzte. Dieser leidige Umstand brachte eine solche Stockung in das Vorschreiten der Verbündeten, daß der Angriff auf den Feind sehr verspätet und dadurch die Kraft des beabsichtigten Ueberraschungsstoßes sehr vermindert ward. Erst um 11 Uhr Morgens konnten sich Blücher in erster, York und Berg in zweiter Linie zwischen den Dörfern Werben und Domsen formiren, während Napoleon, mit seinen Garden in Lützen eingetroffen, den Heerhaufen seines viceköniglichen Stiefsohns, wovon das eine Korps unter Macdonald bereits Markranstädt, das andere unter Lauriston Günthersdorf erreicht hatte, weiter gegen Leipzig vorschob, wo er die Hauptmacht der Verbündeten zu treffen erwartete. Weiter zurück hielt Ney mit vier Divisionen Kaja, Rahna, Groß- und Kleingörschen besetzt und hinter ihm standen Bertrand bei Poserna, Marmont in Weißenfels und Oudinot in Naumburg. Alles hing davon ab, ob die feindliche Mittelstellung, d. h. der 24—30,000 Mann starke Harst Ney's, geworfen und gesprengt werden könnte, bevor der Empereur, welcher nach den ersten Meldungen von Seiten seines Marschalls die Sachlage blitzschnell erkannte, Zeit gewönne, seine auf Leipzig rückenden überlegenen Massen zurück und in die Schlacht zu werfen. Diese Frage entschied sich zu seinen Gunsten und dadurch ward es den Verbündeten unmöglich, ihren Angriffsplan zu voller Verwirklichung zu bringen, welcher darauf abgezielt hatte, die mehrgenannten vier Dörfer zu nehmen, dann frontalförmig gegen den rechten Flügel des Feindes bei Lützen vorzugehen, denselben mit zusammengehaltener Kraft zum Weichen zu bringen, die Franzosen von dem Rückweg nach der Saale abzudrängen, sie mittelst der zahlreichen Reiterei völlig zu um-

gehen und schließlich vom Rücken her einen entscheidenden Anfall auf sie zu thun.

Die Mittagsstunde war schon vorüber, als Wittgenstein endlich dazu kam, das Zeichen zum Angriff zu geben, und Blücher demnach seine Brigaden Klüx, Ziethen und Röder auf die Stellung Ney's warf. Nach kurzwährendem Feuer von 4 bis auf 800 Schritte gegen Groß-Görschen vorgegangenen Batterien wurde zum Sturmangriff geschritten, welcher mit unwiderstehlichem Ungestüm geschah. Ah, das waren nicht mehr die Preußen von 1806, sondern die von 1813! Freiwillige und Linientruppen, sowie alle Waffengattungen wetteiferten in freudiger Todesverachtung und auf dieser Walstatt hat der Geist des großen Erhebungsjahres seine glorreiche Blut- und Feuertaufe erhalten. Es ist auch wohlbezeugt, daß die Russen, soweit sie zum Schlagen kamen, ebenfalls wacker gestritten haben, daß sie, wie ihre Hurrahs herzlich mit den preußischen, so auch ihr reichlich vergossenes Blut mit dem ihrer Verbündeten vermischten. (Hat doch das von dem trefflichen Eugen von Würtemberg befehligte russische Korps allein von seinen 8700 Mann binnen dreistündigem Gefecht nicht weniger als 1632 Mann, worunter 87 Offiziere, an Todten und Verwundeten verloren.) Nur solcher Tapferkeit war es zu danken, daß die Schlacht nicht einen weit schlimmeren Verlauf nahm. Denn die oberste Führung auf Seiten der Verbündeten war elend. Nicht nur „verbiß" sich Wittgenstein in den Besitz der vier Dörfer so sehr, daß er für andere Möglichkeiten und Nothwendigkeiten gar kein Auge hatte, sondern er machte sich auch etwas ganz Anderes zum Hauptgeschäft als die Leitung der Schlacht. Der Czar nämlich, welcher sich mit dem Preußenkönig auf den sogenannten Monarchenhügel bei Werben begeben hatte, um dem Kampfe zuzusehen, ritt ohne alle Noth, entweder um seinen Muth zu zeigen oder wieder einmal als Feldherr zu glänzen, plötzlich ins heftigste Feuer, so daß Wittgenstein immer nur vollauf damit be-

schäftigt war, ihn wieder glücklich „herauszubringen". Unterdessen kommandirte dann eigentlich Niemand oder vielmehr Jedermann: der Czar, die russischen Generale d'Auvray und Diebitsch, die preußischen Blücher und Scharnhorst, am allerwenigsten aber Wittgenstein, der „gar nicht recht wußte, wo die Regimenter und Brigaden standen." Trotz Alledem hielt der heldische Muth der Verbündeten die Schlacht so aufrecht, daß der Sieg lange schwankte und für den Feind nicht entfernt ein entscheidender ward.

Napoleon, spornstreichs zurück- und herbeigerannt, als er den Kanonendonner von Görschen her vernommen, kam, seinen zurückbefehligten Geschwadern voraneilend, etwa um 2 Uhr bei Kaja an, durch seine Gegenwart den erschöpften und zusammengeschmolzenen Truppen Ney's neues Leben gebend, selbst von sterbenden oder schrecklich verstümmelten noch mit einem enthusiastischen „Vive l'empereur!" begrüßt. Unterwegs hatte er, die Sachlage überblickend und um sich über seinen fühlbaren Mangel an Reiterei zu trösten, ausgerufen: „Nous aurons une bataille d'Egypte!" Aber er mußte erfahren, daß er heute keine Mameluken vor sich habe... Der furchtbar blutige Kampf um die vier Dörfer ward in dem Grade, in welchem von beiden Seiten mehr und mehr Truppen ins Feuer gebracht wurden, heißer und heißer, und je mehr sich der Tag dem Abend zuneigte, schien sich auch die Entscheidung auf die Seite der Verbündeten zu neigen. Nach schrecklichem Ringen waren diese, von etlichen glücklichen Reiterangriffen unterstützt, im hoffnungsvollsten Vorschreiten. Groß- und Kleingörschen waren erstürmt, eine herbeigezogene Reservebrigade von preußischen Garden ging unaufhaltsam auf Kaja los und trieb die Franzosen weit hinter das brennende Dorf zurück. Gelang es den Preußen, auf diesem Punkte noch weiter vorzudringen, so war die ganze Marschlinie des Feindes zwischen Weißenfels und Leipzig durchbrochen, was den Verbündeten bei ihrer Ueberlegenheit an

Kavallerie die glänzendsten Vortheile sichern mußte. Napoleon fühlte das, setzte daher, wie er sich selber dem feindlichen Feuer unbedenklich aussetzte, Alles daran, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Bis um halb 6 Uhr drehte sich der Kampf um das Dorf Kaja. „Nie — so hat Einer, welcher an diesem Tage und überhaupt während des ganzen Feldzugs dem Empereur zur Seite war, der Sachse Odeleben, berichtet — nie habe ich in Napoleon's Gesicht sprechendere Spuren der Verlegenheit wahrgenommen als in dem Momente, wo der fünfte Angriff auf Kaja und Rahna abgeschlagen war und eine seiner Brigaden in förmlicher Flucht aus dem ersten Dorfe gejagt wurde. In diesem Augenblick erhielt er eine Meldung durch einen seiner Ordonnanzoffiziere. Mit einem grimmigen „Hä!" ließ er sich dieselbe wiederholen und warf zugleich einen so langen, ungewissen, scheufragenden Blick auf Berthier und Caulaincourt, als ob er sagen wollte: Glaubt ihr, daß mein Stern untergehe?"

Er ging noch nicht unter. Wittgenstein, ganz unfähig, eine Feldschlacht zu leiten, hatte versäumt, zur rechten Zeit die russischen Reserven heranzubringen, um den Anstrengungen der Harste Blücher's, York's und Berg's Nachdruck und Rückhalt zu geben. Es wird sogar von zuverlässigster Seite versichert, nämlich durch Gneisenau, daß Wittgenstein den russischen General Miloradowitsch mit seinen 12,000 Mann, welche von Weißenfels her in die linke Flanke des Feindes hätten fallen sollen, „aus persönlichen Verhältnissen" nicht herbeigerufen habe. Blücher hatte, an der Spitze seiner Sturmkolonnen reitend, den gelungenen Angriff auf Kaja geführt und war dabei durch einen Streifschuß nicht unbedeutend im Arm verwundet worden, was ihn aber nicht hinderte, im Sattel und im Feuer zu bleiben. Er und Scharnhorst thaten das Menschenmögliche, um das Treffen zu halten, bis die russischen Reserven in die Schlachtlinie einrückten, was freilich erst mit Einbruch der Nacht

und auch dann nur unvollständig geschah. Der Alte, trotz seiner einundsiebzig Jahre seit 2 Uhr Morgens unausgesetzt zu Pferde, sammelt ein Dutzend preußischer Schwadronen und er und Scharnhorst werfen sich damit auf die feindlichen Infanteriemassen, welche der Empereur zum Angriff auf Kaja und Rahna zusammengebracht hat. Unter dem concentrirten Feuer von 60 Geschützstücken erfolgt bei Tagesneige dieser Angriff, während den jetzt auf der Walstatt eingetroffenen, auf die rechte Flanke der Verbündeten fallenden Heerhaufen des Vicekönigs die schwache Division Eugen's von Würtemberg mit äußerster Anstrengung vergebens zurückzudrängen versucht. In dem verzweifelt wilden Wirrsal von Angriff und Abwehr, welches also in den Abendstunden sich entspinnt und wobei um jede Fußbreite Boden hartnäckig gerungen wird, schlägt eine Musketenkugel in Scharnhorst's linkes Bein und dem General eine Wunde, die, obgleich oder vielmehr weil als eine unbedeutende betrachtet und behandelt, des unersetzlichen Kriegers und Patrioten Tod herbeiführen soll, welchem er, ohne ein Ergebniß seiner großen und guten Lebensarbeit gesehen zu haben, am 28. Juni zu Prag erliegen wird... Die letzten Akte des Blutdrama's vom 2. Mai sind gewesen, daß Kaja, Rahna und Klein-Görschen von den Franzosen wieder genommen wurden, daß die Preußen Groß-Görschen behaupteten und der russische General Konownizin dem vorgedrungenen Vicekönig wieder Boden abgewann, mit drei Grenadierregimentern bis gegen Eisdorf vorstürmend. Bis zur neunten Abendstunde brüllten noch die Kanonen, dann verstummten sie allmälig und auf dem blutüberströmten Schlachtfeld — bei Kaja und Rahna deckten die Gebliebenen förmlich den Boden; die Preußen hatten 8000, die Russen 2000, die Franzosen gegen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und 800 an Gefangenen eingebüßt — warfen die Flammenherde von sechs in Brand geschossenen Dörfern ihre Feuergarben zum nächtlichen Himmel empor [103]). Ein siegreicher war der blutige Tag für den Napo-

leon demnach nur insofern, als die Verbündeten den Zweck ihres Schlagens nicht erreicht hatten.

Nachdem mit herabsinkenden Nachtschatten gegenseitige Ermattung der blutigen Arbeit ein Ende gemacht hatte, trafen Friedrich Wilhelm — welcher, auf einem Schimmel reitend, Einer der Letzten im brennenden Dorfe Kaja den heranstürmenden Franzosen den Rücken gewandt hatte — und Czar Alexander wieder auf dem Hügel bei Werben zusammen. Verschiedene Generale fanden sich ebenfalls hier ein und es erhob sich die Frage: Was ist jetzt zu thun? Sollen wir versuchen, unsere Stellungen zu behaupten und mit dem grauenden Morgen die Schlacht zu erneuern? Oder aber ist ein Rückzug räthlicher? Die russischen Generale neigten sich mehr dem Letzteren, die preußischen mitsammt dem König dem Ersteren zu. Es wurde ziemlich bunt durcheinander gesprochen. Als Ludwig von Wolzogen, damals ein Flügeladjutant des Czaren, in den Kreis trat, hörte er „einen alten preußischen General, welcher den Arm in einer Binde trug," laut und lebhaft wettern: „Was! all' das Blut sollte hier umsonst geflossen sein? Nimmermehr geh' ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werd' ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, welche das Wort Rückzug ausgesprochen haben!" „Wer ist der Sprecher?" fragte Wolzogen, welcher in der Dunkelheit den Mann nicht erkennen konnte. „Blücher," ward ihm erwidert [104]). Auf des unverzagten und feurigen Alten Betreiben ist demnach jener nächtliche Reiterangriff auf den Feind unternommen worden, welcher heftigen Tadel erfahren hat, weil er mißlang [105]). Wäre dieser Versuch, welchen der tapfere Oberst Dolffs an der Spitze von neun Schwadronen preußischer Kürassiere machte, gelungen, so würde das Urtheil anders gelautet haben. Und er war nahe daran, zu gelingen. „Die brennenden Dörfer erhellten den Horizont, als plötzlich auf der rechten Flanke der französischen Armee eine Linie Kavallerie in dumpfem Gerassel heranrauschte

und dicht bis an die Vierecke kam, hinter denen sich der Kaiser befand. Ich glaube, wenn sie noch 200 Schritte rasch vorging, so wurde Napoleon mit seinem ganzen Gefolge gefangen [106])." Daß diese Masse von preußischen Panzerreitern im entscheidenden Augenblick innehielt, verschuldete der 4 Fuß tiefe Hohlweg zwischen Groß-Görschen und Söhesten. Nur ein Theil brach durch und in die vorderen Glieder des Feindes ein, welcher in große Verwirrung gerieth und sich erst weiter rückwärts wieder in Massen sammeln konnte, was einen weitern Erfolg unmöglich machte. Doch imponirte dieser Reiterangriff den Franzosen so, daß sie sich während der Nacht großentheils hinter den Floßgraben zurückzogen und am folgenden Morgen kaum ihren Augen trauen wollten, als sie bemerkten, daß die Verbündeten die Walstatt geräumt und den Rückzug angetreten hatten.

Zum Entschluß hiezu war es erst in der Nacht gekommen, nachdem sich die verbündeten Monarchen in ihr Quartier nach Groitzsch begeben hatten. Beim spät eingenommenen Abendessen konnte Friedrich Wilhelm nicht müde werden, infinitivisch zwar, aber dankbar von der Bravheit seiner Truppen zu reden, und er wie seine Leute gingen in der festen Ueberzeugung schlafen, daß die Schlacht am kommenden Tage fortgesetzt werden würde. Mitten in der Nacht kam aber der Czar, welcher in der nämlichen Straße abgestiegen war, in das Quartier des Königs, ließ ihn wecken und theilte ihm mit, daß es nöthig sei, sofort den Rückzug bis zur Elbe zu befehlen und anzuordnen, maßen sein Artilleriechef, der General Yermolow, ihm angezeigt habe, daß er keine oder wenigstens keine ausreichende Munition mehr habe. Auf die „verlegen vorgebrachten" Auseinandersetzungen des Czaren brach Friedrich Wilhelm unwirsch los: „Das schon kennen! Wenn wir erst anfangen zu retiriren, werden wir an der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen. Auf diese Art ich mich schon wieder in Memel sehen. Das ja wie bei Auerstädt sein!" Half aber Alles Nichts. Die russische Ansicht, daß

man, zu schwach, gegen die überlegenen Streitkräfte Napoleon's das Feld zu halten, über Dresden zurückgehen müsse, um sich mit den hinter der Elbe und an der Oder zu erwartenden Verstärkungen in Verbindung zu setzen, trug es über die preußische davon und mit Tagesgrauen begann der Rückzug [107]). Derselbe ward zunächst wenig belästigt, denn der am Tage zuvor hart mitgenommene Feind vermochte sich am 3. Mai erst um Mittag in Bewegung zu setzen. Blücher führte die preußischen Heerscharen zunächst über Dreschwitz nach Borna und von da nach Meißen. In welcher Laune, kann man sich unschwer vorstellen und hat es sicherlich zur Besserung derselben nicht eben Viel beigetragen, daß der Czar von Dresden aus dem Alten den Sankt Georgsorden zusandte mit diesem vom 5. Mai datirten Schreiben: „An den General der Kavallerie, von Blücher, Excellenz. Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht vom 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, sich jeder Zeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen [108])."

Napoleon beabsichtigte, durch möglichst rasches Vorgehen auf Dresden, die Verbündeten von dieser Stadt abzuschneiden, was aber nicht gelang. Am 4. Mai rückte Ney in Leipzig ein und hielt eine lange Rede an den Magistrat, worin er diesen und die Welt belehrte, was der Zweck dieses von seinem Herrn und Gebieter unternommenen Kriegs sei, nämlich „die Civilisation von Europa, welche nicht den Kosaken preisgegeben werden soll." Man sieht, der Bulletinismus gespensterte noch immer in der Welt herum. Die guten Dresdener wurden noch schmerzlicher als durch die Berichte von der lützener Schlacht durch den Anblick der langen Wagenreihen mit Verwundeten,

welche durch ihre Stadt und weiter zurück gingen, aus ihrem kurzen Befreiungstraum aufgeschreckt. Indessen war es ein ermuthigendes Zeichen von dem ungebeugten Geiste der Verbündeten, daß viele Verwundete, die es verschmähten, in unthätiger Ruhe ihre Heilung abzuwarten, in den Reihen ihrer Kameraden marschirten, sprechend: „Das Herz ist noch gesund!“ Am 7. Mai befand sich das blücher'sche Hauptquartier noch in Meißen; am 8. aber verließen die verbündeten Monarchen Dresden, der Rückzug ging nach der Lausitz zu weiter und noch an demselben Tage zog der Empereur in die Hauptstadt Sachsens ein, nachdem er beim Chausséehaus auf der freiberger Straße eine Abordnung des Stadtraths angerasselt hatte: „Ich weiß, welches feindselige Entzücken ihr an den Tag legtet, als der Kaiser Alexander und der König von Preußen in eure Mauern einzogen. Eure Häuser zeigen noch die Ueberbleibsel der Kränze und auf euren Straßen sieht man den Mist der Blumen, welche eure Töchter meinen Feinden gestreut haben. Avez-vous du pain? Qu' ils fournissent du pain, de la viande, du vin!“ Nach Prag zuckte der napoleonische Befehl an den König von Sachsen, auf der Stelle nach Dresden heimzukehren und sich an seinen „erhabenen“ Protektor anzuschließen, und dieser Befehl fand augenblicklichen Gehorsam — („denn es ehrt ja der Knecht nur den Gewaltsamen“). Am 12. Mai führte der Zwingherr den Sachsenkönig wie ein armes Opferschaf durch die Reihen französischer Truppen vom Dorfe Gruna her in seine Hauptstadt zurück. Die Bürgermeister mit der Rathsdeputation machten am Stadtthore ihre allerunterthänigste Aufwartung. Als sie ihren Fürsten anreden wollten, wies der arme Friedrich August sie an Napoleon. Aber dieser sagte: „A votre roi! Dites lui que c'est lui, qui a sauvé la Saxe.“ Worauf die Allerunterthänigsten zum Unzurechnungsfähigen: „Die Kinder des Vaterlandes sind erfreut, ihren Vater wiederzusehen.“ „Was haben sie gesagt?“ fiel der Empereur ein. „Sie sagten, was

Ew. kaiserl. königl. Majestät befohlen hat," ward ihm erwidert [109]). Ein bis zum Erbrechen ekelhaftes Stück Komödie! Das feste Torgau wurde nun den Franzosen überantwortet, das sächsische Heer mit seiner vortrefflichen Reiterei unter das französische gesteckt, ganz Sachsenland dem Todfeinde deutscher Nation zu unbedingter Verfügung gestellt.

Wenn aber der Schlachttag vom 2. Mai dem Empereur noch einen Zweifel an der Beharrlichkeit seiner Gegner gelassen hätte, so mußte dieser Zweifel vollends weichen, als die Verbündeten mit ihrem Rückzug bei Bautzen innehielten, um dem nachdringenden Feinde kühn die Stirne zu bieten, obgleich ihnen — wie schon oben gezeigt worden — der große Kriegskünstler an Streitkräften jetzt noch weit überlegener war als bei Groß-Görschen. Denn die Verbündeten hatten sich zwar bis zum 17. Mai durch das Eintreffen Barklay's mit 14,000 Russen und durch das Heranziehen des Korps von Kleist (5000 Mann) und noch einiger Tausende preußischer Reserven bis auf 80 oder 82,000 Mann verstärkt, Napoleon aber vermochte mit allermindestens 120,000 Mann, wahrscheinlich aber mit 170,000 den Angriff auf sie zu thun [110]). Daß sie dessen ungeachtet dem Angriff standhielten, geschah aus sittlichen und politischen Gründen: — aus sittlichen, weil der treffliche Geist, so im Heere waltete, nach möglichst baldigem Wiederschlagen mit dem Feinde verlangte; aus politischen, weil die Verbündeten mittelst abermaligen Schlagens Europa im Allgemeinen zeigen wollten, daß der Schlachtenvirtuos denn doch seine früher gewohnten Entscheidungs- und Vernichtungssymphonien nicht mehr aufzuspielen vermöge, und dem östreichischen Kabinett im Besonderen, daß man entschlossen sei, nicht in furchtsamer Erwartung ihm die Entscheidung über die Weltgeschicke zu überlassen. Freilich, diese Entschlossenheit hielt nicht lange vor.

Die verbündete Armee hatte am 14. Mai auf ihrem Rückmarsche Halt gemacht und eine halbe Meile hinter der Stadt

Bautzen eine feste Stellung bezogen, um den Feind zu erwarten, der schon nicht mehr mit der Windeseile früherer Jahre herankommen konnte, sondern dem Gegner acht Ruhetage gönnen mußte. Die Stadt und ihre nächste Umgebung hielt die von Miloradowitsch befehligte Vorhut besetzt. Südwärts auf der Hügelkette, welche sich am rechten Ufer der Spree hinzieht, stand der linke Flügel, von russischen Truppen unter Gortschakoff's Kommando gebildet. Im Centrum, auf den Höhen zwischen Kreckwitz und Plieskowitz, standen die Preußen unter Blücher und York, auf dem rechten Flügel von den plieskowitzer Teichen bis zum Windmühlenberge von Gleina das Korps Barklay's und als Rückhalt zwischen Würschen und Klein-Purschwitz die russischen Garden [111]). In der obersten Leitung des Ganzen machten sich wieder die bedauerlichsten Schwankungen fühlbar. Wittgenstein wollte von vornherein eine Vertheidigungsschlacht, scheint aber dann doch dem Andringen Blücher's, welcher in Uebereinstimmung mit seinem jetzigen Generalstabschef Gneisenau dafür war, angriffsweise gegen den herankommenden Feind vorzugehen, nachgegeben zu haben. Freilich nur eben in seiner Art, d. h. halblings, indem er York und Barklay am 18. Mai über die Spree vorgehen ließ, welche dann am 19. bei Königswartha und Weißig ein siegreiches Gefecht gegen den feindlichen Vortrab bestanden, jedoch, nicht gehörig unterstützt, vor der andrängenden Hauptmacht Napoleon's über den Fluß und hinter Bautzen zurückmußten. Blücher, ist bezeugt, soll beim Anblick dieses Rückzugs kaum auf seinen Höhen zu halten gewesen sein und soll fluchend ausgerufen haben: „Da gibt nun der Hundsfott, der Wittgenstein, dem Bonaparte hübsch Zeit und Gelegenheit, uns ganz nach seiner Bequemlichkeit anzugreifen [112])." Uebrigens war die wirkliche Leitung der Schlacht gar nicht bei Wittgenstein, sondern bei dem preußischen General von dem Knesebeck, der den Czaren begleitete und so zu sagen überwachte. Am 20. Mai

um Mittag ging der Feind in vier Heerhaufen unter der Führung von Oudinot, Macdonald, Marmont und Bertrand über die Spree vor und erschütterte schon an diesem Tage die Stellung der Verbündeten nicht wenig. Nur Blücher hielt sich völlig unerschüttert auf seinen kreckwitzer Höhen. Am folgenden Tage hob mit der Morgenfrühe das Ringen wieder an. Napoleon's Plan ging dahin, den linken Flügel der Verbündeten zu beschäftigen, das Centrum hinzuhalten, den rechten Flügel zu umfassen, zu erdrücken und endlich, auf die Rückzugslinie seiner Gegner sich setzend, mit den zusammenwirkenden Kräften seiner Uebermacht die durchbrochenen und eingeengten feindlichen Scharen zu zerschmettern. Aber wenn ihm auch das Aufrollen gegen das Centrum hin gelang, wenn er namentlich durch schonungsloses Aufopfern des würtembergisch-rheinbündischen „Futters für Pulver“ gegen Abend zu in der Wegnahme der kreckwitzer Höhen Vorschritte machte — auf einer Trommel sitzend lenkte er von der Anhöhe bei Nieder-Kaina herab den Sturm — so mißlang ihm doch die Erzwingung größerer Resultate, theils aus Mangel an Reiterei, theils und noch mehr weil auf Knesebeck's dringenden Rath Seitens der Verbündeten die Schlacht abgebrochen und noch zur rechten Stunde der Rückzug beschlossen ward, welcher schlesienwärts so ruhig und sicher „wie auf dem Exercirplatz“ ausgeführt ward, ohne eine Kanone, ohne Gefangene, ohne Trophäen in den Händen des Feindes zurückzulassen, dessen Verlust weit bedeutender war als der preußisch-russische. Denn wenn diese an 12,000 Mann eingebüßt hatten, so betrug der Verlust der Franzosen vom 19. bis und mit dem 21. Mai an Todten und Verwundeten 20 bis 24,000 Mann. Der Gebhart Lebrecht hatte bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß er auch in der Vertheidigung Tüchtigstes zu leisten vermöge. Er war in die Lage gekommen, am zweiten Schlachttag nach drei Seiten hin dem Feinde zumal die Stirne bieten zu müssen, und er hatte diese schwierige Arbeit höchst mannhaft gethan.

Von preußischer Seite ward schon hier bei Bautzen, wie nachmals in diesem Kriege noch oft, nicht ohne Grund der Vorwurf erhoben, daß die Russen ihre Garden in manchmal geradezu lächerlicher Weise schonten. York's Stabschef Valentini fand während der Schlacht die prachtvolle russische Gardereiterei in Linien aufmarschirt und unbeweglich haltend in dem Augenblicke, wo sie große Dienste leisten konnte. Valentini suchte den befehligenden Gardegeneral zum Einhauenlassen zu bewegen, aber der Russe sah ihn groß an undfragte: „Glauben Sie, der Kaiser habe seine Gardekavallerie dazu, daß sie sich todtschießen lasse [113])?"

Mit dem Ergebniß der Schlacht höchst unzufrieden, sah Napoleon auch seine Hoffnung getäuscht, den rückziehenden Gegnern größere Schädigungen beizubringen. Er trieb und drängte ihnen mit aller Macht nach, konnte aber Nichts erreichen, als daß seine Angriffe auf die Hinterhut der Verbündeten — der wackere Eugen von Würtemberg war ein Führer derselben — blutig abgewiesen wurden. So bei Reichenbach und Markersdorf, wo eine russische Stückkugel einen der Getreuesten und Liebsten des Schlachtenmeisters, den Großmarschall Duroc, wenige Schritte hinter seinem Gebieter zum Tode traf. Der Empereur, die Erschütterung über diesen Verlust nicht verbergend, stieg vom Pferde und betrachtete eine Weile starren Auges die Stelle, wo Duroc getroffen worden, welcher wenige Minuten zuvor zu Marmont gesagt hatte: „Mein Freund, der Kaiser ist unersättlich in Kämpfen; wir werden Alle darin zu Grunde gehen, das ist unsere Bestimmung." Dann saß er den ganzen Abend hindurch in seinem grauen Ueberrock auf einem Feldstuhl inmitten eines ungeheuren Vierecks seiner Garde, mit gesenktem Haupt und schlaff herabhängenden Armen, stumm und regungslos. Es war ein unglücklicher Tag. Zornig hatte der verwöhnte Sohn des Glückes, als er am Morgen zu Pferde gestiegen, mit einem Rückblick auf das

unersprießliche Schlachtfeld von Bautzen ausgerufen: „Wie, nach einer solchen Schlacht kein Resultat? Keine Gefangene? Keine eroberten Geschütze und Fahnen? Diese Menschen werden mir ja nicht einen Nagel zurücklassen!“ und hatte dann, als fast in demselben Augenblick eine Kugel neben ihm einschlug und einen seiner Ordonnanzreiter tödtete, in trüber Ahnung zu dem unglücklichen Großmarschall gesagt: „Duroc, heute will das Schicksal an uns [114].“ In Wahrheit, Dirne Fortuna war auf dem Sprung, dem Manne den Rücken zu kehren, welchen sie so lange mit wahnsinnig machenden Zärtlichkeiten überschüttet hatte, und Rächerin Nemesis schickte sich an, ihr heiliges Amt zu üben.

Die Verbündeten setzten von Görlitz aus in zwei Kolonnen ihren Rückzug fort, welcher nach dem festen, am 31. Mai und 1. Juni glücklich erreichten Lager von Pilzen bei Schweidnitz gerichtet war. Die Preußen bildeten die erste oder rechte Marschkolonne, deren Weg über Hainau führte. Hier beschloß Blücher, als die feindliche Vorhut den Nachtrab der Verbündeten heftiger zu drängen begann, den Franzosen eine Lektion zu geben, welche am 26. Mai richtig gegeben wurde, wie um den Tag zu bezeichnen, an welchem er den Oberbefehl über die erste Kolonne übernahm, während Barklay, an der Stelle Wittgenstein's mit dem obersten Heerkommando betraut, die Führung der zweiten Kolonne leitete. Eine Viertelstunde hinter Hainau liegt Michelsdorf und gerade hier sollten die Franzosen die unliebsame Erfahrung machen, daß es noch deutsche Michel von der Art der Seydlitze gäbe, welche vordem an jenem Novembertag von 1757 auf den Brachfeldern von Roßbach eine lustige Franzosenjagd angestellt hatten. Zwischen Michelsdorf und Doberschau dehnt sich eine Ebene aus, welche erst durch den Wiesenthaleinschnitt, in welchem die Dörfer Pantenau und Steudnitz liegen, unterbrochen wird. Rechter Hand aber ist die Ebene von einer durchschnittenen und waldigen Niederung be-

gränzt. Dies der Schauplatz des fröhlichen Reitertreffens von Hainau, auf welches sich der alte Gebhart Lebrecht mehr einbildete als auf alle seine übrigen Treffen und Schlachten. Es war auch in der That ein husarisches Stück von Kriegsführung im besten Styl. Am 26. Mai nämlich zog das preußische Heer von Hainau ab und Liegnitz zu. Die Nachhut, bestehend aus drei Bataillonen Fußvolk und drei Regimentern leichter Reiterei unter dem Befehl des Obersts Mutius, sollte sich recht gemächlich von Michelsdorf nach Steudnitz zurückziehen, um die feindliche Avantgarde nachzulocken, welche in Gegenwart des Marschalls Ney vom General Maison kommandirt wurde. Hinter Pantenau und Gohlsdorf war als Reserve die preußische Brigade Ziethen aufgestellt, in der erwähnten durchschnittenen Waldniederung aber der Oberst Dolffs mit zwanzig Schwadronen und zwei reitenden Batterien bei Schellendorf in Hinterhalt gelegt. Herwärts von Schellendorf lag zwischen Baudmannsdorf, Ueberschar und Gohlsdorf auf einer kleinen Anhöhe eine Windmühle, deren Anzündung das Signal zur Eröffnung des Stückes geben sollte. Hier nahm der Alte seinen Stand, von Herzen froh, heute einmal, all des „Sch. . . diplomahtiker-Zeugs“ des Hauptquartiers los und ledig, auf eigene Faust und nach seinem Sinne handeln zu können. Der General Maison, im Begriffe, aus Michelsdorf auf die Ebene zu debouchiren, traute dem Dinge nicht recht; aber Ney verlachte seine Besorgnisse und der General rückte vor. Kaum aber waren die Franzosen, dem langsam vor ihnen weichenden Mutius etwa 1500 Schritte weit nachgezogen, als das Aufbrennen der Windmühle sie stutzig machte. Maison befahl rasch die Formirung von Vierecken, aber es war zu spät. Denn schon war, während Mutius gegen den Feind Kehrt machte, der tapfere Dolffs im Trabe auf die Ebene heraufgekommen und warf jetzt, ohne von seiner Artillerie Gebrauch zu machen, seine Schwadronen im Galopp auf die rechte Flanke der Franzosen. Das prächtige Gefecht währte keine halbe

Stunde und Mutius hatte kaum Zeit, mit seiner Reiterei heranzukommen, um sich ebenfalls daran zu betheiligen. Die französische Kavallerie floh nach kurzem Säbelkreuzen schmählich, die Infanterie wurde umgeritten, niedergehauen oder gefangen; auch seine ganze Artillerie, 18 Geschütze, ließ der fliehende Maison im Stiche. Die preußische Reiterei verlor nur 70 Mann, darunter aber 16 Offiziere und leider auch den wackeren Dolffs, welcher sich an der Spitze seiner Tapfern auf den Feind gestürzt hatte [115]. Während dieses Treffens geschah es, daß, wie wohlbezeugt ist [116], eins der drastischeren Blücherworte gesprochen wurde. Kommt da ein Ordonnanzoffizier athemlos angesprengt, mühsam herausbringend, daß er dem Obergeneral von Seiten des Brigadekommandanten des rechten Flügels der großen Marschkolonne eine geheime Meldung zu machen habe. „Bah, bah, wozu die Ziererei? Heraus damit, Mann! Was ist los?“ — „Excellenz, der Feind, vom Kaiser Napoleon selbst geführt, dringt mit Macht vor, hat den rechten Flügel umgangen und steht schon völlig in unserem Rücken.“ — „Donnerwetter! In wessen Rücken? In dem Ihres Kommandanten oder in dem meinigen?“ — „Leider in dem Ihrigen, Excellenz.“ — „Na, so sagen Sie man Ihrem Kommandeur, daß ich mich über diese Nachricht außerordentlich freue; denn steht mir der Kerl von Bonaparte im Rücken, so ist er ja auf dem rechten Wege, mich . . . eine ganz absonderliche Ehre zu erweisen!“

Viertes Kapitel.

Blüthenfall.

Die Feldhauptleute der Verbündeten hatten, des sehr fühlbaren Mangels einer festen und sichern Oberleitung ungeachtet, während des Maifeldzugs von 1813 im Ganzen und im Einzelnen ihre Schuldigkeit nicht übel gethan und die Soldaten hatten sich ausgezeichnet brav geschlagen. Trotz Alledem aber war das Resultat einer blutrothen Pfingstzeit dieses, daß Rußland und Preußen, wenigstens in ihrer dermaligen Verfassung und Rüstung, den Napoleon nicht zu besiegen vermöchten. Im Hauptquartier der verbündeten Monarchen blickte man daher zu Ende des Mai immer ängstlicher nach weiteren Bundesgenossen aus, und da man es zur rechten Zeit versäumt hatte, mit sanften oder unsanften Mitteln die widerdeutschen Rheinbundsatrapen zur Vernunft und zu ihrer Pflicht zurückzubringen, so mußte man es jetzt sogar für etwas Rechtes ansehen, wenn sich der Dänenkönig herbeilassen würde, in die widernapoleonische Allianz einzutreten. Allein die Zettelungen Rußlands und Englands mit Bernadotte, welchem Norwegen versprochen war — der liebe Gaskogner wollte Dänemark dafür mit deutschen Ländern, mit den Gebieten der Hansestädte und mit Mecklenburg entschädigt wissen — machten den Dänenkönig kopfscheu. Er schwenkte plötzlich wieder zur napoleonischen Vasallität

zurück und die 10,000 Dänen, welche an der Niederelbe erschienen waren, um mit den Verbündeten sich zu verbinden, zwangen den Tettenborn, Hamburg zu räumen und mitverschuldeten also das Zurückfallen der reichen und patriotischen Hansestadt unter das französische Joch, dessen Schwere Davout mit der erfinderischen Kaltblütigkeit eines vollendeten Räuberhauptmanns siebenfach zu steigern wußte. Freilich, wie er zu seiner Entschuldigung nachmals nachgewiesen hat, auf die ganz besonderen und gebieterischen Befehle und Anweisungen seines Herrn und Meisters hin [116a]).

Wer die Dinge, wie sie beim Rückzug der Verbündeten nach Schlesien waren, mit sehenden Augen ansieht, muß sagen: alle die hoffnungsreichsten Blüthen des deutschen Frühlings von 1813 waren verwelkt und entblättert fielen sie jetzt nieder in den Koth der Kabinettspolitik. Denn bereits war Oestreich, d. h. die widerdeutsche Zweifaltigkeit Franz-Metternich, ganz und gar Herr der Lage. In Wahrheit, von der Antwort auf die Frage: Was wird Oestreich thun? hing „To be or not to be“ des Napoleonismus oder des Widernapoleonismus ab. Um so mehr, als die Mißgeschicke des Frühjahrfeldzugs den Kleister der preußisch-russischen Freundschaft bedenklich aufgeweicht hatten, sehr bedenklich. „Die Oberleitung der Armee — schrieb Gneisenau am 29. Mai aus dem deutschen, d. i. blücher'schen Hauptquartier — kommt aus dem russischen Hauptquartier. Wir haben keinen Antheil daran. Man hört uns sogar nicht. Wir sind bloß ausführende Werkzeuge. Wir sehen unser Land durch unsere Freunde nicht minder als durch unsere Feinde ausgeplündert. Selbst unsern Soldaten raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeschafft haben, und es empört, zu sehen, daß unsere eigenen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unsere Bundesgenossen ausgeplündert werden. In wenig Tagen haben wir wieder eine Schlacht zu liefern, wenn anders unsere Verbündeten

noch treu und zuverlässig sind! Von ihr hängt das Schicksal des Kontinents ab. Oestreich würde, nach dem Verlust derselben, lieber unterhandeln als fechten wollen. Das schlimmste Element ist der Kleinmuth der leitenden Personen — (Geht auf die um den König Infinitiv her köckeritzenden und kalkreuthenden Angstvetteln und Klageweiber, aber wohl auch auf die Umgebung des Czaren). Gerade in dem Moment, wo ihnen Energie den größten Nutzen schaffen würde, entbehren sie selbiger[117])." Der Treffliche hatte guten Grund, der moskowitischen Zuverlässigkeit zu mißtrauen. Während die Preußen, um der Verbindung mit Oestreich mittelst der nordöstlichen Gränze von Böhmen nicht verlustig zu werden, Alles daran setzten, nicht bis oder gar über die Oder zurückzugehen, wollten die Russen den Rückzug geraden Weges bis nach Polen verlängern. Im blücher'schen Hauptquartier erkannte man lebhaft das Unheilvolle dieser Absicht und der Alte richtete am 1. Juni eine dringende Vorstellung an Barklay, in welcher er sagte: „Setzen wir unsern Rückzug fort, so werden wir tagtäglich mehr von unsern Hülfsquellen getrennt, der Geist wird sinken, der Mißmuth sich mehren und alle Symptome werden eintreten, die von einem fortgesetzten Rückzug unzertrennlich sind. Auf Oestreichs Hülfe bei stetem Rückzuge zu rechnen ist illusorisch. Nur unsere Successe können uns dessen Beistand sichern." Blücher sandte seine an Barklay gerichtete Denkschrift auch an den König mit Beifügung von Folgendem: — „Ich erwarte nicht, daß der russische General zu dem, was ich ihm vorgeschlagen habe, sich entschließen werde; vielmehr sehe ich voraus, daß er, sobald der Feind Truppen in der Nähe unserer Front zeigt, die Armee abermals Rückschritte machen lassen werde. Geschieht dies und bleiben wir mit der russischen Armee vereint, so wird sich der Unmuth der unsrigen noch mehr steigern. Ich muß demnach bei Ew. Majestät pflichtmäßig darauf antragen, daß Allerhöchstdero Armee sich in diesem Falle von der russischen

trenne und von Stellung zu Stellung gegen den Fuß der Berge, welche die Grafschaft Glatz nördlich umgeben, sich zurückziehe, während die Landwehren einstweilen die festen Lager von Glatz und Neiße besetzen. Die Russen mögen sich dann immerhin gegen ihre Verstärkungen zurückziehen und später die Offensive allenfalls wieder ergreifen. Der französische Kaiser kommt dann in die Verlegenheit, seine Armee theilen zu müssen[118])." Man sieht, der Gebhart Lebrecht war inmitten der ihn umringenden Schwierigkeiten so guten Muthes, daß der Gedanke, den Krieg möglicher Weise ohne die Russen fortführen zu müssen, ihm eher leicht als bange machte. Gerade diese Zuversichtlichkeit des Alten, auch dem Napoleon gegenüber bewahrt, vor welchem so viele, um nicht zu sagen die meisten Generale jener Zeit gerne, wo möglich, in ein Mausloch sich verkrochen hätten, ja, diese Zuversichtlichkeit ist ohne Frage ein weltgeschichtlich-widernapoleonisches Agens gewesen. Es ist sehr zweifelhaft, ob die preußischen Gründe die Russen bestimmt haben würden, von der Fortsetzung des Rückzugs nach Polen abzustehen. Hätten aber die russischen Truppen von den preußischen sich getrennt, so wäre damit die Koalition thatsächlich aus dem Leim gegangen. Dann würde Oestreich gar nicht dazu gekommen sein, gegen Napoleon sich zu erklären, troß der Streitmacht von 200,000 Mann, zu deren Ansammlung in Böhmen es allmälig Anstalten machte. Daß ferner Preußen von England keine ausgiebige und entscheidende Hülfeleistung erwarten konnte, lag am Tage; denn der englische Widernapoleonismus hatte zwar ungeheuerliche Summen verschwendet, aber, abgerechnet die Erfolge Wellington's in Spanien, unter der Leitung eines bornirten, von einem stiergrindigen Castlereagh geleiteten Toryismus, auf dem Kontinent niemals etwas Rechtes gethan und ausgerichtet. Bei sothanen Umständen, und da solche Frühlingsblüthen wie die Hoffnungen auf einen allgemeinen Aufstand in Deutschland und auf widernapoleonische

Regungen und Bewegungen in Tirol, in der Schweiz und in Italien längst welk geworden, wäre den Preußen nur ein Verzweiflungskampf, nur ein palafoxischer „Krieg bis auf's Messer" übriggeblieben, falls nicht Napoleon dieses Aeußerste verhütet hätte durch Abschließung eines Waffenstillstands, während dessen Dauer die Gestalt der politischen und demnach auch der kriegerischen Situation ganz wesentlich zum Nachtheil des Schlachtendonnerers sich veränderte.

„Zwei große Fehler beging Napoleon: bei Smolensk hielt er 1812 nicht an und an der Oder hielt er 1813 an, da er doch bis zur Weichsel durchdringen konnte." Ja wohl; aber wäre ihm denn an der Weichsel ein wirklicher Triumph gesichert gewesen? Und schon das Vordringen bis dahin war ein häcklig Ding. Der Kaiserwahnsinnige war allerdings mit dem altgewohnten Vertrauen auf seinen „Stern" an diesen Feldzug gegangen, und wenn er zu Anfang desselben äußerte: „Je ferai cette campagne comme le général Bonaparte" — so erinnerte das ihn selbst und seine Umgebung so sehr an die blitzenden Erfolge der ersten italischen Feldzüge, daß die Adepten des kaiserlichen Hauptquartiers jetzt und sogar noch später zuversichtlich sagten: „Vous verrez, ils (die Verbündeten) commettront des défauts, nous tomberons sur eux, nous les écraserons." Allein seit dem Tage von Lützen waren verschiedene „lichte Momente" über den Empereur gekommen. In solchen Augenblicken sah er ein, daß ihm wohl noch das Blitzen, nicht aber mehr das Einschlagen so recht von der Hand ginge und daß die Verbündeten so obstinat seien, sich schlechterdings nicht „ekrasiren" lassen zu wollen. Quer das, sehr quer! Er mußte ferner erkennen, daß auf die Rheinbundstruppen doch nicht unter allen Umständen mehr zu rechnen war und daß die Mehrzahl seiner französischen Soldaten aus „cochons de lait" bestand, welche sich zwar tapfer schlugen, aber die ruhelosen Strapazen eines rastlos fortgesetzten Feldzugs durchaus nicht zu er-

tragen vermochten. Weiter kam ihm vor, als müßte man dem aus Frankreich herübertönenden Gejammer der Mütter und dem Gemurre der Bourgeoisie: Frieden! Frieden! wenigstens die Scheinnachgiebigkeit erweisen, als wäre man bereit, das Blutvergießen zu beendigen und um Frieden zu unterhandeln. Denn da die lichten Momente immer wieder rasch dem tollgewordenen Napoleonismus, dem welthungrigen Kaiserwahnsinn wichen, so zielte die wirkliche Tendenz des Mannes bei den Unterhandlungen, welche er durch Vermittlung Oestreichs den Verbündeten hatte vorschlagen lassen, keineswegs auf Frieden, sondern nur auf Zeitgewinn ab. Während der von ihm gewünschten Waffenruhe würden, so hoffte er, massenhafte Verstärkungen in seinen Lagern eintreffen; aber er übersah, daß die Verbündeten derweil alle Nerven und Muskeln anspannen würden, ihrerseits noch größere Verstärkungen zu erhalten. Er hätte — hat man richtig gesagt — bedenken müssen, daß je größer die Massen, je gewaltiger die Macht des Materiellen, desto geringer die Wirkungskraft des Ideellen, der Geistesübermacht sei. Durch Führung erst kleiner, dann mäßig großer Heere, welche sein blitzender Genius mit Leichtigkeit nach dem augenblicklichen Bedürfnisse hin- und herschieben konnte, war er zum ersten Feldherrn seiner Zeit geworden. Nun aber Hunderttausende auf der ungeheuern Kriegsbühne von der Ost- und Nordsee bis zum adriatischen Meere, ja bis zum Ebro und Guadalquivir in Bewegung gesetzt werden mußten, da ward es offenbar, daß die Räume zu groß, die Heermaschine zu verwickelt war, um nicht dem Zufall, dem Ungefähr, dem Unberechenbaren Macht zu lassen. Mochte es auch ferner noch geschehen, wie es denn wirklich noch geschah, daß da, wo er selber war, sein Dämon das Glück fesselte, so konnte er doch unmöglich alle die eisernen Würfelwürfe des ungeheuren Spieles mit eigener Hand thun, konnte nicht allenthalben zugleich sein, mußte also seinen Generalen die Führung wichtiger und wichtigster Unterneh-

mungen anvertrauen und die leidige Erfahrung machen, daß diese seine Generale von den feindlichen an Fähigkeit und Thatkraft übertroffen und demnach geschlagen wurden, so daß, was er persönlich an einem Orte gewann, an zwei oder drei anderen doppelt oder dreifach verloren ging [119]).

Solcherlei Gedanken scheint sich jedoch der Empereur gar nicht gemacht zu haben und jedenfalls überwog bei ihm die Räthlichkeit einer Waffenruhe die dagegen aufkommenden Bedenken. Er gaukelte sich auch die Möglichkeit vor, während eines solchen Stillstands der Blutarbeit einen Sonderfrieden mit dem Czaren schließen zu können, und behandelte daher die von Seiten des wiener Kabinetts gewünschte und angebotene östreichische Vermittlersrolle anfänglich mit hochmüthiger Wegwerfung. Sein Kaiserwahnsinn wäre zweifelsohne noch weit explosivischer aufgetreten, so er gewußt hätte, wie schlecht es gerade in diesen Tagen mit der preußisch-russischen Allianz bestellt war. Aber die Flankenstellung der Verbündeten bei Schweidnitz, welche die Entschlossenheit zu einer abermaligen Schlacht kundzugeben schien, sowie und noch mehr der Umstand, daß sein wiederholter Versuch, mit Alexander in eine gesonderte Unterhandlung zu treten, entschiedene Abweisung erfuhr, bewogen in Verbindung mit den früher erwähnten Motiven den Schlachtenlenker, auf den Waffenstillstand, mit Einschluß der Vermittlung Oestreichs, einzugehen und so kam derselbe nach lebhaftem Hin- und Herreden namentlich über die von den beiderseitigen Heeren einzuhaltenden Demarkationslinien am 4. Juni zu Poischwitz zu Stande, abgeschlossen für 7 Wochen, nämlich bis zum 20. Juli, mit sechstägiger Aufkündigung. Die Franzosen sollten Breslau räumen und ihre Truppen bis hinter die Katzbach zurückziehen, die Vorpostenlinie der Alliirten sollte sich eine Meile oberhalb Breslau an die Oder lehnen, von da auf das schweidnitzer Wasser und längs desselben dann auf Bolkenhain, Landshut und Schmiedeberg gehen. Der zwischen den beiden Linien ge-

legene Landstrich sammt der Stadt Breslau ward für neutral erklärt. Freilich war dieser verhängnißvolle Waffenstillstand, welcher den Verbündeten hochwillkommen war, weil sie mit voller Bestimmtheit während der Dauer desselben das Eintreffen bedeutender Verstärkungen und wenigstens mit halber den Beitritt Oestreichs zur widernapoleonischen Allianz erwarten durften, kaum zum Abschlusse gekommen, als dem Soldatenkaiser die Einsicht aufdämmerte, daß er einen dummen Streich gemacht habe. Auf seiner alsbald angetretenen Rückfahrt aus Schlesien nach Dresden ließ er sich zu Neumarkt die Aeußerung entwischen: „Falls die Verbündeten nicht aufrichtig den Frieden wollen, so dürfte diese Waffenruhe für uns höchst nachtheilig werden“ — und zu Longwood auf St. Helena hat er mit bitterer Reue geäußert: „Ich that unrecht, den Waffenstillstand einzugehen; denn wäre ich, wie ich konnte, damals weiter vorgedrungen, so würde sich mein Schwiegervater nicht gegen mich erklärt haben...“ Die Abreise aus Schlesien bot ihm sattsame Veranlassungen zum Nachdenken. Ueberall stieß er auf traurig-sprechende Spuren, was sein Heer auf dem Vormarsch nach Schlesien gelitten hatte. Als er zwischen Bischofswerda und Bautzen die Straße durch die Trümmer von mehr als 70 Munitionswagen versperrt fand, welche eine feindliche Streifpartei im Rücken der Armee weggenommen und in die Luft gesprengt hatte, lenkte er mißmuthig sein Pferd bei Seite und galoppirte querfeldein. Als nun vollends ein kleiner Hund es wagte, ihn heftig bellend zu verfolgen und nach den Füßen seines Pferdes zu schnappen, riß der Schlachtengott ein Pistol aus dem Holfter und feuerte es in blindem Zorne rückwärts ab. Zum Glück versagte die Waffe, die leichter einen der Adjutanten als den respektlosen Kläffer getroffen hätte, und der Zornige schleuderte sie weit von sich. Am 10. Juni in Dresden angelangt, bezog er das Marcolini'sche Palais in der Friedrichsstadt, welches ihm während des Waffenstillstandes zum Hauptquartier dienen sollte.

In die Zeit desselben fiel auch sein Ausflug nach Mainz, allwo der Empereur mit seiner aus Paris beschickten Imperatrice zusammenkam. Aber, ach, es war diese Zusammenkunft keine honigmondliche mehr, sondern nur eine politische: — Napoleon wähnte, Marie Luise's als eines erfolgreichen Mittels zur Einwirkung auf ihren Vater sich bedienen zu können. Die Tage waren vorbei, wo der Wolkensammler, seine Blitze und Donner für flüchtige Augenblicke bei Seite legend und dem familiären Geschmack („un goût puisé dans la familiarité de la vie domestique“) seiner jungen cäsarischen Gemahlin sich anbequemend, gemeinsam mit ihr im Backen von Omeletten sich versucht und die Unanstellige sogar in dieser schwierigen Kunst unterrichtet hatte — („Vous n'y entendez rien; je veux vous montrer comment on s'y prend“). Die marie-luise'sche Omelette v. J. 1810 war freilich trotzdem mißrathen und es hatte zur Zeit dieser Zusammenkunft in Mainz ganz den Anschein, als sollte auch die napoleonische v. J. 1813 mißrathen. Er that zwar so, als könnte davon keine Rede sein, und stellte sich an, als wäre er noch immer der „Herr der Welt.“ Bemühte er sich doch, ganz im alten pomposen Empereur- und Roi-Styl zu Dresden hofzuhalten, und ließ, damit diese Hofhaltung vollständig sei, die Acteurs und Actricen des Theater Français aus Paris kommen. Aber mit Monsieur Talma, welcher die Katastrophe der Tragödie „Napoleon“ herannahen fühlte, und mit Mademoiselle Georges war auch noch ein Acteur anderer Art nach Dresden befohlen worden, Belial-Fouché, welcher den Leichengeruch des Empire dazumal schon sehr stark gewittert haben muß; denn der Empereur gab auf die Frage seines Palastpräfekten Bausset, warum er den brauenlosen Unheimlichen habe kommen lassen, zur Antwort: „Fouché ist ein Mensch, welchen man unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht in Paris lassen durfte [120].“ Er schickte hierauf den Brauenlosen nach Illyrien und Italien, allwo Fouché bis

zur ersten Katastrophe des Empire verweilen mußte, so daß er zu derselben nur sehr entfernt und mittelbar beizutragen vermochte . . .

Die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes, welche man zugleich mit der Botschaft von dem glänzend siegreichen Treffen erhielt, das Einer der Tüchtigsten und Bravsten dieser Zeit, General Friedrich Wilhelm von Bülow, am 4. Juni gegen die überlegenen Streitkräfte des Marschalls Oudinot bei Luckau ausgefochten, wirkte in Berlin, in ganz Preußen, in ganz Deutschland, wo es deutsch, wie ein betäubender Donnerschlag. Man glaubte den Nerv des Widernapoleonismus durchschnitten, man argwöhnte — und, ach, mit wie gutem Grund! — daß Oestreich, d. h. Franz-Metternich, die leitenden Fäden in die Hand bekommen und dieselben in undeutschem oder geradezu widerdeutschem Sinne zwirnen und weben würde. Das Günstigste, was man erwartete, war ein elender, ein fauler Friede, welcher den Napoleon thatsächlich als den lassen würde, der er bis jetzt gewesen, während die deutsche Nation in ihrer Knechtschaft, Erniedrigung und Schmach verbleiben müßte. Vergeblich erklärte der König von Preußen in einer öffentlichen Kundmachung, der Waffenstillstand sei von den Verbündeten nur angenommen worden, „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne" — man mißtraute nicht der Ehrlichkeit Friedrich Wilhelms, wohl aber seiner Willenskraft und Charakterstärke. Patriotische Ohren hörten Blatt um Blatt und Blüthe um Blüthe vom Hoffnungsbaum des deutschen Frühlings rieseln und die trübe Stimmung ward noch mehr verdüstert durch die Nachricht von dem schurkischen Mordstreich, welcher auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl auf die Freischar der Lützower zerschmetternd niederfiel. Die Oberleitung dieses Streiches, mit welchem in den Lützowern die Träger der höchsten Ideen und Ideale des Befreiungskrieges getroffen werden sollten

und wirklich getroffen wurden, war bei dem französischen Kommandanten von Leipzig, General Arrighi, Titularherzog von Padua, welcher in dem General Fournier ein hinlänglich gewissenloses Werkzeug fand. Mit raffinirter Bosheit bestimmte man zur Mitführung des Schlages auf die Blüthe der deutschen Jugend nicht allein französische Truppen, sondern auch zwei würtembergische Regimenter, als dürfte man den Soldaten eines Fürsten, wie Friedrich der Dicke war, alles Schändlichste und Verhaßteste zumuthen. Die Führer der Würtemberger haben übrigens, soweit es sich eben bei einer solchen Gelegenheit überhaupt thun ließ, wenigstens ihre „soldatische" Ehre zu wahren gesucht. Dagegen ist ein Domherr von der Pfordten zu Merseburg glücklich auf die tiefste Sprosse der Niederträchtigkeit hinabgestiegen, indem er sich gegen den Marschall Berthier rühmte, durch Spionendienste zur Zersprengung der lützow'schen „Brigands" beigetragen zu haben, während ein Ehrenmann von Franzose, der Colonel Nisas, sich lieber dem vernichtenden Zorne Napoleon's bloßstellte als daß er eine Rolle in dem Schurkenstück übernahm, welches mit dem Ueberfall der Lützower bei Kitzen am Abend des 17. Juni durch eine zehnfache Uebermacht explodirte. Anordner und Vollzieher des häßlichen Stückleins, welches die korsische Grundnatur Napoleon's wieder einmal so recht hervortreten ließ, konnten sich freilich auf den Wortlaut des Waffenstillstandsvertrags berufen, kraft dessen sämmtliche Korps der Verbündeten bis zum 12. Juni auf das rechte Ufer der Elbe zurückgegangen sein sollten. Aber Pechvogel Lützow erfuhr in der Gegend von Hof, bis wohin er im Rücken des Feindes vorgedrungen, die Kunde vom Abschluß des Waffenstillstands erwiesener Maßen so spät (9. Juni), daß er innerhalb der angegebenen Frist unmöglich die Demarkationslinie der Verbündeten erreichen konnte. Er hatte diese Unmöglichkeit oder vielmehr die Wuth des Zwingherrn über die Freiheits- und Vaterlandsliebe der deutschen Jugend, sowie auch sein

allzu sorgloses und langwieriges Vertrauen auf französisch-rheinbündische Ehrenhaftigkeit schwer zu büssen[121]). Mit der Katastrophe von Kitzen war das Dasein der „Schwarzen Schar" als eines selbstständigen Harstes zu Ende. Ein blutiges Finale der Poesie dieses Krieges! Blüthenfall an allen Ecken und Enden!

Fünftes Kapitel.

Sommerschwüle.

Vorbei also und dahin der deutsche Frühling von 1813 mit seinen stolzen Vaterlandshoffnungen und seinem Freiheitslerchengeschmetter. Drückende Schwüle legte sich auf die Gemüther beim Empfang der Botschaft vom Abschluß des poischwitzer Waffenstillstandes, welcher so, wie die Sachen lagen, die Entscheidung in die Hände des östreichischen Kabinetts gab, das ohne Zweifel am Napoleonismus festgehalten hätte, falls den Verbündeten bei Lützen eine entscheidende Niederlage widerfahren wäre. Metternich, von welchem Stein in jenen Tagen geurtheilt hat, er sei „flach, unmoralisch, doppelsinnig und handle entweder als Verräther oder, was wahrscheinlich, er besitze nicht die Kraft und den auf persönliches Ansehen gegründeten Einfluß, um seinen Kaiser zu lenken“ — Metternich war jetzt durch die Verhältnisse zu einer Rolle emporgetragen, wie sie einem Staatsmann seiner Sorte behagen mußte. Daß er für seine Person ein Anhänger der Allianz mit Napoleon war, konnte hierbei gar nicht ins Gewicht fallen; denn Metternich ist nie etwas Anderes gewesen als der Inszenesetzer der Tendenzen seines Gebieters Franz. Dieser — eine mit dem Firniß der „falschen Wienerei“ tartuffe'sch angestrichene Fleischwerdung des Despotismus — stellte seinem Minister die Aufgabe, Faden

für Faden die Allianz mit Frankreich zu lösen und mittelst der Art und Weise, wie diese Lösung betrieben ward, zugleich die leitende und entscheidende Stimme im Rathe der Verbündeten zu gewinnen. Diese Arbeit wurde, wie schon früheren Ortes bemerkt worden, von Metternich mit bewunderungswerther Geschicklichkeit gethan.

Es kam ihm dabei freilich sehr zu statten, daß Napoleon fortfuhr, kaiserwahnsinnig zu sein, und die äußerst gemäßigten, die deutsche Sache ohne Weiteres preisgebenden Vorschläge des östreichischen Kabinetts hochmüthig zurückwies. Und ebenso kam ihm dabei zu statten, daß die Verbündeten, einmal aus der idealischen Region der Frühlingsgedanken von Kalisch in die gemeine Sphäre eines ordinären Kabinettskrieges herabgesunken, mit zappelnder Begierde — am zappelndsten der Czar — auf die kokett dargebotene und dann wieder kühl zurückgezogene Hand Oestreichs losfuhren. Wie so ganz herzlos und der ausgelerntesten Buhlkünstlerin würdig, wie insbesondere so ganz widerdeutsch diese franz-metternichige Koketterie gewesen, erhellt sattsam daraus, daß, wie Jedermann weiß, im März von 1813, als der deutsche Frühlingsgeist auch in Oestreich schüchtern sich regen wollte, brutal dagegen eingeschritten worden ist, daß Träger dieses Geistes, wie Hormayr und Schneider, welche eine tirolische Volkserhebung planten, in die Kerker von Munkacz gebracht wurden und daß noch später auf Anstiften der wiener Polizei auf dortigen Vorstadttheatern die heilige Begeisterung der Jünglinge, welche bei Lützen und Bautzen ihr Leben für Deutschland ließen, zum Gegenstand zotenreißerischer Verhöhnung und Beschimpfung gemacht ward. So stellte sich dieser „gemüthliche" Franz, welcher die deutsche Kaiserkrone getragen hatte, zur deutschen Sache, er, dessen gemeine Tyrannennatur schon dadurch sich verrieth, daß er zum vielvermögenden Generaladjutanten und Liebling einen der verworfensten Menschen jener Zeit hatte, den Baron von Kutschera, welcher seine

militärischen Grade mittelst der im Privatquartett des Kaisers gestrichenen Bratsche, seine übrigen Titel und Würden aber wahrscheinlich durch die Ausdauer erwarb, womit er bei den von der Komödiantin D . . . veranstalteten „Adamitenbällen" den Reigen führte. Als endlich das Skandal, welches übrigens in dem „Kapua der Geister," d. h. in dem damaligen Wien, gar kein ungewöhnliches war, allzu stinkend in die Oeffentlichkeit ausbarst, begnügte sich der „sittenstrenge" Kaiser, den nichtswürdigen Satyr mit der Aeußerung zu bestrafen: „Na, Sie müssen Ihnen schön ausg'nommen hab'n auf'm nackigen Ball[122])!" Die enge Seele von Oestreichs Beherrscher war mit einem unerbittlichen Kulturhaß angefüllt und dieser Haß, allem auf und vorwärts Strebenden geltend, war mit noch ganz besonderer Schärfe gegen die deutsche Literatur und Wissenschaft gerichtet. Die Gedankenarbeit eines Lessing, Kant und Fichte, die Poesie eines Göthe und Schiller mußten dem Kaiser, soweit er überhaupt davon gehört hatte, ein Gräuel sein und es kennzeichnet die geistige Atmosphäre Wiens zu jener Zeit, daß die unsäglich gemeine und schmutzige Monatschrift „Eipeldauers Briefe," in welcher Franz gelegentlich mit Jesus Christus verglichen wurde, in der Hofburg und in den Salons der Aristokratie den willkommensten, in barbarischem Styl gebotenen Lesestoff abgab[123]). Das franz'sche System zielte mit hagebuchener Zähigkeit darauf ab, jedes ernste und selbstständige Bildungsstreben unmöglich zu machen, Oestreich demnach vollständig von Deutschland loszulösen und alles Deutsche als „Ausländerei" und „lutherisches Wesen" dem plumpen Hohn vornehmer Unkultur und dem blinden Hasse der stupiden Menge zu signalisiren. Zu diesem Verdummungs- und Entmannungssystem eines bornirten, aber pfiffigen Despotismus gehörte dann auch noch die einseitige Begünstigung der Musik, weil diese, ausschließlich getrieben und genossen, die Menschen in Gedankenlosigkeit einlullt, an Denkträgheit, Gesinnungs- und

Charakterlosigkeit gewöhnt und folglich zu „frommen“ Unterthanenschafen erzieht. („Macht ihnen Musik, wenn ihr Sklaven haben wollt.“) Summa: seit dem Jahre 1809, wo man ja auch in Oestreich öffentlich und amtlich von der „Freiheit Europa's,“ vom „Vaterland“ und von „Völkern“ gesprochen hatte, war es in diesem Staate mit der sittlichen und politischen Bildung und Stimmung ganz entschieden rückwärts gegangen.

Bei so bewandten Umständen liegt es auf der Hand, daß die Franz-Metternichigkeit in der deutschen Erhebung, wie sie im Frühjahr 1813 sich angekündigt hatte, nur „strafbaren Jakobinismus“ sah und in den von Preußen und Rußland anfänglich gemachten Versuchen, die deutschen Bevölkerungen, nöthigen Falles auch gegen den Willen ihrer „Souveraine,“ wider Napoleon in die Waffen zu bringen, frevelhafte Versündigungen an den geheiligten Rechten des Despotismus. Einen Funken von Selbstbestimmung, eine Regung von Selbstthätigkeit in den Völkern dulden? Zeter und Anathema! Lieber das Joch des Napoleonismus bis an's Ende der Zeiten schleppen als die Möglichkeit zugestehen, es könnte mal statt Unterthanenpflichten so Etwas wie Volksrechte geben. Laßt uns daher auf solche dreimal vermaledeite Verirrungen, wie der kalischer „Aufruf an die Deutschen“ vom 25. März eine war, als auf staats- und religionsgefährliche Ungeheuerlichkeiten fahnden und laßt uns, indem wir unsern Beitritt zur widernapoleonischen Allianz sachte, sachte vorbereiten, des Entschiedensten erklären, was w i r, gegenüber den deutschen Jakobinismen, unter der „guten Sache“ verstehen und verstanden wissen wollen: — Wiederherstellung der östreichischen Macht in ihrem früheren Umfang und im Weiteren die Herstellung und Kräftigung des „göttlichen Rechts“ der Könige, der Privilegien der Aristokratie, des beschränkten Unterthanenverstandes und des unbeschränkten Unterthanengehorsams. Um diesen Preis wollen wir euch helfen, den Napoleon halb oder im äußersten Nothfall ganz abzuthun,

maßen derselbe, obzwar er sich Mühe gab, wie ein legitimer „Gesalbter des Herrn" sich zu gebaren, im Grunde doch immer nur ein Stück von einem Jakobiner gewesen ist .... So war in Wahrheit die Anschauung und das Vorgehen des östreichischen Kabinetts.

Napoleon kannte wohl den ministeriellen, nicht aber den kaiserlichen Lenker desselben. Daher die kaiserwahnsinnigen Irrthümer seines ganzen Verfahrens gegenüber von Oestreich. Es hätte ihm die Augen öffnen sollen, als Narbonne aus Wien berichtete, daß Graf Stadion, einer der Erzfeinde des Napoleonismus, in das Lager der Verbündeten gesandt worden sei, um dort der östreichischen „Vermittlung" Raum zu schaffen. Und wie leicht wäre Oestreichs Vermittlungsstellung wieder in eine napoleonische Allianzstellung zu wandeln gewesen, wenn der Empereur seinen Hochmuth so weit hätte beugen können, die Basis einer Friedensvermittlung anzunehmen, wie Metternich in einer am 8. Mai an Narbonne gerichteten Note sie vorschlug: — Rückerstattung der illyrischen Provinzen an Oestreich, Wiederherstellung Preußens, Verzichtleistung Napoleon's auf die geraubten Hansestädte und die übrige zwischen der Elbe, Weser und Ems gemachte Länderbeute, Auflösung des Herzogthums Warschau und — aber nur „wünschbarer Weise" — Auflösung des Rheinbunds. Hätte Napoleon diese Opfer gebracht, so wären ihm neben Frankreich noch geblieben seine Präfekturen Westphalen und Berg in Deutschland, ferner die sämmtlichen deutschen Lande am linken Rheinufer, sowie Belgien, Holland, die Schweiz und ganz Italien und er würde demnach Hülfsmittel genug besessen haben, den unterbrochenen Weltherrschaftstraum bald wieder aufnehmen und weiterführen zu können. Das gab ihm ein alter Bekannter von ihm, der General Bubna, welcher als Sendling Metternich's am 11. Mai nach Dresden kam, fein zu bedenken. Auch mußte Bubna in Dresden nicht nur die angegebenen, höchst gemäßigten Bedingungen wiederholen,

unter welchen Oestreich den Frieden zu Stande zu bringen unternähme, was mittelst eines etwa in Prag zu versammelnden Kongresses geschehen könnte, sondern er mußte auch dringend vorstellen, ein rascher Friedensschluß sei schon deßhalb geboten, weil durch das schlechterdings nicht zu entschuldigende Verfahren der Verbündeten beim Beginne des Feldzugs der „Dämon der Revolution" in den Völkern wieder geweckt worden sei und das Interesse aller Herrscher gebieterisch fordere, daß sie sich so schnell als möglich unter einander verständigten, um nöthigen Falles gemeinsam gegen den „Geist des Jakobinismus" zu Felde ziehen zu können. Allein damit ließ sich der Bändiger der Revolution nicht bange machen. Statt auf die östreichischen Vorschläge einzugehen, verlangte er die unbewaffnete Neutralität Oestreichs und das Aeußerste, wozu ihn die beredten Vorstellungen Bubna's bringen konnten, war die Erklärung, daß er bereit sei, an einem Kongresse sich zu betheiligen, welcher in einer neutralen Stadt über einen allgemeinen Frieden verhandeln würde.

Soweit, d. h. gar nicht weit war man gekommen, als der östreichische Minister durch seinen stylistischen Leibdiener Gentz, welcher als Späher nach Böhmen gegangen war, eine Botschaft empfing, die ihn aus seiner gewohnten Trägheit und Lässigkeit aufschreckte und zu rascherem Handeln spornte. Gentz nämlich, welcher auf dem Schloß Ratiborzitz bei Nachod, einer Besitzung der Herzogin von Sagan, als vielseitige Buhlschwester sowie als eine Intimissima Metternich's bekannt, seine Kundschafterwerkstatt eingerichtet hatte, meldete seinem Herrn und Meister das Bedrohliche, daß Napoleon alle Mittel angespannt habe und noch anspanne, zu Sonderunterhandlungen und zu einem Separatfrieden mit dem Russenkaiser zu gelangen. Wie, wenn es dem Empereur noch einmal gelänge, den Czaren zu bethören wie vormals zu Tilsit? Wenn es abermals zu einer russisch-französischen Allianz käme? Die ganze Wucht derselben müßte

ja nicht allein auf Preußen, sondern auch auf Oestreich fallen, welches mittelst der zögernden Schritte, die es neuerlich gegen den Franzosenkaiser gethan, dessen Grimm hinlänglich gereizt wußte. Das war ein Schrecken, welcher selbst einen Stabilitätsmann, wie Kaiser Franz einer war, in Bewegung setzen konnte. Am 31. Mai brach derselbe mit Metternich nach Böhmen auf und nahm in dem unfern von Ratiborzitz gelegenen Schloß Gitschin sein Quartier. Es galt, der Entwicklung der Ereignisse näher zu sein, und dem kaum in Gitschin angelangten östreichischen Minister brachte der russische Diplomat Nesselrode von Seiten des Czaren förmlich die Mittheilung von den Anerbietungen, welche Napoleon dem Letzteren hatte zukommen lassen. Sie liefen darauf hinaus, daß der Rheinbund bis zur Oder ausgedehnt, Preußen vollständig aus Deutschland hinausgedrängt und zu einem kläglichen Vasallenstaat Rußlands gemacht, das Czarenreich aber mittelst vollständiger Verschlingung Polens bis zur Weichsel ausgedehnt werden sollte [124]). Daß Alexander den lockenden Köder zurückwies, gereicht ihm zu hoher Ehre, so wie die Menschen und menschlichen Dinge nun einmal sind. Freilich wäre es, meint die arme unpraktische Ideologia, eine schnödeste Niederträchtigkeit gewesen, wenn der Czar seinen vertrauensvollen Bundesgenossen Friedrich Wilhelm verrathen, d. h. die Friedensanträge Napoleon's angenommen hätte; aber Sankta Experientia, eine höchst praktische Dame, wirft die schnüffelnde Stumpfnase auf und sagt wegwerfend zum armen ideologischen Aschenbrödel: — Dummes Ding, in der Politik gibt es eigentlich gar keine schnöden und schnödesten Niederträchtigkeiten, sondern nur Erfolge und Nichterfolge.

„Sie müssen wissen — schrieb Gentz am 23. Juni aus Ratiborzitz an Rahel, welcher er in demselben Briefe das Geständniß ablegte: „Ich bin unendlich alt und schlecht geworden“ — Sie müssen wissen, daß jetzt durch eine in der Geschichte

wohl einzige Konstellation die vier größten Souveraine Europa's mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und 6 bis 800,000 Mann Truppen in einem kleinen Strich Landes von einigen zwanzig Meilen in der Länge und zehn Meilen in der Breite konzentrirt sind und daß in diesem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts versinken gegen Gitschin, Reichenbach (dem Hauptquartier der Verbündeten), Ratiborzitz und Opotschna. Ratiborzitz ist der Central-Versammlungsort. Hier sind große Dinge getrieben worden." Ja wohl, Dinge, wie sie dem Orte entsprachen, dem Lustschloß eines Buhlweibes von europäischem Rufe. Denn hier, in Ratiborzitz, sind an demselben 23. Juni, von welchem der gentzische Brief datirt, zwischen Kaiser Alexander, Metternich, Nesselrode und Hardenberg Verabredungen getroffen worden, welche dem ganzen widernapoleonischen Krieg einen anderen Charakter gaben, nämlich einen entschieden freiheits- und volksfeindlichen, sowie einen widerdeutschen. Der Czar hat sich bei dieser Gelegenheit schwachmüthig, die preußische Diplomatie — auch Wilhelm von Humboldt war zugegen — der östreichischen gegenüber schon ganz die flagrante Unfähigkeit erwiesen, welche sie fortan beharrlich zeigen sollte. Es ist wahrlich keine Kunst gewesen, zu merken, wie Metternich that, daß die Verbündeten auf den Herübertritt Oestreichs zu ihnen den unmäßigsten Werth legten. Der östreichische Minister richtete sich danach und stellte diesen zitternd und zappelnd ersehnten Beitritt seines Kaisers in Aussicht, aber unter zwei Grundbedingungen. Zum Ersten müßte in das ganze widernapoleonische Geschäft ein „korrekterer" Styl als der bisher eingehaltene gebracht werden. Von „Freiheit," „deutschem Vaterland," „Volksrechten," „nationaler Verfassung" und anderen dergleichen „Ungeheuerlichkeiten" mehr, wie die „beklagenswerthe" Proklamation von Kalisch sie leider in Umlauf gebracht, müßte unbedingt Abstand genommen, jene gefährliche Proklamation selbst für immer der Vergessenheit über-

wiesen, ferner jede Berufung an das Nationalgefühl der Massen vermieden, der mit Kundgebung „jakobinischer“ Grundsätze begonnene Krieg durchaus in die korrekten Geleise eines „nüchternen Kabinettskrieges“ hinübergeleitet, jede Betheiligung der Völker an den öffentlichen Angelegenheiten, soweit sie nicht eine allerhöchst befohlene sei, energisch zurückgewiesen und dafür gesorgt werden, daß die unbequeme und verdammliche Hitze des „Freiheits- und Vaterlandsrausches“ unter dem Kühlapparat „reindynastischer Interessen“ unschädlich „verdampfe.“ Zum Zweiten dürfe dem Franzosenkaiser nicht zu Viel zugemuthet und müsse insbesondere zu dessen Gunsten auf die „Chimäre“ der vollständigen Befreiung eines chimärischen Deutschlands verzichtet werden. Oestreich würde die „maßvollen“ Friedensvorschläge, welche es an Napoleon habe gelangen lassen, demselben noch einmal unterbreiten und die Annahme derselben, falls er sie verwerfe, an der Seite der Verbündeten mittelst der Waffen erzwingen helfen [125]). Der Czar und die preußischen Diplomaten, deren Beklemmungen und Beängstigungen freilich gerade damals die übelwollende Tories-Stupidität des englischen Kabinetts bedeutend vermehrte, gingen auf diese franz-metternichigen Bestimmungen und Bedingungen ein, welche die Hoffnung einer Wiedergeburt Deutschlands vernichteten, und daraufhin ward am 27. Juni zu Reichenbach durch Stadion, Nesselrode und Hardenberg der bekannte Vertrag unterzeichnet, welcher den Beitritt Oestreichs zum widernapoleonischen Bündniß verhieß, falls der Empereur kaiserwahnsinnig blieb und die „maßvollen“ Friedensbedingungen verwarf, welche ihn im Grunde als den gelassen hätten, der er war.

Die deutschen Patrioten, deren Führer selbstverständlich von da ab zu entscheidenden Rathschlägen nicht mehr zugelassen, sondern von den Mysterien der Diplomatie möglichst ferngehalten wurden, konnten die Abwendung eines so ganz schmählichen Friedens, wie Metternich ihn wollte, nur noch vom Kaiser-

wahnsinn erwarten und erbebten daher, als in demselben ein lichter Augenblick einzutreten schien. Metternich fand nämlich bei seiner Rückkehr von Ratiborzitz nach Gitschin eine Einladung von Seiten Napoleon's vor, zu mündlicher Verhandlung mit ihm nach Dresden zu kommen, was, da der Schlachtenvirtuos eine solche bislang abgelehnt hatte, auf eine nachgiebigere Stimmung desselben hindeutete. Träger eines Briefes, in welchem der Kaiser Franz seinen Herrn Schwiegersohn beschwor, die östreichischen Vorschläge anzunehmen, traf der Minister am 25. Juni in Dresden ein. Um gerecht zu sein, muß man hier sagen, daß, wenn das franz-metternichige Verhalten zum ursprünglichen und eigentlichen Gedanken des widernapoleonischen Krieges die unerbittlichste Brandmarkung verdient, die Tendenz des östreichischen Kabinetts, den Napoleonismus nicht zu vernichten, sondern nur etwas einzuschränken, eine nicht allzu leicht wiegende Entschuldigung in dem wohlbegründeten Mißtrauen findet, welches der siegreiche Czarismus einflößen konnte und mußte. Auch in dieser Hinsicht war die Unfähigkeit und Schwachmattigkeit der preußischen Diplomatie, welche durchaus nur als Schleppträger der russischen erschien, sehr vom Uebel. Freilich, wären auch Hardenberg und Humboldt aus dem Holz geschnitten gewesen, aus welchem die großen, nicht die mittelmäßigen Staatsmänner geschnitten sind, was hätte es geholfen, so lange sie nicht einen König à la Stockszepter-Fritz, sondern nur einen unbeholfenen, schweigsamen oder infinitivisch brummenden, allzeit leicht zu beköckerizenden und zu bekalkreuthenden hinter sich hatten?

Am Nachmittag des 28. Juni hatte Metternich im Marcolini'schen Palais jene berühmt gewordene Audienz bei Napoleon, deren Einzelnheiten freilich weit mehr nur legendarisch als historisch feststehen, obgleich oder vielmehr w e i l die legendarische Ueberlieferung aus dem Munde des östreichischen Ministers selbst ihre Bestätigung erhalten hat oder haben soll [126]). Der Em-

pereur ist dazumal in der schlechtesten Laune gewesen und vollauf mit Grund. Der Waffenstillstand will nicht die erwarteten Früchte tragen und überhaupt Unser „Stern“ nicht mehr recht glückstralend leuchten. Es zieht Wolke um Wolke darüber hin. Da schreibt Unser dienstbeflissenster Satrap, die dicke würtembergische Majestät, daß die Einflüsse dieser infamen „Jacobins allemands,“ dieser Tugendbündler, bis in die rheinbündischen Kabinette und Generalstäbe sich erstrecken und daß der östreichische Hof nach München hin seine Intrikenfäden spinnt [127]). Da kommt die Hiobspost von jenseits der Pyrenäen, daß Unser Esel von Bruder Joseph und Unser nicht minder eselhafter Marschall Jourdan am 21. Juni bei Vittoria in einer Hauptschlacht von dem einfältigen Wellington total sich haben schlagen lassen. Und endlich ist dieser „Niais“ von Metternich da, um mir Flausen vorzumachen, welche den Abfall Unseres Dummkopfs von Schwiegervater verschleiern sollen. Quos ego! . . . Gar nicht unwahrscheinlich also, daß am 28. Juni von 1813 der Napoleonismus ein so explosivischer gewesen ist wie nur jemals, um so mehr, da er durch seine von dem sächsischen Kriegsminister, General Gersdorf, dirigirte Spionirmaschine und vielleicht auch durch Schlauköpfe in dem Lager seiner Feinde von den Machenschaften Oestreichs mit den Verbündeten genau unterrichtet war [128]). Der Empereur demnach zum Vulkanisiren gestimmt und bereit, aber seine Vertrautesten und Getreuesten zu dieser Zeit von der noch kurz zuvor an den Tag gelegten Ekrasirungszuversicht sehr beträchtlich herabgestimmt. Wie der östreichische Minister durch das bunte Gewühl von Offizieren und Höflingen schreitet, welches die Vorzimmer des Marcolini'schen Palastes erfüllt, tritt ihn der Marschall Berthier an und sagt lauter als Politik und Etikette es erlauben: „Nun wie, bringt Ihr uns den Frieden? Seid doch gescheidt! Bringen wir diesen Krieg zu Ende; wir haben es nöthig, daß er aufhöre, und Ihr auch.“ Ah, mag der Metternich gedacht haben, Messieurs les Français

haben also den Frieden nöthig? Vor den Schlachtendonnerer geführt, findet er denselben stehend, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, so zu sagen zum Sprunge bereit und jedenfalls keine Sekunde verlierend, die in seiner Brust kochende Zornlava auszusprudeln. „Da sind Sie also endlich, Herr von Metternich! Wenn Sie den Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben bereits einen Monat verloren, wodurch ich verhindert wurde, die Russen und Preußen zu vernichten. Ihr aber habt unter dem Vorwand, den Frieden herbeiführen zu wollen, gerüstet, und nun eure Rüstungen vollendet sind, erfrecht ihr euch, mir Bedingungen vorzuschreiben, wie nur meine Feinde sie mir vorschreiben können. Wollen Sie den Krieg mit mir? Dreimal hab' ich dem Kaiser Franz seinen Thron wiedergegeben und habe sogar den Fehler begangen, seine Tochter zu heiraten; aber Nichts hat ihn zu besseren Gesinnungen zurückführen können. Sie treten wie Leute auf, die bereit sind zum Kriegführen. Wohlan, erklären Sie sich: wollen Sie den Krieg mit mir? Ah, die Menschen sind also unverbesserlich? Sie lassen sich nie Etwas zur Lehre dienen? Ich habe die Russen und Preußen tüchtig geklopft. Wollt nun ihr an die Reihe kommen? Gut, es sei so. Auf Wiedersehen im Oktober zu Wien!" Auf diese erste Eruption will Metternich kalt und höflich geantwortet haben: „Sire, wir wollen Ihnen keineswegs den Krieg erklären, aber wir wollen einem Zustand der Dinge ein Ende machen, welcher für Europa unerträglich geworden ist und uns Alle jeden Augenblick mit allgemeiner Vernichtung bedroht." — „Aber was wollen, was verlangen Sie denn von mir?" — „Einen Frieden, einen unumgänglich nothwendigen und gesicherten Frieden." — „O, ich durchschau' euch! Ihr Oestreicher wollt ganz Italien, die Russen wollen Polen, die Preußen Sachsen, die Engländer Belgien und Holland. Aber bevor ihr das erreicht, werdet ihr Millionen von Soldaten ausheben und das Blut von Generationen vergießen müssen, um

dennoch erst am Fuße des Montmartre mit mir über den Frieden unterhandeln zu können. Metternich, wie viel Geld hat England Ihnen gegeben, um Sie zu vermögen, diese Rolle gegen mich zu spielen?" Donnert sich in diesem Style der Mann in immer größere Erhitzung hinein, obschon der östreichische Minister keine anderen als die mehrfach erwähnten, sicherlich unmäßig gemäßigten Friedensvorschläge macht und sogar die Auflösung des Rheinbundes nur als eine zwar wünschenswerthe, nicht aber unumgängliche Bedingung bezeichnet. „Allerdings — fügt er hinzu — gibt es in Europa, wenn auch nicht in Wien, Narren, welche von weitergehenden Bedingungen träumen und faseln; aber das rechte Mittel, solche Erdreistungen niederzuschlagen, ist ein rascher Friedensschluß im angedeuteten Sinne der Mäßigung." — „Und das nennen Sie Mäßigung? Ei, eure auf dem Throne geborenen Monarchen können nicht verstehen, was mich treibt. Sie mögen geschlagen in ihre Hauptstädte zurückkehren, ohne dadurch Etwas von Ihrem Nimbus einzubüßen. Ich aber, ich bin Soldat, ich bedarf des Ruhms, ich kann nicht verkleinert nach Frankreich zurückkehren, ich muß groß, ruhmbedeckt und bewundert bleiben." — „Wann aber sollen diese unseligen Kriege aufhören, wenn Niederlagen wie Siege Beweggründe sind, dieselben fortzusetzen?" — „Ich muß der braven Nation, welche auf meinen Ruf ihr edelstes Blut vergossen hat, ihre mit heroischen Anstrengungen erworbene Größe voll und ungeschmälert wahren." — „Aber, Sire, diese Nation bedarf selbst der Ruhe. Mein Weg hat mich mitten durch Ihre Regimenter geführt: Ihre Soldaten sind Kinder und werden Sie, wenn diese dahingerafft sind, noch jüngere Rekruten einberufen?" Der Stoß sitzt gut: — der Empereur schleudert, vor Wuth erbleichend, seinen Hut auf den Boden und schreit mit verzerrtem Gesicht: „Herr, Sie sind nicht Soldat, Sie haben nicht in Lagern gelebt und fremdes wie eigenes Leben verachten gelernt. Ich, ich sch... pucke auf das Dasein von 200,000

Menschen!" (Je me f.... bien de la vie de deux cents mille hommes.) „Oeffnen wir — will Metternich auf diese kaiserwahnsinnige Scheußlichkeit zur Antwort gegeben haben — öffnen wir Thüren und Fenster, damit ganz Europa Sie höre." Der Empereur rennt mit großen Schritten im Zimmer hin und her, stößt wüthend seinen Hut, welchen der östreichische Minister nicht aufgehoben hat, mit dem Fuß in einen Winkel, haselirt bunt durcheinander und endigt mit dem Refrain: „Es war eine Dummheit, ein großer Fehler, daß ich eine östreichische Erzherzogin heiratete." — „Ein Fehler für Napoleon den Eroberer, aber nicht für Napoleon den Kaiserreichsgründer." — „Fehler oder nicht, Ihr wollt mir also den Krieg erklären?" — „Nicht doch, Sire; wir wollen auf die angegebenen Bedingungen hin zwischen Ihnen und Ihren Gegnern den Frieden vermitteln." — „Ah, Ihr bleibt also halsstarrig dabei, mir Gesetze vorschreiben zu wollen? Wohlan, Ihr sollt den Krieg haben. Auf Wiedersehen in Wien!" Damit war die Audienz zu Ende. Gespannt hatte man draußen den Ausgang derselben erwartet. Im Vorzimmer richtete Berthier an den weggehenden Metternich die zweifelnde Frage: „Sind Sie mit dem Kaiser zufrieden?" und erhielt die Antwort: „Ja, ich bin zufrieden; denn Ihr Herr hat mich in's Klare gesetzt und ich schwör' es Ihnen, er hat den Verstand verloren."

Es kommt auf den Wortlaut dessen, was an jenem Junitag im Kabinette Napoleon's gesprochen wurde, gar nicht an, da es gewiß ist, daß der Bruch Oestreichs mit dem Franzosenkaiser durch diese Audienz entschieden wurde. Sehr gegen den Willen Metternich's freilich, der auch jetzt noch wähnte, wollte und hoffte, daß auf die östreichischen Vorschläge hin der Friede zu Stande käme, nachdem er auf Napoleon's Geheiß am 30. Juni mit Maret zu Dresden eine Vereinbarung getroffen, kraft welcher der Empereur die Vermittlung Oestreichs annahm und französische, russische, preußische und östreichische Bevollmächtigte

am 5. Juli in Prag zusammentreten sollten, um über den Frieden zu verhandeln. Da jedoch selbst die Fartcatchers des Napoleonismus, die überhaupt zurechnungsfähigen derselben wenigstens, der Konzession an die historische Wahrheit, daß ihr Idol den prager Friedenskongreß rein nur als ein Zeitgewinnstmittel und im Uebrigen als ein inhaltsloses Gaukelspiel betrachtete und behandelte, nicht sich entwinden können, so sollen über diese Gaukelei nicht allzu viele Worte verloren werden. Napoleon, von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde erwartend, daß irgendein glücklicher Zufall den Vollglanz seines Sterns wieder entschleiere, wollte keinen Frieden, der ihm ein Opfer von irgend einer Bedeutung gekostet hätte. Er sandte daher seinen Bevollmächtigten Caulaincourt erst ganz spät, erst dann nach Prag, als Metternich es bei den Verbündeten mühsam zuwegegebracht hatte, daß der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert wurde. Dies war nicht nur den Russen und mehr noch den Preußen zum Trotz, sondern auch zum großen Aerger der östreichischen Aristokratie geschehen. „Trauriges Spiel der Eitelkeit des Herrn von Metternich — äußerte selbst ein so wenig ungestüm und so sehr diplomatisch angelegter Mann, wie der Fürst Karl von Schwarzenberg war — er weiß Nichts zur rechten Zeit zu machen und verdirbt Alles durch sein unglückseliges Temporisiren." Die Klagen über Verschleppung der großen Angelegenheit von Seiten Metternich's waren allgemein. Aber konnte denn, wer, wie Metternich in Prag that, mit Buhlweib Sagan und Leibschuft Gentz die Nächte durchschwärmte, bei Tage Stimmung und Kraft finden, das Heil Europa's zu bedenken und zu betreiben? Des Ministers notorisches Verlassensein von allem sittlichen Gefühl und seine offenkundige Frivolität sie gaben sogar dem schlimmsten Argwohn Raum. Zwar die Behauptung der Duchesse d'Abrantes (Madame Junot), Metternich sei gerade damals in großer Geldverlegenheit gewesen und der Duc de Vicenza (Caulaincourt) habe darum seinem Gebieter

dringend gerathen, dieser Verlegenheit abzuhelfen, was Napoleon in seiner Verblendung verweigert hätte, mag als so werthlos wie hundert andere von der Klatschpriesterin par excellence des Empire vorgebrachte Anekdoten bei Seite geworfen werden. Mehr Beachtung aber scheint nach dieser metternichigen Geldverlegenheitsrichtung hin zu verdienen, was ein Augenzeuge von einer geheimen Zusammenkunft des Czaren Alexander mit Metternich's damaliger Intimissima, der mehrgenannten Buhldame, erzählt. Diese Zusammenkunft fand im Kloster Grissau statt, drei Tage vor der Auflösung des prager Kongresses. Der Czar kam von Reichenbach nach Grissau gefahren, nur von seinem Generaladjutanten Wolkonski begleitet, und bald nach ihm erschien auch die Herzogin von Sagan im Kloster. Nachdem sich die Herrschaften eine kleine Weile unterhalten hatten, machte die Dame dem Kaiser eine Mittheilung, worüber dieser höchst zufrieden seine Hände rieb. Dann wurden unter Leitung Wolkonski's auf dem Klosterhof verschiedene schwere Kästchen aus der Kalesche des Czaren in die der Intimissima des östreichischen Ministers hinübergepackt, worauf die Dame nach Prag zurückfuhr und Alexander nach Reichenbach [129]).

Daß einem Menschen wie Metternich, welcher sein Lebenlang nie ein sittliches oder humanes oder patriotisches Interesse gekannt hat, alles Gemeine und Gemeinste zuzutrauen ist, braucht kaum gesagt zu werden. Aber möge es nun wahr oder unwahr sein, daß Alexander das von Napoleon verworfene klingende Mittel, Metternich zu gewinnen, in Anwendung gebracht habe, soviel ist gewiß, daß nur Solche, welche der durchaus falschen Meinung wären, der östreichische Minister sei der Gebieter seines Herrn gewesen, während er in Wahrheit der gehorsame Diener desselben war, wähnen könnten, die Entscheidung sei bei Metternich gestanden. Das Entscheidende war, daß der Kaiser Franz „aus innerem Antrieb“ für den Krieg sich entschieden, d. h. wohleingedenk empfangener bitterlicher Demüthigungen den

Entschluß gefaßt hatte, seinen Herrn Schwiegersohn nicht etwa vernichten — (das wollte er schlechterdings nicht) — aber demüthigen zu helfen. Als daher der Schlachtendonnerer, in einem seiner lichten Momente endlich doch bange vor dem Ausbruch des Koalitionsgewitters, welches sich hinter dem Vorhang der böhmischen Berge gegen ihn zusammenzog, am 5. August an Caulaincourt, welcher in Prag auf Nadeln saß, die geheime Weisung gelangen ließ, mit Oestreich ein Sonderabkommen zu treffen, und der Duc am 6. den östreichischen Minister darum anging, fuhr dieser nach Brandeis zu seinem Herrn und brachte von dort dem Bevollmächtigten Napoleon's am 8. August das Ultimatum zurück, daß Oestreich, falls der Kaiser der Franzosen dessen wiederholt berührten Friedensvorschläge bis zum 10. nicht einfach und bestimmt angenommen hätte, seine Vermittlerrolle für beendigt ansehen, der widernapoleonischen Allianz beitreten und an Frankreich den Krieg erklären werde. Und so ist es dann auch, wie Jedermann weiß, wirklich geschehen. Napoleon, nachdem der lichte Augenblick wieder vorüber, war nicht zufrieden mit dem Besitze von Frankreich, Italien, Spanien — (welches freilich durch die Schlacht bei Vittoria schon so gut wie völlig verloren gegangen) — Belgien, Holland, der Schweiz, dem linken Rheinufer, Westphalen, dem Rheinbund, nein, er verlangte auch noch, daß die brandenburgischen Marken von Preußen abgerissen und seinem Satrapen, dem Sachsenkönig, zugetheilt würden. Das hieß also Deutschland ganz unter seinem Joche lassen. Um diesen Preis wollte er die östreichischen Vorschläge annehmen. Aber immer wieder die zweifelnde Frage erhebend: „Wird Oestreich den Muth haben, mit mir zu brechen?“ hielt er — sein treuer Sklave Maret hat es bezeugt — seinen Eilboten so lange zurück, daß derselbe Prag erst in der Morgenfrühe des 11. August erreichen konnte. . . Es war zu spät. Metternich hatte am 10. bis um Mitternacht im Boudoir der Herzogin von Sagan auf das Ankommen des Friedensboten

aus Dresden gelauert. Statt dessen kam Gentz mit der Nachricht, daß der preußische und russische Bevollmächtigte, Humboldt und Anstett, mit dem Schlage der Mitternachtsstunde ihre Kongreßvollmachten für erloschen erklärt hätten. Jetzt war es mit Metternich's „Finassiren" vorläufig zu Ende, denn die Befehle seines Herrn waren sicherlich bestimmte. Im Boudoir der Buhldame — recht charakteristisch das! — fertigte der Minister die Note aus, welche dem Duc de Vicenza mittheilte, daß Oestreich den Verbündeten beitrete und an Frankreich den Krieg erkläre. Aber wie die deutschen Patrioten von der Franz-Metternichigkeit dachten, d. h. wie sie noch im letzten Augenblick einen Umschlag der östreichischen Politik zu Gunsten Napoleon's befürchteten, verräth uns halbkomisch der Umstand, daß Humboldt ruhelos umhertrippelte, bis er den östreichischen Kriegsboten nach Dresden unterwegs wußte. Am 12. August schrieb Stein aus Reichenbach an die Prinzessin Luise von Preußen: „Das wichtige Ereigniß, welches uns heute angekündigt ist, verheißt uns eine glänzende Aussicht. Napoleon's Wuth führt sein Verderben herbei; er ist verblendet durch Stolz, Menschenverachtung und die Wuth, sich am Rande des Abgrunds zu finden. Möchten wir ihn davon verschlungen sehen, zum Beispiel künftiger Geschlechter." ... Der Empereur hatte am 10. August zu Dresden sein auf diesen Tag vorgerücktes Geburtsfest mit Pomp und Pracht gefeiert, weit entfernt, zu glauben, daß dieses sein letztes auf deutschem Boden gefeiertes Fest sein würde. Noch schwichtigte er die Besorgnisse, welche ihm und mehr noch seiner Umgebung aufstießen, fort und fort mit der Hoffnung, Oestreich werde keinesfalls angriffsweise gegen ihn vorgehen. In diesem Sinne suchte auch der seinem Gebieter treuergebene Caulaincourt noch mit Metternich in Prag zu zetteln; allein der Letztere konnte ihm nur noch „finassirende" Redensarten bieten. Narbonne, am 15. aus Prag eintreffend, brachte die Gewißheit, daß vorderhand alle Unterhandlungsgaukelei zu Ende und die Verbün-

deten, Oestreich inbegriffen, sofort den Krieg wieder eröffnen würden. „Tant mieux — soll Napoleon ausgerufen haben — l'Europe se revoltera!“ Doch ließ er — wird erzählt — während seine zur Abfahrt nach der Lausitz schon bespannten Wagen vor dem marcolini'schen Palais hielten, noch den General Bubna rufen, um einen letzten Versuch der Ausgleichung mit Oestreich zu machen. Zwei Stunden lang sprach er in einem Parterrezimmer des Palastes in den General hinein. Dann sah das draußen wartende Gefolge den Oestreicher herauskommen, und zu seinem Wagen zurückkehren; mit großem Erstaunen aber, daß der Empereur dem General folgte und „im Laufen“ demselben nachrief: „Herr General, noch ein Wort!“ Aber Bubna mit über die Schulter zurückgewandtem Gesichte barsch: „Nichts mehr!“ warf sich in seinen Wagen und rasselte weg [130]). Wenige Minuten darauf rollte Napoleon der Lausitz zu, blitz- und donnerträchtig — („exivit ut fulgur,“ wie es in dem Hirtenbrief eines französischen Bischofs jener Zeit hieß) — auf das Verderben seiner Gegner sinnend und namentlich von höchster Erbosung gegen Oestreich erfüllt — („le beau-père nous payera tout,“ sagten die Vertrauten des Hauptquartiers) — aber doch eben nur noch mit der Verstockung des Wahnsinns, nicht mehr mit der freudigen Zuversicht wohlbegründeter Ueberzeugung dem neuen Spiel um den Erdball entgegeneilend.

Zehntes Buch.

Von der Katzbach bis zum Rhein.

Erstes Kapitel.

„De old Blüchert."

Ein Sonnenstral, flüchtig eine Kothlache streifend: — so verhält das Ideal sich zur Wirklichkeit. Von Zeit zu Zeit rauscht aus den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," ein voller Gedankenakkord hernieder; aber nur, um in der lackirten Barbarei des großen „Jahrmarkts von Plundersweiler," genannt „Gesellschaft," sofort in die grellen Dissonanzen der Thorheit und Selbstsucht zu zerfahren. Was weiß und will die ungeheure Mehrheit der Menschen von Ewigem? Nichts. Und wir Andern, die wir uns einbilden, Etwas davon zu wissen und zu wollen, sind wir nicht allesammt Dickhäuter und Harthörige, an deren Trommelfell nur gebrochene und verlorene Klänge einer geahnten Universalharmonie schlagen? Ah, jener Eine, vor dessen Augen die „kleine Narrenwelt," der Mensch, durchsichtig gewesen ist wie Glas, William der Einzige, hat es wohl gewußt und gesagt: — „Zu grob umhüllt uns das Kleid hinfälligen Staubes, als daß wir die Musik der Geistersphären vernehmen könnten [1])." Wie in einer verdorbenen Phantasie eine Ophelia und Desdemona, eine Iphigenie und Dorothea zu Metzen werden, so vergröbert und vergemeinert sich jede höchste und heiligste Idee in den schwieligen und schmutzigen Händen des Lebens. Größter aller Fakire, unglücklicher und unsterblicher Selbstpeiniger von der Eremitage im

Forst von Montmorency, Alles zusammengehalten, hast du doch wohl nicht so ganz unrecht gehabt mit deinem griesgrämigen Ausspruch, daß der Mensch nur dazu da sei, Alles zu verpfuschen und zu verderben [2]).

Das Bestialische, genannt der Krieg, niemals war es durch eine reinere und schönere Glut so sehr zu etwas Sittlichem hinaufgeläutert worden wie im Frühling von 1813. Aber das konnte ja nicht von Dauer sein; denn das Edle und Gute ist nur dazu da, dem Gemeinen und Schlechten zu unterliegen, und „das Schöne lebt nur im Gesang." Diese bittere Wahrheit sie wurde, wie in der Weltgeschichte unzählig oft, im Sommer von 1813 zu brutaler Wirklichkeit. Genau in demselben Verhältniß, in welchem durch Oestreichs Beitritt zur Koalition der Widernapoleonismus an Massenhaftigkeit zunahm, verfiel er der Entgeistung. Der Volks- und Freiheitskrieg wandelte sich unversehens in einen Dynastenstreit, in einen „nüchternen und korrekten" Kabinettskrieg, dessen würdiges Ziel und Ende dann auch ein altgewohntes dynastisches Schachern und Hadern um Länderfetzen und „Seelen" gewesen ist. Die Franz-Metternichigkeit, durch die unverbesserlichen Unterlassungen und Fehler, welche die Verbündeten von Anfang an begangen hatten, zur entscheidenden Rolle berufen, hat bewußt und absichtlich das Prinzip des großen Kampfes gefälscht. Bewußt und absichtlich hat sie auch, von czarisch-alexandrischer Falschheit und königlich-infinitivischer Bornirtheit trefflich unterstützt, von vorneherein eine vergiftende Hand auf die nationalen Hoffnungen Deutschlands gelegt. Leuten wie Franz und Metternich, denen es später Vergnügen machte, über verworfenste und ruchloseste Menschenquäler und Völkerpeiniger, über einen Karl von Braunschweig und über einen Dom Miguel von Portugal liebkosend-schützende Hände zu halten, ihnen mußte es wahre Wollust sein, die Bestrebungen und Erwartungen der deutschen Patrioten zunichte zu machen.

Und sie thaten so. Sie hatten Sorge getragen und es einzurichten gewußt, daß sie — selbst nicht um den Preis der ihnen bewilligten Preisgebung der Völkerhoffnungen und der deutschen Sache — weder durch die reichenbacher Vereinbarung vom 27. Juni noch sogar durch die Kriegserklärung an Frankreich allzu fest der widernapoleonischen Allianz sich anschlossen. Jedermann weiß, daß Metternich, sowie Fortuna dem Schlachtendonnerer wieder lächelte oder zu lächeln schien, sein feiges „Finassiren“ abermals anhob, daß er, der weiland begünstigte Buhle von Napoleon's Schwester Karolina, seine Beziehungen zum Hofe des Empereur so lange unterhielt, als es eine physische Möglichkeit war, und daß er, selbstverständlich im Einverständniß und auf Befehl seines Herrn, bis zuletzt Alles aufbot, den französischen Machthaber auf seinem Throne zu erhalten. Dies konnte, falls man erwägt, mit welchem bohrenden Hasse Tartuffe Franz die Persönlichkeit seines Schwiegersohns haßte, räthselhaft erscheinen. Aber das scheinbare Räthsel löſ't sich leicht und sicher dahin, daß Franz und Metternich in Napoleon den vollendeten Meister der Tyrannenkunst höchlich bewunderten, ja als solchen gewissermaßen liebten. Fürwahr, es erregt mitleidiges Achselzucken über menschliche Thorheit, wenn man wahrnimmt, welche thörichte Hoffnungen deutsche Patrioten, dahlende und duselnde freilich nur, im Hochsommer von 1813 auf Oestreich setzten. Da war so Einer, der wohlmeinende Junker Max von Schenkendorf, welcher sich bemühte, auf seiner dünnpfeifenden lyrischen Flöte tyrtäisch zu trompeten und zu posaunen. Der forderte im August die Preußen auf, das „klangreiche Böhmerland mit Waffentänzen zu begrüßen und Sieg und Heil dem Kaiser zu rufen,“ dem Kaiser Franz wohlverstanden, in welchem der arme faselnde Poet den Wiederhersteller des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sah, eine Art von deutschem Messias so zu sagen, den Heraufführer eines goldenen Zeitalters, von welchem gesungen werden könnte

und würde: „Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden, ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden, ein Deutschland hoch und schön [3])."

Zur selben Zeit, wo der Kaiser-Tartuffe also angedudelt wurde, trug der Empereur bei Dresden seinen letzten glänzenden Erfolg über die unzulängliche Führung der dort fechtenden Verbündeten davon und flugs flog heimlich ein Friedensunterhändler aus dem östreichischen ins französische Hauptquartier. Aber ein widerdeutscher Schwiegerpapa und ein kaiserwahnsinniger Schwiegersohn hatten keine Zeit sich zu verständigen, weil der von den Siegesstätten von Kulm und von der Katzbach herbrausende Wind die Wetterfahne der franz-metternichigen Politik wieder drehte. Jetzo beschlossen der östreichische Kaiser und sein Minister, den Knoten der Allianz mit Rußland und Preußen etwas fester zu schürzen, und geschah dies dann bekanntlich durch den zu Teplitz am 9. September vereinbarten Vertrag, welcher durch einen weiteren, am 3. Oktober zwischen Oestreich und England abgeschlossenen seine Ergänzung fand. Oestreich hatte es auch jetzt wieder verstanden, sich kostbar zu machen, und setzte daher zu Teplitz in Betreff der deutschen Sache seine Ansicht und seinen Willen durch. Der Freiherr von Stein hatte es dahin gebracht, daß man sich einmal alles Ernstes mit dieser Sache befassen und die Grundzüge einer deutschen Gesammtverfassung feststellen wollte. Er forderte, nachdem er seinem früheren Gedanken einer Theilung sämmtlicher deutscher Länder zwischen Preußen und Oestreich entsagt hatte, die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde, des Reichstags und der Reichsgerichte in verjüngter und verbesserter Gestalt. Diesem Vorschlag widersprachen die preußischen Diplomaten, Hardenberg und Humboldt, und noch viel entschiedener Franz und Metternich, welche von einem deutschen Reich überhaupt Nichts wissen wollten. Auf Stein's Anregung schlug nun Preußen die Errichtung eines deutschen Bundes vor mit

etwas straff-föderativen Formen, kraft welcher der Souverainetätsschwindel der mittleren, kleineren und kleinsten deutschen Staaten zu Gunsten des Ganzen beschnitten werden sollte[4]). Oestreich widersetzte sich auch diesem Antrag. Sein Bedenken vorschiebend, die Rheinbundssatrapen würden lieber den letzten Mann und den letzten Gulden ihrer Unterthanen für den Napoleonismus opfern als ihrer Souverainetät von Napoleon's Gnaden entsagen, brachte es Metternich dahin, daß festgesetzt und erklärt wurde, der Rheinbund zwar müßte aufgelös't werden, allein die Fürsten desselben und überhaupt sämmtliche zwischen dem wiederhergestellten Oestreich und Preußen, dem Rhein und den Alpen liegenden Staaten und Stäätchen sollten die vollständige und unbedingte Souverainetät besitzen („l'indépendance entière et absolue[5]).“

Damit waren die Hoffnungen auf die Herstellung deutscher Nation, auf ein deutsches Gesammtvaterland glücklich vermetternicht, d. h. eingesargt und begraben. Die gefoppten und geäfften Deutschen schlugen sich fortan, indem sie gegen den Napoleonismus weiterfochten, im Grunde nur noch für einen andern Anstrich ihrer Fesseln, für dynastische Egoismen und diplomatische Ischariotismen und der veränderte Charakter des ganzen Kampfes gab sich hörenden Ohren schon dadurch deutlich kund, daß in den Lagern an die Stelle der arndt- und körner'schen Eisen- und Feuerlieder die offiziell-servile Drehorgelei „Heil dir im Siegerkranz“ gesetzt ward. Also triumphirte Oestreich, die russische Zweideutigkeit und die preußische Schwäche gleichermaßen nasführend. Und nicht zufrieden damit, Prinzip und Charakter des widernapoleonischen Krieges gefälscht zu haben, hat die Franz-Metternichigkeit nachmals noch den Versuch gemacht, durch die Feder von Judas Gentz auch die Geschichte dieses Krieges zu fälschen, indem sie den genannten Judas, im schreienden Widerspruch gegen früher von ihm selber gethane Aeußerungen, lügen ließ, „die Völker, die

Jugend, die Freiwilligen hätten Anno 1813 so gut wie gar Nichts gethan, sondern Alles sei vollbracht worden durch die wundervolle, im Stillen längst vorbereitete Eintracht der Höfe. Die Fürsten, die Minister, die Generale, die stehenden Heere, sie und nur sie hätten das Größte und Herrlichste ganz allein verrichtet und alles entgegengesetzt Scheinende sei nur ein Uebergang gewesen[6])." Also wird den Völkern gelohnt und zwar — meint Doktor Sauerampfer — mit Fug und Recht; denn warum lassen sie in ihrer Blödheit und Knechtschaffenheit solchen Lohn sich gefallen? . . .

Massig und wuchtig war die materielle Macht, womit die Verbündeten nach am 10. August aufgekündigtem Waffenstillstand gegen Napoleon ins Feld rücken konnten. Indessen ist es doch nur ein von der französischen Eitelkeit ersonnenes und von der deutschen Unselbstständigkeit nachgebetetes Märchen, daß die widernapoleonische Allianz sofort mit einer „erdrückenden Uebermacht" aufzutreten im Stande gewesen sei. Die Verlogenheit dieses Märchens ist jetzt aus amtlichen französischen Quellen, aus den Rapporten von Napoleon's Generalstabschef Berthier nachgewiesen und demnach ist nicht als „Vermuthung," „Berechnung" oder „Schätzung" zu erwähnen, sondern als feststehende geschichtliche Thatsache anzuführen, daß der Empereur den Herbstfeldzug von 1813 mit einer Streitmacht eröffnete, welche 1200 Geschütze führte und 330,000 Mann Infanterie, 72,000 Mann Kavallerie, 33,000 Mann Artillerie und 4000 Pioniere und Sapeure zählte, zusammen 440,000 Mann. Daß dieses Heerinstrument an Güte des Materials dem gegnerischen nachstand, namentlich darum, weil die französischen Soldaten der Mehrzahl nach allzu jugendliche waren und weil die soldatische Blindheit der unter napoleonischen Adlern fechtenden Deutschen durch die um sich greifende Ahnung ihrer Schmach allmälig gelichtet wurde, — das ist wahr; aber nicht minder, daß der größte Schlachtenvirtuos aller Zeiten auf demselben spielte.

Die Verbündeten ihrerseits konnten beim Beginn des Feldzugs im freien Felde gegen ihren Gegner verwenden 364,500 Mann Fußvolk, 76,000 Mann Reiterei, 30,500 Mann Artillerie und technische Truppen, außerdem 22,000 Kosaken, zusammen 493,000 Mann mit 1388 Geschützen. Erst nach den großen Unfällen und Einbussen, welche Napoleon in den letzten August- und ersten Septembertagen erlitt, und erst nachdem ein russisches Nachschubsheer unter Bennigsen aus Polen nach Böhmen vor- und in die Schlachtlinie der Verbündeten eingerückt war, wären diese ihrem Gegner allerdings „erdrückend“ überlegen gewesen, falls in sämmtlichen treibenden Gewichten, Federn und Rädern der alliirten Armeemaschine der Wille zum Erdrücken vorhanden gewesen ... Die Masse der preußisch-östreichisch-russischen Streitkräfte gliederte sich in Folge des angenommenen Kriegsplans in drei große Heerscharen: — I. die sogenannte Hauptarmee, die sich in Böhmen zusammengezogen hatte und aus 110—115,000 Oestreichern, 60,000 Russen unter Barklay und 47,490 Preußen (Garden und das 2. Armeekorps unter Kleist) bestand, zusammen 222,490 oder nach den höchsten Angaben 237,000 Mann mit 672 Kanonen; II. das schlesische Heer, zusammengesetzt aus 38,220 Preußen (das 1. Armeekorps unter York, worunter 15,236 Mann Landwehr) und 61,220 Russen (die Korps von Langeron und Sacken), zusammen 99,440 M. mit 340 Geschützen; III. die Nordarmee, bestehend aus 78,250 Preußen (das 3. Armeekorps unter Bülow und das 4. unter Tauenzien), 29,667 Russen (die Korps von Winzingerode und Woronzow), 24,000 (?) Schweden, zusammen 131,917 Mann mit 316 Kanonen. Zu der Nordarmee gehörte auch noch das unter dem russisch-englischen General Wallmoden in Mecklenburg gegen Davout aufgestellte, vorwiegend aus Deutschen — (auch die Lützower waren dabei) — dann aus Russen, Schweden und Engländern gemischte Heer in der Stärke von 24,567 Mann mit 60 Geschützen[7]). Man sieht, Preußen that hiebei nicht

nur verhältnißmäßig, sondern unbedingt das Beste. Es stellte zu den drei Hauptheergliedern 163,960 Mann (worunter 66,942 Mann Landwehr), während Rußland 150,887 und Oestreich gar nur 115,000 Mann dazu lieferten. Freilich muß beachtet werden, daß Rußland durch Bennigsen eine Reservearmee im Betrage von 50—56,000 Mann bei Kalisch formiren und Oestreich ein Heer von 50,000 Mann durch Steiermark gegen Italien und wieder eins von 20—25,000 zur Bedrohung oder Gewinnung Baierns gegen den Inn vorgehen ließ.

Das böhmische Heer befehligte der östreichische Feldmarschall Fürst Karl von Schwarzenberg, dem sich aber Barklay mit seinen Russen nur sehr widerwillig fügte; das schlesische der preußische General der Kavallerie Gebhart Lebrecht von Blücher; das nördliche der Kronprinz Bernadotte von Schweden, welcher dem Czaren und Anderen vorzugaskognern oder vorzugaunern gewußt hatte, sein „Erscheinen auf dem Kontinent würde das Signal zu widernapoleonischen Bewegungen in Frankreich geben," und welchen Alexander und Andere für den leibhaften Kriegsgott hielten, während ihn Napoleon ganz richtig werthete, bei der Kunde von des Ränkespinners Landung in Deutschland verachtungsvoll schnarchend: „Bah, der da wird Nichts thun als großhänsige Kabriolen machen" — (pour celui là, il ne fera que piaffer [8]). Aber wer sollte des Widernapoleonismus oberster Bannerherr und Generalissimus sein? Das habe, hat man behauptet, aber nicht erwiesen [9]), der Czar Alexander sein wollen, den es gelüstet, seinen großen Gegner nicht allein politisch, sondern auch feldherrlich zu besiegen. Mit dem Gelüsten hat es seine Richtigkeit; aber im Uebrigen ist es sehr wahrscheinlich, daß Alexander von vornherein darauf gefaßt war, den Oberbefehlshaberstab in den Händen eines Oestreichers zu sehen, weil das östreichische Kabinett nicht ermangelt haben wird, dies zu einer der stillschweigenden, weil selbstverständlichen Bedingungen seines Beitritts zur Allianz zu machen.

Vielleicht hätte sich der Czar angestrengt, seinen Barklay zum Oberfeldherrn erklären zu lassen, so er nicht erwogen, daß es doch dem östreichischen, preußischen und russischen Junkerbewußtsein zu viel bieten hieße, einen Pastorssohn zum Generalissimus eines Heerzugs zu ernennen, welchen zwei Kaiser und ein König mitmachen wollten. Von einem preußischen General war natürlich gar nicht die Rede; denn als ein infinitivisch geleiteter Staat hatte es bei diesem ganzen Unternehmen die Ehre, das Meiste zu thun und das Wenigste zu erlangen. Aber was für ein Oestreicher sollte die beispiellos glänzende, aber auch beispiellos schwierige Stelle einnehmen und das verbündete Riesenheer gegen den Schlachtendonnerer kommandiren? „Der Erzherzog Karl, versteht sich von selbst!“ gab die öffentliche Meinung zur Antwort. Doch bekanntlich war es stets der Ruhm echtöstreichischer Politik, der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen, und außerdem würde ein gemüthlicher Kaiser Franz seine habsburgische Hängelippe sammt Unterkiefer eher so weit verlängert haben, um sich damit allerhöchst seine kaiserlich-königliche Nase abbeißen zu können, als daß er seinem Bruder Karl den widernapoleonischen Heerbefehl gegönnt hätte. Denn in dieser neidgrünen Tartuffe-Seele haftete allzu fest jener Argwohn vom Jahre 1809, daß der Erzherzog dem flüchtigen Gedanken des Empereur, die östreichische Monarchie zu zersplittern oder aber ihre Krone von dem Haupt ihres Trägers auf das eines seiner Brüder überzutragen, doch nicht ganz fremde gewesen sein dürfte.

So kam man denn, wie die Dinge standen, auf einen franz-metternichigen Vorschlag hin überein, den zweiundvierzigjährigen östreichischen Feldmarschall Karl von Schwarzenberg, welcher das böhmische Heer befehligte, zum Generalissimus der Koalition zu ernennen. Spottvögel zwitscherten freilich sofort von dem Fürsten: „Die Soldaten sagen, er sei ein guter Diplomat, und die Diplomaten, er sei ein guter Soldat.“

Allein die Spottvögel müssen verstummen vor jenem helltönenden Trompetenstoß der Anerkennung, welchen der alte Blücher in schönster Neidlosigkeit freisam gethan hat, zu Karlsbad i. J. 1819 sein Glas erhebend: „Auf das Wohl des Fürsten von Schwarzenberg, als desjenigen Feldherrn, welcher drei Monarchen in seinem Lager hatte und den Feind dennoch zu schlagen verstand [10])." Eines der besten Blücherworte, die Schwierigkeit der Stellung des Generalissimus der Verbündeten bündigst und meisterlichst kennzeichnend. Schwarzenberg selbst hatte übrigens den von Blücher so rückhaltslos veröffentlichten Gedanken früher, nämlich schon i. J. 1814, wiederholt geäußert — (wir werden davon hören) — vertraulich zwar, aber in viel derberer Weise als es der Alte nachmals in Karlsbad that. Allerdings ist das Verdienst des Fürsten weit mehr nur ein negatives als ein positives gewesen; aber so, wie die Umstände lagen, war es ein außerordentliches, ein weltgeschichtliches. Preußen, Russen und Engländer haben es nicht über sich gewinnen können, Schwarzenberg Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und sein eigener Kaiser hat ihn nur sehr kärglich belohnt. Er war ein östreichischer Magnat im besten Sinne des Wortes. Ein braver, rechtlich denkender Edelmann, besonnen, zartfühlend und freigebig; kein weiter Geist, aber auch keine enge Seele. Hochgewachsen und sehr beleibt, war seine Beleibtheit der Gewandtheit und Anmuth seiner Bewegungen nicht hinderlich. Seine Haltung war hofmännisch glatt und schmiegsam, aber keineswegs ohne Würde. Seine Gesichtszüge zeugten von Milde und Herzensgüte und seine schwarzen Augen „stralten" zwar nicht „von Geist," wie biographische Schmeichelei gelogen hat, aber sie blickten verständig und wohlwollend. Als tapferen Soldaten hatte er sich überall erwiesen, als großer General erwies er sich nirgends. In Wahrheit, wie sein politisches, so war und blieb auch sein kriegerisches Talent nur ein mittelmäßiges; aber der Mittelmäßigkeit gehört ja die Welt und mit-

telmäßige Menschen richten daher in der Regel darin weit mehr aus als genialische [11]). Schritt für Schritt schieben sie sich zum Ziele auf der Rennbahn des Glückes, während der einherstürmende Genius gewöhnlich auf halbem Wege den Hals bricht. Schwarzenberg war wie eigens für das Amt gemacht, zu welchem er berufen wurde und das er nicht ohne Selbstvertrauen antrat. „Napoleon ist der größte Feldherr der Zeit — sagte er — aber kann er deßhalb nicht geschlagen werden? Und wenn er es kann, warum soll dieses nicht durch mich geschehen? Mich beunruhigt es nicht, ihm entgegenzustehen [12]).“ Und daß der Napoleon wirklich geschlagen wurde, hiezu hat der Fürst allen seinen Schwächen und Mängeln zum Trotz wesentlich mitgewirkt. Denn eine so geduldige und vermittelnde, ja, gerade herausgesagt, eine höfisch-biegsame Natur, wie die seinige war, gehörte ganz nothwendig dazu, um die ungefüge, aus so disparaten Theilen zusammengesetzte Heermaschine des Widernapoleonismus zusammenzuhalten. Nachdem aber dieser einmal gefälscht war, bedurfte es einer Heermaschine von solchen Dimensionen, um mit dem Napoleonismus fertig zu werden. Der Heerbefehlsstab war für Schwarzenberg — wir werden seiner Zeit seine vertraulichen Stoßseufzer vernehmen — ein wahres, ihm in den Händen brennendes Marterholz; allein statt dasselbe mit Erbitterung wegzuwerfen, hat er mit seltenem, mit preiswürdigem Pflichtgefühl nach Maßgabe seiner Kräfte seine Schuldigkeit gethan. Man kann seine ganze Anschauungsweise verwerfen, welche eben die eines östreichischen Magnaten von damals gewesen ist; man kann mit Grund behaupten, seine Vorsicht sei häufig zur Zaghaftigkeit geworden und er wäre daher, sich selbst überlassen, niemals nach Paris gelangt: aber man hat nicht das Recht, die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung und die Lauterkeit seines Wollens auch nur entfernt anzuzweifeln.

Die Gliederung der verbündeten Streitmacht in drei große

Heere war eine Folge der geographischen Verhältnisse, unter welchen der Krieg unternommen wurde, und dann auch des demselben von Seiten der Alliirten zu Grunde gelegten Systems, bekannt unter dem Namen des Kriegsplans von Trachenberg. Seine Ursprünge sind ohne Zweifel in den Besprechungen zu suchen, welche der russische General Toll sogleich nach Abschluß des Waffenstillstandes im Juni zu Gitschin mit Schwarzenberg und dessen Generalstabschef Radetzky hatte. Die hier vorgebrachten und erörterten Entwürfe wurden dann den preußischen Generalen mitgetheilt und von diesen, namentlich von Knesebeck, Gneisenau und Müffling, durchberathen und ergänzt. Das also gewonnene Material erhielt hierauf seine endgültige Fassung zu Trachenberg, wohin der Czar und der König von Preußen mit ihren Generalen am 10. Juli kamen. Am Abend desselben Tages traf auch Bernadotte ein, aus Stralsund, wo er schon seit dem 18. Mai unthätig, aber „piaffirend" gehockt war, herbeigeholt durch Pozzo di Borgo, welcher von Sr. kronprinzlichen Hoheit urtheilte, selbige sei „un caractère disparate et impur, ein Gemische von Gaskogner, Jakobiner, Soldat, Prinz, Chevalier u. s. w." Er wußte jedoch gleich beim Beginn der Kriegsplansberathungen zu Trachenberg dem Czaren und dem König durch die mit großartiger Gebärde vorgebrachte Floskel: „Das Zelt Napoleon's muß stets und allein das Augenmerk der Verbündeten sein!" gehörig zu imponiren und es dahin zu bringen, daß die Welt, die ja bekanntlich betrogen sein will, eine Weile in ihm den Urheber des trachenberger Planes sah. In Wahrheit beschränkte sich aber Monseigneurs Antheil an diesem Werke darauf, daß er während der Debattirung desselben die Auseinandersetzungen Toll's und Knesebeck's von Zeit zu Zeit mit einem „Mais très-bien!" oder „C'est très-vrai!" unterbrach und schließlich in der von Toll zu Papier gebrachten „Disposition générale pour les opérations ultérieures" etliche orthographische Verbesserungen anbrachte. Denn

das Redigiren verstand er, das muß man sagen. Hat er doch, wie bekannt, nachmals die Berichte über die Siege von Großbeeren und Dennewitz, welche gegen seine Absicht und gegen seinen Willen von den ihm unterstellten preußischen Generalen erfochten wurden, so zu redigiren verstanden, daß nicht die Bülow und Tauenzien und Borstell, sondern er, Monseigneur le Piaffeur, als der Sieger erschien und von der Welt, die ja betrogen sein will, als solcher anerkannt und gefeiert wurde ... Der trachenberger Kriegsplan, am 12. Juli von Alexander und Friedrich Wilhelm, sowie nachträglich auch vom Kaiser Franz genehmigt, wird am gerechtesten als ein Toll-Radetzky-Knesebeck'scher bezeichnet. Als das „eigentlich Charakteristische“ desselben hat ein Wissender hervorgehoben, daß er „nicht geographische Punkte, sondern unmittelbar Napoleon's Heer selbst zum strategischen Objekt machte, zu dem Gegenstand, auf den sich alle Bewegungen beziehen sollten und den man zu fassen strebte.“ Man war dabei von der ganz richtigen Ansicht ausgegangen, daß der Empereur, im Besitze der Festungen Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Küstrin, Spandau und Glogau, die Elbelinie halten und Dresden zu seinem Hauptstützpunkte machen werde. Hier nun sei er festzuhalten „wie in einer Zwickmühle,“ dadurch nämlich, daß eine Armee vom Süden (Böhmen), eine zweite vom Norden (den Marken), eine dritte vom Osten (Schlesien) her gegen ihn operire. Keine dieser drei Armeen sollte sich einem entscheidenden Schlage von Seiten Napoleon's aussetzen, sondern sich, sowie er zu einem solchen aushole, zurückziehen, während ihm, wenn er gegen die eine vorginge, die beiden andern sofort in Flanken oder Rücken fallen müßten. Durch solches Hin- und Herschieben der Figuren des Weltschachspiels, wobei die drei verbündeten Heere je nach Erforderung der Umstände sich die Hände reichen sollten, würde der Gegner müde und mürbe gemacht werden, und wenn er dann das geworden und, unfähig, die Linie der Elbe länger zu halten, gen

Leipzig zurückwiche, so müßte ihm auf den dortigen Ebenen, wohin die Streitmacht der Alliirten in einem ungeheuren, mehr und mehr sich verdichtenden Halbkreise vordringen sollte, die Entscheidungsschlacht geliefert werden [13]). Die Geheimhaltung dieses Plans, welcher, wenn auch im Einzelnen durch die Ereignisse vielfach abgeändert, dennoch im Ganzen festgehalten und ausgeführt wurde, gelang ziemlich gut. Wenigstens scheint es gewiß, daß Napoleon vor dem 15. August gar Nichts davon erfahren habe, woraus es sich erklären mag, daß er, erst nach dem Mißlingen seiner ersten Stöße ahnend, seine Gegner müßten planmäßig handeln, explosivisch-ärgerlich keifte: „Ces animaux ont compris quelque chose [14]).“

In Wahrheit, sie hatten Etwas gelernt, seine Gegner, welche er in seiner Wuth „Thiere“ schalt. Aber Manchen darunter ging das Lernen schwer genug ein, während sie sich nachmals im Vergessen sehr stark zeigten. In der Umgebung Friedrich Wilhelms gab es sogar schon jetzo Rückfälle in die Zeit vor 1806. Darauf weis't deutlich genug das während des Waffenstillstandes umgelaufene Geraune, der Oberbefehl über das schlesische Heer sollte nicht dem Blücher gegeben werden, sondern — wem wohl? Dem York etwa? Das hätte sich begreifen und rechtfertigen lassen und durfte es der Konventionsmann von Tauroggen sogar erwarten. Allein von ihm war kaum oder gar nicht die Rede, sondern — es klingt märchenhaft-verrückt — von dem Prenzlow-Hohenlohe! Da hob sich aber doch im Preußenheer ein Gemurre, daß die Kalkreuthe und Wittgensteine die Schneckenhörner einzogen. Man war doch noch nicht soweit, zurück nämlich, daß man die allgemeine Stimme, womit die öffentliche Meinung, vorab die der Armee, den Gebhart Lebrecht verlangte, hätte überhören können. „De old Blüchert he sull uns kommandiren!“ schrie es in den Lagern und wunderlicher Weise wollte auch der Kronprinz von Schweden, welcher sich dem König von Preußen als einen „einnehmen-

den und klugen Herrn“ zu geben gewußt hatte, den Alten an der Spitze des schlesischen Heerhaufens wissen, wahrscheinlich von der komischen Täuschung befangen, er würde den Blücher wie eine Marionette lenken können. Genug, der Alte ward ernannt, obzwar mit Ach und Krach. Denn seine Gegner waren sehr rührig gewesen. Die Einen hatten wiederum sein „Alter“ und seine „Kränklichkeit“ auf's Tapet gebracht, die Andern mit Besorgniß von seinem „blind dreinfahrenden Ungestüm“ gemunkelt. Von den Generalen, die ihm untergeordnet waren, ließ sich ein russischer, Langeron, dies nur mit einem schmollenden Uebelwollen gefallen, welches unter Umständen sehr gefährlich werden konnte und wirklich ward, während ein preußischer, York, seinem Mißmuth in lautem Schelten Luft machte. Denn in seinen nicht unbegründeten Hoffnungen, zu einer ersten Rolle im bevorstehenden Feldzuge berufen zu werden, getäuscht und nur mit einer zweiten bedacht, wollte der wackere Essigblicker in Blücher schlechterdings nur den „Husarengeneral“ sehen, welchem „eine excentrische Partei eine Popularität zurechtgeredet habe, die weit über seine Befähigung hinausreiche.“ Den Chef des blücher'schen Generalstabs, Gneisenau, und den Generalquartiermeister Müffling, die vollends haßte York geradezu. Er schimpfte sie „Kraftgenies,“ von denen er Nichts als „unpraktische Dinge und Ueberspanntheiten“ erwartete, zu welchen sie den „Alten“ verleiten würden, der, meinte er, ganz von ihnen „umgarnt“ sei [15]).

Schon dieses Verhältniß zu seinen Unterfeldherrn machte Blücher's Stellung von Anfang an schwierig genug. Es kam aber noch, eben weil nur Wenige ihn als den kannten, der er war, das weitere Erschwerniß hinzu, daß ihm anfänglich nur eine ziemlich untergeordnete Rolle im anhebenden Riesenkriegsspiel bestimmt war. Er sollte, so lautete die geheime Instruktion, welche er am 11. August zu Reichenbach aus den Händen Barklay's de Tolly empfing, „mit der schlesischen Armee an den

Feind rücken, denselben nicht aus den Augen verlieren, mit ihm zugleich ankommen, wenn er sich auf die große Armee werfen wollte, jedoch allen entscheidenden Gefechten ausweichen." Weiter: die Hauptarmee allein würde von Böhmen aus angriffsweise vorgehen, das schlesische Heer dagegen müßte dem Feind, falls er gegen dasselbe anrückte, ausweichen und ihn nach Schlesien hineinziehen. Wenn aber Napoleon wiederum gegen die inzwischen vorgedrungene böhmische Armee sich kehrte, sollte die schlesische ihm schnell folgen. Summa: unter keinen Umständen sich schlagen lassen und zur großen Entscheidungsschlacht rechtzeitig eintreffen. Dazu der Alte mit Kopfschütteln: „Schwerenoth! Das ist 'ne verwickelte Geschichte. Geht über meine Kräfte. Bin kein Fabius oder wie der Kerl hieß. Verstehe nur, drauflosszugehen, Gott straf' mir! Wäre da ein Anderer besser an meinem Platze. Bin zwar den Monarchen für ihr Zutrauen sehr dankbar, muß aber ein Kommando ablehnen, bei welchem ich nur fuchsschwänzen und retiriren soll." Fiel jedoch der General Diebitsch ein, welcher mit Barklay war: „Excellenz nehmen die Instruktion wohl zu buchstäblich. An der Spitze von 100,000 Mann kann man nicht unbedingt auf die Defensive beschränkt werden. Wenn Sie Gelegenheit finden, so greifen Sie den Feind nur frischweg an." „Das ist was Anderes! So gemeint lass' ich mir die Instruktion schon gefallen. Ich übernehme also das Kommando unter der Bedingung, daß ich den Feind, wo ich es für gerathen und nothwendig halte, angreifen darf, und bitte Sie, dies den Monarchen zu melden."

Man hat mit Recht gesagt, diese Unterredung zu Reichenbach gehöre der Weltgeschichte an [16]). Von ihr datirt der Beginn von Blücher's weltgeschichtlicher Rolle. Er trat dieselbe keineswegs als ein gedankenloser „Husarengeneral" an und mit nichten als ein blinder „Drauflosgänger", obschon er, wie wir hörten, zu Reichenbach selber als einen solchen sich bezeichnet hat. Die Wahrheit ist, daß der Alte, obzwar seine kriegs-

wissenschaftliche Bildung gleich Null und alles Theoretisiren ihm tief verhaßt war, den Geist des Kriegsplans von Trachenberg so hell und scharf faßte wie kein Anderer und daß er diesem Geist sich anbequemte, mit Aufopferung persönlicher Neigungen und Leidenschaften sich anbequemte, aber auch demselben erst das rechte Leben, die treibende Seele einhauchte, d. h. die eigene Energie. Es ist keine kühne Behauptung, sondern nur einfach eine historische Thatsache, welche kein Wissender und Gewissenhafter verneinen wird: — ohne den Alten, ohne den stahlharten, hochroth glühenden, heiligen widernapoleonischen Blücherzorn wäre der trachenberger Plan bei seiner Ausführung im günstigsten Fall elendes Stückwerk statt ewig denkwürdiger Wirklichkeit geworden. Man kann, man muß es im Interesse Deutschlands schmerzlich beklagen, daß Blücher mit seinem genialen kriegerischen Instinkt, mit seinem deutschpatriotischen Gefühl, mit seinem redlichen Sinn und mit seiner unbezwinglichen Thatkraft nicht die politische Bildung, den staatsmännischen Blick, die aristokratisch-weltmännische Imponirungsfähigkeit und Einflußübungskunst besaß, welche Eigenschaften die Feldherrnstellung Wellington's für dessen Vaterland so fruchtbar machten; aber feststeht das Eine, Große: — die Hauptspringfeder, welche den Napoleon aus Deutschland hinaus und zuletzt bis nach Sankt Helena schnellte, heißt Gebhart Lebrecht Blücher.

Er war jetzt siebzig Jahre und acht Monate alt, „de old Blüchert,“ aber noch immer ein schöner Greis, dem man gern in das frischrothe, heitermuthige Antlitz sah. Im Frühling des vorhergegangenen Jahres hatte Arndt zu Breslau dies oft gethan und von der Erscheinung des heldischen Mannes diesen Eindruck empfangen: — „Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet.

Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. In jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, welche der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit dem oberen Theil des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel zuweilen bis in die Augen hinauflief." Möglich, daß ein Loth arndtischen Enthusiasmus zuviel in die Farben dieses Bildes gerieben ist. Wenigstens muß demselben zu dieser Zeit, i. J. 1813, hinzugefügt werden, daß das Alter und die Folgen der Strapazen, welche Blücher — rokokomäßig zu reden — nicht allein im Dienste des Mars, sondern auch in dem der Venus und des Bakchus scharf befahren hatte, in seinem Aeußeren deutlich sich bemerkbar machten. Sein Gang war schwerfälliger geworden, seine breiten Schultern bogen, seine Mundwinkel zogen sich abwärts. Zu Pferde aber, und er ritt immer nur feurigste, erschien er noch in der ganzen Schönheit und Kraft seiner Mannhaftigkeit [17]). Wenn er so, mit seinem offenen, blühenden Antlitz, der prächtig gewölbten und heiteren Stirne, den großen, listig blickenden oder heldenkühn blitzenden Augen, der mächtigen Adlernase, dem schnauzbartumschatteten Mund, der so schelmischgutmüthig lächeln und so befeuernd donnern konnte, an die Geschwader heran und durch die Reihen sprengte, einen Augenblitz, einen Scherz, ein Kraftwort, wohl auch eine Donner=

salve von Flüchen dahin und dorthin werfend, so war die Wirkung seines Erscheinens eine unwiderstehliche, elektrische und elektrisirende und es ging von ihm jener geheimnißvolle, Menschenseelen weitende und Menschenherzen hebende Glanz aus, welcher „Erwählte“ ankündigt, wie Ambrosiaduft das Nahen homerischer Götter.

Er allein von allen den obersten Lenkern und Leitern des Widernapoleonismus hat den auf ihn gesetzten Hoffnungen und Erwartungen nicht nur entsprochen, sondern er übertraf sie. „Viel Großes hat dieser Mann gethan — so urtheilte Einer, der seine Feldherrlichkeit aus nächster Nähe mitangesehen, über Blücher — und die Natur hatte ihn mit seltenen Gaben zum Heerführer ausgerüstet. Mit seinem scharfen, durchdringenden Verstand, war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben; allein in dem Umgang mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Takt sich bewegend, erwarb ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslos gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück und sein mit den Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine kriegerische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf von Mann gegen Mann herausziehen könne. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt; dann aber, wenn sie dies Zutrauen einmal hatten, unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte Alles

schnell auf und hatte er die Vorlagen gebilligt, so nahm er keinen fremden Rath an und geäußerte Besorgnisse machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn [18])“.... So war der Gebhart Lebrecht, der Erzhasser und Todfeind des Napoleon und des Napoleonismus, unser Nationalheld, die kriegerische Verkörperung des ursprünglichen und echten Gedankens von 1813. Und jetzo rolle der Vorhang empor und der Alte beschreite die waffentosende Weltbühne.

Zweites Kapitel.

An der Katzbach.

Deutschland, das sich rühmt, Europa's Herz zu sein, ist jedenfalls Europa's Lieblingsschlachtfeld und in Deutschland hinwiederum genießt Sachsen der traurigen Ehre, zur bevorzugten Walstätte zu dienen. Auf diesem so oft mit Blut gesättigten Boden war im Frühjahr bei Lützen und Bautzen das Präludium zur kolossalen Schlachtensymphonie von 1813 gespielt worden und hier auch sollte im Herbste das unerhörte Finale bei Leipzig nervenzerreißend und markdurchbohrend wogen und wettern und wüthen.

Zwar soll einer seiner Marschälle, Oudinot, dem Napoleon gerathen haben, seine gesammte Streitmacht, mit Einschluß der aus den Elbe- und Oderfestungen herauszuziehenden Besatzungen, aus der bedrohlich eingeengten Stellung in Sachsen hinweg und in das offene Gebiet zwischen dem Main und dem Rhein zu ziehen, um dort den Krieg zu führen oder über den Frieden zu unterhandeln; allein dieser Rath war nicht nach des Imperators Geschmack. Vielmehr hatte er beschlossen, Sachsen bis zum Aeußersten als sein Kriegstheater festzuhalten, weil es ihm als eine „ungeheure“ strategische Niederlage erschien, dasselbe aufzugeben und seine Operationsbasis rückwärts an den Rhein zu verlegen. Sehr möglich, höchst wahrscheinlich sogar,

daß sein Rachedurst ihm den Wunsch eingab, vor Allem einen Schlag gegen das „abtrünnige“ Oestreich zu thun, die böhmische Armee zu vernichten, auf Wien zu marschiren und dort zum dritten Mal den Frieden zu diktiren. Allein dies konnte nur mit einer sehr bedeutenden Macht unternommen werden und eine solche vermochte er nicht aus Sachsen wegzuführen, falls zugleich dieses Land gegen die schlesische und die nördliche Armee der Verbündeten behauptet werden sollte, wie es behauptet werden mußte, wenn man nicht ganz stützelos ins Blaue hineinoperiren wollte. Nachdem daher Napoleon innegeworden, daß die Hauptmacht seiner Gegner — er hatte dieselbe zuerst in Schlesien vermuthet — in Böhmen stünde, mußte er folgerichtig Dresden zum Mittelpunkt seiner Hauptstärke machen, weil er von hier aus seine Stöße gleich gut gegen Böhmen, gegen die Marken und gegen Schlesien führen konnte. Zu diesem Behufe theilte er seine Heergeschwader ungefähr in derselben Weise, wie die Verbündeten mit den ihrigen gethan hatten, jedoch so, daß er, durch seinen eben berührten anfänglichen Irrthum verleitet, die gegen Schlesien hin operirende Armee ungewöhnlich stark machte, während er gegen die Nordarmee eine in ihrem Stärkebetrag unzulängliche Streitmacht aufstellte, weil er vollwichtigen Grund hatte, von dieser Seite her, d. h. von der Kabriolenschneiderei des Monsieur Bernadotte nichts Ernstliches zu befürchten. In der Mitte seiner Feinde sich behauptend, hoffte er je nach den Umständen in gewohnter Wetterstralsweise aus seiner concentrischen Stellung hervorbrechen, die Gegner mittelst einzelner Siege aufreiben oder wenigstens ermüden, entmuthigen und entzweien zu können [19]). Allerdings hatte diese Hoffnung einen starken Beisatz von Kaiserwahnsinn, jedoch war sie nicht allzu kühn, und zwar darum nicht, weil der Krieg dermalen kein solcher mehr, von welchem „die Kronen nicht wußten,“ sondern im Gegentheil ein solcher, von dem nur die Kronen wissen sollten, nicht die Völker, d. h. ein „korrekter“

Krieg im alten guten despotischen Kabinettstyl, welchen unendlich viel besser als seine gegnerischen Pfuscherdespoten handhaben zu können der Meisterdespot mit Grund sich schmeicheln durfte. Er übersah dabei nur, daß es in der Welt noch ein mächtiger Ding gäbe als das Napoleonglück und Napoleongenie, den Napoleonhaß, der in dem Zelte Blücher's wachte.

Der Alte handelte bei Eröffnung seiner Laufbahn als Obergeneral der schlesischen Armee sofort im Sinne der Auslegung, welche er, wie wir hörten, seiner Instruktion gegeben hatte, d. h. er ging vorwärts. Man hatte durch Späher in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen, hinter der Katzbach von Goldberg bis Bautzen staffelförmig aufgestellt, sich vorbereiteten, am 17. August, als dem ersten Tage, wo den Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrags zufolge die Feindseligkeiten wieder anheben durften, das neutrale, zwischen ihnen und dem blücher'schen Heer gelegene Gebiet zu überschwemmen. Nun war es aber aus strategischen Gründen von Wichtigkeit, diesem zuvorzukommen [20]). Als daher im Hauptquartier die Nachricht einging — gebracht durch einen von Steffens aus Warmbrunn abgefertigten Boten [21]) — daß feindliche Reiterschwärme Requisitionen erhebend das neutrale Gebiet vertragswidrig durchstreiften, war der Gebhart Lebrecht schnell entschlossen, zog seine Harste rasch zusammen, ließ sie am 14., 15. und 16. August das neutrale Gebiet besetzen und bis zur Katzbach vorgehen. Darüber hub sich aber ein groß Geschrei. Zunächst nicht so sehr im feindlichen als vielmehr im eigenen Lager und recht keifend angestimmt vom russischen General Langeron, welcher, weil er schon einmal selbstständig, dort hinten in der Türkei, den Heerbefehlsstab geführt, sehr widerwillig von einem Andern sich kommandiren ließ. Das Vorrücken Blücher's — schrieen Langeron und seine Russen — verstoße gegen den Kriegsplan und gegen die geheime Instruktion, welche letztere, um dem alten „Husaren“ einen „Dämpfer“ aufzusetzen, dem russischen General

unehrlicher Weise mitgetheilt worden war. So könne man nicht dreinfahren und die russischen Korps dürften nicht unter dem Befehl eines solchen Dreinfahrers verbleiben. Der Alte achtete dieses Geschrei's gar nicht und nahm davon erst dann Kenntniß, als er mußte. Zu Neumark befanden sich nämlich noch Kommissäre der Verbündeten und der Franzosen, welche über die Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen zu wachen hatten. Die französischen erhoben Beschwerde über das Vorgehen der blücher'schen Armee; aber der General, zur Erklärung aufgefordert, sandte nach Neumark die Beweise, daß die Franzosen das neutrale Gebiet zuerst verletzt hatten. Trotzdem ging ihm von Neumark die Weisung zu, er solle seine Truppen umkehren lassen. Da blücherte der Gebhart Lebrecht los und schrieb an den preußischen Kommissär, den General von Krusemark: „Die Narrenpossen der Diplomatiker und das Notenschmieren müssen nun mal ein Ende haben. Ich werde den Takt ohne Noten schlagen [22]."

Napoleon, am 15. August in Bautzen angelangt, erfuhr zwar in den nächsten Tagen Einiges, was darauf hindeutete, daß die Hauptmasse der Verbündeten in Böhmen zusammengezogen sei, und er schien entschlossen, sich dorthin zu werfen und einen großen Schlag zu versuchen. Allein er schien es nur; denn seine Entschlüsse hingen denn doch nicht mehr so ganz von ihm selber ab, sondern wurden vielmehr durch die Armbewegungen der kolossalen Heerzange bestimmt, womit seine Feinde ihn zu packen suchten. Der Plan, in Böhmen einzufallen und die dortigen feindlichen Heerscharen zu schlagen, noch bevor sie sich vereinigt hatten, wurde schon in seinem Entstehen zunichte gemacht durch das rasche Vordringen Blücher's bis an den Bober. Der Empereur durfte es nicht wagen, der schlesischen Armee, welche er noch dazu für bedeutend stärker hielt als sie war, seine linke Flanke preiszugeben. Seinen Befehlen zufolge hätten die sämmtlichen Korps von Marmont, Macdonald, Lau-

riston, Sebastiani und Ney unter der Führung des letztgenannten Marschalls in der Stärke von 130,000 Mann bei Bunzlau vereinigt sein und in fester Stellung das blücher'sche Heer aufhalten sollen. Dies wurde nicht bewirkt und die Franzosen, ziemlich planlos geführt, entgingen einer schweren Niederlage schon am 19. August nur durch die mißlichen Verhältnisse, womit Blücher in der eigenen Armee zu kämpfen hatte. Er war am genannten Tage am Bober angekommen und ordnete sofort einen allgemeinen Angriff, welcher dem Feind und insbesondere dem Marschall Ney, der sich am Gräditzberg mitten unter verbündeten Truppenabtheilungen befand, hätte verderblich werden müssen. Da versagte Langeron unter ganz nichtigen Vorwänden den Gehorsam, griff mit seinem Korps im entscheidenden Augenblicke nicht angriffsweise ein und Ney entkam in der Nacht bei Bunzlau über den Bober. Das zeichnet wohl sattsam die schlimme Lage Blücher's. Sein Heer bestand der Mehrzahl nach aus Russen und die russischen Generale befolgten seine Befehle nur, wenn es ihnen beliebte. Auch York kam den Weisungen aus dem Hauptquartier nur murrend nach und war stets mit Einwürfen bei der Hand. Was sollte der Alte thun? Durchfahren? Aber das würde ja das locker genug zusammengefügte Ding von schlesischem Heer gleich zum Anfang ganz aus dem Leim gerissen haben. Hier war nur mit Beharrlichkeit und Geduld, mit unendlich viel Geduld Etwas auszurichten, und daß der Blücher solche Geduld erwies, ist ihm doppelt hoch anzurechnen. Er beschloß, seinen persönlichen Stand beim langeron'schen Korps zu nehmen und „zu erwarten, ob eine Widersetzlichkeit gegen persönlich gegebene Befehle, wobei die Entschuldigung eines Mißverstehens nicht stattfinden konnte, erfolgen würde.“ Das half, aber doch nur allmälig und erst dann, als der Alte seinen ersten großen Sieg erfochten hatte, stand sein persönliches Ansehen so fest, daß seine Unterfeldherren keine Widersetzlichkeit mehr wagten. Für jetzt war die schöne Gelegenheit, das Feld-

zugsdrama auf dieser Seite der Kriegsbühne mit einem glänzenden Akt zu eröffnen, durch Langeron's Schuld verpaßt. Zwar wollte Blücher am 20. August den Bober überschreiten, um den Feind weiter gegen die Lausitz hin zu drängen; aber er mußte anhalten, weil bald die Meldung kam, daß Napoleon mit seinen Garden und dem Reiterkorps von Latour-Maubourg am 21. Vormittags zur Verstärkung seiner Marschälle in Löwenberg eingetroffen sei und seinerseits zum Angriff übergehen werde. Jetzt lieferte der angebliche „blinde Dreinfahrer" den Beweis, daß er den trachenberger Kriegsplan vollkommen innehabe und zur Verwirklichung desselben das Seinige redlich thun wolle, keineswegs nur als „Husarengeneral," sondern vielmehr als ein rechter Heerführer. Die Uebermacht war jetzt am Bober unzweifelhaft auf Napoleon's Seite, folglich durfte man ihm keine Gelegenheit geben, dieselbe zu bethätigen, folglich mußte man seinem Stoß ausweichen und den Rückzug unverweilt antreten. „Der Feind — sprach Blücher in einem am 21. August aus Pilgramsdorf erlassenen Tagsbefehl sein Heer an — will uns zu einer entscheidenden Schlacht nöthigen; aber unser Vortheil erheischt, daß wir eine solche jetzt vermeiden. Wir gehen daher zurück und thun ihm sicherlich dadurch sehr wehe, indem er Zeit verliert und die vereinigten russischen, östreichischen und preußischen Armeen Zeit gewinnen, aus Böhmen und über die Elbe in seinem Rücken hervorzubrechen, so wie auch der Kronprinz von Schweden mittlerweile von der Mark aus ihn in seinem Rücken angreifen wird. Die meinem Kommando anvertraute verbündete Armee sehe daher diesen Rückzug nicht als einen abgenöthigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, den Feind in sein Verderben zu führen. . . Mit wahrem Vergnügen habe ich gesehen und erfahren, daß die Landwehrtruppen, welche heute im Gefechte waren, sich brav geschlagen und den alten Linientruppen gleichgestellt haben." (Blücher hat später ein Gesammturtheil über das Verhalten der

Landwehr in seiner Weise also gefällt: — „Mit die Landwehr-Pattelljons ging's z'erst man so so; als sie aber mal tüchtig Pulver geschmeckt hatten, ging's mit ihnen so gut wie mit die Linien-Pattelljons.") Der Rückzug ward angetreten und unter ziemlich heftigen Nachhutsgefechten bis hinter Jauer fortgesetzt. Auf dem dortigen hügeligen Boden wollte aber Blücher eine Schlacht annehmen, falls der Feind sie bot. Sie wurde jedoch zunächst nicht geboten. Die Franzosen hielten an der Katzbach an und verhielten sich am 24. und 25. August ganz ruhig. Das machte, Napoleon hatte sich schon am 23. eilends nach Sachsen zurückgewandt, durch die inzwischen eingetretene Bedrohung seines Centralpunktes Dresden Seitens der verbündeten Hauptarmee dahin gerufen. Er nahm die Garden, sein 6. Armeekorps und das 1. Kavalleriekorps mit sich und übertrug den Oberbefehl über seine in Schlesien zurückbleibende Streitmacht von 105,000 Mann dem Marschall Macdonald mit dem Befehl, den Feind bis über Jauer hinaus zu drängen und dann Stellung zu nehmen, so zwar, daß er im Stande wäre, den Blücher zu verhindern, nach der einen oder andern Seite hin einem der zwei übrigen verbündeten Heere Hülfe zu bringen. Der Rückmarsch des Empereur aus Schlesien nach Sachsen ist einer der bedeutendsten Gewaltmärsche gewesen, welche er seinen Truppen zugemuthet hat. Kavallerie, Artillerie und Infanterie marschirten am 23. aus Löwenberg ab und der größte Theil dieser Truppen befand sich am Nachmittag des 26. bereits auf der Walstatt bei Dresden. Das hieß Marschiren und noch dazu bei ganz mangelhafter Verpflegung! Vergnügt über diesen Beweis, daß das Instrument noch immer seiner Hand so willig gehorche, war der Kriegsvirtuos auf diesem Marsche sehr aufgeräumt und seine Zuversicht theilte sich seiner Umgebung so sehr mit, daß der sonst schon nicht mehr sehr zuversichtliche Berthier zu den Generalstabsoffizieren sagte: „Eh bien, nous gagnerons une bataille, nous marcherons sur Prague, sur Vienne [23])."

Allerdings, die Zuversicht, er würde die aus Böhmen hervorgebrochene Armee der Verbündeten bei Dresden schlagen, mochten und konnten Napoleon und seine Vertrauten haben, weil der Schlachtenlenker gewiß war, zur entscheidenden Stunde daselbst eine Streitmacht von 160 bis 180,000 Mann vereinigen zu können. Im Uebrigen jedoch war zum Vergnügtsein kein Grund vorhanden. Der Stoß auf die schlesische Armee war mißlungen und sollte sich, wie wir mitansehen werden, bald in einen furchtbaren Gegenstoß verwandeln, während ein solcher auf einer anderen Stelle des Kriegstheaters bereits eingetreten war und zwar an demselben 23. August, an welchem der Empereur sich genöthigt gesehen hatte, von Blücher abzulassen . . . Wie bereits angedeutet worden, war Napoleon bei Wiedereröffnung des Kriegsspiels nicht in der Lage, seine Unternehmungen nur von den Eingebungen seines Genie's oder seiner Wünsche abhängig zu machen. Er hatte sich vielmehr durch die Umstände veranlaßt gesehen, erst gegen Böhmen, dann gegen Schlesien hin zu tasten. Gleichzeitig hatte er ein Unternehmen gegen eine dritte Seite hin ins Werk setzen lassen, ein Unternehmen gegen die Nordarmee der Verbündeten, d. h. gegen Berlin; denn die Hauptstadt Preußens war das Ziel, dessen Erreichung er dem Marschall Oudinot steckte. Mit der Wiedernahme von Berlin glaubte er den Herd eines Feuers zu löschen, welches ihm in seinen Gedanken keineswegs so klein und verächtlich erschien, wie seine Worte glauben machen wollten. Trotz der Wegwerfung, womit er bei jeder Gelegenheit von der „mauvaise infanterie prussienne“ — er meinte die Landwehr — sprach, sagte ihm ein richtiger Instinkt, daß der Volkszorn in Preußen und Norddeutschland das gefährlichste Element des Widernapoleonismus sei. Es mußte versucht werden, dies Feuer zu löschen, welches ein nationaldeutsches zu werden drohte. Begann doch jetzt auch viel lebhafter, als es im Frühjahr geschehen war, in den rheinbündischen Heerhaufen, vorab in den westphälischen und sächsi-

schen, das Gefühl sich zu regen, daß sie unter französischen Fahnen eigentlich gegen ihr eigen Fleisch und Blut wütheten, gegen ihre arme alte kummervolle Mutter Germania. Wo dieses Gefühl in kriegerischen Führern stark war, da bethätigte es sich in einer Weise, die den Empereur erschrecken mußte: — schon in der Nacht vom 22. auf den 23. August führte der Reiteroberst Wilhelm von Hammerstein zwei ganze westphälische Husarenregimenter aus dem französischen Lager ins östreichische hinüber [24]). Berlin also, die Hauptstadt des „Jacobinisme allemand," sollte wieder genommen und gehörig napoleonisirt werden, im Styl, wie Davout zu Hamburg verfahren; das würde den „Ideologen" Schrecken einjagen. Monsieur le Piaffeur wird das Unternehmen nicht hindern und Unsere kaiserlich-königliche Majestät hat gar nicht nöthig, sich selber in jener Richtung zu bemühen. Es genügt, die Sache durch zwei Unserer Marschälle abmachen zu lassen.

Der kombinirte Stoß auf die feindliche Nordarmee, um dieselbe hinter Berlin zurückzuwerfen, sollte also gethan werden. Der Marschall Oudinot sollte mit 70,828 Mann und 207 Geschützen von Baruth aus nordwärts vorgehen, von Magdeburg aus eine Herrschar von 12,000 Mann seine linke Flanke decken und zugleich sollte von Hamburg her über Mecklenburg Davout mit 25,000 Franzosen und 15,000 Dänen ebenfalls auf Berlin marschiren. Es wurden demnach in runder Summe 120,000 Mann gegen Berlin in Bewegung gesetzt. Am 19. August betrat Oudinot die Marken und auf die Meldung von seinem Herankommen nahm Bernadotte, welcher am 15. mittelst eines zweideutigen Tagsbefehls das Kommando über die Nordarmee angetreten hatte, seine verzettelten Streitkräfte, deren Kern die vier preußischen Brigaden Bülow's waren, etwas mehr zusammen. Wäre er dabei energischer verfahren, so hätte er Oudinot mit 80,000 Mann entgegentreten können. Aber, in der That, der Empereur hatte recht gehabt: der Gaskogner that Nichts als

piassiren. Als ihm die falsche Kunde zugekommen, Napoleon selber würde bei Oudinot's Armee sein, machte er die Haupt- und Staatskabriole, daß er einen Preis von 500,000 Rubeln für die Gefangennahme des Schlachtendonnerers aussetzte und dem Parteigänger Löwenstern befehlen ließ, mit seinen Kosaken diesen Fang zu thun. Im Uebrigen räumte er dem Feinde das Feld, so daß dieser bis auf drei Meilen Entfernung an Berlin herankommen konnte. Am 22. August hielt Bernadotte zu Philippsthal Kriegsrath, in welchem er erklärte, eine Schlacht liefern zu wollen, aber doch zuletzt rieth, den Rückzug bis hinter Berlin fortzusetzen und dort auf's Neue Stellung zu nehmen. Dagegen stand der Bülow auf: — „Berlin darf in keinem Falle ohne Schlacht aufgegeben werden!" — „Bah, was ist Berlin? eine Stadt, weiter nichts." — „Doch, für uns Preußen ist Berlin etwas mehr und ich erkläre, daß wir lieber mit den Waffen in der Hand vor Berlin fallen als uns mit heiler Haut hinter dasselbe zurückziehen wollen." Der Gaskogner lenkte ein und entließ die Generale mit dem Bedeuten, die Vorbereitungen zur Schlacht zu treffen. „Ah," rief Bülow im Wegreiten zornig aus, „den hab' ich weg! Der ist nicht der Mann, den wir brauchen. Aber mich bekommt er nicht dazu, daß ich über seine Rückzugsbrücke bei Moabit gehe. Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht dahinter!" Am folgenden Tage zogen die Heerhaufen des französischen Marschalls auf drei Straßen heran, um in der offenen Ebene südlich von Berlin eine Schlacht zu schlagen. Sie kamen von Jähnsdorf gegen Blankenfelde, von Ludwigsfeld auf Großbeeren, über Thyrow nach Ahrensdorf. Gegenüber stand Tauenzien bei Blankenfelde, Bülow bei Heinersdorf und Großbeeren, Bernadotte mit den Russen und Schweden bei Ruhlsdorf. Am Vormittag dieses 23. August's wies Tauenzien mit seinen 13,000 Mann bei Blankenfelde den Angriff der 17,700 von Bertrand geführten Streiter tapfer ab und die preußische Landwehr, „la mau-

vaise infanterie," that hier und anderwärts an diesem preußischen Ehrentage rühmlichst ihre Schuldigkeit. Obgleich zum ersten Mal in offener Feldschlacht und zum Theil noch nur mit Piken bewaffnet, fiel sie unerschrocken in den Feind, das Handgemenge suchend, wobei es ihr zu statten kam, daß der strömende Regen das feindliche Feuer beeinträchtigte [24 a]). Während bei Blankenfelde gestritten ward, hatte Bülow die Gefahr erkannt, daß die Franzosen auf der Straße von Großbeeren nach Berlin durchbrechen könnten. Er setzte sich in Bereitschaft, dieser Gefahr zu begegnen, und benachrichtigte den Obergeneral, welcher ihm zurücksagen ließ, er solle sich beim Wiedervordringen des Feindes auf die Höhe von Tempelhof zurückziehen. Allein der wackere Bülow, fühlend, daß er und seine Preußen nicht zum Rückzug, sondern zum Angriff da seien, beschloß diesen, als er, hart an den Feind vorgeritten, wahrnahm, daß die Franzosen in und um Großbeeren sich sorglos zum Beiwachten anschickten. „Wir greifen an," sagte er, ohne sich weiter um den Piaffeur zu bekümmern, und als er seine Brigaden das Gewehr aufnehmen hieß, um zum Angriff vorzugehen, schrieen sie ein dreifaches Hurrah munter in den Regen hinein und setzten sich sofort in Marsch. Daß und wie Bülow einen glänzenden, durch die mittelst Anwendung von Bajonnett und Gewehrkolben bewerkstelligte Erstürmung von Großbeeren entschiedenen Sieg davontrug, daß er 14 Kanonen, 60 Pulverwagen, 2000 Gewehre und 1500 Gefangene erbeutete, ist bekannt. Ebenso, daß Oudinot, welcher schleunigst zur Elbe umkehrte, eine geradezu vernichtende Niederlage erlitten haben würde, wenn der schwedische Kronprinz durch rasches Miteingreifen Bülow's Sieg vervollständigt hätte. Weniger dagegen, daß der Bernadotte in den berliner Zeitungen und anderwärts der Welt schamlos vorzugaunern wußte, er sei der Sieger von Großbeeren. Selbst der berliner Magistrat ging, ihn als solchen zu begrüßen, auf diesem Huldigungsgange achtlos an Bülow vorübergehend, und als dieser das „elende Machwerk" von

piaffirend-bernadotte'schem „Bulletin" berichtigen und eine Darstellung des wahren Verlaufs der Schlacht in die berliner Blätter einrücken wollte, verweigerte die Censur auf „höhere" Weisung, d. h. auf Anordnung des Angstweibes Wittgenstein hin die Aufnahme, weil „man von Seiten Preußens keine Veranlassung zu Mißhelligkeiten unter den Alliirten geben wollte." So erbärmlich stellte sich schon jetzt das preußische Kabinett zu seinen Verbündeten. Den braven Bülow hat das an ihm begangene schnöde Unrecht lange gewurmt. Als ihn nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug von 1814 der Magistrat von Berlin begrüßen ließ, bebülowte er, der nach der Schlacht von Großbeeren dem Gaskogner dargebrachten Huldigung gedenkend, die Abgeordneten mit den Worten: „Mich konnten Sie damit nicht beleidigen; aber in Ihrer Seele habe ich mich damals des gänzlichen Mangels an Nationalgefühl, den Sie zeigten, geschämt" [25]).

Zweiächsler Bernadotte, nachdem er die Niederlage Oudinot's bei Großbeeren zu einer möglichst milden gemacht, sorgte dann auch dafür, daß seine lieben Landsleute auf ihrer Flucht elbewärts nicht allzuviel litten. Denn erstens darf man doch nicht rücksichtslos auf die Franzosen zuschlagen, wenn man im günstigsten Falle ihr Kaiser zu werden hoffen kann; und zweitens darf man nicht riskiren, von seinen lieben Schweden viele oder auch nur wenige Mannschaft zu verlieren, falls man dieselben aufsparen muß, um mittelst ihrer im ungünstigsten Falle den Dänen Norwegen abzugaskognern. Demgemäß betrieb er die Verfolgung des Feindes so matt, daß Oudinot, nachdem er am 24. und 25. August Eilmärsche gemacht, am 26. seinen Heerhaufen einen Rasttag gewähren konnte. Da hatte denn Bülow alle Ursache, am 27. voll Unwillen an seine Frau zu schreiben: „Wir gehen unsern Schneckengang, bauen dem Feinde goldene Brücken, lassen ihn entwischen und in aller Ruhe sich der Elbe nähern, statt daß wir ihn hätten vernichten können. Erbärmlicheres hab' ich noch nie erlebt!" Schlimmer als der Duc de

Reggio kam General Girard weg, welcher zur Unterstützung von dessen linkem Flügel am 21. August aus Magdeburg vorgebrochen und bis Belzig gerückt war. Hier wurde er am 27. August durch den von der Nordarmee entsendeten General Hirschfeld mit 11,400 Preußen angegriffen, nach Hagelsberg zurückgedrängt und völlig aufgerieben. Denn er verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 8000 Mann, 7 Kanonen und das ganze Gepäck. Der Ruhm dieses hagelsberger Siegestages gehört ganz wesentlich den Landwehrharsten, welche in allen Szenen des blutigen Drama's die Hauptrolle hatten und von den Linientruppen nur unterstützt wurden. Es war so recht eine Kolbenschlacht, von den braven Landwehrmännern mit umgekehrten „Scheetprügeln" ausgefochten, weil „et so better fluschte." Urjunker von der Marwitz, der aber an diesem Tage an der Spitze seiner kurmärkischen Landwehrkavallerie die französischen Vierecke heldisch um- und niederritt, hat beschrieben, wie es herging, als den an und in dem Dorfe Hagelsberg zusammengedrängten und festgekeilten Franzosen die Landwehrbataillone „die eiserne Garbe in die Rippen trugen." Man war handgemein geworden. „Als aber einige handfeste Oderbrücher vom Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonnetts innewurden, kehrten sie das Gewehr um und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe immer drei und vier Franzosengesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, Alles griff zur Kolbe und die Hintersten liefen auf die Seiten der feindlichen Masse und keilten so dieselbe immer enger gegen die Mauer." So ging hier die Blutarbeit fort, bis, was vom Feind da gestritten, in Gestalt einer rothen Leichenpyramide aufgeschichtet lag. Durch einen stürmischen Angriff der Preußen auf die entgegengesetzte Seite von Hagelsberg wurden 3 bis 4000 Franzosen in dem Dorfe zusammengepreßt und — „Keiner erhielt Pardon, Keiner entkam, Alle wurden mit der Kolbe niedergemacht. Die Todten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Thorwege

waren damit versperrt, der Amtshof und Wasserteich davon angefüllt"[26]). Die urgermanische Kampffurie war losgelassen an diesem Tag und hervorbrach berserkerhaft aus den bäuerischen Söhnen Pommerns und der Mark, welche hier mit ihren Musketen wie mit Dreschflegeln handirten, der lange Jahre her hinuntergewürgte Grimm und Haß.

Zur selben Stunde, wo bei Hagelsberg gewüthet ward, als gält' es, in waldursprünglich-germanischer Weise dem alten Wuotan oder Donar ein furchtbares Opfer darzubringen, wurde droben in Mecklenburg unter den Eichenschatten von Wöbbelin ein kostbares Opfer, das schönste dieses Krieges, in die Grube gesenkt: — Theodor Körner, „zugleich ein Sänger und ein Held". . . Davout drang, den Anordnungen seines Gebieters gemäß von Hamburg her nach Schwerin vor, um Oudinot's Anschlag auf Berlin zu unterstützen, kehrte aber dann, ohne etwas Ernstliches versucht zu haben, wieder um, sobald die Meldung von dem, was bei Großbeeren und Hagelsberg geschehen, eingegangen war. Es kam demnach in diesem Winkel der ungeheuren Kriegsbühne vorderhand nur zur Aufführung von Szenen des „kleinen Kriegs" zwischen den Truppen des französischen Marschalls und den leichten Reiter- und Jägerscharen, welche Wallmoden, der vom ängstlichen Zweiächsler Bernadotte eiligst nach Brandenburg gerufen ward, unter Tettenborn's Befehl zurückgelassen hatte. Die Lützower waren mit dabei. Am 25. August unternahm Lützow mit 100 seiner Husaren und 200 Kosaken von Warsow aus einen Streifzug in den Rücken der nach Schwerin marschirten feindlichen Armee. Körner that Adjutantendienst bei dem Führer der Freischar, welche in der ersten Dämmerung des 26. August von Gottesgabe aufbrach, um eine Erkundung gegen die gadebusch-schweriner Straße hin vorzunehmen. Bei Tagesanbruch hielten die Reiter Rast in einem mit Birkengestrüppe durchwachsenen Tannengehölz bei Rosenberg und hier nahte dem Dichter von „Leier und Schwert" zum letzten Male

die Muse. Seine Kameraden hatten Tags zuvor für ihre „Feldkapelle“ ein neues Lied von ihm gefordert und dort im Tannicht schrieb er es rasch in seine Schreibtafel: — das „Schwertlied.“ Etliche Stunden darauf wurde die Schlußstrophe zur Wirklichkeit: — „Frisch, laßt das Liebchen singen, daß helle Funken springen! Der Hochzeitmorgen graut — Hurrah, du Eisenbraut!“ Ein Mann aus Käselow, Namens Düring, war aufs Feld gegangen, als ein Bekannter von ihm, ein junger Graf von Hardenberg, der mit den Lützowern zog, auf ihn zugeritten kam und ihn warnte, auf dem Felde zu bleiben, weil „es hier bald Etwas geben könnte.“ Düring begab sich demzufolge auf einen kleinen Hügel beim Dorfe Rosenow. Kaum auf der Spitze der Anhöhe angelangt, sah er eine lange Reihe von Wagen unter Bedeckung französischer Infanterie bei dem genannten Dorfe hervorkommen, sofort aber auch, als der Wagenzug auf der offenen Straßenstelle zwischen Rosenow und dem rosenberger Tann angelangt war, den Heransturz von zwei Reiterharsten, deren einer aus dem Gehölze, deren anderer vom Lützowhof herkam. Er hörte die Trompeten der Angreifer Attake blasen, die Trommeln der Angegriffenen zur Sammlung schlagen und sah, wie die Franzosen ein Viereck zu bilden suchten; dann quoll eine Wolke von Staub und Pulverdampf verhüllend über das Bild her. Der Ueberfall war vollständig gelungen, der ganze Wagentransport wurde genommen, die Bedeckung vollständig zersprengt. Aber in dem Tannicht sammelten sich die fliehenden Franzosen wieder und eröffneten, ermuthigt und geleitet von tapferen Offizieren, ein lebhaftes Plänklerfeuer auf die verfolgenden Lützower. Der Führer derselben, rasch erkennend, daß ein Fechten im Gehölz seine Reiter gegen die feindliche Infanterie allzu sehr in Nachtheil setze, ließ Appell blasen. Aber sei es, daß das Signal nicht gehört wurde, sei es, daß die befeuerte Kampflust nicht darauf achtete, Hardenberg und Körner sprengten mit noch etlichen Kameraden in den Busch und fielen den Feind

mit blanker Waffe an. Den jungen Grafen warf eine Kugel, welche ihm die Schläfe durchbohrte, augenblicklich todt vom Rosse und gleich darauf fuhr das Todesblei, welches aber nicht, wie man melodramatisch gefabelt hat, aus deutschem (rheinbündischem), sondern aus französischem Rohre kam, dem Dichter unter der Herzgrube in den Unterleib, Leber und Rückgrat verletzend. Den aus dem Sattel Gesunkenen trugen seine Waffenbrüder Friesen und Helfritz aus dem Busch und setzten ihn draußen unter einer Birke nieder, mit dem Rücken an den Stamm derselben gelehnt. Er sagte nur noch: „Es schad't nicht!“ dann verlor er Sprache und Bewußtsein. Er athmete noch, als er auf einen der erbeuteten Wagen gelegt wurde, verschied aber im Getümmel des Abzugs der Freischar nach gänzlicher Verjagung des Feindes. Ihres geliebten Sängers Tod war für sie ein großes Leid. Aber der Rittmeister Fischer, eine der eigenthümlichsten Heldengestalten von 1813, wie Friesen eine der edelsten war, der „alte Fischer,“ jung seinen siebzig Jahren zum Trotz, riesenhaft von Gestalt und Kraft, habichtsnäsig, adleräugig, geierklauenfäustig, patriarchenbärtig, mit einem ungeheuren zweihändigen Flammberg bewehrt, — selbiger alte Recke polterte seinen Schmerz also heraus: „Es ist schon recht. Ich wollt', ihr wär't Alle geblieben. Hol' der Teufel eure Bravour! Ich will lieber die feigsten Hundsfötter kommandiren, als Menschen, die nicht auf's Appellblasen hören ...“ Der theure Todte ward nach Wöbbelin gebracht. In der Nacht zimmerten ihm zwei Kameraden einen Sarg aus Eichenholz, vier andere gruben ihm auf der Morgenseite des Dorfes unter einer Eiche das Grab und ein siebenter schrieb in sein Tagebuch: „Der Schmerz lag auf allen Gesichtern. Jeder drängte sich zu Theodors theurer Leiche mit Eichenlaub und Blumen. Der Erste unter Deutschlands Jünglingen, hatte er ein Leben voll Genuß und Glanz verlassen für des Vaterlandes Sache. Er fiel, ein Sühnopfer für Aller Schuld. Das Theuerste und Höchste mag nur das Theuerste

lösen.“ Am Abend des folgenden Tages ward der heldische Sänger bestattet und wurde unter den Klängen seines Liedes von „Lützow's wilder, verwegener Jagd“ die Fahne über seinem Grabe geschwenkt[27]). Die deutsche Tyrtäus-Lyra war zerschlagen und mit ihrem Schläger die höchste Poesie der Befreiungskriegszeit eingesargt unter der Eiche von Wöbbelin ....

Der 26. August ist im Sommer von 1813 ein mehrfältig verhängnißvoller Tag gewesen, für den Empereur ein Glücks- und Unglückstag zugleich, ein Tag, der sein zu dieser Zeit gesprochenes Wort rechtfertigte: „Wo ich nicht selber bin, geht Alles schlecht.“ In Wahrheit der Glanz seines „Sternes“ schien nur noch in nächster Nähe ob dem Haupte des verwegenen Glückssoldaten leuchten zu wollen. Die Eilboten des in der Hauptstadt Sachsens kommandirenden Gouvion Saint-Cyr, welche ihn aus Schlesien zurück und zur Rettung seines durch das böhmische Heer bedrohten Centralpunktes riefen, holten ihn zu seinem letzten glänzenden Erfolg auf deutschem Boden, zum Siege bei Dresden[28]). Man hatte nämlich im großen Hauptquartier der Verbündeten in Böhmen einen Hauptschlag gegen Napoleon beschlossen und hielt zur Erörterung desselben am 18. August feierlichen Kriegsrath zu Melnik. Hiebei kam aber die unselige Vielköpfigkeit dieses bunt zusammengeflickten Hauptquartieres so recht zum Vorschein, sowie, daß Schwarzenberg beim besten Willen nicht der Mann war, alle diese auseinanderstrebenden Elemente mit fester Hand zusammenzufassen. Es hätte hiezu einer eisernen Riesenfaust bedurft. Diese „wundervolle Eintracht und Einigkeit der Höfe,“ von welcher Judas Gentz später faselte, sie war in Wirklichkeit die vollkommenste Diskordia, ein anarchisches Tohu Wabohu. Der Czar hatte natürlich die Verleihung des obersten Heerbefehls an einen Oestreicher nicht so streng und strikte gemeint, daß er sich nicht gelegentlich selber als Generalissimus gefühlt und gebärdet hätte. Hierauf gestützt, sahen die russischen Generale bei der böhmischen Armee, Barklay

und Toll voran, im schwarzenbergischen Oberkommando nur eine Formalität, welcher man nach Umständen eine oder keine Beachtung zu schenken brauche. Die Oestreicher warfen den Russen die viehische Plünderungs- und Zerstörungswuth ihrer Soldaten vor, die Russen den Oestreichern ihre schlechte Rüstung, welcher Vorwurf in Betreff der Armee, welche Oestreich zuerst ins Feld stellte, ein nur zu begründeter war, namentlich, was die Infanterie anging. Die Bekleidung und Bewaffnung derselben war elend, fast noch elender als die der preußischen Landwehr. Nicht minder kläglich war es mit der Verpflegung bestellt. Und wie hätte es auch anders sein können? Bei der herkömmlich heillosen Staatswirthschaft in Oestreich waren die Kassen, wie gewohnt, leer gewesen, als man sich zu Kriegsrüstungen genöthigt gesehen hatte. Die ganze östreichische Finanzerei war ja seit dem wiener Frieden Nichts als ein fortgesetzter Bankerott. Wer die von 1809 bis 1813 erlassenen östreichischen „Finanzpatente" kennt, dieses dummpfiffige, heuchlerische und brutale Sammelsurium von Lug und Trug, Erpressung und Raub, dem wird sich als handgreifliche Wahrheit aufdringen, daß des Kaiser-Tartuffe's Franz Wahlspruch: „Justitia regnorum fundamentum" — nur ein teuflisch boshafter Hohn gewesen ist. Und noch schlechter als äußerlich waren die Oesteicher innerlich zum Kriege gerüstet. Von Geist und Schwung war hier gar keine Rede und sollte keine sein. Die Franz-Metternichigkeit wollte ja keine begeisterten, bewußt streitenden Kämpfer haben, sondern nur stummgehorchende und möglichst wenig kostende Soldatenmaschinen, wie man sie eben aus einer Bevölkerung zuschneiden konnte, deren sittliche Instinkte der allgemeinen Verluderung verfallen waren, womit die pesthauchende „Bankozettel"-Sündflut Oestreich überschwemmt hatte ... Mit Alledem war die Summe der Uebelstände im großen Hauptquartiere noch lange nicht erschöpft. In Schwarzenberg's nächster Umgebung konnte sich bei Radetzky's Indolenz der neulich aus sächsischen in östreichische Dienste über-

getretene General von Langenau anmaßen, die erste Geige zu streichen, — derselbe Langenau, welcher, ein wunderlich Gemisch von einem Fanfaron und einem kriegswissenschaftlichen Pedanten von der Sorte Phull, nachmals einen mögstlich dummen Plan zur leipziger Schlacht entworfen hat. Da waren ferner die beiden militärischen Spezialleiblinge des Kaisers Franz, die Generale Duka und Kutschera, welche trotz ihrer allbekannten Schöpsigkeit sehr mit dreinredeten und dem armen Schwarzenberg nicht weniger zu thun machten als die beiden Orakelspender Moreau und Jomini, welchen, wie auch einem gewissen „piaffirenden“ dritten Welschen, der Czar Alexander ein geneigtes Ohr lieh. Am meisten machte sich um die „wundervolle Eintracht“ im großen Hauptquartiere unstreitig der Preußenkönig verdient. Der schwieg wenigstens mit Ausdauer.

Das krüppelige Ding von Beschluß, welches zu Melnik mittelst langwieriger Zangengeburt zur Welt gefördert wurde, lebte nicht lange. Man hatte nämlich, trotz des Ueberflusses an leichter Reiterei von den Stellungen des Feindes schlecht unterrichtet, beschlossen, von Böhmen aus auf dem linken Ufer der Elbe gegen Leipzig hin, wo man die Hauptmacht des Feindes vermuthete, einen großen Schlag zu führen und zugleich nach der Richtung von Dresden hin „geräuschvoll zu demonstriren“. Demgemäß schoben sich am 22. August die vier Kolonnen der böhmischen Armee durch die Pässe des Erzgebirges nach Sachsen vor. Da man nun aber inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß Napoleon mit seiner Hauptheerkraft von Dresden nach Schlesien aufgebrochen sei, so befiel den Fürsten von Schwarzenberg und seine verschiedenen Mitoberfeldherren die Besorgniß, der Empereur möchte von Schlesien her plötzlich rechts nach Böhmen einschwenken und den Verbündeten in den Rücken fallen. Wahrscheinlich hätte diese Befürchtung, von den Hülfsquellen in Böhmen abgeschnitten zu werden, eine sofortige Umkehr veranlaßt, wäre nicht die erlangte Gewißheit, daß Dresden

nur schwach besetzt sei, zu einem Antrieb geworden, vorwärts zu gehen. So wurde denn beschlossen, statt auf das entferntere Leipzig auf das viel näher gelegene Dresden loszugehen, und wären die verbündeten Heersäulen rechtzeitig vor der sächsischen Hauptstadt eingetroffen und hätten sie dann beim unverzüglichen Angriff rechtzeitig und energisch in einander eingegriffen, so mußte der „Centralpunkt" Napoleon's in ihre Hände fallen, bevor der Empereur mit seinen Scharen zur Rettung herbeikommen konnte. Aber in der Ausführung der Bewegung auf Dresden lahmte, stockte und verwirrte sich Alles. Deßhalb konnte der Angriff auf Dresden nicht, wie es bestimmt worden, am Morgen des 25. August stattfinden. Am Morgen des folgenden Tages, um 9 Uhr, kam der Schlachtenmeister von Stolpen her unerwartet nach Dresden hereingesprengt und ihm nach wogten seine Geschwader über die Elbebrücke. Nun er und seine Harste da, war der Versuch, die wohlbefestigte Stadt mit stürmender Hand zu nehmen, von vornherein hoffnungslos. Gestern war Schwarzenberg in einem auf den Höhen zwischen Zschertnitz und Kaitz zusammengetretenen Kriegsrath für sofortigen Angriff gewesen. Jomini hatte ihn unterstützt, Moreau und Toll hatten widersprochen und der Letztere gerathen, die Armee unverweilt nach Dippoldiswalde zurückzuführen und dort Stellung zu nehmen. Der Czar hatte beistimmend dazu genickt. Heute, am 26., befand er sich zur Mittagszeit auf den Höhen bei Räcknitz, und Alles, was man von dort aus sah, mußte den Sturm auf die sächsische Hauptstadt als unthunlich erscheinen lassen. Schwarzenberg kam herbei, gab diese Unthunlichkeit zu und ritt wieder weg, um die Ausfertigung der Rückzugsbefehle zu besorgen. Er muß aber irgendwo wieder umgestimmt worden sein; denn die Anordnungen, welchen gemäß um 4 Uhr Abends vier Kanonenschüsse zum allgemeinen Angriff das Signal geben sollten, blieben in Kraft. Um so mehr, da inzwischen auch der Czar wieder umgestimmt worden war und zwar, staunenswerther

Weise, durch Friedrich Wilhelm, welcher an diesem Tage, auf die Höhen von Räcknitz hinangeritten, aus seiner infinitivischen Schweigsamkeit hervor zur höchlichen Verwunderung und Verblüffung Alexanders und Aller plötzlich ein sehr bestimmtes und entscheidendes Wort sprach: „Was — brummte Se. preußische Majestät, welcher es auf dem Schlachtfelde niemals an soldatischem Muth gebrach — was, 150,000 Mann mit 400 Kanonen zur Stelle haben und morgen früh noch weitere 50 oder gar 70,000 Mann haben können und unverrichteter Dinge umkehren wollen? Bloß, weil der Napoleon da sein? Schimpflich sein! An der Spitze einer solchen Streitmacht so zu sagen vor der bloßen Erscheinung, vor dem bloßen Namen des Franzosenkaisers zurückweichen? Schmählich sein, ja, und unpolitisch dazu!" Zur selben Stunde sagte drinnen in Dresden der Empereur, von einem Erkundigungsritt zurückgekehrt, zum General Gersdorf: „Eh bien, sie greifen uns binnen Kurzem an. Man sollt' es nicht glauben; denn sie werden wohl wissen, daß ich mit meiner Armee da bin. Aber ich will ihnen heimleuchten, ich bin zu Allem bereit..." In Wahrheit, das war er, als um 4 Uhr die vier Signalschüsse krachten und die blutige, durch die Nacht kaum unterbrochene und am folgenden Tage ingrimmig fortgesetzte Arbeit anhob, welche den Verbündeten eine Einbuße von 15 bis 16,000 Todten und Verwundeten und 20 bis 25,000 Gefangenen und Versprengten verursachte und mit einer furchtbaren Niederlage endigte. Sie wäre wahrscheinlich zu einer vernichtenden geworden — denn zu allen den übrigen Nachtheilen, unter welchen die Verbündeten litten, hatte sich noch die Ungunst eines strömenden Regenwetters gesellt — falls der am 27. August aufgetauchte Gedanke, den Kampf auch am 28. fortzusetzen, nicht dem klügeren gewichen wäre, schon am Nachmittag des 27. den Rückzug nach Böhmen anzutreten, wozu Radetzky und Toll die Anordnungen trafen, denen zufolge das Mitteltreffen über Altenberg und Dux, der linke Flügel über Pretschendorf auf

Kommotau, der rechte über Dohna auf Teplitz gehen sollte. Dieser Rückzug war so kläglich-mühsam, daß ganze Regimenter vor Hunger, Erschöpfung und Unmuth sich auflös'ten. Die verfolgenden Franzosen fanden nicht nur auf allen Wegen und Stegen verlassenes Fuhrwerk und Gepäck, sondern auch, was „auf Schlachtfeldern noch wenig vorgekommen sein wird," mehrfache lange Linien von Gewehren, „nach den Gliedern der daselbst postirt gewesenen Bataillone in Pyramiden zusammengestellt" und dabei „sehr viele im Kothe steckengebliebene Schuhe." Napoleon ordnete, abgesehen von den Korps unter Murat, der gen Freiberg vorging, und unter Vandamme, der beim Königstein stand, die Verfolgung so, daß Marmont auf die nach Dippoldiswalde, Mortier auf die nach Pirna führende Straße und zwischen den Beiden Saint-Cyr in die Richtung auf Maxen gelenkt wurde. Dies geschehen, sagte er, sehr zufrieden mit dem Resultat der beiden Schlachttage, am Abend des 27. August zum General Gersdorf: „Man sieht deutlich, daß bei den Verbündeten noch Nichts recht zusammen stimmt und klappt. Hätte mich der Regen nicht an der Erstürmung der Anhöhen verhindert, würd' ich den Feind heute vernichtet haben. Aber ich gedenke vor ihm in Böhmen zu sein und vor meinen Herren Kollegen — (den alliirten Monarchen) — in Prag." Dieser zuversichtlichen Aeußerung hinkte aber die besorgnißvolle hintendrein: „Wäre nur Oudinot nicht geschlagen und müßt' ich nur nicht für Macdonald fürchten!" Er schrieb sodann, richtig rechnend, daß das in der Niederlage von Dresden vergossene Blut wie Scheidewasser auf die Allianz seiner Gegner wirken könnte, und über das Erzgebirge hinweg deutlich in der Seele Metternich's lesend, eine Friedensepistel an Schwiegerpapa Franz. Allein bevor der von Kosaken aufgefangene Brief an seine Adresse gelangte, hatte sich die Sachlage schon wieder gänzlich zum Vortheil der Verbündeten und zum Nachtheil ihres Gegners verändert.

Denn der Empereur beging nach dem Siege bei Dresden den verhängnißvollen und unverzeihlichen Fehler, die Verfolgung der geschlagenen böhmischen Armee nicht in eigener Person zu betreiben. Wäre dies geschehen, so dürfte das Hauptheer der Verbündeten seinen Untergang gefunden haben, während es in den Engpässen des Erzgebirges steckte. Um so wahrscheinlicher, als während der ersten Stunden des Rückzugs das dresdener „Scheidewasser" wirklich tüchtig zu wirken begonnen hatte. Ging doch die russische Eigenmächtigkeit so weit, daß Barklay de Tolly den ganzen Rückzug in Verwirrung brachte, indem er, statt die ihm angewiesene Straße über Peterswalde und Rollendorf zu halten, nach Dippoldiswalde marschirte. Als er daselbst eintraf, brachte sein Erscheinen sogar den höflichen Hofmann Schwarzenberg in solchen Zorn, daß er fast zu blüchern begann und dem russischen General die ganze Verantwortung eines aus dessen Ungehorsam entspringenden Unglücks überbürdete [29]. Das hätte freilich das gefürchtete Unglück, welches die Preisgebung der über Peterswalde nach Böhmen gehenden Straße herbeiführen konnte und voraussichtlich sogar mußte, nicht verhindern können, falls dasselbe nicht abgewandt worden wäre durch das Talent und die heldische Standhaftigkeit eines andern russischen Heerführers, unseres guten alten Bekannten, des Prinzen Eugen von Würtemberg .... Napoleon kam nicht, wie er gepralt hatte, vor seinen „Herren Kollegen" nach Prag. Als er am Morgen nach dem zweiten dresdener Schlachttag hinausritt, sah er vom Kamm einer Anhöhe bei Räcknitz aus, wie sich die Reiterei des feindlichen Nachtrabs in den Schluchten des Erzgebirges verlor. Ein Bauer brachte einen verlaufenen Hund herbei, auf dessen Halsband „Moreau" geschrieben stand. Unfern von dieser Stelle war gestern der wohlmeinende, aber schwachköpfige Republikaner im Gefolge des Czaren von einer französischen Kugel zum Tode getroffen worden. Der Schlachtendonnerer ließ dem Bauer etliche Goldstücke reichen. Seltsame

Erinnerungen mochten in ihm wachwerden beim Anblick des armen Hundes, welchen noch gestern die Hand seines vormaligen Nebenbuhlers gestreichelt hatte. Im Weiterreiten ließ er sich östreichische Gefangene vorführen, deren mit ihren Klagen über Mangel an Brot sehr wohl übereinstimmendes verhungertes Aussehen ihm gerechten Spott über die östreichische Armeewirthschaft entlockte. Freilich, mit seiner eigenen Heerverpflegung war es dermalen auch nicht viel besser oder ebenso schlecht bestellt. Nachmittags befand er sich bei Pirna, und nachdem er hier, auf einem Feldstuhl sitzend, Umschau gehalten und erfahren hatte, daß der Prinz von Würtemberg, welcher Vormittags hier gegen Vandamme sich geschlagen, ebenfalls in's Erzgebirge zurückgegangen sei, glaubte er die Verfolgung im besten Zug und Gang. Murat rückte über Freiberg und Frauenstein nach Böhmen, Vandamme über Peterswalde, andere Korps gingen auf der dippoldiswalder Straße vor, Alles also ließ sich so an, daß erwartet werden konnte, die Trümmer der bei Dresden geschlagenen Armee würden jenseits des Erzgebirges von den massenhaft daselbst eintreffenden Verfolgern erdrückt werden. Aber warum führte der Empereur das Unternehmen nicht persönlich zu Ende? Weil er, sagen die Schönfärber des Napoleonismus, plötzlich erkrankte [30]. Er sei, durch die allerdings großen Strapazen der letzten Tage hart mitgenommen, von einem heftigen, von Erbrechen begleiteten Fieber ergriffen und dadurch gezwungen worden, nach Dresden zurückzukehren. Aber das ist pure, blanke Schönfärberei, im gewöhnlichen Leben Lüge genannt. Des Erfolgs der angeordneten Verfolgungsmaßregeln völlig sicher, sagte er — so erzählt ein wahrhaftiger Augen- und Ohrenzeuge — auf seinem Feldstuhl bei Pirna „in der größten Gemüthlichkeit“ zu dem Comte de la Lobau: „Eh bien, je ne vois plus rien. Faites retourner la vieille garde à Dresde! La jeune garde restera ici au bivouac.“ Und damit ließ er, „sehr heiter und ruhig“, den Wagen herankom-

men, setzte sich ein und kutschirte nach Dresden [31]). Es war ihm also noch nicht klar, daß Dirne Fortuna müde geworden, ihn zu liebkosen; er hatte noch nicht begriffen, daß er sich nur noch auf sein Genie und nicht mehr auf seinen „Stern" verlassen dürfe.

Die Niedergeschlagenheit, Erschöpfung und Auflösung in der Mehrzahl der über das Erzgebirge nach Böhmen mühselig sich zurückschleppenden Heerhaufen der Verbündeten waren so groß, daß sie beim Debouchiren aus den Bergpässen im Thale von Teplitz und Kulm von ganz geringer Widerstandsfähigkeit sein müßten, falls es dem Vandamme mit seinen frischen 40,000 Mann gelang, so frühzeitig dorthin zu gelangen, daß er Raum und Muße hatte, eine Aufstellung zu nehmen, welche die Widerstandsfähigkeit der einzeln und verzettelt aus den Schluchten am südöstlichen Abhang des Gebirges hervorkommenden Kolonnen der Verbündeten auf Null zurückführen mußte. Vandamme kam aber nicht frühzeitig genug hinüber und hieran scheiterte Alles. Daß er aber nicht frühzeitig genug hinüberkam und es demzufolge möglich ward, ihm bei Kulm eine vernichtende Niederlage zu bereiten, das hatte der Widernapoleonismus dem braven würtemberger Prinzen Eugen zu danken [32]). Denn dieser war es, welcher dem schon am 26. August beim Königstein über die Elbe gegangenen Vandamme auf der Hochebene von Pirna jeden Schritt Boden streitig machte, am 26. mit 8000 Mann, am folgenden Tage nach erhaltener Verstärkung mit 17 bis 18,000 Mann gegen 40,000. Und noch dazu unter andern ungünstigsten Umständen, gedrückt nämlich durch die Anwesenheit des verrückten Grafen Ostermann, welchen ihm Dummheit oder Bosheit als Oberbefehlshaber zugeschickt hatte, und gehemmt durch das Uebelwollen Yermolow's und anderer russischer Generale, welche dem von furchtbarer Uebermacht Gedrängten anfänglich jede Unterstützung verweigerten. Aber der Prinz hielt aus, d. h. er wich kämpfend nur Schritt für Schritt

über Gieshübel nach Peterswalde zurück, wo er in der Nacht vom 28. auf den 29. stand, um am folgenden Tage bei Priesten abermals einen wahrhaft thermopylischen Vertheidigungskampf zu bestehen. Mittelst dieser heldischen Haltung hatte der einsichtsvolle und tapfere Mann verhütet, daß Vandamme weder der böhmischen Armee auf ihrem Rückzug in die Flanke fallen noch zeitig genug vor derselben jenseits des Erzgebirges anlangen konnte, über welches er, einem ausdrücklichen, am Abend des 28. zu Hellendorf empfangenen Befehl Napoleon's zufolge vorging, um sich, in der bestimmten Erwartung, durch nachrückende, von dem Empereur selbst geführte Korps unterstützt zu werden, drüben „den Marschallsstab zu holen." Als er nun aber am sonntäglichen Morgen des 29. August endlich ins Thal von Kulm hinabsteigen konnte, war es zu spät; denn schon kamen auch Kolonnen der verbündeten Armee über die Gebirgswände nach Böhmen hinab und aus den Mündungen der Pässe hervor. Hieraus erhellt, daß man dem zähen Heldensinn von „Prinz Eugenius, dem edlen Ritter," den Sieg von Kulm verdankte; denn nur dieser Heldensinn hatte es möglich gemacht, dem Vandamme an entscheidender Stelle mit gleichen oder vielmehr überlegenen Kräften begegnen zu können. Und welchen Dank erhielt der Prinz? Diesen, daß in den amtlichen und außeramtlichen Berichten über die Ereignisse vom 26. bis 30. August sein Name gar nicht genannt wurde. Als er, in gerechter Empörung hierüber, den Czaren um seinen Abschied angehen wollte, sagte ihm dieser: „Ich weiß Alles, was wir Ihnen verdanken! Aber Selbstverleugnung ist die schönste Tugend." Eine wohlfeile Art, fürwahr, ein Thun zu belohnen, welches, wie der Prinz später mit wohlbegründetem Selbstgefühl schrieb, „zur Wendung des Schicksals von Europa so entscheidend beitrug."

Dem König von Preußen muß nachgerühmt werden, daß auch er zum Siege von Kulm mitwirkte. Wenn der Schweig-

same am 26. August vor Dresden zu sehr unglücklicher Stunde den Mund aufgethan hatte, so that er denselben am Morgen des 29. zur glücklichen auf, als er, den Kanonendonner von Peterswalde und Priesten her vernehmend, den zuerst ins Thal herabsteigenden russischen und östreichischen Scharen den Befehl gab, in möglichster Eile die Richtung auf Kulm zu halten. Dort erfolgte dann, wie bekannt, am nächsten Tage die Entscheidung, zu welcher Oestreicher (unter Kolloredo und Bianchi) und Russen (unter Barklay) in redlichstem Wetteifer das Ihrige beitrugen, die aber zur unzweifelhaften erst dann wurde, als der brave Kleist in Folge des kühnen, ganz aus freiem Entschluß unternommenen Wagstücks seines Marsches über Nollendorf um 10 Uhr Morgens mit seinen Preußen den nollendorfer Berg herab und den Franzosen in den Rücken fiel, wobei der Oberst von Blücher, des Alten ältester Sohn, an der Spitze der Vortrabsreiter zuerst auf die feindlichen Geschütze sich warf. Um 3 Uhr Nachmittags war der Kampf zu Ende und die Niederlage der Franzosen vollständig. Sie hatten 5000 Todte und Verwundete, verloren 10,000 Gefangene, 81 Kanonen und 200 Munitionswagen. Vandamme, welcher vom Horkaberge bei Kulm aus die Schlacht verständig und tapfer geleitet hatte, wurde auf der Flucht unweit eines Dorfes des ominösen Namens Schande von russischen Jägern gefangen, welche dem Brutalen auch einmal fühlbar machten, was Brutalität sei. Nach Teplitz in das Hauptquartier der drei Monarchen gebracht, begegnete er unterwegs dem Czaren und benahm sich gegen den ihn tröstend ansprechenden so frech, daß Wolzogen heranritt und erbittert zu dem Kaiser sagte: „Erinnern Sie sich doch, daß dieser Mensch derselbe ist, welcher in Oldenburg ganze Bauernfamilien erschießen ließ, weil dieselben dem Herzog, Ihrem Schwager, treu blieben.“ Am folgenden Morgen stand die Postkalesche, welche den Gefangenen nach Rußland bringen sollte, zu Teplitz auf der Straße. Der Kaiser Franz

ging mit seinem Adamitenball-Kutschera vorüber, als Vandamme ihn anrief: „Votre Majesté! Votre Majesté!“ — „Que voulez-vous, général?“ — „J'ai beaucoup à me plaindre de l'injustice de l'empereur Alexandre. On me met ici sur un chariot de bourreau, sans argent, sans domestique.“ — „L'empereur Alexandre est un prince très juste, il ne vous traitera que justement.“ Und dann zum Kutschera: „Wenn er halt kan Geld hat, muß mer ihm doch ans geben.“ Gab ihm aber keins, sondern ging vorbei und machte dem wüsten Baschkiren Platz, dem Großfürsten Konstantin, des erwürgten und zerstampften Czaren Paul ebenbürtigstem Sohn, welcher den Gefangenen mit Flüchen und Verwünschungen überschüttete. Auch auf der nächsten Poststation, in Laun, hatte der Räuber und Henker von Bremen, Lübeck und Oldenburg Mißliches zu befahren. Ein Volkshaufe hatte sich vor dem Hause zusammengerottet, und als Vandamme herauskam, um seine Kalesche wieder zu besteigen, ging der Tumult los. „Hast du Nichts nach Hamburg zu bestellen? Oder nach Lübeck? Oder nach Bremen? Tiger! Krokodil! Drache! Glückliche Reise nach Sibirien! Dort magst du Zobel fangen oder Erz graben in Nertschinsk, Bestie!“ Einer, der daneben stand, hat erzählt: „Vandamme verrieth während dieses Auftritts eine außerordentliche Furcht, grüßte, Angesichts der knirschenden Zähne und geballten Fäuste, fortwährend nach allen Seiten hin und es war lächerlich anzusehen, wie er bei den gegen ihn geschleuderten Scheltworten Tiger! Krokodil! Bestie! zaghaft und gleichsam zustimmend sich verbeugte.“ Er kam indessen mit der Angst davon ... In Teplitz aber war derweil großer Jubel und vom dresdener Scheidewasser keine Rede mehr. Nicht allein um des Erfolges bei Kulm, sondern auch um anderwärts erlangter willen. In der Nacht hatte der englische Gesandte Lord Cathcart den Czaren wecken lassen, um ihm zu melden, daß Wellington am 30. Juli und 1. August in den Pyrenäen

den Marschall Soult tüchtig geklopft habe, und schon vorher, während noch bei Kulm die Geschütze donnerten, war die frohe Botschaft von Blücher's herrlichem Sieg an der Katzbach eingelangt [33]).

Ja, „an der Katzbach, an der Katzbach, hurrah, gab's ein lustig Tanzen! Wilde, wirre Wirbelwalzer tanztet ihr dort, schnöde Franzen! Denn dort strich den großen Brummbaß euch ein alter deutscher Meister: Marschall Vorwärts, Fürst von Walstatt, Gebhart Lebrecht Blücher heißt er." Also ein Poet im Kraftstyl der Befreiungskriegszeit [34]). Man darf aber von dem 26. August das Flitterzeug, womit deutschthümliche Bombastik ihn aufgebauscht hat, kecklich wegthun, immer noch bleibt er ein prächtiger Blüchertag. Es war schon kein Kleines, denselben einzuleiten; denn die Mißhelligkeiten zwischen dem Obergeneral und seinen Korpsführern waren in Folge der bisherigen Kriegsführung in Schlesien, in Folge der scheinbar sich widersprechenden und in Wahrheit höchst mühseligen, aber durchaus nothwendigen Hin- und Hermärsche bis zur äußersten Spannung gediehen. Glücklicher Weise fand der angesammelte Gewitterstoff bald Gelegenheit, nach Außen sich zu entladen, auf den Feind. Wie schwül es aber trotz der ewigen Regengüsse im Hochsommer von 1813 bei der schlesischen Armee war, deutet ein Klagewort Gneisenau's an, welches er sich dazumal über seine häcklige Stellung entwischen ließ: — „Die Korpskommandanten halten mich für einen ehrgeizigen Verwegenen, mein Oberfeldherr aber will immer Angriffsdispositionen von mir haben." Der Alte jedoch wußte richtig drein- und durchzufahren, wo es sein mußte. Das Stillliegen der Franzosen am 24. und 25. August bei Goldberg hinter der Katzbach führte ihn auf die Ansicht, daß Napoleon mit einem Theil seiner Armee aus Schlesien abmarschirt sei, und als Späher die Bestätigung dieser Ansicht brachten, zugleich aber auch meldeten, das unter Macdonald's Befehl zurückgebliebene Heer sei von

sehr beträchtlicher Stärke, beschloß Blücher sofort, den letzteren Umstand weiter nicht zu berücksichtigen, sondern wiederum angriffsweise vorzugehen. York sowohl als Langeron waren damit keineswegs einverstanden. Der russische General, welcher die Unverschämtheit soweit trieb, ganz offen zu sagen, er halte seinen Oberfeldherrn „für einen Haudegen und weiter für Nichts," machte Miene, den Gehorsam ganz zu verweigern, und York, beim Superlativ seiner Brummlaune angelangt, that, als ihm Blücher am 25. August zu Jauer persönlich seine Absicht kundgab, so brummig, daß der Alte seinen Ingrimm in einem Hagelschauer von Flüchen ergoß. Der Auftritt ging bis zu den äußersten Gränzen der Heftigkeit in Worten und York schrieb noch am nämlichen Tage ein Abschiedsgesuch an den König. Am folgenden jedoch lieferte er einen glänzendsten Beweis, daß — wie Blücher sagte — der „Schwerenöther, der York, zwar brumme, aber auch beiße." Und wahrhaftig, er hat an der Katzbach die Franzosen tüchtig gebissen. Mit seinem dritten Korpsführer, dem General Sacken, hatte der Obergeneral leichteres Spiel. Denn Sacken theilte Blücher's Ansichten und versprach pünktliche Mitwirkung. So gab denn Blücher in seinem Hauptquartier Brechtelshof am Abend des 25. den Befehl zum Vorwärtsgehen für den folgenden Tag aus. Es sollte die Katzbach überschritten und der drüben stehende Feind angegriffen werden, zu welchem Ende Langeron auf dem linken Flügel gegen Goldberg, York im Centrum nach Nieder-Krain, Sacken auf dem rechten Flügel auf Dohnau zu marschiren hätten.

Dieser Vormarsch kam aber nur sehr theilweise zur Ausführung und zwar deßhalb, weil Macdonald, eingedenk des Befehls seines Gebieters, die schlesische Armee der Verbündeten möglichst weit nach Schlesien hineinzudrängen, am 26. August auch seinerseits zum Angriff schritt und darum über die Katzbach vorging. So geschah es, daß die beiden vorrückenden Heere

unterwegs sich begegneten; jedoch mit dem bedeutsamen Unterschied, daß das französische nicht auf eine Schlacht gefaßt war, wohl aber das preußisch-russische. Diese Begegnung fand statt auf dem rechten Ufer der Katzbach, auf einer von steil abfallenden Thalrändern begränzten Hochebene, die von der „wüthenden“ Neiße, welche in die Katzbach geht, von Süden nach Norden durchschnitten wird. Die genannten beiden Gebirgswasser, gewöhnlich nur unbedeutende Bäche, waren jetzt in Folge massenhaften Regenfalls zu reißenden Strömen angeschwollen, ein Umstand, welcher den Franzosen sehr verderblich werden sollte. Auch am 26. goß es Vormittags wieder in Strömen. Morgens hatte Blücher die Meldung erhalten, der Feind sei in Bewegung und rücke vor. Noch um 11 Uhr jedoch hielt man diese Bewegung im Hauptquartier zu Brechtelshof für eine bloße Erkundung. Wäre und bliebe dem so, sollte um 2 Uhr der Vormarsch der Armee nach der früheren Anordnung weitergehen, so zwar, daß Langeron links auf die goldberger Anhöhen jenseits der Katzbach vordränge, Sacken rechts den Feind bei Liegnitz auf- und festhielte, York in der Mitte bei Kroitsch und Dohnau die Katzbach überschritte. „Ei, ja wohl — brummt der Essigblicker — lieber meinen Degen zerbrechen als über die Katzbach gehen!“ Der Degen wurde nicht zerbrochen, aber es ist sicher, daß York's Zögern, gestützt auf die Meldungen, welche von seiner Vorhut über die Bewegungen des Feindes eingingen, Vieles zur glücklichen Wendung des Tages beigetragen hat. Denn es war sehr Viel daran gelegen, daß die verbündeten Harste noch von ihrer Stellung auf der Hochebene aus den Stoß auf den mühsam dieselbe hinanstrebenden Feind führen konnten.

Macdonald's Plan war, mit seinem Gewalthaufen in der Stärke von etlichen 80,000 Mann über die Katzbach zu gehen, dann die wüthende Neiße zu überschreiten und auf Jauer loszudrücken, welcher Punkt für seine drei Kolonnen das gemeinsame Operationsziel abgab. Zur Rechten marschirte Lauriston, zur

Linken Souham, im Centrum der Marschall selbst. Demnach stand dem Ersten entgegen Langeron, dem Zweiten Sacken, dem Dritten York, bei dessen Harst heute Blücher selber sich befand. Um die 10. Morgenstunde leitete Geplänkel den Zusammenstoß ein. Die preußischen Vortruppen wurden von dem linken Ufer der Katzbach auf das rechte zurückgedrängt, der Feind folgte in Massen, drückte jene auch über die wüthende Neiße zurück und begann dieselbe zu überschreiten, in der sorglosen Ueberzeugung, überall nur auf einen weichenden Feind zu stoßen, weil der wellenförmige Boden, der dampfende Nebel und strömende Regen die zum Angriff bereite Aufstellung der Verbündeten verbarg, und mehr noch, weil der ungehorsame Langeron in der That Miene machte, seinem Gegner Lauriston eiligst das Feld zu räumen, während Sacken dagegen auf den Angriffsbefehl Blücher's erwiderte: „Antworten Sie dem General: Hurrah!“ und bei Eichholz mit dem Feuer seiner Zwölfpfünder den Kampf gegen die Franzosen vortheilhaft eröffnete. Als das Vorgehen derselben die frühere Ordnung der Angriffsbewegung auf Seiten der Verbündeten zwecklos machte, war Blücher's Entschluß rasch gefaßt. Angesichts des über die wüthende Neiße vordringenden Feindes beschloß der Alte, eine gute Anzahl desselben auf die Hochebene heraufkommen zu lassen, dann seine Schlachthaufen auf ihn zu werfen und ihn also die steilen Abhänge hinabzustürzen. Ohne Rücksicht auf das, was etwa von Liegnitz her, wohin Macdonald zwei Infanteriedivisionen und ein Reiterkorps entsandt hatte, um ebenfalls gegen und über die Katzbach vorzudringen, geschehen könnte, den Feind, welchen man vor sich hatte, frischweg anzugreifen, dieser Entschluß muß unbedingt als der eigentliche Motor und Faktor der Katzbachschlacht angesehen werden. Dies Verdikt kommt aus dem Wahrheitsmund von Seherin Historia. Die Blücher-Legende dagegen hat die Sache etwas anders gefaßt, aber ebenso sinnig als lakonisch. Der heldische Greis sei an der Fronte des aufmarschirten York'-

schen Korps hinuntergesprengt, dann habe er sich an die Spitze desselben gestellt, habe den Säbel gezogen, mit der Spitze desselben auf die über die wüthende Neiße defilirenden feindlichen Massen gewiesen und mit den Worten: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber — Vorwärts!" das Zeichen zum Angriff gegeben, welcher so erfolgreich geschehen, daß dem im heißesten Gewühle mit brennender Pfeife behaglich sich Tummelnden die Soldaten bald hätten zurufen können: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!"

In Wahrheit, es ging gut, sehr gut. Denn das Ende vom glorreichen, unter Geschützbrummbaßtönen hauptsächlich mit Bajonnetten und Gewehrkolben intonirten, in vier Strophen (will sagen Gefechtsakte) getheilten Katzbachliede war dieses, daß Gneisenau um Mitternacht zu Brechtelshof sich hinsetzen und an den Grafen Münster schreiben konnte: „Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Disposition zum Angriff gemacht und wollten sie eben in Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Kolonnen seien gegen uns über die Katzbach im Anrücken. Schnell änderten wir unsern Angriffsplan, verbargen unsere Kolonnen hinter sanften Anhöhen, zeigten nur unsere Avantgarde und stellten uns, als ob wir in die Defensive verfielen. Nun drang der Feind übermächtig vor. Auf einmal brachen wir hervor. Einen Augenblick war das Gefecht im Stillstand. Wir brachten mehr Kavallerie ins Gefecht, zuletzt unsere Infanteriemassen, griffen die feindlichen mit dem Bajonnett an und stürzten sie den steilen Rand der Katzbach hinunter. Der General Sacken hat uns vortrefflich unterstützt." (Blücher selbst äußerte am folgenden Tage in seiner neidlos-anerkennenden Art: „Wir verdanken dem Sacken sehr viel. Seine Zwölfpfünder auf den Höhen von Eichholz erleichterten uns die Arbeit und seine Kavallerie in Sebastiani's Rücken vollendete den Sieg. Den Mann laßt uns in Ehren halten!") — „Nicht so der General Langeron. Er hatte eine ungeheuer starke Po-

sition und wollte sich dennoch nicht schlagen. Er verlor einen Theil seiner Stellung durch Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgedrungenen Feind in den Rücken gingen, retteten wir ihn.“ Den in völliger Auflösung fliehenden Heerestrümmern Macdonald's als energischer Verfolger an die Fersen sich heftend, konnte Blücher in einem am 1. September zu Löwenberg an seine Truppen erlassenen Tagsbefehl die Summe des Sieges vom 26. August also ziehen: „In der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen. Unaufhaltsam schrittet ihr vor. Eure Bajonnette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr angeschwollene Flüsse und Bäche durchwatet. Ihr littet Mangel an Lebensmitteln und zum Theil an Bekleidung, ihr hattet mit Kälte, Näße und Entbehrung zu kämpfen und dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hochlobenswerthes Betragen! 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, Feldschmieden und Proviantkarren, 3 Generale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andere Offiziere, 18,000 gefangene Soldaten, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, welche euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber gestanden, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonnette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen: sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde.“ Und noch unverhältnißmäßig größer als der materielle ist der moralische Gewinnst dieses Sieges gewesen. Er war der erste entscheidende, auf deutschem Boden der französischen Macht abgerungene. Trotz seines Regenwolkendüsters ein weithin leuchtender, ein tröstlich

hell klingender, dieser Katzbachtag. In Blücher's Feldherrnleben ein rechter Glanz- und Jubeltag, welcher zur Beschämung der Neider und Nörgeler zeigte, daß der Alte zur entscheidenden Stunde aus einer vorsichtigen Vertheidigung meisterlich-kühn zum Angriff überzugehen verstehe [35]).

Spät am Abend des 28. August trat der dienstbeflissene sächsische Kriegsminister Gersdorf zu Dresden in das Kabinett des von Pirna zurückgekehrten Empereur. Nicht als ein Glücksbote; denn seine Kundschafter hatten ihn in den Stand gesetzt, die erste Meldung von Macdonald's Niederlage zu bringen. Am folgenden Tage kam die berühmte Depesche des Marschalls: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus!“ Die Hiobspost wurde vorerst geheim gehalten, bis die mit Bestimmtheit erwartete Vollendung des dresdener Sieges durch Vandamme den Katzbachschaden gutgemacht hätte. Auch sandte, wie aus einer an Berthier erlassenen Ordre unwiderleglich erhellt, an diesem 29. August (oder schon am Tage zuvor?) Napoleon den Adjutanten Galbois in geheimer Mission in's östreichische Hauptquartier, um die Beziehungen wieder aufzunehmen, die er noch immer mit Oestreich, d. h. mit Metternich unterhielt („les communications que j'ai avec l'Autriche“). Aber an demselben und dem folgenden Tage ward bei Kulm der allianzkittende Widerscheidewassertrank gebraut, welcher Galbois' Sendung zwecklos machte. Als die Nachricht von der Vernichtung Vandamme's einlief, gab es im Palais Marcolini sehr lange Gesichter und selbstverständlich mußte der geschlagene General Alles verschuldet haben. Es sei unbegreiflich, hieß es jetzt, daß sich derselbe nach Böhmen habe „hineinziehen“ lassen. Und doch war ihm der Marsch dahin am 28. August von dem Empereur mittelst einer zwischen Pirna und Dresden im Reisewagen ausgefertigten Ordre ausdrücklich und bestimmt befohlen worden und hatte Berthier am Abend des 29. noch siegesgewiß an Murat geschrieben, Vandamme marschire auf Teplitz [36]). Aber wie hätte auch nur

ein Funke von Wahrheitsgefühl in der Seele eines Kaiserwahnsinnigen glimmen können, welcher, je bedrohlicher die Verhältnisse für ihn sich gestalteten, nur um so starrsinniger an der fixen Idee, der Weltherr zu sein, festhielt und daher mehr und mehr in Gefahr gerieth, nicht allein als Politiker, sondern auch als Feldherr alle seine Ziele zu verfehlen, während er alle zumal erreichen zu können wähnte? Jetzt, wo durch die eigene, aus seiner hochmüthigen Sicherheit entsprungene Verschuldung des Zwingherrn der gleichzeitig gewollten Erreichung von drei Zielen: Eroberung von Berlin, Unschädlichmachung Blücher's und Vernichtung der verbündeten Hauptarmee, die drei Schlagbäume Großbeeren, Katzbach und Kulm vorgezogen worden waren, mußte, da bei sothanen Umständen der „Stern“ nicht wohl behelligt werden konnte, die leichthandirliche „Taschenprovidenz“, der liebe Nothhelfer und Allerweltssündenbock Zufall herhalten. „Enfin — sagte der Empereur nach Empfang der kulmer Hiobspost zum Duc de Bassano — dies ist der Krieg! Am Morgen hoch oben und am Abend tief unten. Vom Triumph zur Niederlage ist oft nur ein Schritt.“ Dann beugte er sich über seine ausgebreiteten Karten, versank in düsteres Brüten und murmelte Verse, in welchen die Genialität Voltaire's zu der Trivialität sich verflacht hat, die knabenhafte Weisheit zu predigen, daß die Zufälligkeiten der Stunde und des Augenblicks in höchster Instanz die Geschicke der Staaten bestimmten — („J'ai toujours reconnu, qu'en chaque événement le destin des états dépendait d'un moment“).

Drittes Kapitel.

Wartenburg.

Ein auszeichnendes Merkmal von Blücher's Feldherrlichkeit ist gewesen, daß er, sicher des Besitzes aller großen Charaktereigenschaften eines Heerführers, um den Mangel an untergeordneten sich nicht grämte. Gerade dies war es, was ihn über Hindernisse, vor welchen Besitzer untergeordneter Feldherrngaben zweifelnd oder verzweifelnd innehielten, mit einer gewissen großartigen Unbekümmertheit wegschreiten ließ. So auch nach dem Katzbachsieg, wo der jugendfrische Alte schlechterdings seinen Grundsatz, daß man einem geschlagenen Feind keine Zeit „zum Verschnaufen" gönnen dürfe, sondern ihm vielmehr — wie er sich husarenlateinisch ausdrückte — „stante pene alleweile auf dem Buckel sitzen müsse" [37]), trotz Alledem und Alledem tüchtig bethätigt sehen wollte. York und Andere brummten, das sei unmöglich, und in Wahrheit hatten sie Grund zu solchem Gebrumm: — das siegreiche schlesische Heer war furchtbar mitgenommen und zwar lange nicht so sehr durch die Schlacht selbst als vielmehr durch die zuvor und hernach ausgehaltenen Strapazen. Empfing doch, beispielsweise zu reden, am 29. August der York zu Leisersdorf von dem ihm unterstellten General Horn, also von keiner Zierpuppe wahrlich, die Meldung, ganze Landwehrbataillone wären nur noch 100 Mann stark und auch diese „so ausgehungert und

abgemattet, daß sie nicht mehr marschiren könnten." Aber der Gebhart Lebrecht wollte vom Anhalten und Stillstehen Nichts wissen. „Bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes — ließ er am 31. August aus Hohlstein an York schreiben — kommt es gar nicht darauf an, mit geschlossenen Brigaden oder auch nur Bataillonen zu marschiren. Was zurückbleibt, bleibt zurück und muß nachgeführt werden. An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren; denn wenn man so große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen. Eine Vernachlässigung in Benutzung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgethan werden konnte"[38]).

Am 2. September, an welchem Tage die Vorhut der blücher'schen Armee bis an die Neiße, an die zahme nämlich, gelangt war, gab es im Hauptquartier ein bedenkliches Kopfschütteln und ging die Donnerwetter-Orgel des Alten heftig. Kam da nämlich der östreichische Major Fürst Wenzel Lichtenstein daher, aus Böhmen über den Isarkamm, Greifenberg und Lauban, mit einer schwarzenbergischen Depesche im Gurt, deren Inhalt der Wind war, welcher den Blasebalg besagter Orgel aufblies. Ein fürsichtiger Generalissimus hatte nämlich nach der Niederlage bei Dresden für nöthig erachtet, vor Allem dem böhmischen Heere neue Kräfte zuzuführen, und so hatte er am Morgen des 30. August, als bereits die Wendung der Dinge bei Kulm eingeleitet war, den genannten Eilboten an Blücher entsendet, mit dem Begehren, der Obergeneral der schlesischen Armee sollte diese sofort auflösen. Denn Anderes bedeutete es doch wahrhaftig nicht, wenn Schwarzenberg verlangte, daß Blücher von seinen vorausgesetzten 80,000 Mann nicht weniger als 50,000 linksab schwenken und zum böhmischen Heere stoßen lassen sollte[39]). Das hieß im Grunde den trachenberger Kriegs-

plan ganz aufgeben und gerade die Armee der Verbündeten, welche den ersten entscheidenden Schlag gethan hatte, vom Kriegstheater verschwinden machen oder wenigstens zu einer armseligen Statistenrolle herabdrücken. Der Gebhart Lebrecht war aber zum Statisten nicht gemacht und er weigerte sich daher, dem Ansinnen Schwarzenberg's zu entsprechen. Zum großen Glück des Widernapoleonismus, ohne Zweifel; denn wäre Blücher durch Vereinigung der Hauptmasse seines Heeres mit dem böhmischen in eine untergeordnete Stellung zurückgedrängt worden, so hätte die ganze Kriegsführung der Verbündeten ihren Nerv, den vorwärts drängenden und energisch treibenden Willen verloren. Daß dieser beim Blücher war, vermag nur jene schäbige Bornirtheit zu leugnen, welche weder ein humanes noch ein nationales Bewußtsein und Gewissen hat, sondern höchstens ein östreichisches, preußisches oder reuß-greiz-schleiz-lobensteinisches, und weder von gesundem Menschenverstand noch von geschichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit weiß. Wer hievon weiß, wird nicht anstehen, zu sagen, daß Schwarzenberg zu seinem befremdlichen Ansinnen nicht etwa nur durch „Zaghaftigkeit“ bewogen worden sei. Nein, er hat vielmehr dieses Ansinnen, und zwar sicherlich nicht ohne Billigung des Czaren Alexander, gestellt, weil er nach der dresdener Niederlage einen konzentrischen Angriff Napoleon's auf Prag befürchtete und zur Abwehr desselben nicht genug Truppen vereinigen zu können glaubte.

Blücher also sandte den Fürsten Wenzel mit einer ablehnenden Antwort nach Böhmen zurück. Er begnügte sich aber damit nicht, sondern schickte seinerseits den gescheiten und diplomatisch-gewandten Major Rühle von Lilienstern zu dem Czaren, um diesen nicht nur von der Unthunlichkeit des schwarzenbergischen Ansinnens zu überzeugen, sondern auch für einen blücher'schen Plan zu gewinnen, dessen Ausführung auf den Weitergang des Krieges von entscheidendem Einfluß gewesen ist. Rühle hatte den Auftrag, dem Czaren vorzustellen, daß es, statt

die schlesische Armee aufzulösen, viel zweckmäßiger sei, zur Verstärkung der böhmischen das russische Reserveheer, welches Bennigsen in Polen gesammelt hatte, möglichst rasch heranzuziehen. Man hat dann auch im großen Hauptquartier in Böhmen, wo ja inzwischen die dresdener Angst beschwichtigt worden war, die Richtigkeit dieser Ansicht eingesehen. Bennigsen erhielt Befehl, mit seinen 57 bis 60,000 Mann sich hinter der schlesischen Armee wegzuziehen, um über Zittau und Leitmeritz zum böhmischen Heer zu stoßen, was er am 26. September, wo er in die Nähe von Teplitz gelangte, glücklich bewerkstelligte. Ferner hatte Blücher's Sendling dem Russenkaiser eine vertrauliche Mittheilung von höchster Wichtigkeit zu machen. Der Alte war nämlich durch seine Waffenbrüder Bülow und Tauenzien vergewissert worden, daß die schielende Politik des Zweiächslers Bernadotte denselben, solange er auf einem abgesonderten Kriegstheater befehligte, niemals zu einem thatkräftigen Vorschreiten gegen die Franzosen kommen lassen würde, und demzufolge war man im blücher'schen Hauptquartier auf den vortrefflichen Gedanken gekommen, mit der schlesischen Armee, welche ja auf dieser Seite der Kriegsbühne so eben durch die aus Polen gekommene bennigsen'sche ersetzt würde, eine große Rechtsabschwenkung nach der Elbe zu unternehmen, dadurch mit der Nordarmee in Verbindung zu treten, den ewig zaudernden Piaffeur mit über den Strom zu ziehen, Napoleon in Flanke und Rücken zu bedrohen und also zu zwingen, seine bislang hartnäckig behauptete Elbestellung aufzugeben [40]). Alexander, obzwar seine angeborene Unklarheit zu dieser Zeit unter unseligen Einflüssen mitunter bereits bedenklich zu niflheimern begann, wollte freilich auf den Kronprinzen von Schweden, auf welchen er dermalen noch große Stücke hielt, Nichts kommen lassen. Indessen, da seit den letzten Tagen des Augusts und den ersten des Septembers Alles gut sich anließ und er zum Blücher ein großes Vertrauen hatte, so stand er nicht an, den blücher'schen Plan zu billigen, wennschon er noch

in einem Schreiben vom 25. September, welches der Alte am 29. empfing, als er bereits bis Elsterwerda vorgedrungen war, dringend forderte, daß dieser fortwährend seine Operationen nach denen der Hauptarmee einrichten und es sein vornehmstes Bestreben sein lassen müßte, zu verhindern, daß Napoleon Zeit und Gelegenheit fände, seine Massen auf einen Punkt zu werfen[41]). Man sieht, das Fabius-Cunctator-Spiel war im großen Hauptquartier noch immer obenauf. Der Gebhart Lebrecht ist aber glücklicher Weise Keiner gewesen, welcher die Zahl der Cunctatoren vermehrte, sondern jetzo, d. h. in den letzten Septembertagen, wo ihm sein dem Genie nahekommender Instinkt sagte, daß die Katastrophe herannahe, von Tag zu Tag mehr ein Voran- und Drauflosgänger. Charakteristisch erscheint übrigens, daß bei Gelegenheit der Sendung Rühle's nach Böhmen, wie so oft in diesem ganzen Kriege, die preußischen Generale den eigenen König stillschweigend übergingen. Sie kannten ihren Rex Infinitivus ...

In denselben letzten August- und ersten Septembertagen, welche die Zuversicht der Verbündeten mächtig stärkten und das widernapoleonische Bündniß fester kitteten, hoben die Geschicke lastender auf den großen Glücksssoldaten zu drücken an. Wären seine Ohren von dem Unrath sklavischer Schmeichelei nicht undurchdringlich verstopft gewesen, er hätte das näher und näher kommende Schreiten der Nemesis vernehmen müssen. In Wahrheit, der schwarze Wolkensaum des Mantels der nahenden Rächerin verdunkelte den Blick des napoleonischen Genius mehr und mehr. Prosaisch zu reden, der Mann befand sich in bitterlicher Verlegenheit und hatte die frühere Spannkraft seines Wollens und die Sicherheit seines Thuns größtentheils eingebüßt. Er spürte, wie das kolossale Netz, welches die Verbündeten um den Völkerjäger hergebreitet hatten, mehr und mehr sich verengte; aber der Trotznagel des Kaiserwahnsinns hielt ihn noch immer zu Dresden fest, weil er nicht ablassen wollte, sich vorzulügen, er würde von diesem Mittelpunkt in vormaliger

Wetterstralsweise nach allen Richtungen zugleich siegreich ausfahren können. Auch die betrübsame Musterung seiner Streitkräfte, als er dieselben nach den Schlägen von Großbeeren, Katzbach und Kulm wieder organisirte, machte diese tolle Phantasmagorie nicht verschwinden. Es war nach dem Scheitern von Oudinot's Unternehmung gegen Berlin seine Absicht gewesen, selber gegen die Nordarmee der Verbündeten zu marschiren und die Wegnahme der preußischen Hauptstadt zu erzwingen. Nach der Niederlage Macdonald's aber schien es ihm das Nothwendigste, dem vordringenden Blücher in eigener Person entgegenzutreten. Doch sollte darum die Expedition in nördlicher Richtung nicht aufgegeben werden. Dank dem elenden Benehmen des Monsieur le Piaffeur hatte sich Oudinot gemächlich vom Schlachtfeld von Großbeeren in das verschanzte Lager bei Wittenberg zurückziehen können, um hier am 3. September seinen Kommandostab an den Marschall Ney abzugeben, welchen der Empereur mit der Führung des zweiten Unternehmens gegen die Nordarmee beauftragte und der am 5. September an der Spitze von 65 bis 70,000 Mann seine Angriffsbewegung begann. Napoleon selbst brach am 3. September von Dresden nach der Lausitz auf, mit überlegener Macht dem Sieger von der Katzbach entgegenrückend, in der Hoffnung, derselbe werde sich, von seinem Siege aufgeblasen, verleiten lassen, mit der napoleonischen Uebermacht eine Schlacht einzugehen, etwa bei Bautzen. Ueberall auf seiner Straße begegneten dem Empereur die aus Schlesien kommenden Flüchtlinge, „waffenlos, im bunten Gemisch, mit bleichem Angesicht.“ Die Armen wurden förmlich aufgefangen und sogleich an der Straße neugeordnet. Wagen kamen herbei, welche aber nicht, wie die Hungernden hofften, mit Brot, sondern mit Gewehren gefüllt waren, die man ihnen aufzwang. Die gewollte Schlacht aber fand der Schlachtenvirtuos nicht.

Denn Blücher, Wunsch und Absicht des Feindes errathend, hielt zwischen Görlitz und Bautzen seine Kolonnen an, und nachdem

er sich vergewissert, daß er es unzweifelhaft mit überlegenen Streitkräften zu thun habe, wich, dem Grundgedanken der ganzen Kriegsführung der Verbündeten gemäß, der „blinde Dreinstürmer“ am 5. und 6. September unter mit ruhiger Festigkeit bestandenen Nachhutsgefechten über den Queiß zurück, nach Böhmen ins große Hauptquartier meldend: „Ich weiche einer Schlacht aus. Sollte der Feind über Zittau nach Böhmen gehen, so werde ich, im Fall er nicht eine zu große Macht gegen mich stehen läßt, diese angreifen und nach Böhmen folgen.“ Dem Empereur mußte sich die Gewißheit aufdringen, daß der „alte Husar“ planmäßig handle und dadurch s e i n e n Plan vereitelt habe. Aeußerst verdrossen ging er am 5. September von Hochkirch aus noch eine Strecke vorwärts, ritt dann, während rechts und links brennende Bauernhöfe die zügellose Verwüstungssucht seiner Garden bezeugten, querfeldein zu einer verlassenen Meierei, stieg ab, setzte sich auf ein Bündel Stroh und versank in ein langes und peinliches Hinbrüten, dessen Resultat war, daß ein weiteres Vorgehen gegen Blücher zwecklos wäre. Er wandte sich daher noch am Abend desselben Tages mit den Garden gegen Dresden zurück, wohin dringende Mahnungen des Marschalls Gouvion Saint-Cyr ihn riefen, weil das verbündete Hauptheer abermals aus Böhmen vorzubrechen Miene mache. Man sieht, die „Zwickmühle,“ von welcher Knesebeck in Trachenberg gesprochen, begann den Zwingherrn allmälig immer unangenehmer zu zwicken. Kaum war er aus der Lausitz weg, so nahm der unermüdliche Alte die unterbrochene Vorschrittsbewegung wieder auf, drängte den gegen ihn stehen gebliebenen Seiltänzerkönig von Neapel nach Bautzen und von da nach Bischofswerda zurück und nahm am 15. September in der erstgenannten Stadt sein Hauptquartier, voll Ungeduld des Entscheides über seine endgültig in Form einer Note von Gneisenau entworfenen, an den Czaren gerichteten und aus Herrnhut am 11. September ins große Hauptquartier geschickten Vorschläge har-

rend. Napoleon erhielt inzwischen am Morgen des 7. Septembers zu Stolpen eine erste unbestimmte Kunde von Ney's Niederlage bei Dennewitz. Jedoch schien es dringlicher, zunächst nicht nach Norden, sondern südwärts nach Böhmen zu blicken. Am Abend des folgenden Tages befand er sich zu Dohna im Hauptquartiere des Marschalls Gouvion, welcher die aus den Pässen des Erzgebirges hervorgekommenen Vortruppen der böhmischen Armee wieder gegen dieselben zurückgetrieben hatte. Hier in Dohna empfing der Empereur aus dem Munde eines Adjutanten Ney's die ausführliche Meldung über die dennewitzer Katastrophe. Es verdient bemerkt zu werden, daß er sich nicht explosivisch äußerte, sondern mit ungewohnter Milde die Niederlage des Marschalls auf die Schwierigkeiten schob, welche nur Wenige zu würdigen verständen. „Ich will — fügte er hinzu — wenn ich nur einmal erst zur Ruhe gekommen, ein großes Werk über die Theorie des Krieges schreiben, in welchem ich die Prinzipien der Kriegsführung mit solcher Bestimmtheit entwickeln werde, daß man daraus das Kriegführen lernen kann, wie man jede andere Wissenschaft zu erlernen vermag." Am nächsten Morgen ließ er sich dann von dem Marschall zu einem Versuch bereden, gegen Böhmen vorzugehen. Er kam persönlich bis Ebersdorf, von wo er ins teplitzer Thal hinab und daselbst die zwischen Kulm und Teplitz in zwei gewaltigen Schlachtlinien aufgestellte Armee der Verbündeten sah. Sorgumdüstert, wie er war, schien es ihm nach den letzten Vorgängen auf den übrigen Kriegsschauplätzen unthunlich, auf dieser Seite einen Alles an Alles setzenden Hauptwurf zu wagen, d. h. die böhmische Armee ernstlich anzugreifen. Einstweilen hielt er es für ausreichend, die wieder in seine Gewalt gerathenen Pässe des Erzgebirges — bei einem der Kämpfe dieser Tage wurde der tapfere Reiteroberst Blücher von polnischen Ulanen der Kaisergarde verwundet und gefangen — durch das Korps des Generals Lobau besetzen zu lassen, und kehrte dann nach Pirna zurück[12]). Er erfuhr da

wenig Tröstliches. Die gegen Blücher stehenden Heertheile unter Murat und Macdonald waren aus der Lausitz bis auf wenige Meilen ostwärts von Dresden zurückgewichen und der bis zur Elbe zurückgeschlagene Ney, welchem der Empereur sagen ließ, er bereite eine abermalige Unternehmung gegen Berlin vor, ließ zurückmelden, diese Unternehmung werde kaum möglich sein; er wenigstens, der Marschall, habe kaum noch 36,000 Mann und zwar seien diese Truppen theils entmuthigt, theils im Stillen feindselig gesinnt, nämlich die rheinbündischen.

So kleinlaut war zu dieser Zeit selbst „le brave des braves" geworden, nachdem er sich mit seinen 65 oder 70,000 Mann bei Dennewitz von 40,000 Preußen, worunter 16,000 Mann Landwehr, furchtbar hatte schlagen lassen. Diese Schlacht, in noch höherem Grade als die von Großbeeren gegen den Willen ihres Oberbefehlshabers Bernadotte von den preußischen Generalen der Nordarmee geschlagen und gewonnen, ist eine glänzendste preußische Ehrenschlacht, welche durch ein günstiges Vorzeichen eingeleitet wurde. Denn gerade, als der erste Kanonenschuß fiel, traf ein Feldjäger aus dem blücher'schen Hauptquartier ein mit der Meldung vom Katzbachsieg. Ney, ungewarnt durch das Schicksal Oudinot's und nur daran denkend, daß er es mit dem piaffirenden Eidevant-Kollegen zu thun habe, wurde, ganz sorglos vorwärts marschirend, zu seiner nicht geringen Ueberraschung bald gewahr, daß er es eigentlich nicht mit bloß kabriolisirenden Leuten zu thun habe. Um die 9. Morgenstunde des 6. Septembers stieß der Marschall bei Jüterbogk auf Tauenzien und es hob die dennewitzer Schlacht an, deren Haupt- und Entscheidungsmomente diese gewesen sind: — die ruhmvoll zähe Behauptung seiner Stellung vor Jüterbogk durch den genannten preußischen General gegen einen mit großer Uebermacht geführten Angriff; sodann das rechtzeitige Heranrücken Bülow's zur Unterstützung seines Waffengefährten und zum Stoß auf die linke Flanke des Feindes; endlich, nachdem der Kampf heiß und blutig und von

den Preußen stets gegen die große feindliche Ueberlegenheit stundenlang aufrecht gehalten um den Besitz der Dörfer Niedergöhrsdorf, Göhlsdorf und Dennewitz sich gedreht hatte, das Erscheinen Borstell's, welcher dem furchtbar ringenden Bülow zu Hülfe eilte und den Sieg entschied. Aber wo war und was that inzwischen der große Feldherr und Kriegsheld aus der Gaskogne? O, der war mit seinen Schweden und Russen zu Lobessen und that piaffiren. Als der Kanonendonner endlich gar zu unangenehm laut von Dennewitz herüberschallte, konnte er freilich nicht umhin, mit dem Gros seiner Armee sich in Bewegung zu setzen und sich sachte, sachte nach der Walstatt ... bewahre, sondern nach dem eine Meile davon entfernten Eckmannsdorf aufzumachen, wo weit und breit kein Feind zu sehen war. Da blieb er in großartiger Feldherrnruhe unthätig stehen. Umsonst ging ihn Bülow dringend um Beihülfe an. Alles, was Bernadotte that, war, daß er dem preußischen General sagen ließ, er solle die Schlacht verloren geben; denn einen andern Sinn konnte es doch unmöglich haben, wenn der Gaskogner verlangte, die Preußen sollten sich auf Eckmannsdorf zurückziehen und daselbst hinter den Russen und Schweden aufstellen. Noch mehr, als Borstell, der Aufforderung Bülow's und dem eigenen Eifer gehorchend, von Kropstädt und Köbenig her dem Schlachtfelde zueilte, ließ ihm der Piaffirer von Obergeneral den Befehl zugehen, ihm bei Eckmannsdorf sich anzuschließen, d. h. seine preußischen Waffenbrüder zu Grunde gehen zu lassen. Allein der muthige Borstell gab zur Antwort: „Bülow steht im heftigsten Feuer; es ist meine Pflicht, ihm Hülfe zu bringen!“ und brachte sie. Dann, als der Sieg der preußischen Waffen entschieden war, marschirte die kronprinzlich-schwedische Hoheit dem Schlachtfelde etwas näher und gaskognerte: „La bataille est gagnée; j'arrive avec quarante bataillons. Dites au général Bulow, qu'il se retire en seconde ligne.“ Gewonnen allerdings war die Schlacht, ohne nicht nur, sondern trotz ihm; aber mit

der Einbuße von 204 todten und verwundeten Offizieren und 5989 gebliebenen und verwundeten Soldaten hatten die Preußen den Sieg erkauft. Der Feind verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf der Walstatt und auf der Flucht gegen Torgau zu mehr als 20,000 Mann, 80 Geschütze, 400 Wagen, 4 Fahnen und alles Gepäck. „Ich bin völlig geschlagen (j'ai été battu complêtement) — schrieb Ney am 7. September seinem Gebieter — und weiß nicht, ob meine Armee sich wieder zusammengefunden hat. Ihre linke Flanke ist offen, nehmen Sie sich in Acht. Ich glaube, es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen." In einer ergänzenden Meldung des geschlagenen Marschalls kam der bedeutsame Satz vor: „Die Haltung (le moral) der Generale und der Offiziere im Allgemeinen ist sehr erschüttert und in den Rheinbundstruppen regt sich ein böser Geist" — d. h. in diesen unglücklichen Deutschen regte sich mehr und mehr das Gefühl ihrer schmachvollen Lage. Zweiächsler Bernadotte benützte in seiner Weise den Sieg der Preußen dazu, drei Tage lang in vollständiger Unthätigkeit auf der Walstatt stehen zu bleiben, wodurch Ney Muße zu dem Versuche gewann, seine Heertrümmer hinter der Elbe wieder zu sammeln[43]). Uebrigens muß, um den Schweden gerecht zu werden, gesagt werden, daß es unter ihnen immerhin Männer gab, welche mit ihrer „schonenden" Verwendung durch den Kronprinzen keineswegs zufrieden waren. Sagte doch der tapfere General Adlerkreutz nach der Schlacht von Dennewitz dem General Pozzo di Borgo, welcher von dem Czaren als Aufpasser und Antreiber in Bernadotte's Hauptquartier gesendet worden war, in Gegenwart des englischen Agenten Thornton, daß bei Dennewitz, wie vorher bei Großbeeren, die französische Armee vollständig vernichtet worden wäre, wenn die Schweden und Russen zur rechten Zeit gehandelt hätten. Der schwedische General und mehrere seiner Landsleute waren geradezu „wüthend" über die schmähliche Rolle, welche man sie spielen ließ. Der Gaskogner aber verrieth trotz

seiner Pfiffigkeit in jenen Tagen mehrmals die ihn bewegenden Hintergedanken. Thornton hörte ihn sagen: „Unbegreiflich, mit welcher Liebe der schwedische Soldat für die gefangenen Franzosen sorgt. Welcher Instinkt!“ Die Berichte des englischen Agenten werfen überhaupt manches Streiflicht in das Dunkel und Gemunkel hinter den Kulissen des Kriegstheaters. So, wenn Thornton an Lord Castlereagh berichtete: „Ich habe den positiven Beweis, daß der General Moreau in die Restauration der Bourbons eingewilligt hatte und sie vielleicht mit gefördert hätte.“ (Also schon damals, schon im September von 1813 dachte man an diese Restauration!) „Der Tod Moreau's ist jetzt ein ganz besonders großes Unglück, denn er hat aus den Augen des Kronprinzen (Bernadotte) ein Hinderniß seiner Pläne (auf Frankreich) hinweggeräumt“[44]).

Die beweglichen Wände der „Zwickmühle“ schoben sich jetzo mehr und mehr um „Bony“ zusammen, wie der große Despot in England vertraulich genannt wurde, während ihn die Yankees drüben, um Zeit und folglich Geld zu sparen, kurzweg „Nap“ benamseten. Der babel'sche Thurmbau seines bis in die Wolken erhöhten Kaiserthrons begann zu wanken, weit mehr durch den Wahnwitz des neuen Cäsars als durch die Bemühungen seiner Hasser untergraben. Schon purzelten auch, Vorzeichen des großen Sturzes, links und rechts napoleonische Nebenthrönlein um. Schwager Murat zwar wird unter durch schnöden Abfall vom kaiserlichen Königsmacher erkauftem östreichischen Schutz, d. h. unter dem Schutze des weiland Liebhabers seiner Frau, den Flittertraum seines Seiltänzerkönigthums noch eine Weile fortträumen; aber den armen Pepe hat ein „eiserner Herzog“ Wellington bereits von dem Nadelsitzkissen seines spanischen Thrones weg und über die Pyrenäen herüber geblasen. Und seht, dort bläs't am 28. September ein Kosaken-Hurrah, angestimmt von dem kecken Streifzugführer Czernitscheff, den Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme aus Kassel hinweg. Gar eilig

entfernte sich bei Ankündigung dieses kosakischen Besuchs Se. westphälische Majestät aus der Mitte seiner getreuen Unterthanen, „evasit, erupit, excessit,“ stob davon und hielt erst in Elberfeld an, um sich allda in seiner auf Kosten der Stadt mit Burgunderwein gefüllten Badwanne vom ausgestandenen Kosakenschrecken kümmerlich zu erholen[45]). Derweil zog am 1. Oktober Czernitscheff in Kassel ein und die guten Kasseler und Kasselerinnen küßten im Delirium des Entzückens ihm nicht allein die Hände, sondern auch die Stiefeln, in rührend blindhessischer Unterthanenzärtlichkeit steif und fest behauptend, der Kosakengeneral sei eigentlich ihr „angestammter geliebter“ Kurprinz Wilhelm[46]). Die kosakische Herrlichkeit währte freilich nicht lange. Die Franzosen kehrten noch einmal zurück und mit ihnen Seine wattirte Majestät. Aber schon am 26. Oktober sah der jetzt zum Morgen-Nimmer-Luschtik-Jérôme Gewordene durch „circonstances impérieuses“ — wie sich der westphälische Moniteur zart ausdrückte — sich bewogen, seiner Hauptstadt und seinem Königreich wieder Valet zu sagen und zwar diesmal für immer, verfolgt von dem Hornissengesumm eines zweisprachigen Pasquills[47]). Am 21. November sodann verwirklichte sich die ganze Hochfülle der patriotischen Hoffnungen des getreuen Hessenvolkes. Denn an diesem Tage des Heils, dessen „Entzückungen, Rührungen und Seligkeiten unbeschreiblich waren“ — sagt Augenzeuge Niemeyer — zog der angestammte Landesvater triumphirend in Kassel ein, Wilhelm Seelenverkäufer, der Kurfürst mit dem Zopf und mit dem Kropf. Welche Freuden die getreuen hessischen Unterthanen an ihm, der sofort „die Weltuhr für Hessen um sieben Jahre zurückschob,“ sowie an seinen angestammten geliebten Nachfolgern erlebt haben, ist weltbekannt ....

Der gewandte Rühle hatte sich beim Czaren Alexander seines Auftrags vortrefflich zu entledigen gewußt. Der gneisenau-blücher'sche Plan wurde gebilligt, nur sollte der Rechts-

abmarsch der schlesischen Armee zur Verbindung mit der Nordarmee und zum Elbübergang erst stattfinden, wenn Bennigsen, welcher am 8. September Breslau erreicht hatte, am Fuße des Erzgebirges angelangt sein würde. Blücher und Bernadotte sollten von Osten und Norden her auf den Empereur drücken und dadurch das Hervorbrechen der Hauptarmee aus Böhmen erleichtern. Die Enden des riesigen Heerbogens der Verbündeten sodann mehr und mehr einander nähernd, hoffte man mit Grund, den Feind von der Elbe abzudrängen und ihn zu nöthigen, sofort den Rückzug gegen den Main und Rhein anzutreten oder aber in der großen sächsischen Ebene eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Napoleon konnte sich über diesen Plan seiner Gegner keine Täuschung mehr vormachen; aber noch immer blieb er halsstarrig dabei, zu versuchen, nicht aus der bedrohlichen Zwickmühle herauszukommen, sondern die Wände derselben zurückzuschieben. Prallte er aber gegen die eine vor, so machte sich ihm auf der Seite und im Rücken die Näherschiebung der andern so fühlbar, daß er wieder zurückmußte. Also verlor er die Tage vom 15. bis zum 21. September mit einem gänzlich verfehlten abermaligen Versuch, in Böhmen einzudringen, und als er davon ablassen mußte, begann sich in seinem Hauptquartier „ein dumpfes Schweigen und Mißbehagen“ bemerkbar zu machen. Ebenso mißlang vollständig ein am 22. und 23. September in der Richtung von Bischofswerda gegen Blücher mehr nur eingeleiteter als geführter Stoß, obgleich der Empereur bulletinisch nach Dresden melden ließ: „Que l'ennemi se retire, qu'il va au diable.“ Erbos't und unschlüssig kehrte er dann nach der sächsischen Hauptstadt zurück, um daselbst noch etliche Tage lang auf die Preisgebung irgendeiner schwachen Seite der Verbündeten zu lauern. Als sein Lauern als vergeblich und die Nothwendigkeit des Rückzugs von Stunde zu Stunde mehr und mehr — namentlich in Folge der Meldungen von Blücher's Bewegungen — als unausweichlich sich

erwies, ließ er in seinem Zorn an die Führer seiner Truppen den tatarischen Befehl ausgehen, die östlichen Gegenden Sachsens zur Wüste zu machen, das Vieh mitfortzutreiben, die Feldfrüchte zu vernichten, die Obstbäume niederzuschlagen und die Wälder zu verbrennen. Es war freilich in jenen von dem Krieg furchtbar verheerten Landstrichen nicht mehr Viel zu verwüsten. Auch hatten die entmuthigten französischen Generale weder Lust noch Muße, den kaiserwahnsinnigen Befehl zu vollziehen [48]).

Am 25. September gab Blücher die Anordnungen über den Rechtsabmarsch, mittelst dessen die schlesische Armee sich vor die Nordarmee setzen und dieser voran über die Elbe gehen sollte, an seine Unterfeldherrn aus. Großes Kopfschütteln und Gebrumm; denn der ganze Plan und die Vereinbarung mit dem Kaiser Alexander waren so geheim gehalten worden, daß der in's blücher'sche Hauptquartier als „Dämpfer“ befehligte russische General Thuyl gegen das ganze Unternehmen förmlichen Protest einzulegen sich bemüssigt fand [49]). Natürlich wurden Einreden gegen die beabsichtigte „Preisgebung Schlesiens“ und Proteste gegen die Rechtsschwenkung mit etlichen „Millionen Schock Donnerwetter“ abgefertigt und der Gebhart Lebrecht setzte seine 67,222 Mann, worunter das york'sche Korps in der Stärke von 25,646 Mann, in Bewegung, den klugen Rühle voran zum General Tauenzien nach Liebenwerda sendend, um diesem und Bülow zu melden, daß jetzt die Zeit gekommen, über die Elbe zu gehen, mit dem Kronprinzen von Schweden oder auch ohne denselben. Tauenzien — er hatte 31 Bataillone, 26 Schwadronen und 40 Geschütze — meldete am 27. Septbr. sofort seine Bereitwilligkeit, aber auch, daß General Borstell von Bernadotte Befehl erhalten habe, die bei Elster geschlagene Schiffbrücke wieder abzubrechen, „weil einige feindliche Bataillone der Anlegung eines Brückenkopfs sich widersetzt haben.“ Gerade diesen Punkt, allwo, Wartenburg gegenüber, die Elbe

zwischen der Mündung der Elster und dem nach diesem Flusse benannten Dorfe nach rechtshin einen scharfen Bogen macht, erkannte Rühle auf Grund gneisenau'scher Weisungen als den zur Bewerkstelligung des Uebergangs geeignetsten und hinterließ, da er die Schiffbrücke auf Veranstaltung eines überfürsichtigen Monseigneur le Piasseur bereits abgebrochen fand, in Elster Befehle, Alles zur abermaligen Brückenschlagung vorzubereiten. Dann eilte er in das Hauptquartier Bülow's zu Nudersdorf vor Wittenberg und erhielt die Versicherung, daß der General zum Gedeihen der Unternehmung Blücher's von Herzen mitzuwirken bereit sei. „Aber — sagte Bülow — gehen Sie zum Kronprinzen nach Zerbst hinüber. Ich habe denselben vergeblich angeeifert, unsere bei Großbeeren und Dennewitz siegreichen Waffen auf das linke Ufer der Elbe zu tragen. Vielleicht gelingt es Ihnen besser.“ Machte sich also unser soldatischer Diplomat auf nach Zerbst und wurde von dem Gaskogner ohne Zweifel mit dessen stereotyper Anredeformel empfangen: „Je suis enchanté de vous voir, mon ami. Entendez-vous, mon ami? Adieu, mon ami“ — welche Formel durch alle Aeußerungen Bernadotte's immer wiederkehrend sich hindurchschlängelte wie der bekannte rothe Faden durch das englische Flottentauwerk [50]). Nachdem der Major den Zweck seines Kommens dargelegt, fragte Se. königliche Hoheit: „Und mit wie vielen Truppen will denn der Herr General von Blücher über die Elbe gehen? Entendez-vous, mon ami? Mit 30,000? Adieu, mon ami.“ — „Entschuldigen Sie, Hoheit. Nicht mit 30,000, sondern mit seiner ganzen Armee.“ — „In diesem Falle bin ich entschlossen, mit der Nordarmee die Elbe ebenfalls zu überschreiten. Adieu, mon ami. Der Punkt bei Elster scheint auch mir für den Uebergang der schlesischen Armee der passendste. Entendez-vous, mon ami? Ich werde, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken, von Roslau und Acken aus ernsthafte Demonstrationen unternehmen — Adieu, mon

ami! — und hierauf, sowie ich mit Sicherheit operiren kann, mit meiner ganzen Armee ebenfalls über den Strom gehen. Binnen drei oder vier Tagen wird das, hoff' ich, geschehen können — Entendez-vous, mon ami? — und wir können dann auf dem linken Ufer gemeinsam auf Leipzig marschiren — Adieu, mon ami!" Rühle, wohl wissend, mit wem er es zu thun habe, nahm den Piaffirer beim Wort und ließ sich das so eben Vernommene Schwarz auf Weiß geben, in Form eines Briefes des Kronprinzen an Blücher. Aber man konnte weder auf ein mündliches noch auf ein schriftliches Wort des Gaskogners sich verlassen, weßhalb der in's bernadotte'sche Hauptquartier befehligte General Krusemark an demselben 29. September an Blücher schrieb: — „Bei der Stimmung und den Ansichten des Kronprinzen sehe ich kein anderes Mittel, ihn vorwärts zu bringen, als daß die Bewegungen von Ew. Excellenz Armee ihm nicht länger verstatten, zurückzubleiben." Die Wahrheit ist, daß Zweiächsler Bernadotte sein eben erwähntes Versprechen nur gegeben hatte, weil er des bestimmten Glaubens lebte, der Blücher würde es unter allen Umständen nicht wagen, ohne ihn die Elbe zu überschreiten. Er kannte den Alten schlecht.

Blücher ging entschlossen vorwärts, um so mehr, da ihm Bennigsen unterm 29. September aus Aussig seine Ankunft in Böhmen meldete. Am 1. Oktober traf die schlesische Armee in Herzberg ein, am Tage darauf in Jessen. Hier erhielt der Alte ein Schreiben von Bülow, worin es hieß: „Der Marsch Ew. Excellenz ist schön und kühn. Wir müssen nun aber, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, die Elbe passiren und am linken Ufer mit aller Kraft wirken. Ich hoffe, daß sich eine Gelegenheit finden wird, den Kronprinzen mit fortzuziehen; kann es aber nicht geschehen, so werde ich mich durch die Furchtsamkeit und die egoistische Politik eines Fremdlings nicht abhalten lassen, mit meinem Korps für das allgemeine Beste mitzuwirken, und können Ew. Excellenz auf mich und meine sehr braven Truppen

rechnen." Solcher Waffenbrüder Unterstützung sicher, ließ sich Blücher, am Ufer der Elbe angelangt, nicht dadurch aufhalten, daß er erfuhr, Bernadotte habe zum Uebergang der Nordarmee am 3. Oktober noch nicht die geringste Anstalt gemacht. Er für seine Person wollte mit dem schlesischen Heer an diesem Tage hinüber und er kam hinüber. Gefahrlos freilich war das Unternehmen mit nichten. Man mußte, da Bernadotte in geradem Gegensatz zu seinem Versprechen sich mäuschenstill verhielt, besorgen, der Feind würde mit ungetheilten Kräften dem Uebergangsversuch bei Elster und Wartenburg entgegentreten. Das Dorf Wartenburg, schon von Natur eine feste Stellung, war von den Franzosen mittelst Benützung der Moräste und Uferdämme, wie mittelst Anlegung von Schanzen und Verhauen zu einer Art Festung umgeschaffen worden. Das vierte französische Armeekorps, vom General Bertrand befehligt, hielt dieselbe in der Stärke von 10—12,000 Mann mit 60 Geschützen besetzt; so zwar, daß die Division Morand in Wartenburg selber, die würtembergische Division Franquemont auf dem rechten Flügel bei Bleddin und die italische Division Fontanelli etwas rückwärts bei Globig stand. Die Bodenverhältnisse waren übrigens der Art, daß die Schwierigkeiten eigentlich erst nach Ueberschreitung des Stroms anhoben. Der Feind vermochte nämlich den Uebergang selber kaum ernstlich zu hindern; aber die Verbündeten sahen sich, am Ende der Brücken angekommen, in der Lage, den Feind aus einer festungsähnlichen Stellung vertreiben zu müssen, um auf dem linken Ufer festen Fuß fassen zu können.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober wurden von Elster aus eine preußische Bockbrücke und eine russische Leinwand-Prahmenbrücke über den Strom geschlagen. Der Obergeneral hatte am Abend des 2. von Jessen aus dem York den Befehl zugefertigt, mit seinem Harst zuerst überzugehen, und in der Morgenfrühe des 3. langte der Prinz Karl von Mecklenburg

mit den zwei ersten Brigaden York's in Elster an, von wo ihn Gneisenau über die inzwischen fertig gewordenen Brücken marschiren und gegen Wartenburg vorgehen hieß. York selbst folgte mit seinem ganzen Schlachthaufen. Als er in zwei Kolonnen über die Brücken zog, stimmten die Preußen aus voller Kehle an: „Prinz Eugenius, der edle Ritter, er ließ schlagen einen Brucken, daß man konnt' hinüberrucken mit der Armee wohl vor die Stadt." Drüben hielt der Alte auf seinem Schimmel, heftig rauchend. Das Fußvolk marschirte mit Hurrah an ihm vorüber. Als die schwarzen Husaren kamen, ihre Pferde am Zügel führend, rief er ihnen zu: „Vorwärts, Kinder, und gut ausgehalten! Wer nicht siegt, muß in der Elbe ersaufen, ihr Mordkerle und Schwerenöther! Denn die Brücken lass' ich hinter uns abbrennen." Dazu die Einen: „Hurrah, Vater Blücher!" aber die Andern brummig: „Ei, ja wohl! Daß dich! Nicht nöthig, das Abbrennen! Werden unsere Schuldigkeit thun, ob die Brücke hinter uns steht oder brennt." Worauf der Gebhart Lebrecht: „Na, Kinder, hab' ich was Dummes gesagt? Millionen Donnerwetter! Laßt's man gut sein und nehmt's nicht krumm! War nicht so gemeint, wißt ihr? Kennen einander schon... Vorwärts!"

Und vorwärts ging es, aber hart her ging es dabei. Die Erstürmung von Wartenburg war ein schweres Stück Blutarbeit und ein tapferer Essigblicker York, dem der schwerste Antheil zugefallen, glaubte ausreichende Ursache zu haben, eine höchst verdrüßliche Prise zu nehmen und zu brummen: „Dieser Elbübergang ist wieder ein so unüberlegtes Stücklein, als es nur eins geben kann, und wird schlecht ausfallen." Dann schlug er den Deckel seiner Dose zu und verschritt dazu, das Stücklein gut ausfallen zu machen, so daß der Blücher seinerseits guten Grund hatte, zu sagen: „Der Schwerenöther, der York, ist schwer ins Feuer zu bringen; hab' ich ihn aber mal drin, so ist Keiner besser als er." York ordnete einen kombinirten Angriff

auf Wartenburg, so zwar, daß der Prinz von Mecklenburg auf Bleddin vordringen und nach Wegnahme dieses Dorfes den Feind in der rechten Flanke umgehen, der Oberst Steinmetz aber derweil die Franzosen in der Fronte beschäftigen und der Generalmajor Horn die Verbindung zwischen dem Prinzen und dem rechten Flügel unterhalten sollte, worauf dann, sobald die umgehende Bewegung des Prinzen wirksam geworden, der allgemeine Sturm erfolgen müßte. Allein der Feind vermochte in seinen wohlgedeckten Stellungen alle auf diese Anordnungen basirten Anstrengungen der Preußen blutig zurückzuweisen. Besorgnißvoll sah Blücher das massenhafte Zurückbringen von Verwundeten. Er sprengte zu den Brücken, diesseits welcher sich das inzwischen herübergekommene Korps von Langeron in Gefechtsordnung formirt hatte. Der Alte wollte in eigener Person die Russen ins Treffen führen, um mit überlegenen Massen rechtsher vom „Klinker“ und linksher von Bleddin Wartenburg zu umfassen. Er ritt an die russischen Regimenter heran, forderte den General Kern auf, seine Worte zu dolmetschen, und rief: „Ihr alten Moskowiter, ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt“ — (großes Hurrah!) — „ich werde mich an eure Spitze setzen und ihr sollt die Kerls, die Franzosen, angreifen. Schwerenoth, ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen... Paschol!“ Unter unendlichem Hurrahen setzten sich die „alten Moskowiter“ in Marsch, allein sie kamen nur auf ein bereits ersiegtes Schlachtfeld. Der Entscheidungsschlag war nämlich inzwischen schon gefallen: der tapfere Generalmajor Horn hatte den großen Damm von Wartenburg erstürmt und damit die „Pflaumenschlacht“ gewonnen, welche 12,000 Mann vom york'schen Korps — denn nur diese kamen wirklich ins Gefecht — gegen ungefähr ebenso viele Feinde fochten und zwar mit einem Verlust von 3068 Todten und Verwundeten, worunter 67 Offiziere. Ja, der Horn hatte an dem schwer anzupackenden Ding eine Handhabe gefunden. An der Spitze des

zweiten Bataillons vom Leibregiment, gefolgt vom ersten und vom Landwehrbataillon Reichenbach, ging er durch Sumpfwiesen und Obstbaumpflanzungen gegen den großen Damm vor. Seine Leute waren emsig daran, reife Pflaumen von den Bäumen zu schütteln — daher die „Pflaumenschlacht“ — als Trommeln und Hörner zum Angriff riefen. Als derselbe begonnen hatte, merkte Horn, daß mit Geschieße gegen einen völlig gedeckt stehenden Feind Nichts auszurichten sei, stellte sich an die Spitze seiner Brigade, rief ihr zu: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! Zur Attake Gewehr rechts!“ und vorwärts ging's, den Damm hinan, mit dem Bajonnett dem Feind ins Fleisch. Um 3 Uhr Nachmittags war Alles vorüber und Bertrand mit den Trümmern seines Korps in voller Flucht gen Wittenberg zu. Die Sieger lagerten bei Wartenburg. Als die Truppen Abends einrückten und das erste Bataillon vom Leibregiment an der Stelle vorübermarschirte, wo York mit seinem Stabe hielt, nahm der General den Hut ab und blieb entblößten Hauptes, bis der letzte Zug der braven Stürmer vorbeigeschritten. . . Also war der Rechtsabmarsch des schlesischen Heeres zur Elbe und die Ueberschreitung des Stromes, eine strategische Bewegung von weltgeschichtlicher Bedeutung, vollständig gelungen und wohl durfte sich der Blücher im Saale des Schlosses von Wartenburg mit seinen Generalen siegesfröhlich zum Abendimbiß niedersetzen. Das Siegesmahl verwandelte sich aber so zu sagen in eine „Trauerloge“, aufgethan zum Ehrengedächtniß des großen und guten Scharnhorst, welchem die von ihm so treu vorbereiteten Tage des Sieges zu sehen nicht gegönnt gewesen. Ein Meister vom Stuhl, nahm der Gebhart Lebrecht zum Preise seines dahingegangenen Freundes das Wort und „nie — so hat ein Ohrenzeuge berichtet — nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen. Der unwillkürliche Erguß von Blücher's Rede war ein wunderbares Produkt

dichterischer Begeisterung. Am Schlusse derselben rief er den anwesenden Sohn des verstorbenen Helden zu sich und der Gerufene, dem greisen Redner sich gegenüber stellend, vermochte es nicht, seine Erschütterung zu verbergen [51])..." Bis zum 9. Oktober, an welchem Tage Blücher sein Hauptquartier in Düben hatte, war die Verbindung des ganzen schlesischen Heeres, das in der Stärke von etwa 60,000 Mann den Feldzug jenseits der Elbe fortsetzen konnte, mit der Nordarmee, welche ihr piaffirender Obergeneral wohl oder übel die Elbe ebenfalls hatte überschreiten lassen müssen, vollkommen hergestellt und ließen die bedeutsamen strategischen Folgen hievon nicht lange auf sich warten...

Derweil also durch preußische Waffen, nicht allein vorzugsweise, sondern geradezu nur durch preußische Waffen der Widernapoleonismus auf Walstätten siegte und strategische Erfolge errang, war es Oestreich gegeben, diplomatische Triumphe zu feiern, — Triumphe, welche zugleich Niederlagen für die deutsche Sache gewesen sind. Denn getreu dem despotischen und widerdeutschen Sinne des teplitzer Vertrags, wob die östreichische Diplomatie weiter an dem Leichentuch, welches der Absolutismus über die Völkerhoffnungen werfen wollte. Judas Gentz, dieser elende Knecht seiner Lüste, dieser Feigling, der sich vor dem Tod, vor dem Donner, sogar vor Gänsen fürchtete, vor Gänsen in des Wortes wörtlichster, gänsigster Bedeutung, hat uns verrathen, was in jenen Tagen, wo die genasführten Völker noch für Freiheit und Vaterland sich zu schlagen glaubten, die leitenden Kreise bewegte und bestimmte. Er hatte zu Prag vom 4. bis zum 7. Oktober „viele und wichtige Gespräche mit Metternich, besonders über die deutschen Angelegenheiten“ und schrieb darüber in sein Tagebuch: „Der Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die stein'schen Proklamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg

einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah, gab zu ernsten Betrachtungen und Besorgnissen über die Zukunft Anlaß[52]." Ja wohl! Für die Gentze und Metterniche mußte natürlich der Gedanke erschrecklich sein, daß die armen Teufel von Völkern den Einfall haben könnten, für ihre namenlosen Leiden, ihre unermeßlichen Anstrengungen und Aufopferungen auch einmal Trost, Ersatz und Vergütung zu erwarten und zu fordern. Von einer Gewährung konnte freilich keine Rede mehr sein von dem Tage ab, von welchem an der östreichische Minister, dieser flache, herzlose Ränkekünstler und graziöse Unterrockspolitiker, in dem Rathe der Verbündeten die leitende Stimme hatte. Mittelst seiner Formensicherheit und Formengewandtheit, durch seinen diplomatischen Schliff, Schick und Takt hatte er den unklaren Czaren, dessen Eitelkeit er geschickt und wohlduftend zu beweihräuchern wußte, aus der Sphäre des stein'schen Geistes mehr und mehr in die des Ungeistes der Franz-Metternichigkeit herüberzuziehen gewußt. In dieser Sphäre gediehen dann Dinge, wie der zwischen Oestreich und Baiern am 8. Oktober von 1813 zu Ried abgeschlossene Vertrag, kraft dessen Baiern vom Rheinbund zurück- und zu den Verbündeten übertrat.

Der Czar, welcher für die Sache Deutschlands nie eine wirkliche Theilnahme gehegt, sondern nur, so lange ihm das zweckdienlich geschienen, eine erheuchelte gezeigt hatte, ging bereitwillig auf die metternichigen Anleitungen ein, die Sprengung des Rheinbundes in einer Weise zu bewerkstelligen, welche alle Hoffnungen der deutschen Patrioten auf eine einheitliche oder auch nur annähernd einheitliche Gestaltung ihres Landes zunichte machte. Zu diesem Zwecke sollte den rheinbündischen Satrapen Napoleon's, um sie ihrem „Protektor" untreu zu machen, die volle Selbstständigkeit ihrer „Reiche," die volle Souverainetät ihrer „Kronen" versprochen und garantirt werden. In diesem Sinne, also ganz in dem des teplitzer Vertrags, schrieben die beiden Kaiser Alexander und Franz am 23. September aus

Teplitz an den König von Baiern, welchem der Besitz des bairischen Reichs, so wie es war, förmlich zugesichert wurde („ses dimensions actuelles et sa parfaite indépendance,“ schrieb Franz) — oder aber, falls politische Konstellationen die Abtrennung etlicher seiner dermaligen Provinzen (d. h. die Zurückgabe Vorarlbergs, Tirols und Salzburgs an Oestreich) räthlich machen sollten, eine volle, zweckmäßige und vortheilhafte Entschädigung hiefür durch Zutheilung von Land und Leuten („l'indemnisation la plus complète sera formellement garantie à V. M.“ schrieb Alexander[53]). Aber erhob denn der Freiherr vom Stein seine Stimme nicht gegen solchen an den deutschen Hoffnungen begangenen Verrath? O Himmel, der Stein war zu dieser Zeit schon nur noch ein fünftes Rad am Wagen, welches sich zwar grollend-knarrend drehte, aber in der Luft, mit der einzigen Wirkung, daß die Metterniche und Gentze und mälig auch schon der Czar das grollende Geknarre sehr unangenehm fanden. Und die preußische Staatskunst? Die ist, wie Jedermann weiß, ein Ding, welches mit Friedrich dem Großen in die Gruft der potsdamer Garnisonskirche versenkt ward. Vom König Infinitiv gar nicht zu reden, sondern nur von den damaligen beiden amtlichen Hauptträgern der preußischen Politik, so ist zu sagen, daß der Eine, Hardenberg, im Grunde eine kaum weniger frivole Natur gewesen ist als Metternich, aber diesem an Sicherheit und Gewandtheit des Auftretens, an Routine im diplomatischen Formalismus sehr weit nachstand, und daß der Andere, Humboldt, ein guter, edler, vaterländisch fühlender und freisinnig denkender Mensch war, aber unendlich weit mehr ein quietistischer Gelehrter als ein sicher blickender und entschlossen handelnder Staatsmann. Zudem wurde das Gute und Tüchtige, was Hardenberg und Humboldt allenfalls noch hätten schaffen und durchsetzen wollen und können, gelähmt und verdorben durch das Hereinpfuschen von Leuten wie Kalkreuth, Wittgenstein und Niebuhr in die preußische Politik. Der Letztgenannte, später

bekanntlich zum kläglichsten Angstbruder ausgeschlagen, erwies schon i. J. 1813 die Schärfe seines „historischen Blickes," indem er von dem preußischen Kronprinzen, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm dem Vierten, „die schönsten und größten Dinge" erwartete und förmlich „prophezeite"[54]). Summa: Preußen hatte die Ehre, auf dem Schlachtfelde das Meiste und Beste zu thun; im Rathe jedoch ward es zuletzt gefragt und am wenigsten beachtet.

Es war schon im August von Wien aus auf den Abfall Baierns vom Napoleonismus hingearbeitet worden. Montgelas jedoch, welchem die deutschpatriotischen Anschauungen und Absichten, wie der Aufruf von Kalisch sie verkündigt hatte, ein Gräuel, Montgelas, welcher überdies der Uneigennützigkeit Rußlands, Preußens und Oestreichs mit Recht mißtraute, hielt den König Max Joseph noch beim Rheinbund fest und so war am 13. August ein bairisches Heer von München nach dem Inn aufgebrochen, um den Oestreichern daselbst abwehrend entgegenzutreten. Es wurde befehligt von dem General und Grafen (von Napoleon's Gnaden) Wrede, dem man die lächerliche Ehre angethan hat, ihn für einen deutschen Patrioten zu halten und zu erklären, während er im günstigsten Falle „gut bairisch" gesinnt und im höchsten Grade begierig war, die herrschende Stelle des Ministers Montgelas einzunehmen. Im Uebrigen ein Mann von ganz mittelmäßigen Gaben, welcher Säbelrasselei mit Feldherrntalent verwechselte. Wrede, im Sinne des spezifisch-bairischen Patriotismus handelnd, brachte es dahin, daß er die auf eigene Hand angesponnenen Verhandlungen mit den Oestreichern fortführen durfte, und in Folge dessen gelangte Baiern zu einem weiteren Punkt seiner Abschwenkung vom Napoleonismus, indem es sich am 21. September neutral erklärte und seine Truppen aus dem Lager des Empereur abrief. Als nun vollends die frohe, in den erwähnten beiden Kaiserbriefen enthaltene Botschaft aus Teplitz in München eingetroffen und der Bestand des „Reiches" Baiern garantirt war, da ging dem guten Max Joseph plötzlich

ein Licht auf, daß, in seiner eigenen gemüthlichen Ausdrucksweise zu reden, der Sch... kerl von Bonaparte doch eigentlich nur ein Parvenu und Usurpator sei, und Wrede erhielt Vollmacht, mit dem östreichischen Bevollmächtigten zu Ried weiter zu verhandeln und abzuschließen. Montgelas versuchte zwar noch eine Gegenmine zu bohren, scheiterte aber an dem harschen Auftreten Wrede's, dem es an Selbstvertrauen keineswegs fehlte und der, von Ried nach München geeilt, am 7. Oktober dem Könige den entscheidenden Entschluß abpreßte. Am folgenden Tage kam dann der rieder Vertrag förmlich zum Abschluß, kraft dessen Baiern unter den schon angegebenen Bedingungen ein Heer von 36,000 Mann gegen Frankreich ins Feld zu stellen versprach [55]). Damit war der Rheinbund thatsächlich gesprengt; denn wenn auch Würtemberg, Baden, Würzburg, Frankfurt und Hessen, d. h. die Pascha's dieser napoleonischen Paschaliks, durchaus keine Neigung zeigten, das von Baiern gegebene Beispiel zu befolgen, so hatte Wrede, welcher schon am 10. Oktober mit seinen Baiern und den seinem Befehl unterstellten Oestreichern vom Inn nach dem Main aufbrach, um auf die Rückzugslinie des Empereur zu gelangen, die militärische Macht, besagte Pascha's zum Abfall von ihrem Padischah zu zwingen. So zwang er schon am 23. Oktober dem würtemberger einen „Militärvertrag" ab, kraft dessen Würtemberg vom Rheinbund zurücktrat und einen Heerhaufen von 4500 Mann zu der östreichisch-bairischen Armee unter Wrede stoßen ließ.

In Wahrheit, der würtemberger Tyrann that dies nur gezwungen; denn er hing mit Fanatismus an seinem Obertyrannen. Wie sich der stuttgarter Hof zu dem Geiste des Jahres 1813 stellte, erhellt tragikomisch aus dieser kurzen, aber aktenmäßigen Geschichte: — König Friedrich hatte einen höheren Staatsdiener, Herrn von Jasmund zu Ellwangen, beauftragt, diplomatische Beziehungen mit den Verbündeten, zunächst wohl mit Wrede, anzuknüpfen. Höchst erfreut, schrieb Jasmund seinem „Aller-

durchlauchtigsten" u. s. w. am 14. Oktober: „Ew. K. Majestät lege ich den ehrfurchtsvollsten Dank zu Füßen für das Glück, daß Sie in einem der wichtigsten Augenblicke für das Schicksal Würtembergs mich würdig gefunden haben, die ersten Schritte zu thun, um dieses schöne Land wieder mit dem heiligen Interesse Deutschlands zu verbinden. Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünsche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, so geben mir Ew. K. M. durch diesen ehrenvollen Auftrag die schönsten Mittel an die Hand, meine Gesinnungen für die Befreiung Deutschlands von dem fremden Joch auf's Herzlichste zu bethätigen, und nie war ich stolzer auf diese Gesinnungen als jetzt, wo Sie mir das beneidenswerthe Loos verschaffen, mir die Zufriedenheit meines Königs und den Beifall meines deutschen Vaterlandes zu erwerben." Armer Jasmund! Die „Zufriedenheit" deines „Allerdurchlauchtigsten" u. s. w. mit deiner vaterländischen Gesinnung erhellte schlagend aus dem königlichen Erlaß, welcher „auf allerhöchsten Befehl" am 20. Oktober aus Stuttgart an dich abging und also lautete: „Se. K. Majestät haben Dero Schreiben vom 14. erhalten, müssen aber darüber Ihr gerechtes Mißfallen äußern, indem es einen Geist verrieth, welcher zwar entfernte und benachbarte Reiche ergriffen hat, welchen aber Se. K. M. in dem Ihrigen zu unterdrücken wissen werden. S. K. M. fordern von Ihren Dienern nur Interesse für Ihren König und Sein Reich und jedes allgemeine Interesse enthält eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements. Endlich ist es Pflicht eines jeden getreuen Dieners, nur die Sache, für welche Ihr Souverain sich erklärt, als die wahre gute Sache anzusehen, und S. K. M. ertheilen daher nicht nur dem von Jasmund einen ernstlichen Verweis, sondern werden auch, da Höchstsie jetzt von seinen Gesinnungen unterrichtet sind, ihn für die Zukunft dahin stellen müssen, wo dergleichen überspannte Ideen unschädlich werden"[56]). Also im Oktober von 1813 der Quäler eines deutschen Volksstamms,

welcher vordem der Ehre genossen, die Reichssturmfahne tragen zu dürfen, — also der Tyrann eines Landes, welches den Dichter des Tell geboren hatte. War es ungerechtfertigt, zu sagen, daß Ideal und Wirklichkeit sich verhalte, wie der Sonnenstral zu der von ihm gestreiften Kothlache?

Viertes Kapitel.

Leipzig.

Die schrillstimmigen Prediger der napoleonischen Mythologie, die Fain, Pelet und Mitlügner — den Gott dieser Mythologie inbegriffen — haben der Welt, welche sie ja als eine betrogen sein wollende kannten, Viel von einem abenteuerlichen Plan vorgeredet, welchen der Empereur gefaßt habe, als seine Centralstellung in Dresden mehr und mehr unhaltbar geworden, nachdem sämmtliche drei Heere der Verbündeten einmal in den Stand gesetzt waren, auf dem linken Ufer der Elbe gegen ihn vorzugehen. Denn auch die Hauptarmee unter Schwarzenberg hatte sich am 3. Oktober wieder über das Erzgebirge nach Sachsen herein in Bewegung gesetzt und zwar in der Richtung auf Leipzig, — sehr vorsichtig tastend allerdings, wie es des Generalissimus Art, weil er, einem entscheidenden Zusammenstoßen mit dem Schlachtendonnerer fürerst abhold, der Ansicht war, man müßte denselben mittelst Steigerung des „kleinen Kriegs“, welcher durch „strategische Manöver“ zu unterstützen wäre, also mittelst Anwendung von sanftem Zwange zum Rückzug nach Leipzig bewegen [57]). Ein piaffirender Bernadotte, welcher das Zusammentreffen mit seinem ehemaligen Gebieter noch unendlich viel mehr scheute als der östreichische Feldmarschall, war mit dieser vor-, neben- und hintersichtigen Kriegsführung von Herzen einverstan-

den. Aber da war auch noch der alte Blücher, der unverwüstliche Vorwärtstreiber, welcher zwar keineswegs, wie die Wimmerer klagend winselten, „blind dreinfuhr", aber doch des entschiedenen Glaubens lebte, es wäre nachgerade Zeit, mit dem Bonaparte ein Ende zu machen, und von welchem daher, wie nicht weniger von seinem Gneisenau, mit Bestimmtheit zu erwarten, daß er alles Menschenmögliche thun würde, um dem Feinde den Centralpunkt Dresden zu verleiden.

Was thut nun „Bony in der Zwickmühle?" Mythograph Pelet phantasirt zur Antwort von einer großartigen „Veränderung des Kriegsschachbretts" und die napoleonische Mythologie, bearbeitet von Fain und Napoleon selber (auf Sankt Helena), variirt dieses phantastische Thema dahin, daß der Kaiser geplant habe, „die Verbündeten zwischen der Elbe und Saale ungehindert vorrücken zu lassen, sich selber aber mit allen seinen Streitkräften in ihren Rücken zu werfen, unter dem Schutze der festen Plätze Torgau, Wittenberg, Magdeburg zu manövriren, den Kriegsschauplatz zwischen die Elbe und die Oder zu verlegen, nach Befund der Umstände die noch von den Franzosen besetzten Oder- und Weichselfestungen zu entsetzen, auf dem Raume zwischen Hamburg und Dresden den Krieg neu zu organisiren, dadurch die Rheinbundfürsten in ihrer Treue zu befestigen, das Bündniß der Feinde aber zu lockern und zu sprengen." Aber leider — klagt Mythograph Fain — findet die Kühnheit dieses Plans nur Tadler in der Umgebung des Kaisers. „Die meisten Generale, die bereits eine stille Verdrüßlichkeit zeigten, geben nun ein offenes Mißvergnügen zu erkennen." Und damit noch nicht genug. Es bedarf zum Abschlusse des mythologischen Melodrama's eines großen Knalleffekts. Bumm, bumm! Marschall Berthier tritt auf, „ein kleines Billet aus München in der Hand haltend: Der Abfall Baierns ist eine vollendete Thatsache!" Jetzt wird der Empereur bestürmt, die großartige Schachbrettsveränderung bleiben zu lassen, um der Rückzugs-

linie nach dem Rhein nicht verlustig zu gehen, und er thut es. Nicht weil er „den Abfall Baierns nicht schon vorher in seinen Kombinationen als möglich vorausgesetzt gehabt hätte, sondern weil es ihm immer klarer wird, daß die Anführer seiner Armee muthlos geworden sind," und es demnach unklug wäre, sie der Probe einer derartigen kaiserwahnsinnigen Schachbrettsveränderung auszusetzen[58]).

Das Alles ist eitel Alfanzerei, zur Erbauung von Köhlergläubigen ersonnen. Die Vertrauten Napoleon's in jenen Tagen, mit welchen er seine wirklichen Pläne durchsprach, die Marschälle Saint-Cyr und Marmont, sowie der Generalintendant Daru, sie wissen in ihren Berichten Nichts von Alledem. Napoleon's Lage war, nachdem Blücher die Nordarmee über die Elbe sich nachgezogen und die böhmische Armee ihren Marsch auf Leipzig angetreten hatte, eine höchst bedrohte. Er wußte es wohl; denn in diesem echten Italiker war neben höchster Leidenschaftlichkeit kühlste Ueberlegung vorhanden, und sowie der Dämon cäsarisch-wahnwitzigen Hochmuths einen Augenblick in seiner Seele schlief, machte sein scharfer Verstand, sein Realismus sich geltend. Dieser rieth ihm, zunächst mit aller Macht auf den Blücher loszugehen, als auf den gefährlichsten Gegner. Da er die Stärke der schlesischen Armee richtig auf 60,000 Mann schätzte, die Stärke der Nordarmee aber sehr unterschätzte — (er schlug sie auf nur 40,000 Mann an) — so glaubte er einen Schlag nach dieser Seite hin mit großer Uebermacht führen zu können, während ihm immerhin noch 50 oder etliche 50,000 Mann blieben, mit welchen er seinen Schwager Murat über Meißen gen Leipzig aufbrechen ließ, um Schwarzenberg einstweilen im Schach zu halten, und weitere 28 bis 30,000 Mann, welche er unter dem Oberbefehl des Marschalls Saint-Cyr zur Behauptung Dresdens in dieser Stadt zurücklassen konnte und auch wirklich zurückließ. Seine Hoffnung war, den Blücher vollständig zu schlagen — den gaskognischen Piaffeur zog er mit Recht bei diesem Vorhaben weiter gar nicht in Betracht —

und hierauf nach Leipzig eilen, daselbst die 30,000 Mann, großentheils aus Spanien gezogene Kerntruppen, welche der Marschall Augereau aus Franken heranführte, an sich ziehen und mit ganzer Kraft auf die Hauptarmee der Verbündeten fallen zu können. In diesem Plan war Möglichkeit und Methode; allein von den günstigen Voraussetzungen, von welchen dabei ausgegangen wurde, verwandelten sich die meisten in ihr Gegentheil, so daß Leipzig allerdings der Ausgangspunkt blieb, aber nicht als Stätte des Sieges, sondern der Niederlage.

Die Nacht vom 6. auf den 7. Oktober war die letzte, welche der Empereur im Marcolini'schen Palais zu Dresden verschlief, oder vielmehr durchwachte. Denn nachdem er am Abend dem König Friedrich August Befehl gegeben, ihm am folgenden Tage in der Richtung auf Leipzig zu folgen, arbeitete er beim Schein von 20 Wachskerzen in seinem Kabinette bis zum Morgengrauen. Dann nahm er ein Bad und fuhr ab gen Meißen. Das arme, willenlose Opferschaf von Sachsenkönig langsam hintendrein. In Meißen angelangt, schrieb Napoleon an Gouvion Saint-Cyr, daß er Hoffnung habe, den Feind (Blücher) zu einer Schlacht heranzulocken („j'ai l'espérance d'attirer l'ennemi à une bataille"), und that gegen Daru eine Aeußerung, die Zweierlei beweis't: daß die erwähnte, von ihm selbst und Anderen später ersonnene und schlecht aufgestutzte Schachbrettveränderungsfabel eben nur eine Fabel ist und daß die Vorstellung, er könnte von den Verbündeten so gut geschlagen werden, wie seine Generale von ihnen geschlagen worden waren, an dem Hochmuth des Kaiserwahnsinns ganz und gar abprallte. Er sagte nämlich oder diktirte vielmehr (zu bulletinischen Zwecken): „Ich werde eine Schlacht liefern. Werde ich sie verlieren, lass' ich Dresden räumen. Die Kanonen werden vernagelt, die Laffeten zertrümmert, die Blockhäuser verbrannt. Da ich aber die Schlacht gewinnen werde, bleibt Dresden stets der Mittelpunkt meiner Operationen" [59]). Am 8. Oktober war er in Wurzen, am 9. in

Eilenburg, am 10. in Düben, wo er in sehr übler Laune anlangte; denn der gegen Blücher beabsichtigte Schlag war bereits ins Wasser gefallen.

Der Alte nämlich hatte die von dem Empereur gesuchte Schlacht nicht bewilligen können, ohne sich einer geradezu erdrückenden Uebermacht bloßzustellen, weil der heldenmüthige Gaskogner durchaus nicht zum Mitstandhalten zu bewegen gewesen war, sobald er das Herankommen Napoleon's in Erfahrung gebracht. Am 7. Oktober war Blücher zu einer Zusammenkunft mit dem schwedischen Kronprinzen nach Mühlbeck an der Mulde geritten. In piaffirender Manier höchster Potenz als „cher frère d'armes“ begrüßt, begann er mit Bernadotte zu verhandeln und zwar unter dolmetschender Vermittelung des Prinzen Wilhelm von Preußen und des Obersts Müffling, da keiner der beiden Feldherrn der Sprache des andern mächtig war. Blücher schlug ein unverweiltes gemeinsames Vorrücken der Nordarmee und der schlesischen auf Leipzig vor, um dort mittelst der Verbindung mit der böhmischen das Netz um den Feind zusammenzuziehen. Bernadotte kabriolte, dahin, dorthin, suchte jedoch die dem Alten über die Zuverlässigkeit des „lieben Waffenbruders“ aufsteigenden Bedenken mit einem kordialen: „Mais nous sommes d'accord!“ zu beschwichtigen. Man sollte und wollte demnach auf Leipzig marschiren und im blücher'schen Hauptquartier wurden sofort die Bewegungen eingeleitet, kraft welcher die schlesische Armee am 9. Oktober bei genannter Stadt eintreffen könnte. Da ging aber durch Streifzügler die sichere Nachricht ein, daß der Franzosenkaiser mit seinem Gewalthaufen von Dresden heranziehe. Natürlich mußten nun die schon in Marsch gesetzten blücher'schen Truppen innegehalten werden, um so mehr, als der Nous-sommes-d'accord-Zweiächsler seinerseits sich nicht von der Stelle gerührt hatte. Gneisenau schlug vor, griffe Napoleon das Nordheer an, sollte dieses, auf den festen Brückenkopf bei Roslau gestützt,

dem Angriffe stehen, während die schlesische Armee dem Feinde in Flanke und Rücken ginge; griffe aber der Empereur die schlesische Armee an, so sollte diese in die Verschanzungen von Wartenburg zurückgehen und daselbst den Angriff annehmen, während die Nordarmee ihrerseits den Franzosen in Flanke und Rücken zu fallen hätte. Blücher gab seine Genehmigung, aber kopfschüttelnd und scheltend: — „Man kann sich ja auf den welschen Sakermenter, auf den Bernadottle, von dem man nicht recht weiß, ob er ein Jud' oder ein Zigeuner, nicht verlassen. Hat aber der Hundsfott Mucken oder Mohren und thut wieder Nichts, so können wir in dem Dreckloch, in dem Wartenburg, mit der Elbe im Rücken und zwischen allen den Sümpfen, wo keine Kavallerie attakiren kann, recht in die Sch...gasse kommen!“ „Wohl wahr,“ beschwichtigte der Gneisenau; „wollen aber den feinen Einfädeler, den Rühle, zu ihm senden. Der weiß schon, wie man den Mann anfassen muß, und wird ihn herankriegen.“ Machte sich demnach Einfädeler Rühle am 8. Oktober nach Zehbitz auf, traf die schwedische Hoheit an ihrem Lieblingsaufenthaltsort, im Bette nämlich, und bestellte seine Botschaft aus dem blücher'schen Hauptquartier. „Impossible!“ — lautete der Bescheid. „Schlechterdings unmöglich, daß ich einen Angriff Napoleon's bei Roslau abwarte, entendez-vous, mon ami? Unmöglich auch, daß ich der schlesischen Armee bei Wartenburg Hülfe bringen könnte — Adieu, mon ami! Man muß dem Stoße des Empereur ausweichen, ich werde daher bei Roslau und Acken über die Elbe zurückgehen und die Brücken hinter mir abbrechen. Der General Blücher muß bei Wartenburg das Gleiche thun.“ — „Königliche Hoheit, der General Blücher wird unter keiner Bedingung über die Elbe zurückgehen.“ — „Warum denn nicht?“ — „Weil er der Blücher ist.“ — „Aber was wird er denn, von meiner Armee getrennt und auf sich selbst angewiesen, thun?“ — „Er weicht dem Stoße Napoleon's aus, indem er über die Saale geht.“ — „Ueber die Saale?

Ueber die Saale? Eh bien, ich gehe gleichfalls über die Saale, und wenn uns der Empereur folgt, so gehen wir unterhalb Magdeburgs über die Elbe und decken Berlin.“ Der Rühle mochte denken: Kerl, bei dir läuft Alles immer wieder auf den Refrain hinaus: „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo, oder auch Don Ranudo!“ Und was deine plötzlich erwachte zärtliche Besorgniß für Berlin angeht, welches du neulich zweimal ohne Schwertstreich dem Feinde preisgeben wolltest, bah, wir kennen dich! Er sagte: „Monseigneur, über die Elbe geht Blücher in keinem Falle zurück, auch wenn die Nordarmee ihn an der Saale verlassen sollte.“ — „Ei, was könnte er denn Anderes thun?“ — „Er kann und wird die Saale aufwärts ziehen, um eine Vereinigung mit der Hauptarmee zu suchen.“ — „Aber das hieße ja gegen alle Regeln der Kriegskunst sündigen. Und was würde aus dem schutzlosen Berlin?“ — „Nun, ist Moskau verbrannt worden, so kann man auch Berlin preisgeben.“ Bernadotte, wahrscheinlich in der Meinung, er habe einen Mann von seinem Schlage, d. h. einen Piaffirer vor sich, und alle diese Vorschläge seien nicht ernstgemeint — und sie waren in Wahrheit nur augenblickliche Eingebungen des „Einfädelers“ — willigte scheinbar darein und gab dies sogar, auf Rühle's Verlangen, schriftlich, in einem Schreiben, womit er einen seiner Offiziere zum Blücher hinüberschickte. In diesem Schreiben war freilich, falls Napoleon angriffe, der Rückgang über die Elbe in die erste und der Uebergang auf das linke Ufer der Saale in die zweite Linie gerückt. Aber der Alte, durch Rühle rasch über die Sachlage aufgeklärt, erwies sich dem Sendling Bernadotte's gegenüber als der Fuchs, welcher er richtig zu sein vermochte, wenn er wollte. Er that, als wäre ihm der rühle'sche Einfall eines Ausweichens über die Saale ein längst vertrauter Gedanke, ließ den Briefträger gar nicht zu Worte kommen, um die Bedenken des Kronprinzen mündlich zu erläutern, und schickte ihn mit den Worten weg: „Also es bleibt dabei, wir

gehen über die Saale und stellen uns mitsammen hinter derselben auf." Allerdings verhehlte man sich keineswegs das Bedenkliche, was in dieser Bewegung lag, schon deßhalb, weil durch sie das schlesische Heer von seiner Rückzugslinie und seinen Vorräthen ganz abkam; aber es gab kein anderes Mittel, den kronprinzlichen Zweiächsler an der Elbe festzuhalten und auf das Feld der Entscheidung „heranzukriegen" [60]).

Blücher, welchen Napoleon in Düben zu überraschen hoffte, begann sofort die beabsichtigte Bewegung, indem er am Nachmittag des 9. Oktober seine Heerhaufen rechts abmarschiren und über die Mulde gehen ließ, so daß am folgenden Tage die schlesische Armee mit der Nordarmee vereint auf dem linken Ufer dieses Flusses bei Jeßnitz stand, mit hinter sich abgebrochenen Brücken. So kam es, daß Napoleon am Abend des 9. bei Düben in's Blaue stieß und am 10. sich zu seinem nicht geringen Aerger überzeugen mußte, daß ihn die Hoffnung auf eine Schlacht, wie er sie haben wollte, abermals getäuscht habe. Am Nachmittag desselben Tages hatte Blücher wiederum eine Zusammenkunft mit Bernadotte und hiebei war das Gebaren des Letzteren ein solches, daß sich der Alte gar keine Mühe gab, sein Mißtrauen zu verbergen. Es waren überhaupt böse Tage für ihn; denn er mußte dermalen fast Stunde für Stunde die mühevollsten Siege erstreiten, Siege über sich selbst, über die Heftigkeit seines Temperaments, über seinen nur allzu gerechten Zorn, welchen ihm die Zweiächselei des Gaskogners verursachte. Um des großen Zweckes willen, zu dessen Erreichung die Mitwirkung der Nordarmee ganz wesentlich gehörte, besiegte aber der Gebhart Lebrecht sich selbst und that das Menschenmögliche, damit nur der heldenmüthige Piaffeur mit seinen 90,000 Mann nicht ausrisse, wo er, der Blücher, mit seinen 60,000 standhalten wollte. In Wahrheit, die Vorbereitungstage zur leipziger Schlacht sind zu den allerverdienstlichsten Tagen im Leben unseres nationalen Helden zu zählen .... Bernadotte theilte

in Zehbitz mit, der Marschall Augereau rücke mit seinem Korps von Erfurt gen Leipzig. Es sei klar, daß der Empereur daselbst seine Streitkräfte zusammenziehe, um sofort mit überlegener Macht auf die schlesische und die Nordarmee zu fallen. Diesem dürfe man sich nicht aussetzen und müsse man deßhalb unverzüglich über die Saale gehen, um bei Bernburg eine feste Stellung zu nehmen. „Warum so weit zurück?“ warf Blücher ein. „Es ist, um die Möglichkeit einer Verbindung mit Schwarzenberg nicht zu verlieren, das Rathsamste, möglichst weit an der Saale aufwärts zu gehen und sich bei Halle zu setzen.“ — „Impossible, mon cher frère d'armes.“ Dabei blieb Bernadotte, und da er, wie er sagte, „seiner Kommunikationen mit Schweden wegen“ sich nicht von der Elbe entfernen konnte — (d. h. weil er in der Lage bleiben wollte, möglichst rasch über diesen Strom heroisch entwischen zu können) — so sprach er den Wunsch aus, das schlesische Heer möchte sich auf den rechten Flügel der Nordarmee hinüberziehen und zu diesem Zwecke bei Wettin die Saale überschreiten. Der Alte gab nach, in der Absicht, jenseits der Saale sich nach Halle vorzuschieben und den Piaffirer nachzuziehen, wie er denselben über die Elbe nachgezogen. Zugleich aber trug Blücher, dessen Argwohn gegen den Gaskogner auf's Höchste gestiegen, Sorge, auf alle Fälle hin mit den preußischen und russischen Generalen in der Nordarmee sich zu verständigen, insbesondere mit Winzingerode und Bülow. Der Sieger von Dennewitz war ganz der blücher'schen Meinung, daß „man nur durch Schlachten dahin kommen könne, Napoleon aus Deutschland zu treiben“ — und ließ dem Alten die Versicherung zugehen, daß er sich auf seine, Bülow's, Mitwirkung zur Erreichung dieses Zweckes verlassen könne, der Bernadotte möge gaskognern oder gasgaunern, was und wie er wolle. Auch hier galt demnach wieder das nach der Katzbachschlacht gesprochene Schmerzenswort Gneisenau's, daß man „die Successe nicht allein gegen den Feind, sondern auch gegen die Gehülfen erkämpfen müsse.“

In der Morgenfrühe des 10. Oktobers brachen die Kolonnen der schlesischen Armee nach Wettin auf; allein unterwegs erfuhr Blücher, daß Bernadotte sein am Tage zuvor ausdrücklich gegebenes Versprechen, bei jenem Ort eine Brücke schlagen zu lassen, nicht gehalten habe. Wollte er mittelst dieser Wortbrüchigkeit den Alten zwingen, nach Bernburg einzulenken? Blücher jedoch hatte jetzt das Gasgaunern satt und übersatt. „Der Hundsfott soll warten, bis ich mich wieder seinen Wünschen anbequeme. Wir wollen uns fürder nur auf unsere eigene Kraft verlassen und dem Kerl von Franzosen nur noch unsere Beschlüsse mittheilen. Hol' ihn der Teufel!“ Sofort wurde die Richtung auf Wettin aufgegeben und der Alte führte seine Harste in einem Gewaltmarsch nach Halle, führte sie dort über die Saale und vertheilte sie, nachdem er Merseburg durch den russischen General St. Priest mit 11,000 Mann hatte besetzen lassen, in die umliegenden Dörfer, um den Truppen einen Rasttag zu gönnen, während die Nordarmee bei Rothenburg und Alsleben an der Saale vereinigt stand, mit Ausnahme der beiden Korps, womit Tauenzien und Hirschfeld die Elbebrücken bei Dessau und Acken bewachten. Am 13. Oktober kam aus dem Hauptquartier Bernadotte's spornstreichs ein Eilbote und brachte ein Schreiben höchst bedenklichen Inhalts an Blücher, welchem freilich der General Krusemark an demselben Tage aus demselben Hauptquartier geschrieben hatte, daß „es ein verdienstliches Werk wäre, den sehr gesunkenen Muth des gnädigen Herrn wieder zu heben, welcher schon Alles verloren glaube.“ Warum denn? Se. königlich-schwedische Hoheit schrieb: „Vier französische Armeekorps sind unter Napoleon's persönlicher Führung zu Wittenberg über die Elbe gegangen. Es ist demnach klar, daß die ganze feindliche Streitmacht sich auf das rechte Ufer des Stromes geworfen hat. Wir haben daher keinen Augenblick zu verlieren, ebenfalls über die Elbe zurückzugehen, um nicht vom Rücken her mit Uebermacht gefaßt und von allen

unseren Verbindungen abgeschnitten zu werden. Ich gehe bei Acken über. Folgen Sie mir eiligst! Im Uebrigen muß ich bemerken, daß Se. Majestät der Kaiser Alexander mir eröffnet hat, in gewissen Fällen sollten Ew. Excellenz unter meinen Befehlen stehen. Ein solcher Fall ist jetzt eingetreten. Ich ersuche Sie daher, mit der schlesischen Armee meiner Bewegung auf das rechte Elbufer ungesäumt zu folgen." — „Warum nicht gar? Millionen Schock Donnerwetter! Die Pestilenz soll dem welschen Kerl von Hasenfuß in die Kaldaunen fahren! Ich unter den Befehlen des Zigeuners stehen? Bedank' mir schön! Möcht' Einer da nicht geradezu des Teufels werden? Ist ja all das Gethue man dummes Zeug. Aber warte, Mußje; sollst deine Antwort kriegen." Die kriegte denn der Gaskogner auch, freilich nicht in blücherisch-grobianischen, sondern in müfflingisch-glatten Ausdrücken. Der Oberbefehl, dessen sich der Gaskogner über Blücher anmaßen wollte, wurde in dem Antwortschreiben mit dem Stillschweigen der Verachtung übergangen und sodann ward höflichst erklärt, von einer Rückwärtsbewegung der schlesischen Armee über die Elbe könne gar keine Rede sein und brauche keine zu sein, maßen Blücher aus zuverlässigen Anzeichen die Ueberzeugung geschöpft, daß Napoleon keineswegs beabsichtige, das Kriegstheater auf das rechte Elbufer zu verlegen, sondern vielmehr hierauf zielende Scheinbewegungen nur angeordnet habe, um die schlesische und die Nordarmee über die Elbe zurückzulocken und dadurch Luft zu bekommen, mit aller seiner Macht schnell der verbündeten Hauptarmee auf den Leib zu rücken. Mit dieser Meldung habe er, Blücher, seinen ersten Adjutanten, den Grafen Golz, bereits an den Czaren gesandt und demselben sagen lassen, er sei sicher, daß Napoleon seine Streitmassen bei Leipzig sammle, um, sowie er erfahren, daß die schlesische und die Nordarmee sich von ihm richtig hätten täuschen lassen und über die Elbe zurückgegangen wären, Schwarzenberg mit Kraft anzugreifen. Dieses Schreiben, dessen Voraussetzungen sich als

vollständig richtig erwiesen, that keine Wirkung. Zwar konnte unser heldenmüthiger Gaskogner zu seinem Leidwesen nicht so rasch über die Elbe zurück als er wünschte, weil der General Hirschfeld die Brücke bei Acken bei Annäherung französischer Truppen hatte zerstören lassen. Aber auch dann — es klingt ebenso unglaublich als es buchstäblich wahr ist — auch dann, als es sich ganz unwiderleglich herausgestellt hatte, daß die Bewegungen des Feindes gegen das rechte Elbufer nur leere Demonstrationen gewesen, wollte Bernadotte schlechterdings noch auf das jenseitige Ufer zurück und konnte von dieser Absicht nur dadurch abgebracht werden, daß ihm die preußischen und russischen Generale, voran die englischen, russischen und preußischen Kriegskommissäre in seinem Hauptquartier, die Herren Stewart, Pozzo di Borgo und Krusemark, unter der anständigen Form kriegsräthlicher Boten den Gehorsam aufsagten. Jetzt mußte er sich wohl oder übel entschließen, umzuwenden und, wenn auch nicht geraden Weges nach Leipzig, wie er hätte thun sollen, so doch nach Halle zu ziehen[61].

Napoleon hatte schon am 9. Oktober noch in Eilenburg erfahren, daß der „Hitzkopf" Blücher doch nicht hitzköpfig genug sei, sich einem mit 130,000 Mann gegen 60,000 geführten Schlage bloßzustellen. In einem Winkel seines Wagens zusammengekauert, wie es seine Art, wenn er erbos't war, kam er am 10. nach Düben und verbrachte in dem Schlößchen daselbst drei unerquickliche Tage. Er schien mit seiner Weisheit zu Ende zu sein; denn er saß entweder in brütender Zerstreutheit an einem großen Tische, einen vor ihm liegenden Papierbogen schuljungenhaft mit Frakturbuchstaben bemalend, oder er fragte, ganz gegen seine Gewohnheit, die Offiziere seines Stabes um Rath, z. B. den Ingenieur-General Rogniat, dessen Bericht klärlich darthut, daß schon am 11. Oktober von weiteren Unternehmungen auf dem rechten Elbufer keine Rede mehr gewesen ist. Der Empereur scheint sich der Täuschung überlassen zu

haben, er hätte den Blücher und den Bernadotte weit genug zurückmanövrirt, daß von dieser Seite, falls er sich jetzt gegen den Schwarzenberg kehrte, Nichts zu besorgen wäre. Rogniat und andere ernste Männer schüttelten freilich bedenklich den Kopf dazu und der General scheint seinem Gebieter gerathen zu haben, von den zwei dermalen noch möglichen Plänen nicht den zu wählen, welcher dahin lautete, sich inmitten der Gegner in und bei Leipzig zu setzen, um eine Entscheidungsschlacht anzunehmen, sondern vielmehr den zweiten, welcher darauf abzielte, über Magdeburg in der Richtung auf Wesel den Rückzug anzutreten. Allein Rückzug war ein Wort, welches im Wörterbuch des Kaiserwahnsinns fehlte. Wie eine Fliege im Honig, klebte der Empereur an diesem armen Sachsenland fest, welches dermalen doch wahrlich nicht von Milch und Honig, sondern von Blut und Thränen und Elend überfloß, wo ihm aber, wie er wähnte, irgend ein glücklicher Schlachtenwürfelwurf die bereits verspielte Oberherrlichkeit über Europa wiedergeben sollte. Auch der Marschall Marmont stellte ihm eindringlich, aber erfolglos vor, daß es nothwendig sei, Sachsen zu räumen, und machte umsonst die triftigsten Einwände gegen die jetzt, am 11. Oktober, feststehende Absicht, unter den Mauern Leipzigs sich zu schlagen. „Ich werde nur so lange schlagen, als es mir beliebt; die Verbündeten werden nie wagen, mich dort anzugreifen", behauptete der Kaiserwahnsinn. Und doch wurde der Abgrund, an dessen Rand der große Schwindler stand, während dieses seines Gesprächs mit dem Marschall plötzlich durch einen wundersam-prophetischen Genieblitz beleuchtet. Napoleon sprach unter Anderem davon, daß Jemand ein redlicher und gewissenhafter Mann sein könne ohne deßhalb ein Mann von Ehre zu sein, was er so nenne. „Wenn z. B. Sie, Marmont, falls Frankreich vom Feind überzogen wäre und dieser auf den Höhen des Montmartre stände, mit Grund der Meinung wären, das Wohl des Landes gebiete Ihnen, mich zu verlassen, und Sie würden mich wirklich verlassen, so

wären Sie immerhin ein ehrlicher Mann und guter Franzose, aber nicht ein Mann von Ehre" ... Er rechnete dem Marschall auch die Streitkräfte vor, womit er bei Leipzig auftreten könne und wolle. Er habe bei sich 130,000 Mann, Murat stehe mit 50,000 bei Leipzig, wo er außerdem noch andere 30,000 vorfinden werde. Diese Rechnung war nicht sehr übertrieben. Denn es ist Thatsache, daß Napoleon am 16. Oktober gewiß nicht weniger als 190,000 Mann hatte und auf dem Schlachtfeld zu unmittelbarer Verwendung 176,955 Mann, worunter etwa 33,500 Reiter, mit 700 Geschützen. Dieser Streitmacht hatten an diesem ersten Schlachttag die Verbündeten keineswegs, wie die napoleonische Mythologie log und lügt, eine „erdrückende" oder auch nur eine namhafte Uebermacht entgegenzustellen. Denn durch die Schuld des Piaffirers aus der Gaskogne geschah es ja, daß an dem ersten Akt der Völkerschlacht nur die Heere Blücher's und Schwarzenberg's sich betheiligten, — jenes 60,431, dieses 133,078 Mann stark, mitsammen also 193,509 Streiter, worunter ungefähr 38,000 Reiter, mit etwa 750 Kanonen. Erst am dritten Tag, als der Blücher den Gaskogner endlich „herangekriegt" hatte — wir werden sehen, wie — und Bennigsen, sowie Bubna und Kolloredo herangekommen waren, alle vier mitsammen den Verbündeten eine Verstärkung von mindestens 103,000 Mann zuführend, da war auf der leipziger Walstatt der Widernapoleonismus allerdings erdrückend übermächtig[62]). In der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober wähnte der Empereur aus den Aussagen eines gefangenen preußischen Stabsoffiziers die Gewißheit geschöpft zu haben — was man wünscht, hofft man ja — daß die ganze blücher'sche Armee auf das rechte Elbufer zurückgegangen sei. Im Morgengrauen des 13. ließ er dann seinen Gewalthaufen gen Leipzig abmarschiren. Frühzeitig am folgenden Tage ging er selbst dahin ab, langte gegen Mittag an, umritt die Stadt, während von Liebertwolkwitz her, wo Schwager Murat ein Reitertreffen schlug, d. h. geschlagen wurde,

der Pulverdampf sich gegen das Dorf Reudnitz heranwälzte, wo der Empereur sein Quartier nahm, bis tief in die Nacht hinein mit Berthier, Marmont und anderen seiner Generale taktische und strategische Fragen durchsprechend, genial, kenntnißreich und so marmorruhig, wie dieser aus Koth und Feuer wundersam gemischte Koloßmensch am Vorabend großer und größter Entscheidungen oft gewesen ist.

Und eine größte stand jetzt bevor: auf den Ebenen um Leipzig her sollten Napoleonismus und Widernapoleonismus um die Herrschaft über Europa ringen und bereits waren an dem Tage, wo der Empereur in Reudnitz eintraf, so zu sagen die Instrumente gestimmt worden zu der ungeheuren, dreitheiligen Schlachtensymphonie. Denn an diesem 14. Oktober war die Hauptarmee der Verbündeten, nachdem sie sich hinlänglich schwerfällig und langsam mit ihren drei Monarchen über das Erzgebirge herübergeschoben und über Altenburg und Zeitz vorbewegt hatte, am südlichen Saum der Völkerwalstatt angelangt, zu rascherem Vormarsch auf Leipzig bewogen durch die am 8. Oktober zu Augustusburg an Schwarzenberg gelangte Nachricht, daß Napoleon mit seiner Hauptmacht gegen Blücher in's Feld gegangen. Man hoffte deßhalb gegen Murat, der mit seinen 50,000 Mann vor Leipzig stand, einen Schlag führen zu können, was schon durch die voranmarschirenden Harste von Wittgenstein, Klenau und Kleist, zusammen 60,000 Mann, geschehen konnte. Allein im großen Hauptquartier schwankten in Folge der mannigfaltigst sich durchkreuzenden An- und Absichten, Antriebe und Hemmungen die Entschlüsse so hin und her, daß man zunächst nur dazu kommen konnte, eine „große Rekognoscirung“ gegen Leipzig hin unternehmen zu wollen. Diese Erkundung führte am 14. Oktober zu einem Kampf mit den von Markkleeberg bis Wachau und Liebertwolkwitz stehenden Truppen Murat's, welcher Kampf, ganz vorzugsweise durch Reitergeschwader gefochten, von beiden Seiten eine „planlose Rauferei“

gewesen ist. Der Seiltänzerkönig Joachim ließ darin zwar seinen Fastnachtsanzug wie seine Bravour glänzend sehen, opferte aber einen besten Theil der französischen Reiterei, so eben aus Spanien gekommene Dragonerregimenter, zwecklos auf und sah sich zuletzt, nachdem er für seine Person mit Noth der Gefangenschaft entgangen, genöthigt, vor der preußischen und russischen Reiterei das Feld zu räumen. Oestreichisches Fußvolk unter Klenau versuchte zuletzt das Dorf Liebertwolkwitz zu nehmen, mußte aber vor dem Feuer französischer Batterien zurückweichen.

Am folgenden Morgen stieg Napoleon zu Pferde und suchte von dem sanften Hügelkamm herab, welcher von Liebertwolkwitz bis zum Ufer der Pleiße bei Dölitz hinzieht, über die Sachlage, über seine und der verbündeten Truppen Stellungen einen Ueberblick sich zu verschaffen. Er war noch nicht gewiß, ob er die gesammte Hauptarmee seiner Gegner südwärts von Leipzig vor sich habe, mußte es aber vermuthen. In der That ließ Schwarzenberg an diesem 15. Oktober seine Schlachthaufen in die Stellung einrücken, von wo aus sie am 16. zum Angriff vorgehen sollten und zwar nach dem von Langenau entworfenen, dann von verschiedenen Anderen mehr verböserten als verbesserten Plan, dessen Fehler gewesen sind, daß er den Kampfplatz in das enge, sumpfige, unwegsame Delta zwischen der Elster und der Pleiße verlegte, wo zur sichern und raschen Entwicklung der Massen kein Raum war; daß er außerdem den Zusammenhang der Operationen dadurch lockerte, daß zugleich, um dem an und für sich allerdings wohlbegründeten Verlangen des Czaren zu entsprechen, auch auf dem rechten Ufer der Pleiße „Etwas gethan werden sollte,“ und daß er endlich die Entscheidung von einem rechtzeitigen, den Bodenverhältnissen nach aber höchst schwierigen oder ganz unmöglichen Ueberschreiten der Pleiße bei Konnewitz abhängig machte. Fürst Schwarzenberg stützte seinen linken Flügel an die genannten beiden Flüsse, während er mit seinem rechten in die südöstlich

von Leipzig gelegene Ebene hinausgriff. Napoleon dagegen, seine Rechte an die Pleiße lehnend, hatte seine Hauptstellung auf den sanften, die weiten Niederungen beherrschenden Höhen bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Auf das in seinem Rücken liegende Leipzig gestützt, glaubte er im Stande zu sein, Schwarzenberg und Blücher jedenfalls getrennt zu halten. Ein Herankommen Bernadotte's vollends machte ihm gar keine Sorge: er kannte ja seinen Piaffeur. Aber er beging am 15. Oktober den schweren Rechnungsfehler, anzunehmen, er würde am 16. vor allen Störungen von Norden her so sicher sein, daß er seine Gesammtkraft gegen Schwarzenberg verwenden und denselben entscheidend schlagen könnte, um sich dann am 17. gegen Blücher zu wenden und diesem ein gleiches Loos zu bereiten. Denn daß er den preußischen Feldherrn keineswegs, wie er sich flüchtig eingebildet, über die Elbe zurückgeschreckt habe, das war ihm inzwischen klar geworden. Er hatte Etwas von dem Marsche Blücher's in der Richtung auf Halle gehört, aber nicht Alles, und wußte daher nicht, daß der alte Recke seine Harste bei der genannten Stadt beisammen habe, entschlossen, mit Nachdruck gegen Leipzig vorzugehen, und zwar auf dem rechten Ufer der Elster über Schkeuditz. Blücher ließ dieses sein Vorhaben durch den „Einfädeler" Rühle dem Fürsten von Schwarzenberg melden und erhielt die Rückmeldung, die Hauptarmee würde am 16. Oktober den Angriff auf Napoleon thun und zwar so, daß sie das westlich von Leipzig gelegene Dorf Lindenau und zugleich das südlich gelegene Dorf Wachau als den Schlüssel der feindlichen Stellung angreifen wollte. Diese Meldung ging auch an den Kronprinzen von Schweden, zugleich mit der von Blücher's Absicht, und Bernadotte muß diese Botschaften am Vormittag des 15. erhalten haben. Falls er nun an diesem Tage auf der Straße über Delitzsch gegen Leipzig zu nur noch etliche Stunden weit vorrückte, so konnte er in die Kämpfe vom 16. werkthätig eingreifen. Er aber, sagend: „Ich weiß ja gar nicht, wo und

wie der Feind steht — entendez-vous, mon ami? und will nicht in die Armee Napoleon's hineingerathen — adieu, mon ami!“ bog rechts nach dem Petersberg ab, marschirte gemächlichst und nahm am 16. behaglich sein Quartier in Halle. Von dem also hatte der Empereur allerdings Wenig zu besorgen, allein den Blücher in der Nähe zu wissen war ihm doch nicht lieb. Er hatte daher schon am 14. gegen denselben Vorkehrungen getroffen, indem er dem Marschall Marmont befahl, zwischen Leipzig und Halle eine Stellung aufzusuchen, wo er, Marmont, an der Spitze einer ausreichenden Streitmacht und mittelst aufzuwerfender Feldschanzen das anrückende blücher'sche Heer 24 Stunden lang aufzuhalten vermöchte. Der Marschall hatte sich dieses Auftrags entledigt, indem er die Stellung bei Lindenthal wählte und sie, nach aufgeworfenen Verschanzungen, mit 17,000 Mann Infanterie, an 2000 Mann Kavallerie und 84 Kanonen bezog, so zwar, daß er seinen rechten Flügel an Breitenfeld, seinen linken an Wahren lehnte und der Gegner, um vorzudringen, die zwischen der Elster und Lindenthal gelegene, mit Geschützfeuer leicht zu fegende Hochebene angreifen mußte. Zur wirksameren Vertheidigung dieser sehr günstigen Stellung verlangte Marmont noch weitere 15,000 Mann und erhielt sie auch zugesagt. Am Abend des 15. meldete er seinem Gebieter, daß er mit Bestimmtheit erwarte, am folgenden Tage angegriffen zu werden. Napoleon war aber von den Vorgängen, die sich für den 16. Oktober auf der Südseite von Leipzig vorbereiteten, allzusehr in Anspruch genommen, als daß er denen auf der Nordseite viele Beachtung hätte schenken können. Da er die Hauptarmee der Verbündeten in der Richtung der von Leipzig nach Grimma führenden Straße zu finden erwartete — daß man dieselbe scharfsinniger Weise in dem „Sumpfzwickel“ zwischen Elster und Pleiße agiren lassen wollte, konnte er natürlich nicht erwarten — so beabsichtigte er, über Holzhausen und Seifertshayn ihren rechten Flügel zu umgehen und sie auf das schwierige Terrain zu werfen, aus

welchem sie ihrerseits auf seinen linken Flügel und sein Centrum hervorbrechen wollten. Noch am Morgen des 16. ergingen von Napoleon an Ney und von diesem dann an seine Korpskommandanten Befehle, welche des Bestimmtesten besagten, die blücher'sche Armee sei nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer der Saale in Bewegung und es könnten und sollten demnach die zur Unterstützung von Marmont bestimmten Truppen großentheils anderweitig verwendet werden. Ein verhängnißvoller Irrthum und Fehler! Denn dadurch ging, was Napoleon am 16. Oktober auf der Südseite des Schlachtfeldes gewann, auf der Nordseite verloren und zwar, es ist nicht zu viel gesagt, um das Doppelte[63]).

Auf der Südseite der ungeheuern Walstatt da freilich zeigte der Schlachtendonnerer seinen Feinden am ersten der drei leipziger Tage noch einmal den Meister; aber das Zermalmen hatte er doch ein für alle Mal verlernt. Der Mangel an einheitlicher Führung — denn Schwarzenberg's Hand war eine biedermännische, aber keine stählerne — und die glänzende Unfähigkeit von mehr als einem General, die schlimmen Folgen eines schlechten Schlachtplans und die lose, verzettelte Ausführung desselben, alle diese Nachtheile wurden aufgewogen durch die Einsicht und Standhaftigkeit einzelner Führer, sowie durch das heldische Streiten der Truppen, welche naiv genug waren, zu glauben, es sei wahr und ernst gemeint, wenn ihnen Generalissimus Schwarzenberg, welcher es übrigens für seine Person wahr und ernst meinte, in seinem Tagsbefehl vom 15. Oktober zugerufen hatte: „Ihr kämpft für die Freiheit Europa's!“ Wie mögen die Franze, die Metterniche und Gentze höhnisch den Mund verzogen haben, als sie diese Phrase zu Gesichte bekamen! Aufgewogen also wurden die bezeichneten Nachtheile wenigstens soweit, daß der Schlachtenvirtuos da, wo er selbst war, am 16. weit mehr nur den Schein, als das Wesen eines Sieges gewann. Und auch diesen Schein nur dadurch, daß er seine alte

Kunst, mit Massen aufzutreten, auch jetzt wieder übte, während die Verbündeten es glücklich dahin brachten, auf keinem der entscheidenden Punkte mit wirklich überlegenen Streitkräften zu handeln. Der unfähige, schlaffe Kamaschenknopf Gyulai zwar hatte auf dem linken Ufer der Pleiße und Elster zum Angriff auf Lindenau 20,000 Mann und standen ihm nur 15,500 Franzosen entgegen, aber in höchst vortheilhaft fester Stellung. Der östreichische Gewalthaufe von ungefähr 35,000 Mann unter Merveldt und dem Prinzen von Hessen-Homburg war in dem Sumpfdelta zwischen Elster und Pleiße so unglücklich postirt, daß wenig mehr als 10,000 Franzosen ausreichten, sein Hervorbrechen über die Pleiße zu hindern. Gegen die Haupt- und Centralstellung Napoleon's aber um Wachau, wo derselbe gewiß 109,000 Mann vereinigt hatte, brachten die Verbündeten 84,000 zum Angriff auf oder eigentlich nur 65,000 Mann; denn die 19,000 zu jenen gezählten preußischen und russischen Garden standen bei Rötha, konnten also im besten Falle das Schlachtfeld erst nach mehreren Stunden Marschirens erreichen. Das meiste Mißgeschick hatten an diesem ersten Schlachttag die östreichischen Generäle: der einfältige Gyulai tiftelte solange vor Lindenau herum, bis der ihm gegenüberstehende Bertrand seine Stellung hinlänglich gesichert hatte, um den verspäteten Angriff mit Nachdruck abweisen zu können; Merveldt sodann, dem die heillose Aufgabe zugefallen, bei Konnewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen, um dem Empereur auf die rechte Flanke und in den Rücken zu fallen, kam zwar zuletzt auf das rechte Ufer hinüber, aber nur, um sofort abgeschnitten und mit etlichen Tausenden seiner Leute gefangen zu werden; Klenau endlich, ein tapferer Mann, welcher auf dem rechten Flügel bei Liebertwolkwitz befehligte, kam nicht vorwärts und wollte, ärgerlich über die Einmischung des russischen Generals Toll, welchen der Czar als Antreiber zu ihm geschickt, mitten im Gefecht den Befehl an den Genannten abgeben.

Mit vollem Recht heißt die Schlacht, welche am 16. Oktober südwärts von Leipzig geschlagen ward, die von Wachau; denn hier wüthete der Kampf so heiß und mörderisch wie nirgends, nachdem die aus Russen, Preußen und Oestreichern gebildete und von Wittgenstein, Kleist und Klenau geführte große Angriffskolonne gegen Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz vorgegangen war. Bald nach 8 Uhr Morgens gaben drei Kanonenschläge das Signal dazu, in vier Säulen setzten sich die Angreifer in Bewegung und im ersten Anlauf nahm Kleist Markkleeberg und Prinz Eugen von Würtemberg, welcher unter Wittgenstein im linken Centrum zwei russische Divisionen und eine preußische Brigade führte, Wachau. „Schnell änderte sich jedoch die Szene: wir hatten den schlafenden Löwen geweckt! Es konnte gegen 9 Uhr sein, als sich im Angesicht unserer Truppen die ganzen Erhöhungen zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit mehr denn 100 Geschützen krönten.“ Die Verbündeten brachten ihre Kanonen ebenfalls vor und nun begann „auf der ganzen Linie auf beiden Seiten eine unerhörte Kanonade und wurde 5 Stunden lang so rastlos fortgesetzt, daß zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des Wortes erbebte.“ Der erste Ansturm der Verbündeten hatte die französische Schlachtlinie so gewaltig erschüttert, daß Napoleon selber mit seinen Garden bis zur Schäferei von Meusdorf zurückwich; aber durch seine energischen Anordnungen brachte er das Treffen bald zum Stehen, ging dann seinerseits wieder vor und versetzte die Angreifer in die Lage, auf weitere Vorschritte verzichten und sich auf Vertheidigung beschränken zu müssen. Dieselbe ward denn auch bald von Minute zu Minute schwieriger gemacht durch das Vordrücken überlegener französischer Streitkräfte und ein niederschmetterndes Geschützfeuer. Der wackere Eugen von Würtemberg hatte heute abermals, wie so oft schon, den schwersten Stand. Der ganzen Wuth des napoleonischen Kanonenzorns ausgesetzt, suchte er Wachau und damit die Schlacht zu halten. „Donner krachte

der Boden zitterte, Funken stoben, Späne flogen, Rauch und Flammen, Tod und Verderben rings um uns her!" Mitten in diesem Chaos von Wuth und Blut thut der Held ruhig seine Pflicht, nicht ohne Humor sogar. Kommt da der Artillerieoberst Galubzow, dem es bei seiner Batterie nicht mehr geheuer, zu dem Prinzen herangeritten, ihm das zu sagen. In demselben Augenblick saus't eine Stückkugel daher, tödtet dem Prinzen das Roß unterm Leibe, zerschmeißt das Pferd des Galubzow und zerschmettert zugleich einen Adjutanten und einen Ordonnanzhusaren des Ersteren. Reiter und Rosse, Lebende und Todte stürzen in eine blutige Gruppe zusammen, und als sich der Prinz wieder aufgerafft hat, ruft er dem eiligst davonlaufenden Oberst nach: „Na, Sie sehen, wir wandeln hier auch nicht auf Rosen!" Wie der brave Eugen, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel, bei Wachau gerungen und ausgehalten, bezeugt sein entsetzlicher Verlust: — mit 5200 Russen und 4700 Preußen ging er in die Schlacht und von diesen 9900 Streitern ließ er 6333 Mann todt oder verwundet auf der Walstatt... Gegen Mittag zu mußte der Angriff der Verbündeten auf die Stellungen Napoleon's als gescheitert betrachtet werden und konnte es sich auf ihrer Seite nur noch darum handeln, einer entschiedenen Niederlage vorzubeugen. Der Czar, welcher mit dem König von Preußen auf einer Höhe bei Gossa hielt, während der feuerscheue Kaiser Franz in Altenburg geblieben war, griff nun hier auch einmal glücklich ein, indem er den Herbeimarsch der russischen und preußischen Garden von Rötha beeilte und seinen Adjutanten Wolzogen zu Schwarzenberg nach Gautsch sandte, um den Generalissimus zu veranlassen, die östreichischen Reserven aus dem „Sumpfzwickel" möglichst rasch herauszubringen und den auf dem rechten Ufer der Pleiße von der ganzen Wucht eines napoleonischen Angriffs Bedrohten zu Hülfe zu führen. Denn der Empereur hatte jetzt soviel Boden gewonnen, daß er zu einem Hauptschlag ausholen konnte. Er wollte das Centrum

des Feindes sprengen, indem er eine Masse von 8000 Reitern unter Murat darauf warf und selber mit Infanterie nachdrückte. Einen Augenblick war die Gefahr so groß, daß Schwarzenberg, welcher den östreichischen Reserven voraus nach Gossa geeilt war, die Monarchen beschwor, sich der drohenden Gefangennehmung zu entziehen, und sich mit gezogenem Degen wacker in das Getümmel warf. Aber Murat vermochte nirgends durchzubrechen. An der Standhaftigkeit des heldischen Prinzen Eugen, dessen entsetzlich geschmolzene Bataillone wiederum der erste Stoß traf, sowie an der Tüchtigkeit russischer Kürassiere, Dragoner und Gardekosaken zerschellte der französische Kavalleriesturm. Napoleon ließ dann zwar noch Infanteriemassen auf die Mitte der Linie seiner Gegner vorstoßen, um zu vollbringen, was den Reitern mißlungen war; allein schon begannen die herbeikommenden preußischen und russischen Garden die Lücken in der Schlachtlinie der Verbündeten auszufüllen und rückten auch die östreichischen Reserven unter Bianchi, Weissenwolf und Nostitz heran. Nach acht- oder neunstündigem furchtbaren Ringen war die Sachlage strategisch so ziemlich wie vorher. Die Franzosen standen mit ihrem Centrum auf der Höhe bei Wachau, den linken Flügel an die sogenannte Schwedenschanze, den rechten an Markkleeberg gelehnt; die Verbündeten dem Feinde halbkreisförmig-parallel gegenüber, mit dem Mitteltreffen vor Güldengossa. Ihre Haltung war fest und der Generalissimus traf noch am Abend die nöthigen Anordnungen zur Erneuerung des Kampfes am nächsten Tage, wo Bennigsen und Kolloredo zur wuchtvollen Verstärkung des rechten Flügels eingetroffen sein würden. Der Empereur seinerseits schlug seine Beiwacht in einem ausgetrockneten Teich rückwärts von Wachau an der Straße nach Rochlitz auf, nachdem er es hatte aufgeben müssen, wirksam zu siegen, was nur möglich gewesen sein würde, falls er von der Nordseite Leipzigs die Korps Ney's und Marmont's noch hätte heranziehen und rechtzeitig auf der Südseite verwenden können[64]).

Es war dafür gesorgt, daß dies eine Unmöglichkeit gewesen und geblieben, und während der Empereur südlich von Leipzig einen unfruchtbaren Scheinsieg gewonnen, hatte er nördlich eine vollständige und folgenschwere Niederlage erlitten, eine Niederlage, welche, wie der zunächst davon betroffene Marschall Marmont richtig bemerkt hat, die Vernichtung der französischen Herrschaft in Deutschland schon entschied.... In der alten Saalestadt hatten viele Offiziere und Landwehrmänner der blücher'schen Armee ihrer Studententage sich erinnert und gaben dieser Erinnerung mittelst Veranstaltung eines feierlichen Kommerses im Rathskeller Ausdruck. Echtdeutsche Züge das: — Soldaten schütteln idyllisch Pflaumen, bevor sie bei Wartenburg ins feindliche Kartätschfeuer stürmen; Offiziere treiben studentische Romantik, bevor sie bei Möckern in den Tod gehen. Derweil im Rathskeller der Schläger umgeht beim Klange der alten Burschenlieder, sitzt im Hause des Kanzlers Niemeyer ein ernster Kriegsrath. Die Generale haben die Karten vor sich ausgebreitet und verhandeln über den Vormarsch gen Leipzig, wobei es wohl nicht an harter Kampfarbeit fehlen wird. Der Alte sitzt drinnen im Nebenzimmer beim Hausherrn auf dem Sopha und dampft seine Pfeife, — ein Ding, welches so „organisch" mit dem Blücher verwachsen ist, daß man sich ihn ohne dies Anhängsel eigentlich gar nicht denken kann. „Die Disposition ist fertig, Excellenz," meldet der Gneisenau. Der Alte tritt an den Tisch und sagt: „Nu, ihr Herren Schriftgelehrten, was habt ihr Gutes ausgeheckt?" — „Das und das, so und so, Excellenz." — „Ja, ja, mag wohl recht und gut sein; aber ob's auch brauchbar, ist doch die Frage. Wann ich mit meinen Jungens erst auf das Schlachtfeld komme, werd' ich schon sehen, was zu thun ist. Vorderhand, Herr Kanzler, noch eine Pfeife[65])." Am 15. Oktober gab Blücher den Befehl zum Aufbruch aus Halle, um auf seiner Seite am folgenden Tage zur Völkerschlacht bereit zu sein. Das Korps York's, 20,831 Streiter stark (16,120

Mann Fußvolk, 3101 Mann Reiterei und 1610 Kanoniere mit 104 Geschützen), marschirte voran und beiwachtete bei Schkeuditz, Langeron folgte und lagerte am Abend eine halbe Stunde weiter zur Linken, Sacken rückte als Reserve nach. Die Preußen hatten also wiederum den Vortritt und, in Wahrheit, es war ihnen bestimmt und beschieden, den Tag von Möckern wiederum mit vollstem Recht einen preußischen Sieges- und Ehrentag zu nennen, wie sie die Tage von Großbeeren und Dennewitz, von der Katzbach und von Wartenburg vollberechtigt als solche ansprechen und bezeichnen dürfen. Wie im Feldzug von 1813 überhaupt, sind es auch auf der leipziger Riesenwalstatt preußische Waffen gewesen, welche den ersten entschiedenen und entscheidenden Triumph erstritten haben. Warum, im Besitze solcher Trophäen, sich herablassen, zu windbeuteln, wie des Plautus Miles gloriosus oder wie Calderon's Bramarbas Persius oder wie Shakspeare's dicker Sir John oder auch wie ein richtiger „Jardeleutnant“?

Zur achten Morgenstunde des 16. Oktobers war der Alte auf der Höhe von Lützschena bei der Vorhut York's. Bald begann der bei Wachau anhebende Kanonendonner dumpf herüberzurollen und dieser Ruf zog den Gebhart Lebrecht gewaltig vorwärts, obgleich ihm gerade jetzt der englische Kriegskommissär Stewart, aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden kommend, eine bedenkliche Kunde brachte. Die nämlich, daß der Piaffeur, statt von Landsberg über Delitzsch gen Leipzig vorzugehen und damit die linke Flanke des ebendahin vorgehenden Blücher's zu decken, vielmehr heute vom Petersberg aus nur bis Landsberg zu marschiren und dann rechtsab nach Halle auszubiegen gewillt sei. „Da haben wir es wieder! Alle ewigen Millionen-Schwerenoths-Donnerwetter über den Racker! Aber der Kerl von Zigeuner soll wenigstens uns nicht aufhalten. Sie sind ja dort drüben hinter Leipzig schon mit dem Bonaparte zum Tanz angetreten. Wollen mittanzen, müssen vorwärts, mag's biegen oder brechen.“ Es wurde zunächst zur Erkundung

der Stellungen des Feindes geschritten, aber die Bodenverhältnisse von Schkeuditz bis Leipzig hin, waldige Niederungen, mit bebuschten Höhenzügen wechselnd und mit Dörfern reichlich bestreut, ließen darüber nicht in's Klare kommen. Blücher, welcher französische Truppen noch von Düben und Eilenburg her in Marsch wußte (das Korps Reynier's), war beim Ausbleiben der Nordarmee unter Bernadotte für die Sicherheit seiner linken Flanke besorgt und traf hiernach seine Maßregeln, welche ohne Zweifel von Anfang an kühner ausgefallen sein würden, hätte er wissen können, daß seine Besorgniß wegen Reynier's, welchen Bülow's Reiterei hinlänglich im Schach hielt, eine allzugroße und daß er nur Marmont vor sich habe, welchem sein Angriff nicht Zeit ließ, nach Wachau abzurücken, wohin Ney, wie sein Waffengefährte von Napoleon gerufen, bereits aufgebrochen war. Der letztgenannte Marschall hielt dann freilich, von den Eilboten Marmont's beschworen, unterwegs wieder inne, verbrachte jedoch mit Hin- und Hermarschiren fast den ganzen Tag nutzlos. Marmont selbst hatte dem Empereur in der Morgenfrühe gemeldet, daß er nur etwa 1500 Mann feindlicher Infanterie vor sich habe. Später freilich sah er ganz andere Streitkräfte gegen sich herankommen und erkannte als der einsichtige und tapfere General, der er war, daß es seinem Gebieter einen sehr schlechten Dienst erweisen hieße, unter diesen Umständen nach Wachau abziehen zu wollen, dagegen einen guten, die schlesische Armee auf ihrem Marsch gen Leipzig, d. h. in den Rücken Napoleon's, aufzuhalten.

Blücher, entschlossen, den Feind aufzusuchen und anzugreifen, gab bald nach 9 Uhr seinen Unterfeldherren die Befehle hiezu. Sie lauteten, Langeron soll das Dorf Freiroda, dann Radefeld nehmen, Sacken diesem Angriff in Reserve folgen, York aber bei Lützschena links zum Angriff auf Lindenthal vorgehen. Dies befohlen, ritt der Alte die Front des eben aufmarschirten ostpreußischen Nationalkavallerieregiments entlang

und blücherte die Reiter an: „Na, Kinder, heute haut mal auf gut Preußisch ein! Sag' euch, wer heut Abend nicht entweder todt oder wonneduselig ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott[66])." Nach 12 Uhr eröffnete Langeron den Angriff, der ein sehr ungefährlicher war, weil der General die vom Feinde geräumten Dörfer Freiroda und Radefeld ohne Widerstand nehmen konnte. Blücher befahl ihm, dem weichenden Feinde zu folgen und neben Lindenthal durch den Tannenwald gegen Breitenfeld und Widderitzsch vorzugehen. Erst hier trat ihm der Feind, die von Delitzsch heranmarschirte polnische Division Dombrowski, ernstlich entgegen und er ließ sich, obgleich an Kräften überlegen, den größten Theil vom Rest des Tages hier aufhalten, um sodann, nachdem er endlich über dieses schwache Hinderniß weiteren Vorschreitens hinweggekommen, in der inzwischen von Düben herbeigeeilten Division Delmas ein neues und eben so schwaches zu finden. Da nun Sacken noch zurück war, auch Blücher ihn und St. Priest für einen Nothfall, d. h. für die Abwehr eines auf seiner linken Flanke erwarteten feindlichen Angriffs zur Verfügung haben wollte, so blieb dem Harste York's ausschließlich die Ehre, den Marschall Marmont da anzugreifen, wo derselbe den Angriff anzunehmen bereit war, beim Dorfe Möckern, welches der blutige Angelpunkt der mit Fug nach ihm genannten Schlacht wurde. Hier hatte Marmont also Stellung genommen, daß er, mit dem linken Flügel an das stark besetzte Dorf, mit dem rechten an den Rietschkebach oberhalb Eutritzsch gelehnt, alle die Vortheile, welche das Terrain bot, sich zu eigen gemacht.

Nachdem Blücher dem General Sacken befohlen, auf alle Fälle hin als Rückhalt bei Radefeld stehen zu bleiben, ging er mit seinem Stabe durch das vom Feind geräumte Lindenthal und nahm jenseits dieses Dorfes seinen Stand so, daß er seine sämmtlichen Heerhaufen im Auge behalten konnte. Dem York aber, welchen, wie er wußte, vieles Befehlen und Dreinreden

nur brummig machte, ließ er ganz freie Hand, den Angriff auf Marmont zu ordnen. Er that recht; denn der „Essigblicker“ machte seine Sache vortrefflich, wie immer, wenn er einmal „drinnwar“ und „angebissen“ hatte. Aber es war eine furchtbar blutige Arbeit, die da bei Möckern, um dessen Besitz sich Sieg und Niederlage drehten. Preußische Infanterie stürmte und erstürmte es, wurde aber von dem mit Verstärkungen herbeikommenden Marmont wieder hinausgetrieben, um dann, ihrerseits verstärkt, abermals zum Angriffe zurückzukehren. Der tapfere Major Hiller war einer der Führer, welche an der Spitze der ersten Sturmkolonnen schritten. „Jeder — hat er nachmals erzählt — brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrahgeschrei von Neuem auf den Feind.“ „Kinder, rettet das Vaterland!“ rief zusammensinkend der tödtlich getroffene Graf Wedell den Landwehrmännern zu, die heute wieder ganz herrlich stritten. Aber auch die Franzosen kämpften mit höchster Tapferkeit. Sie machten den Preußen jeden Zoll Boden, sie machten ihnen Haus für Haus von Möckern streitig, Jeder fechtend bis zum letzten Athemzug, Pardon weder gebend noch nehmend. Marmont leitete den Kampf meisterlich. Trotzdem hätte derselbe schon frühzeitig zum gänzlichen Nachtheile der Franzosen ausschlagen müssen, wenn Langeron, wie er gesollt und leicht gekonnt, Widderitzsch rasch genommen hätte und von dort auf Marmont's rechte Flanke gefallen wäre oder wenn Sacken, welchen Blücher, merkend, wie es bei Möckern stand, von Radefeld herbeigerufen, zeitig genug eingetroffen sein würde. Wie die Sachlage war, hat der Yorf, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, mehrmals bedenklich die Dose hervorgezogen und die erfingerte Prise in die Nase zu stecken vergessen. Ließ aber nicht nach, reichte dem Feinde ganz verteufelte Prisen, in Form von Ladungen groben

und gröbsten Geschützes, von Bajonnettstürmen und Säbelattaken. Rief nach und nach seine sämmtlichen noch übrigen Brigaden, Mecklenburg, Steinmetz, Horn und Hünerbein, auf den Entscheidungspunkt heran, setzte seine Batterien in Thätigkeit und unterhielt zäh die Glut des in und um Möckern waberden Wuthkampfes, bis der entscheidende Augenblick gekommen war. Dieser erschien in der fünften Nachmittagsstunde, als Marmont alle seine Streitkräfte zur Behauptung und York alle die seinigen zur Wegnahme des Dorfes oder vielmehr der Ruinen desselben zusammennahm und der preußische General dazu kam, seine Reitergeschwader, voran die brandenburgischen Husaren unter Major Sohr, in die französischen Bataillone unwiderstehlich einbrechen zu lassen, und sein Fußvolk, mit den Bajonnetten nachdrückend, unaufhaltsam in die entstandenen Lücken eindrang. Nun war für Marmont kein Halten mehr. Nachdem seine letzten, von Möckern zurückweichenden Vierecke zersprengt waren, wurden die Reste seines Schlachthaufens in völliger Auflösung nach Eutritzsch, nach Gohlis und bis unter die Mauern von Leipzig zurückgeworfen. Der Sieg der Preußen, welchen Blücher vom Schlachtfeld aus an Schwarzenberg und an Bernadotte melden ließ, war vollständig, aber theuer erkauft. Die Nacht sank auch hier, wie bei Wachau, auf eine stromweis mit Blut getränkte Walstatt herab; denn das york'sche Korps hatte nicht weniger als 173 Offiziere und 5432 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt. Ein Hauptschlag übrigens gegen den Napoleonismus! Denn es hatte dieser sicher 6000 Mann an Todten und Verwundeten, 2000 an Gefangenen und 53 Kanonen eingebüßt[67]). Seine Schutzwand auf der nördlichen Seite des leipziger Entscheidungsfeldes war zerstört und er vermochte in der Eile eine neue dort nur herzustellen, indem er die südliche ungebührlich schwächte. Summa: am 16. Oktober stob die napoleonische Fortuna davon vor der Nemesis dräuend erhobener Hand.

Er aber glaubte es nicht, wähnte die schon Flüchtige noch fest an der Stirnlocke zu halten. Der Mann war dadurch groß geworden, daß er, während er den Augen der Menschen allerhand Phantasmen von Gloire u. dgl. m. vorzugaukeln wußte, für seine Person verstand, Dinge und Menschen zu sehen, wie sie wirklich waren. Er fiel, weil die langgeübte Kunst, Andere zu betrügen, zum Selbstbetrug umgeschlagen war und er demzufolge die Phantasmen, an welche die Leute nicht mehr glaubten, allmälig selber für Wirklichkeiten anzusehen sich gewöhnt hatte. Hieraus erklärt sich die kaiserwahnsinnige Illusion, er habe es noch am Abend des ersten der leipziger Schlachttage in seiner Hand, über Krieg oder Frieden zu entscheiden, habe es in seiner Hand, durch etliche Zugeständnisse seinen „cher beau-père“ von den Verbündeten ab- und zu sich herüberzuziehen, und könne einen Waffenstillstand anbieten, weil seine Gegner dies Anerbieten keineswegs etwa als ein Symptom seiner verzweifelten Lage, sondern vielmehr nur als einen Beweis seiner Großmuth und Friedensliebe ansehen würden. Daß er das „Odium generis humani“, daß ihn die verbündeten Monarchen als einen Emporkömmling, der sie gedemüthigt hatte, und die Völker als einen erbarmungslosen Tyrannen haßten, davon hatte dieser Mensch noch immer gar keine Vorstellung. In Wahrheit, er glaubte an das Märchen-Dogma seiner Vergottung durch Sklaven, wie deren keiner der römischen Cäsaren niederträchtigere gehabt hat.

Man war eben daran, am Abend des 16. Oktobers das Zelt des Empereur aufzuschlagen, als dem an einem Wachtfeuer sich Wärmenden der gefangene östreichische General Merveldt vorgeführt wurde, ein alter Bekannter von den Friedensverhandlungen von Leoben her. Er empfing ihn gnädig und unterhielt sich lange mit ihm. Später am Abend oder vielmehr um oder erst nach Mitternacht wurde Merveldt aus dem Schlafe geweckt und in das kaiserliche Zelt beschieden, in welches inzwischen eine schlimme Botschaft gelangt war, die Botschaft von

der gänzlichen Niederlage bei Möckern. Napoleon machte dem General ein Kompliment über dessen Anstrengungen, bei Konnewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen, und warf dann die Frage hin: „Ihr wolltet mir also eine Schlacht liefern?“ — „Ja, Sire.“ — „Ihr seid sicherlich im Irrthum über den Betrag meiner Streitkräfte. Wie hoch schätzt ihr sie?“ — „Auf höchstens 120,000 Mann.“ — „Ich habe mehr als 200,000, glaube aber, daß ich ebenfalls die eurigen unterschätzte. Wie stark seid ihr?“ — „Mehr als 350,000 Mann.“ — „Werdet ihr mich morgen wieder angreifen?“ — „Ich zweifle nicht daran.“— „Dieser Krieg soll also ewig währen? Es wäre Zeit, ihm ein Ende zu machen.“ — „Das ist der allgemeine Wunsch, dessen Gewährung während des prager Kongresses bei Ew. Majestät stand.“ — „Man verfuhr dort nicht redlich gegen mich, man hat finassirt (on a finassé). Oestreich hat den rechten Augenblick verpaßt, sich an die Spitze der Angelegenheiten Europa's zu schwingen. Wir hätten mitsammen den Frieden diktiren können.“ — „Und diese gemeinsame Diktatur, so denken wir Oestreicher, würde damit geendigt haben, daß Sie auch Oestreich das Gesetz diktirt hätten.“ — „Es muß aber doch eine Macht für den Frieden wieder das Wort nehmen. Ihr solltet nicht auf Rußland hören. Das steht ganz unter dem Einfluß Englands und England will keinen Frieden.“ Merveldt bestritt diese Behauptung, weil auch England des Friedens nicht weniger benöthigt sei als der Kontinent. Nach ziemlich langem Hin- und Herreden kam man überein, daß Merveldt in das Hauptquartier der Verbündeten sich begeben sollte als Träger eines Waffenstillstandsvorschlags von Seiten Napoleon's. Die Bedingungen sollten sein, daß die Franzosen hinter die Saale, die Preußen und Russen hinter die Elbe, die Oestreicher nach Böhmen sich zurückzögen, und um Friedensunterhandlungen zu ermöglichen, erklärte der Empereur sich bereit, Illyrien an Oestreich und Hannover an England zurückzugeben, auf die nordwestdeut-

schen Landstriche zu verzichten, Polen ganz preiszugeben, in Betreff Spaniens, Hollands und Italiens unterhandeln zu wollen und schließlich auch den Rheinbund fallen zu lassen, — dies aber doch nur bedingter Weise; denn — sagte er — „il y a des choses auxquelles mon honneur tient, et dont surtout dans ma position je ne saurais me départir; par exemple le protectorat de l'Allemagne[68]).“ Merveldt brachte diese Vorschläge ins große Hauptquartier der Verbündeten, wohin derweil die Kunde vom Möckernsieg gelangt war. Der Czar und der Preußenkönig waren schlechterdings nicht in der Stimmung, zu dieser Stunde gemachten Anträgen Napoleon's Gehör zu geben. Was Metternich dazu meinte, ist nicht bekannt und auch ganz gleichgültig; denn „le cher beau-père,“ der Kaiser Franz, ließ den General Merveldt gar nicht vor, mit dem Bedeuten, er könne und wolle ihn nur in Gegenwart seiner beiden Alliirten sprechen[68a]). Damit war die Friedensmission Merveldt's als nicht geschehen angesehen und wurde der 17. Oktober auf der Südseite des Schlachtfeldes nur dazu verwendet, Alles zur Entscheidung für den folgenden Tag vorzubereiten, an welchem, wie man gewiß wußte, Bennigsen und Kolloredo in die Schlachtlinie eingerückt sein mußten. Man war seiner Ueberlegenheit entschieden bewußt und ging dem 18. Oktober mit Siegeszuversicht entgegen. Anders im französischen Hauptquartier, wo nur noch in der Wolle gefärbte Lakaien nicht wußten oder wissen wollten, was das von dem Empereur zur Feier seines angeblichen Sieges bei Wachau befohlene leipziger Glockengeläute eigentlich zu bedeuten habe. Aber freilich, die Lüge mußte aufrecht erhalten werden. Wenn der Empereur am 17. Oktober mittelst eines Rückzugs den Boden seines „Sieges“ vom 16. aufgab, so mußte ja die ganze Welt glauben, der Sieg sei eigentlich eine Niederlage gewesen. Also bleiben wir und versuchen wir noch einmal das eiserne Würfelspiel. Vielleicht werfen wir doch noch den Venuswurf, wir müssen, wir werden ihn werfen. Trotz

solcher Verblendung wurde Napoleon jedoch gegen Abend zu, als kein Friedensbote von drüben eintraf, sehr nachdenklich, und nachdem er sich in sein Zelt „verkrochen,“ mehrten sich im Hauptquartier die „finsteren Gesichter“ und man sprach ziemlich unverhohlen von der Nothwendigkeit des Rückzugs [69]).

Generalissimus Schwarzenberg, welcher im Verlaufe des Feldzugs den Werth blücher'scher Mitwirkung kennen zu lernen hinlänglich Gelegenheit gehabt und sie auch wirklich erkannt und anerkannt hatte, ließ am 17. Oktober zur Mittagszeit einen kühnen Husarenoffizier, den Grafen Stephan Széchenyi — in späterer Zeit mit Fug der „große Ungar“ geheißen — rufen und fragte ihn, ob er sich getraue, auf dem kürzesten Weg, also durch die feindlichen Stellungen hindurch, zum Blücher zu reiten, um diesem zu sagen, daß er, Schwarzenberg, am nächsten Tage den Feind mit aller Macht angreifen werde und dies auch von Seiten des schlesischen Heers und der Nordarmee erwarte. „Ich getrau' mir's,“ sagte der Graf und er führte das verwegene Reiterstücklein glücklich durch. „Ja, ja“ — sagte am Abend zu Mockau, wo er sein Hauptquartier hatte, der Alte „in echtblücher'scher Manier“ zu dem kühnen Boten — „an mich soll's nicht fehlen! Auf mir kann sich der Herr Fürst schon verlassen. Werde das Meinige morgen thun, Schwerenoth! Was aber den Millionenhund von Racker und Hasenfuß, den Juden oder Zigeuner von Bernadott' angeht, na, den kriege der Teufel rann uff det Schlachtfeld [70])!“ Grobianisch zwar geblüchert, aber sehr wahr und auch völlig gerechtfertigt; denn der heldische Greis, welchem es ganz gegen den Mann ging, nach dem Sieg von gestern heute müssig stillzuliegen, hatte auch an diesem 17. Oktober wieder tüchtig gearbeitet, war schon in aller Morgenfrühe wieder bei den Vorposten gewesen, hatte angeordnet, daß York's gestern arg mitgenommenes Korps sich hinter Möckern zöge und dort wieder in schlagfertigen Stand setzte, hatte dann Sacken's Harst herbeigezogen und durch diesen in Verbindung mit den

Korps von Langeron und St. Priest Alles, was von Franzosen noch nördlich von Leipzig stand, über Gohlis hinaus rückwärts bis in das Weichbild der Stadt zurückwerfen lassen. Dies war eben geschehen, als Széchenyi angeritten kam und der Alte konnte dem Boten Schwarzenberg's sagen, in welcher Art er mit den freilich nicht sehr bedeutenden Mitteln, die er noch hatte, zur Entscheidung am folgenden Tage mitzuwirken beabsichtige. So nämlich, daß er das Korps Langeron's (25 oder höchstens 30,000 Mann) am linken Ufer der Parthe gegen Leipzig, als den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, angriffsweise vorgehen ließ, während die Harste von York und Sacken (mitsammen etwa 20,000 Mann) als Rückhalt zwischen der Parthe und der Pleiße blieben[71]). Er konnte Széchenyi auch sagen, daß alles Menschenmögliche gethan worden sei, um den schwedischen Kronprinzen zur Betheiligung an der morgigen Schlacht zu bewegen. Freilich sieht es fast wie Spott und Hohn aus, wenn Gneisenau am Tage zuvor den Schwarbelkopf Steffens zu Bernadotte geschickt hatte, um denselben zu veranlassen, zu dem Kampfe vom 16. herbeizukommen. Nach langem Umherirren — der gute Professor konnte selbstgeständlich im Felde links nicht von rechts unterscheiden — hatte Steffens den Gaskogner in Landsberg gefunden, natürlich im Bette. „Das dunkle Gesicht mit der mächtigen Nase und das starkzurückgehende Kinn stachen ab gegen die weiße Bettwäsche und die mit Spitzen besetzte Nachtmütze.“ Se. königl. Hoheit geruhte, dem abstrusen Abstraktor einen langen lebhaften Vortrag zu halten, „den ich freilich nur theilweise verstand,“ und entließ ihn dann mit dem Versprechen, sogleich mit seinen Truppen aufzubrechen[72]). Den wirklichen Aufbruch zu bewerkstelligen, mußten aber andere Mittel als steffens'sche angewandt werden, weil ja doch einmal „für das schlesische Heer die Mitwirkung des Nordheers eine Art Geschick war, heftig zu wünschen, schwer zu ertragen, nicht zu vermeiden.“ Auf Gneisenau's Betreiben eilte Sir Charles Stewart, der bri-

tische Kriegskommissär, von der blutigen Walstatt bei Möckern spornstreichs zum Kronprinzen von Schweden zurück und sprach Fraktur-Englisch mit demselben, wenn auch in französischer Zunge, namentlich geradeheraus erklärend, britische Subsidien dürfe der Gaskogner nicht mehr erwarten, falls er für die gemeinsame Sache schlechterdings Nichts thun wolle. Das endlich wirkte. Bernadotte ließ sofort das russische, 5000 Mann starke Reiterkorps Winzingerode's zur Vereinigung mit Blücher abgehen und rückte am 17. Oktober mit seiner ganzen Macht nach; immerhin gemächlich genug, doch so, daß er am Abend in Breitenfeld eintraf.

Soweit also hatte man ihn glücklich „heran.“ Aber nun ging das Piaffiren wieder los. Schon auf dem Marsche nach Breitenfeld hatte er einen Adjutanten an Blücher gesandt mit der absonderlichen Forderung, die „alte Ordre de Bataille hergestellt zu sehen,“ d. h. er wollte auf den rechten Flügel der schlesischen Armee rücken, um dieselbe „in Flanke und Rücken zu decken gegen einen Angriff von — Düben (!) her.“ Aus dem Gaskognischen ins Deutsche übersetzt, hieß das: Ich will mich möglichst vom Felde der Entscheidung fernhalten. Die passendste Antwort darauf war wohl die blüchernde: „Meldet dem Hundsfott mein Kompliment und er soll mir . . . “ Von Breitenfeld kam dann ein schwedischer Adjutant nach Mockau herüber, um den Alten zu einer Zusammenkunft mit Bernadotte einzuladen. „Millionen Schock Donnerwetter, der Kerl von Zigeuner kann mir gestohlen werden! Habe Nichts in Breitenfeld zu thun.“ Dagegen wurde ein vertrauter Bote zu Bülow gesandt, welchen Blücher unter Mittheilung seines für den morgigen Tag entworfenen Plans zur Mitwirkung auffordern ließ, der Gaskogner möge sagen und thun oder nichtsagen und nichtthun, was er wolle. „Bei meinem Wort — lautete Bülow's Antwort — ich werde jedenfalls mannhaft zu meinen Landsleuten und Waffenbrüdern stehen und unbedingt mitschlagen!“ In der Nacht vom 17. auf den 18. kam abermals ein Adjutant von Bernadotte, die Einladung

nach Breitenfeld dringender zu wiederholen. „Ich geh' nicht — sagt der Gebhart Lebrecht. Hol der Teufel den Schubiak!“ — (Wie man sieht, hatte der General aus dem Umstande, daß russische Truppen unter ihm standen, bereits philologische Vortheile gezogen; denn schon waren ihm die russischen Worte Paschol und Schubiak geläufig.) — Der arme Gneisenau, auf welchem in diesen Tagen so Vieles lastete, hatte nun wieder einmal seine liebe Noth, seinen Feldherrn zu bestimmen, um der guten Sache willen der Einladung des „Zigeuners“ zu entsprechen. Aber Blücher sah sich vor und sorgte dafür, daß es seiner Verhandlung mit dem Gaskogner wenigstens nicht an Zeugen fehlte. Er nahm, als er vor Tagesgrauen nach Breitenfeld hinüberritt, Gneisenau und den Prinzen Wilhelm von Preußen mit und verlangte, daß auch Bülow, Krusemark und Pozzo di Borgo bei der Zusammenkunft zugegen seien. Es ging dabei hart her. Bernadotte piaffirte, der Gebhart Lebrecht that sich keinen Zwang an und fluchte alle möglichen Husarenflüche. Es war auch wahrlich zum Verfluchen, was Monsieur le Piaffeur vorschlug und haben wollte. Nämlich, er wollte sich kriegskunstregelrecht „en échelon“ hinter der blücher'schen Armee aufstellen, um Berlin (!) zu schützen und dem Napoleon in die Flanke zu fallen, wenn derselbe, was mit Bestimmtheit zu erwarten sei, über Taucha und Eilenburg einen Rückzugsweg nach Torgau sich bahnen wollte. Solches Zeug ließ sich nun aber der Alte gar nicht länger vormachen. Er blücherte so wüthend dazwischen, daß der Bernadotte den Sinn des Blücherdeutsch verstehen mußte, obzwar die Dolmetscher diesen Sinn zu mildern suchten. „Eh bien — gaskognerte jetzt Se. königl. Hoheit — ich will über alle strategischen Bedenken hinwegsehen, will mich opfern, falls mir mon cher frère d'armes für heute 30,000 Mann von seiner Armee abgibt; denn ohne diese Verstärkung kann und werde ich den Angriff auf dem linken Ufer der Parthe nicht unternehmen.“ Natürlich glaubte er, Blücher werde dieses unverschämte

Ansinnen zurückweisen. Aber der Alte, um dem „Schubiak" jeden Vorwand zu längerem Zögern zu nehmen, bewilligte dasselbe sofort und stellte das Korps von Langeron dem Kronprinzen zur Verfügung. Nur nahm er sich vor, selber bei Langeron zu sein, um jede neue Rücke und Tücke Bernadotte's vereiteln zu können. Er erhielt hiezu sofort Gelegenheit. Denn kaum von der Zusammenkunft in Breitenfeld nach den Höhen von Eutritzsch zurückgekehrt, wo man schon den Geschützdonner der wieder anhebenden Schlacht von Wachau und Propsthaida herübertönen hörte, erschien ein Adjutant des Kronprinzen und brachte an Langeron den Befehl, nach Taucha zu marschiren, um dort die Parthe zu überschreiten. Hätte er es gethan, so hätte er zwei Stunden rückwärts und dann wieder zwei Stunden vorwärts marschiren müssen, um an den Feind zu kommen, vor welchem er bereits stand. „Nichts da! rief der Gebhart Lebrecht zornvoll aus. Das ist Unsinn oder Verrath! Auf diese Art verlöre ja das Korps den ganzen Tag mit Marschiren, ohne des Feindes ansichtig zu werden. Sagt dem Prinzen, Langeron werde seine Befehle jenseits der Parthe, die er unverzüglich überschreiten wird, bei Abt-Naundorf erwarten. Damit Punktum"[73]). So viele Mühe hatte es gekostet, den Gaskogner endlich dahin zu bringen, dahin zu nöthigen, das um den großen Völkerjäger für den großen Jagdtag vom 18. Oktober hergestellte Netz schließen zu helfen, welches jetzt nur noch eine schmale Oeffnung zum Entkommen bot, über Leipzig gen Weißenfels zu.

Der Verlauf des 17. hatte dem Kaiserwahnsinn doch endlich einen „lichten Moment," doch endlich die Ueberzeugung abgepreßt, daß er das einzige noch offenstehende Rettungsloch benützen müßte, bevor das ungeheure Netz über ihm zusammenschlüge. Der gesunde Menschenverstand, die Politik, die Kriegskunst riethen gleichermaßen bei Zeiten die Tollheit aufzugeben, mit 145,000 Mann dem Angriff von 280 bis 300,000 Gegnern standhalten zu wollen [74]). Spät am Abend des 17. ent-

schloß sich in der That Napoleon zum Rückzug. Aber dabei mußte dem cäsarischen Hochmuth doch noch ein Zugeständniß gemacht werden, welches selbst ein so eifriger Pfaffe des Napoleonkultus, wie Thiers einer ist, leise zu tadeln nicht umhin kann. Denn der Rückzug sollte „nicht einer jener nächtlichen Rückzüge sein, wie die Kriegswissenschaft solche anräth, falls ein Heer das Bedürfniß fühlt, einem überlegenen Feinde sich zu entziehen, sondern vielmehr ein Rückzug bei hellem Tage und in langsamem Schritt, ein Rückzug, welchen der Empereur so auszuführen gedachte, daß er eine imposante Haltung behaupten und ohne Hinderniß durch das lange Defilé von Leipzig nach Lindenau abziehen könnte, welches aus einer Menge Brücken besteht, die über die Pleiße und die verschiedenen Arme der Elster führen.“ Noch am Abend erhielt demzufolge Bertrand den Befehl, mit Tagesanbruch von Lindenau nach Weißenfels aufzubrechen. Um 2 Uhr Morgens sodann gab Napoleon seine übrigen Befehle aus, welche den Rückzug im angegebenen imperatorischen Styl anordneten. Alle seine Schlachthaufen, welche bislang auf der Südseite von Leipzig gekämpft hatten (Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriston, Macdonald, die Garden, und 4 Kavalleriekorps), sollten um eine Wegstunde zurückgehen und auf dem Plateau von Propsthaida sich zusammenschließen. Nördlich und östlich von Leipzig sollte Marmont — er war nach seiner Niederlage bei Möckern über die Parthe zurückgegangen — seine Streitkräfte auf der Linie von Schönefeld bis Sellerhausen zusammenziehen und Ney, welcher mit dem inzwischen eingetroffenen Korps Reynier's die Linie Marmont's verlängerte, sollte seinen rechten Flügel rückwärts biegen, bis er den linken Macdonald's erreichte. In dieser Weise zusammengezogen, würde die französische Armee einen soliden Kreis von nicht mehr als zweistündiger Ausdehnung bilden und in „imposanter Haltung“ dem Feinde überall und so lange die Stirne bieten, bis bei allmäliger Verengerung dieses Kreises ein Korps nach dem

andern über Leipzig und Lindenau sich abziehen könnte. Das wäre nun Alles recht schön gewesen, wenn die Verbündeten sich begnügt hätten, in pflichtschuldiger Bewunderung dieses „imposante“ Rückzugsmanöver mitanzusehen. Allein sie wollten auch mitsprechen und mitthun und Generalissimus Schwarzenberg sammt Mithelfern hatten ihrerseits folgenden Angriffsplan entworfen. In drei Säulen formirt, sollten auf der Südseite von Leipzig die verbündeten Streitkräfte gegen die Stellungen der Franzosen vorgehen: — die erste Kolonne (etwa 45 bis 50,000 Mann) unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg rechts und links von der Pleiße gegen Lößnig und Konnewitz, die zweite (ungefähr 60,000 Mann) unter Barklay de Tolly gegen Wachau und Liebertwolkwitz und weiterhin gegen Propsthaida, die dritte (an 65,000 Mann) unter Bennigsen gegen Holzhausen, um den linken Flügel des Feindes anzufallen und zu umgehen. Des feindlichen Rückzugspunktes Lindenau sollte sich Gyulai mit seinen 25,000 Mann bemächtigen, was er schon am 16. hätte thun sollen, aber nicht gethan hatte. Im Osten von Leipzig aber sollte Bernadotte zwischen Holzhausen und der Parthe, im Norden Blücher den Kampf führen. Der Konflikt zwischen diesem Angriffsplan und jenem Rückzugsplan heißt die Schlacht vom 18. Oktober, welche, obzwar die riesenhafteste und blutigste der neueren Zeiten, dennoch, wie man mit Recht bemerkt hat, „in Wahrheit nichts Anderes als ein Arrièregarden-Gefecht“ gewesen ist. Sie zerfiel, nachdem sich um die achte Morgenstunde die beiden Armeen in Bewegung gesetzt hatten, in zwei große Akte, deren erster der Angriff und die Linksschwenkung des schwarzenbergischen, deren zweiter der Angriff und die Rechtsschwenkung des bernadotte-blücher'schen Heeres war. Ein ganz eigenthümlicher Schicksalszug ist es, daß dem Manne, welchem alle Wissenden und Redlichen das Hauptverdienst des leipziger Sieges beimessen, weil es ohne ihn, ohne sein Verhalten vom Beginn des Herbstfeldzugs an, zu keiner Entscheidung von Leipzig gekommen wäre,

— ja, eigenthümlich schicksalstückisch ist es, daß dem Blücher am 18. Oktober eine unverhältnißmäßig untergeordnete Rolle zufiel[75]). Aber freilich, wenn man ein Blücher ist, spielt man, obzwar formell zu einer Nebenrolle bestimmt, stets eine Hauptrolle. Der heldische Greis hatte allerdings nur die schwachen Harste York's und Sacken's unmittelbar unter sich, aber wer wollte leugnen, daß er die treibende Seele der ganzen Streitmacht auf der Nord-Ostseite von Leipzig gewesen ist?

Es hatte am Abend zuvor und in der Nacht stark geregnet, aber am Morgen zertheilte die Oktobersonne mälig die Nebelschwaden, als wollte sie sich das furchtbare Spiel mitansehen, bei dessen Beginn man, die Schlachttrompete des Dichters entlehnend, erschüttert ausrufen möchte: „O, welcher Mordkampf hat sich da entsponnen! Aus tausend Herzen sprang so hoch das Blut, als wären unversiegbar solche Bronnen[76])." Und doch, hielt' auch Einer die Tuba des alten Homeros in Händen und vermöcht' er sie mit dem Athem des Dichters der Nibelungenschlacht zu schwellen, er müßte das Instrument überwältigt sinken lassen bei dem ungeheuren Anblick, als nun die 450,000 Streiter antraten zu dem reisigen, riesigen Rennen und Ringen... Um 2 Uhr Morgens schon verließ der Empereur sein Zelt, eilte nach Reudnitz zu Ney, von da nach Lindenau zu Bertrand, welcher sich zum Abmarsch nach Weißenfels anschickte, und kehrte dann nach Stötteritz um, wo er in einem Landhaus beim Frühstück saß, als der von Markkleeberg, Dölitz und Liebertwolkwitz herüberkrachende Geschützedonner verkündete, daß Schwarzenberg seine Angriffskolonnen in Bewegung gesetzt habe. Bote auf Bote kam von Murat, welcher, mit den Korps von Victor und Augereau vorwärts von Propsthaida aufgestellt, um Verstärkung bitten ließ gegen die Uebermacht, womit die Verbündeten ihn angefallen hatten. Napoleon eilte im Galopp nach dem sogenannten Thonberge und nahm seinen Stand als Lenker

der Schlacht neben einer halbzerstörten Windmühle, welche Einem, der an diesem Tage um ihn war, vorkam „wie ein warnendes, böses Vorzeichen, wie ein Bild des launischen, von allen Winden abhängigen Glückes.“ Es schien aber doch heute für seinen verhätschelten Lieblingsbuhlen noch ein Lächeln zu haben, freilich nur ein sehr flüchtiges. Die Verbündeten nämlich kämpften auf der Südseite des Schlachtfeldes am Vormittag nicht mit einem Erfolg, welcher ihren heldischen Anstrengungen entsprochen hätte. Die Abwehr ihrer Angriffe wurde von dem Schlachtenvirtuosen genialisch-kühn geleitet. Der Prinz von Hessen-Homburg vermochte bei Lößnig die französische Stellung nicht zu bewältigen, Barklay erlitt beim Angriff auf Propsthaida, wo der herbeigeeilte Empereur seine Garden in's heftigste Feuer warf, entsetzliche Verluste und Bennigsen vermochte seine Aufgabe, den linken Flügel des Feindes zu umfassen und aufzurollen, ebenfalls nicht zu lösen, weil er den größten Theil seiner Streitmacht zu weit rechtshin geschoben, um mit der Nordarmee in Verbindung zu treten und gemeinsam mit ihr dem Napoleon den Rückzug zur Elbe zu versperren, wohin er sich, wähnte Bennigsen, werde wenden müssen, maßen ihm der Rückzug nach der Saale zu durch die Oestreicher bei Lindenau versperrt wäre. Nach und nach gewannen die Verbündeten in dem schrecklichen Spiel allerdings Boden und preßten die Seiten des Halbkreises der feindlichen Stellung mehr gegen Leipzig hin zusammen; allein erst das Eingreifen des Nordheeres entschied die Niederlage der Franzosen, eine bei sothanen Umständen so unbedingt unvermeidliche Niederlage, daß es ganz lächerlich ist, wenn die napoleonischen Mythographen dieselbe allerlei kleinen und kleinlichen Nebenumständen, dem Uebertritt von etlichen tausend Rheinbündlern in die Reihen der Verbündeten, dem vorzeitigen Sprengen einer Brücke u. dergl. m. zugeschrieben haben. Daß aber das rechtzeitige Eintreffen und Eingreifenkönnen der Nordarmee dem rastlosen Antreiber Blücher und dem

Eifer des mit ihm einverstandenen Bülow zu danken war, ist ganz zweifellos.

In bereits gemeldeter Weise hatte der Alte, in der Morgenfrühe von Breitenfeld nach Eutritzsch zurückgekehrt, das Absonderliche, was Bernadotte dem Korps von Langeron zumuthete, vereitelt. Sein Falkenblick erkannte auf der Stelle, was zu thun sei. Er ließ, sowie die Kanonenstimmen von südwärts her erschollen, an Sacken und York den Befehl ergehen, gegen Leipzig vorzurücken, um die Verschanzungen und Häuser am halle'schen Thor anzugreifen, ließ dem rückwärts bei Taucha stehenden Bülow sagen, er werde mit dem Korps von Langeron auf dem kürzesten Wege über die Parthe gehen und dann jenseits derselben das Nordheer erwarten, lenkte sofort Langeron's und St. Priest's Streitmacht über Mockau dem Flusse zu und ließ sie, nachdem er mittelst des Feuers von Neutsch gegenüber aufgefahrenen 36 russischen Zwölfpfündern die Artillerie Marmont's zum Schweigen gebracht, denselben überschreiten, was das Fußvolk bis zum Gürtel im Wasser that. Jenseits der Parthe erhebt sich die Gegend und — „hier genossen wir ein erstaunliches Schauspiel. Auf dem langen Höhenzug erblickten wir in der Ferne die schwarzenbergische Armee, welche heranrückte. Die Kolonnen nahmen den ganzen Höhenzug ein, am entferntesten südöstlichen Horizont auftauchend. Ruhig bewegten sich alle Waffengattungen neben und nach einander. Hier und da sah man die Waffen in der Morgensonne glänzen. Die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer als eine Erscheinung im Traume vorüberschweben zu lassen, um den ganzen endlosen Zug zu überblicken, bis er im entferntesten Westen untertauchte. Immer kamen neue Schaaren im Osten zum Vorschein, immer verschwanden die Vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein auswanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme er-

schienen sein, als sie die deutschen Gauen überschwemmten. Der Anblick ergriff uns Alle mit großer Gewalt. Hier war es, wo Müffling der Schlacht den Namen gab: er nannte sie die große Völkerschlacht" ... Während Blücher gegen Abt-Naundorf hin ein lebhaftes Plänklergefecht unterhalten ließ, überschritt die Nordarmee weiter zurück ebenfalls die Parthe, Bülow bei Taucha, Winzingerode bei Grasdorf und die Schweden bei Plaußig. Bülow drängte mit aller Macht rasch voran und auch Bernadotte, erkennend, daß jetzt kein Zögern und Aufhalten mehr möglich, war rührig. Ney und Marmont nahmen ihre Truppen, das 3., 6. und 7. Armeekorps, in die Linie zwischen Stünz, Sellerhausen und Schönefeld zurück und bestanden, zeitweise sogar wieder vorstoßend, den Kampf gegen Langeron und eine Weile sogar noch gegen die herangekommene Nordarmee mit hohen Ehren. Derweil aber dieser Kampf sich vorbereitete, bot sich der Umgebung Blücher's, welcher auf der Hochebene hielt, wiederum ein überraschendes Schauspiel dar. „In schöner Rüstung und ruhiger Ordnung rückte eine Schar fremder Kavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu sein, ruhig erwarteten. Ohne Zweifel war der Feldherr von ihrer Ankunft unterrichtet. Es war sächsische Kavallerie — (ein Husaren- und ein Ulanen-Regiment) — die sich vom Feinde getrennt hatte und zu uns überging. Wunderbar und seltsam, echtdramatisch war dieser Auftritt. Die Reiter hielten, entschlossen und dennoch, wie mir schien, niedergeschlagen, in unserer Nähe still. Der Anführer näherte sich unserem Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartete. Sie hätten, versicherte der sächsische Offizier, lange den Augenblick erharrt, in welchem sie sich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die sie zwang, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erst sei es ihnen gelungen. Doch baten sie um Schonung; sie wünschten nicht, in dieser Schlacht zu kämpfen. Blücher redete sie kurz, aber freundlich an, gewährte ihre Bitte

und es wurde ihnen eine Stellung hinter dem fechtenden Heere angewiesen.“ Später, nach 2 Uhr Mittags, also zur Zeit, wo die Entscheidung des Tages der Hauptsache nach bereits gefallen, traten auch zwei sächsische Infanterie-Brigaden mit 38 Geschützen von Sellerhausen her zu den Verbündeten über, sowie schon Vormittags die würtembergische Reiterbrigade Normann übergetreten war, welcher General damit vielleicht sühnen wollte, daß er zu dem Schmachstück bei Kitzen befehligt worden war, — eine Sühne freilich, welche dem dicken Tyrannen im stuttgarter Schlosse Wuthkrämpfe verursachte.

Gegen 1 Uhr war Bülow auf der Walstatt eingetroffen. Hinter dem Vorhang eines niedrigen Hügelrandes formirte er seine Brigaden zum Sturm auf Paunsdorf, mit welchem, Blücher's Anordnung gemäß, gleichzeitig der Angriff Langeron's auf Schönefeld geschehen sollte. Als Bülow das Marschkommando gegeben hatte, da „stimmten die kolberger Jäger an: „Heil dir im Siegerkranz!“ und alle Musikchöre fielen ein. So stiegen wir jubelnd die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonnette darüber fortblitzen, so kam die erste Granate sausend durch die Luft und platzte zwischen dem ersten und zweiten Treffen. Nur höher erhoben sich die Stimmen und lauter ertönte der Hymnus, bis wir die Anhöhe erreicht hatten und nun auf einmal Leipzig, seine weite Ebene und das ungeheure Getümmel in derselben vor uns sahen, die leichten Truppen, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, zurückkehrten, unsere Batterien abprotzten und mit ihrem Donner den Gesang erstickten.“ Bernadotte war bei Bülow's Truppen und es ist nur billig, zu sagen, daß er keineswegs als Monsieur le Piaffeur da war. Er gab sich heute gegen den preußischen General mehr als „Kamerad denn als Befehlshaber,“ ordnete gemeinsam mit demselben den Angriff, ritt kaltblütig in's Plänkler- und in's Kanonenfeuer, kurz, erwies rühmlich, daß er ein rechter General und braver Soldat sein konnte, wenn er nur wollte. Es währte

jedoch, so standhaft war der Widerstand Ney's und Marmont's, bis zum Abend, bis Bülow jenen aus Stüntz und Sellerhausen nach Volkmarsdorf, Langeron diesen aus Schönefeld nach Reudnitz zurückwarf. Jedoch schon um 2 Uhr Mittags hatte Blücher, wahrnehmend, daß der Kreis der verbündeten Völkerschlachtstreiter auf dem linken Ufer der Parthe mehr und mehr um den weichenden Feind sich zusammenzog und daß dieser Truppen über Lindenau zurücksende, an York den Befehl geschickt, noch am Abend zur Verfolgung des Feindes nach Halle aufzubrechen. Zum gleichen Zwecke erging, allein erst mehrere Stunden später, aus dem Hauptquartier Schwarzenbergs an den Kosaken-Hetman Platow der Befehl, auf Zwenkau zu rücken, und ein weiterer an Gyulai, dem Feinde bei Naumburg zuvorzukommen und Paß und Brücke bei Kösen zu besetzen. In Wahrheit konnte, als die Abendschatten auf das Blutfeld herabsanken, selbst der Kaiserwahnsinn dem Gefühl einer vollständigen Niederlage sich nicht mehr entziehen. Es sah trüb und traurig aus bei der Windmühlruine auf dem Thonberg. Berthier diktirte beim Schein eines Wachtfeuers seinen Adjutanten die Rückzugsbefehle im Einzelnen, welche ihm der heute entschieden niedergedonnerte Schlachtendonnerer zuvor im Ganzen gegeben. Man hatte dem Empereur „einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, in Schlummer sank. Seine Hände ruhten, nachlässig gefaltet, im Schooß und er glich in diesen Augenblicken jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen düster und stumm um das Feuer und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber[77])."

Nach 8 Uhr ritt er nach Leipzig hinein und übernachtete auf dem Roßplatz im Gasthaus „Zum König von Preußen," — auch ein ironischer Nackenschlag des Schicksals. Nachdem er sich bis spät in die Nacht und dann frühmorgens wieder mit

dem Rückzug der ihm noch gebliebenen Streitmacht — in runder Summe 90,000 Mann — durch Leipzig und weiterfort beschäftigt hatte, ritt er durch das grimmaische Thor auf den Markt zu dem apel'schen Hause, wo der arme Sachsenkönig seinem bösen Geschick entgegenzitterte und jetzo von seinem „erhabenen Beschützer“ den wohlfeilen Rath erhalten haben soll, einstweilen mit den Verbündeten seinen Frieden zu machen, so gut es eben gelänge. Es gelang aber, wie bekannt, nicht gut und Friedrich August befand sich wenige Stunden darauf als Kriegsgefangener in den Händen der Alliirten und es war diese Gefangenschaft kriegsrechtlich vollkommen gerechtfertigt, da der König sogar nach der Flucht seines „hohen Alliirten“ noch gegen den vom Czaren an ihn gesandten General Toll äußerte, er könne und werde seine noch bei den Franzosen stehenden Truppen nicht abberufen[78]). Während sein Verderber, den er wie einen Gott verehrt hatte, noch mit dem armen Opferschaf redete, hatte der Angriff der verbündeten Waffen auf die Vorstädte und Thore von Leipzig begonnen. Denn kaum waren die Morgennebel des 19. Oktobers soweit gesunken, daß ein Blick auf den Stand der Dinge möglich geworden, als aus Blüchers Lager wiederum das rastlos treibende „Vorwärts!“ des Alten erscholl und er mit seinen Harsten zum Sturm auf die Nordseite der unglücklichen Stadt aufbrach. Hierauf rückten, während der Czar Alexander und Friedrich Wilhelm an Napoleon's gestrigen Standort auf dem Thonberge sich begaben, die Massen Schwarzenbergs auf die Südseite und die Bennigsens und Bernadotte's auf die Ostseite Leipzigs an, welches Poniatowski — dem in der Elster zu ertrinken beschieden war — und Lauriston mit ihren Korps bis auf's Aeußerste zu vertheidigen Befehl hatten. Nachdem er diesen Befehl noch einmal eingeschärft, trat der Empereur aus dem apel'schen Hause, stieg auf und ritt mit seinem Gefolge schräg über den Markt nach der Hainstraße, die aber so mit Kanonen, Pulverwagen und Fourgons vollge-

stopft war, daß er nicht durchkommen konnte, sondern durch die Fleischer- und Klostergasse, dann durch das Petersthor und durch die Allee nach dem ranstädter Steinwege sich wandte. Zwei leipziger Bürger standen mitsammen an einem Fenster und sahen den geschlagenen Zwingherrn dahinreiten. „O Gott — rief der Eine und fiel dem Andern um den Hals — wäre dieses doch das letzte Mal, daß wir ihn sehen!“ Auch ein junger Schwabe stand zu jener Stunde auf dem Markt von Leipzig und beim Wegreiten des Empereur, welcher auf ihn „den Eindruck eines Jesuitenprovinzials machte, so ruhig, klug, weltverachtend und unerschütterlich sah er aus,“ kam es ihm vor, als „hörte er das Rauschen der Blätter des ungeheuren Schicksalsbuches über seinem Haupte[79]).“

Nachdem der Empereur, dem Hauptstrom seiner fliehenden Truppen „ganz gelassen“ gen Lindenau folgend, um 11 Uhr Vormittags Leipzig verlassen hatte, brach, während von drei Seiten her die Verbündeten die Thore bestürmten — erstürmt wurde zuerst das äußere grimmaische durch königsberger, vom Major Friccius geführte Landwehrmänner — über die noch in der Stadt vorhandenen französischen Heerestrümmer ein so beispielloses Wirrsal herein, daß sie verloren gewesen wären, auch wenn die Elsterbrücke auf dem ranstädter Steinweg nicht zu früh oder auch gar nicht gesprengt worden wäre. Noch währte am lindenauer Thore das Schießen, als um 1 Uhr Mittags der Russenkaiser und der Preußenkönig auf dem Marktplatz von Leipzig anlangten, woselbst der Kaiser Franz, welcher mit Sir John Falstaff des weisen Glaubens lebte, daß „Vorsicht der beste Theil der Tapferkeit,“ erst etliche Stunden später eintraf. Es war ein großer Moment, als die Sieger, von allen Seiten in die Stadt strömend, auf dem Marktplatz zusammentrafen, Triumphworte und Glückwünsche tauschend. Als der Blücher mit seinem Stabe geritten kam, erhob sich ein rauschender Jubelruf. Er stieg ab, um die drei Monarchen zu begrüßen. Der

Czar ging ihm entgegen und umarmte den heldischen Greis mit den Worten: „Mein lieber General, Sie haben das Beste gethan, Sie sind der Befreier Deutschlands!“ Worauf der Alte: „Kaiserliche Majestät, erlauben Sie mich, hab' bloß meine Schuldigkeit gethan; aber meine braven Truppen, ja die haben mehr gethan, viel mehr!“ Alexander führte ihn dem König von Preußen zu, welcher dem General die Hand bot und ganz gerührt-infinitivisch sagte: „Schon wissen, lieber Blücher, immer große Stücke auf Sie gehalten haben. Erschrecklich viel Blut gekostet haben, dieser Sieg, aber Alles vortrefflich gegangen sein. Ihre Sache alle diese Bataillentage über und früher gut gemacht haben, recht gut, ganz brav. Weiß, was wir Ihnen zu danken haben. Werd' es nicht vergessen.“ Auch der Kaiser Franz kam herbei und wienerte den Feldherrn dankend und lobpreisend an[80]). Konnte sich dann der Bernadotte ebenfalls nicht enthalten, seinen „waffenbrüderlichen“ Gefühlen gegen Blücher lauten Ausdruck zu geben, was der Alte, wie zu vermuthen steht, mit jenem eigenthümlich-blücher'schen Kopfruck erwiderte, welcher, aus dem Mecklenburgischen in's Deutsche übersetzt, bedeutete: „Hol' der Teufel dich Kerl von Juden oder Zigeuner!“ Sehr herzlich dagegen war die Begrüßung zwischen Blücher und Schwarzenberg. Der Letztere tritt uns menschlich recht nahe, wenn wir einen Blick auf den Brief werfen, welchen er am Tage darauf aus Rötha an seine Frau schrieb. Es ging von der leipziger Walstatt kein so herzbewegend-menschlicher Siegesbericht aus wie dieser: — „Zu deinen Füßen, meine Nani, leg' ich die heiligen Lorbeern nieder, welche mir der Allmächtige gewährte. Gott hat unsere Waffen gesegnet, die Niederlage des Feindes ist beispiellos, nie sah ich ein schauderhafteres Schlachtfeld. Der Kaiser mein Herr hat mir das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, der russische das Großkreuz des Georgsordens und der König von Preußen den schwarzen Adler verliehen. Das sag' ich dir als Neuigkeit; denn du weißt,

meine Nani, daß mich die Sache lohnt, mehr als alle Souveraine der Erde zu thun im Stande sind. Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel geduldet, und der Himmel hat mich gesegnet[81])."

Inmitten des Siegesjubels auf dem Marktplatze von Leipzig am 19. Oktober ist es geschehen, daß, wie Jedermann weiß, der Gneisenau zuerst und entschieden den Ausspruch that: Der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleon's enden! Das war ein deutschpatriotisches Programm, welches mit dem Freiherrn von Stein, der am folgenden Tage kam, sofort im blücher'schen Hauptquartier, bevor dasselbe nach Lützen aufbrach, berathen und festgestellt wurde. Der Stein war voll fröhlicher Zukunftshoffnung. „Endlich — schrieb er am 21. an seine Frau — endlich wagt man sich dem Gefühle des Glückes hinzugeben. Napoleon ist geschlagen, in unordentlicher Flucht. Man treibt ihn auf das linke Rheinufer und das östreichisch-bairische Heer (unter Wrede) wird ihn noch vor seinem Uebergange angreifen. Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden. Wir verdanken dieses große Resultat nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner und elender Fürsten; es ist hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge." In Wahrheit, der Kaufpreis, welcher für dieses Resultat in den Tagen vom 16. bis zum 19. Oktober bezahlt wurde, war erschreckend groß. „Mit welchen Strömen von Blut — schrieb Gneisenau am 22. aus Freiburg an der Unstrut an die Prinzessin Luise von Preußen — die Freiheit der Welt erkauft ist, davon mag man anderwärts keinen Begriff haben. Vier Tage hat sich die schlesische Armee geschlagen. Von den 103,000 Mann, die sie beim Anfang des Feldzugs stark war, ist sie auf 40,000 Mann geschmolzen. Zwischen 40 und 50,000 Mann haben sicherlich die vier Tage bei Leipzig den verbündeten Ar-

meen gekostet. Auf Meilen weit sind die Felder mit Todten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt und rings um Leipzig her ist die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elends[82]).“ In Zahlen angegeben, ist die Summe desselben diese: — die Russen verloren in den leipziger Schlachten an Todten und Verwundeten 12 Generale, 864 Offiziere, 21,740 Unteroffiziere und Soldaten; die Preußen 2 Generale, 520 Offiziere, 14,950 Unteroffiziere und Soldaten; die Oestreicher 7 Generale, 399 Offiziere, 8000 (?) Unteroffiziere und Soldaten; die Schweden 10 Offiziere, 300 Unteroffiziere und Soldaten. Zusammen 21 Generale, 1793 Offiziere, 44,990 Unteroffiziere und Soldaten. Der Verlust der Oestreicher ist aber in dieser Berechnung zu niedrig angesetzt. Napoleon soll 15,000 Todte und 30,000 Verwundete um und in Leipzig zurückgelassen haben, sowie 15,000 Gefangene, 300 Kanonen und 900 Wagen[83]). Spricht diese schreckliche Zahlenreihe noch nicht deutlich genug von dem Grauenhaften, welches sich nach vertos'ter Völkerschlacht um und in Leipzig darstellte? Draußen ringsher eine blutstarrende Wüste, aus welcher die Brandruinen von mehr als zwanzig im Feuer aufgegangenen Dörfern schwarz in die Luft starrten. Drinnen in der Stadt eine Hölle, eine pestilenzialische Lazareth-Hölle, an deren Eingang füglich die Aufschrift des dante'schen Inferno hätte angebracht sein sollen: — „Per me si va tra la perduta gente.“ Ach ja, zum verlorenen Volke! Noch sieben Tage nach der Schlacht wurden Verwundete von der Walstatt eingebracht — was mußten sie inzwischen dort gelitten haben! — „ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolster zusammengeklumpt lagen und ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herschleppten.“ Es waren in der Stadt mehr als 30,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen zusammengehäuft, zusammengehäuft im schrecklichsten

Sinne des Wortes, „in dumpfen Spelunken oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maaße wuchs als ihre Verderbniß abnahm und an dem einen Pol der Reihe die Stickluft, an dem andern der Frost die Kranken aufrieb“. Von 20,000 Verwundeten hatte „nicht ein einziger ein Hemde, Betttuch, eine Decke oder auch nur einen Strohsack erhalten.“ Auf dem Hofe der Bürgerschule war ein Berg von todten Preußen aufgethürmt, die „nackt dalagen und von Hunden und Raben angefressen waren.“ Das ist das Loos des „gemeinen Mannes“, der für das Vaterland stirbt! „Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hülfe kommen“ — schrieb der hochherzige, aus Berlin herbeigeeilte Arzt Reil, wenige Tage darauf ein Opfer seiner heldischen Bemühungen, am 26. Oktober an Stein — „kurz, die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand[84].“ Doktor Sauerampfer wird freilich zu Alledem sagen: Warum sich darüber ereifern? Wenn die Könige zanken, kriegen die Völker Schläge, — die alte Geschichte! Und warum sollten sie nicht Schläge kriegen, da sie ja einfältig genug sind, ihre breiten Rücken immer wieder so einladend-geduldig hinzuhalten?

Fünftes Kapitel.

Frankfurt.

Unter dem überflüssigen Gepäck überlieferter „Erbweisheit“, d. h. Erzdummheit, womit die Menschheit sich schleppt, befindet sich auch ein Bündel nichtsnutziger Sprüchwörter und unter diesen das berühmte von der goldenen Brücke, welche man einem geschlagenen Feinde bauen müsse. Pietätslose Menschen, welche ältesten Unsinn für gerade so unsinnig halten wie jüngsten, können in diesem berühmten Sprüchwort nur den Sinn finden: Schlage den Feind; aber dann lasse den Geschlagenen entrinnen, damit du genöthigt seiest, jenseits der „goldenen Brücke“ dich abermals mit ihm zu schlagen. Der Empereur konnte froh sein, daß man nach seiner leipziger Niederlage dieses Stück Erbweisheit zu seinen Gunsten praktizirte. Daß es von östreichischer Seite von vornherein absichtlich geschehen, ist unerwiesen und jedenfalls darf dem Generalissimus Schwarzenberg keine weitere Schuld beigemessen werden als diese, daß er im ersten Siegesjubel nicht Geistesgegenwart genug besaß, um sofort und mit aller Macht die Verfolgung des geschlagenen Feindes betreiben zu lassen und daß er den notorisch unfähigen und schwachmattischen Gyulai damit betraut hatte, den fliehenden Franzosen bei Naumburg zuvorzukommen und mittelst Besetzung des Passes von Kösen ihnen den Rückzug abzuschneiden. Natürlich kamaschirte der

Herr General in Pegau und anderwärts gemächlich herum, so daß Bertrand mit seinem Korps glücklich vor ihm an der Saale eintraf und den Paß ungefährdet passirte. Aber auch York, welchen Blücher, wie wir sahen, schon am Abend des 18. Oktobers auf die Rückzugslinie des Feindes entsandt hatte, vermochte beim besten Willen doch nur seinen Vortrab, nicht aber seinen Gewalthaufen zeitig genug an den Rand des Unstrutkessels bei Freiburg zu bringen und mit dieser Streitmacht war er nicht im Stande, dem Empereur daselbst den Weg zu verlegen.

Der Hauptfehler war übrigens von Seiten des großen Hauptquartiers der Verbündeten schon am 18. gemacht worden und zwar dadurch, daß nicht eine ausreichende Streitmacht auf die Westseite von Leipzig gebracht wurde, sobald kein Zweifel mehr sein konnte, daß Napoleon den Rückzug antreten müßte und würde. Freilich mußte man sich, so man dem Empereur den Rückweg schlechterdings sperren wollte, über das Bedenken wegsetzen, die Stadt der Zerstörung preiszugeben: denn selbstverständlich würde der Feind, falls ihm der Abzug verwehrt gewesen, in Leipzig sich zu halten versucht haben, so lange noch ein Haus stand[83]). Es mag daher in Liebe angenommen werden, daß zunächst Menschlichkeit die mehrerwähnte goldene Brücke bauen ließ oder bauen half. Nachdem der erste Siegesjubel vorbei, kamen dann allerdings noch andere Motive hinzu, — metternichige. Denn die östreichische Politik war mit dem blücher-gneisenau-stein'schen Programm, mit der deutschpatriotischen Losung: Vorwärts nach Paris und nieder mit dem Napoleon und mit dem Napoleonismus! keineswegs einverstanden und es lassen sich Einwirkungen dieser Politik schon aus den Anordnungen zum Verfolgungsmarsch der verbündeten Streitkräfte aus Sachsen bis zum Rhein deutlich genug herausfühlen. Wurden doch diese Marschordnung und folgerichtig auch die Wirkungen derselben außerdem durch ganz läppische zwischen den „erhabenen" Monarchen und ihren Umgebungen im Schwange gehende Eifersüch-

teleien und Nörgeleien gestört, wie z. B. durch den kindischen Wetteifer zwischen dem Czaren und dem Kaiser Franz, welcher von Beiden zuerst in Frankfurt einziehen könnte, was der Erstere dann am 5. November glücklich zuwegebrachte.

Am 19. Oktober war in Leipzig die allgemeine Bestimmung getroffen worden, daß die blücher'sche Armee rechts, die schwarzenbergische links abmarschiren und die bernadotte'sche durch die Stadt gehen sollte, um den Feind zu verfolgen. Hätte die erste Verwirrung desselben benützt werden können, er würde einer vollständigen Vernichtung kaum entgangen sein. Der Rückzug war anfänglich eine ganz ordnungslose Flucht. Nur die Kaisergarde bewährte ihre Haltung, während von den übrigen Truppen alle Waffengattungen in buntem Gemische sich fortschleppten, rechts und links Spuren eines Rückzugs hinterlassend, welcher vielfach dem vorjährigen aus Rußland glich. Blieben ja, von Hunger und Strapazen bis zum Tode erschöpft, Hunderte von Elenden beim Abmarsch ihrer noch marschfähigen Kameraden in den Bivouaks zurück und schleppten sich beim Anzuge der Verbündeten an die Landstraßen, um knieend zu flehen: „Pour l'amour de dieu faites nous prisonniers!“ weil sie hofften, als Gefangene ein Stück Brot zu erhalten. Der Empereur, welcher in Markranstädt übernachtet hatte, überschritt am 20. Oktober zu Fuße „stumm und nachdenkend“ das Schlachtfeld von Lützen. Die Herren seines Generalstabs und Hofstaats folgten ihm niedergeschlagen, ihre Pferde am Zügel führend, und Einer brach seufzend in die Worte aus: „Voyez cet homme! Voilà de la même manière qu'il est sorti de la Russie.“ Am Nachmittag war er zu Weißenfels und verbrachte die Zeit bis zum folgenden Morgen in einem Weinberghäuschen auf den Höhen hinter der Stadt. Von dort herab sah er die Scharen seiner ermatteten Soldaten in möglichster Eile regellos vorüberziehen, während von Mücheln und Kösen herüberdröhnender Geschützdonner verrieth, daß die Verfolger sich aufgemacht hätten. Er

war an diesem Tage „ganz vorzüglich herabgestimmt“ und blickte schweigsam in das Fluchtgewühl. Als jedoch ein noch leidlich zusammenhaltendes Bataillon mit einem „Vive l'empereur!“ an ihm vorüberzog, richtete er den Kopf auf und sagte laut zu seiner Umgebung: „Nous ne sommes pas encore à bout, nous reviendrons“ [86]).

Vorderhand handelte es sich nicht um's Wiederkommen, sondern um's Entkommen. Blücher that das Möglichste, dem Feind auf den Fersen zu bleiben. Am 20. Oktober war der Alte Abends in Lützen und brach am folgenden Morgen gen Weißenfels auf. Auf dem Marsche dahin holte ihn der Prinz Wilhelm von Preußen ein und überbrachte ihm ein Handschreiben Friedrich Wilhelms, kraft dessen der General zum Feldmarschall ernannt wurde. Sehr anerkennend schrieb der König: „Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag.“ Von Seiten des östreichischen Kaisers kam für den neuen Feldmarschall in diesen Tagen das Maria-Theresia-Großkreuz, vom Czaren, weil der Alte die höchsten russischen Orden schon hatte, ein kostbarer Ehrendegen. Doch ist es wohl kaum ziemlich bei einem Mann, wie der Blücher war, von derartigem Kram und Trödel zu reden. Eine höhere und höchste Ehre dagegen war es für ihn, daß ihn die „alten Moskowiter“ unter seinem Kommando mit Suworow verglichen, als mit ihrem Feldherrnideal, und ihm den Titel „Marschall Paschol“ beilegten. In der That, der weltgeschichtliche Blüchername „Vorwärts“ ist ein Produkt russisch-soldatischer Bewunderung und dieses moskowitische Geschenk konnte sich Deutschland schon gefallen lassen. Die Kosaken mythologisirten den deutschen Helden in ihrer Weise. Er ist, sagten sie, eigentlich ein Kosak und am Don geboren, aber durch absonderliche Fügungen jung aus seinem Heimatlande nach Preußen versetzt worden [87]).

Die fliehenden Franzosen brannten die Saale- und Unstrut-

brücken hinter sich ab und hielten dadurch die Verfolgung etwas auf. Im Morgengrauen des 23. Oktobers gelangte Napoleon nach Erfurt, in und bei welcher Stadt er wieder Sammlung und Haltung in seine Heertrümmer bringen wollte. Es gelang ihm dies freilich mit so wenigen Korps, daß er ingrimmig ausrief: „Aber das sind ja lauter Kanaillen! Sie laufen zum Teufel. Auf diese Weise verlier' ich bis zum Rhein 80,000 Mann." Doch suchte er sich selbst und Andere sofort mit den Worten zu trösten: „Bis zum Monat Mai des nächsten Jahres werde ich eine Streitmacht von 250,000 Mann am Rhein beisammen haben"[88]). Er war demnach zu Erfurt überzeugt, daß man ihn den Winter über unbehelligt seine Vorbereitungen treffen lassen würde, um dann im Frühjahr das alte Spiel auf's Neue beginnen zu können. Die nächste Zeit schien wirklich diese Ueberzeugung des Unverbesserlichen rechtfertigen zu wollen. Denn es begann in dem großen Hauptquartier der Verbündeten bedenklich zu metternichen und die Verfolgung fing also zu stocken an, daß die Napoleonhasser nothwendig argwöhnen mußten, man wolle den Zwingherrn keineswegs stürzen und vernichten, sondern sei bereit, einen faulen Frieden mit ihm einzugehen. Dieser Argwohn sollte sich sehr bald völlig erwahren. Einstweilen sammelte Schwarzenberg am 25. Oktober die Hauptarmee bei Weimar — wo es hoch herging mit Festen — in der Meinung, Napoleon werde bei Erfurt noch eine Schlacht versuchen. Allein der Empereur brach an demselben Tage von Erfurt eilends nach dem Rhein auf und nun erhielt Blücher, welcher der rastloseste Verfolger gewesen war und weiterhin gewesen sein würde — er stand am 25. in Langensalza — die wunderliche Weisung, von dem Feind abzulassen, welchem er auf dem Nacken saß, und nach Gießen und Wetzlar zu marschiren, maßen man in Erfahrung gebracht habe, Napoleon werde statt auf Hanau und Frankfurt nach der Wetterau gehen. So kam es, daß das blücher'sche Heer so zu sagen nebenaus gescho-

ben wurde. Als es am 3. November in Gießen eintraf, waren die Franzosen jenseits des Rheins.

Der Empereur nämlich wandte sich keineswegs nach der Wetterau, sondern allerdings nach Hanau, und Schwarzenberg übereilte sich mit der Verfolgung so wenig, daß seine Armee glücklich in Schmalkalden anlangte an dem Tage, wo Napoleon sich bei Hanau den Weg nach Frankfurt und Mainz öffnete. Man hoffte oder fürchtete vielleicht auch, Wrede würde mit seinen 55,000 Oestreichern und Baiern ihm daselbst den Weg versperren. Allein Wrede, obzwar ein muthiger Soldat, war nur ein sehr mittelmäßiger General und außerdem bis zum 29. Oktober fest überzeugt, Napoleon sei mit dem geretteten Kern seines Heeres gen Koblenz marschirt, um dort den Rhein zu überschreiten, von Schwarzenberg hart gedrängt, welcher dem bairischen General die Versicherung hatte zukommen lassen, daß er, Schwarzenberg, „dem Feinde fest auf dem Nacken bleiben werde.“ Wrede wollte daher nach Wetzlar marschiren, um der Marschkolonne des Empereur in Flanke und Rücken zu fallen, aus welcher Absicht sich die Entsendung von 10,000 Mann nach Frankfurt erklärt, welche Division aber am 30. Oktober schmerzlich vermißt wurde. Denn an diesem Tage brach Napoleon ganz unerwartet durch den schwach besetzten und vertheidigten Paß von Gelnhausen auf Wrede bei Hanau mit Uebermacht hervor und schlug ihn tüchtig. Man muß dem bairischen General bezeugen, daß er unter den schlimmen Umständen, wie sie nun einmal waren, gethan hat, was immer er konnte. Daß er aber, er, der Geschlagene, sich nachmals als den „Sieger von Hanau“ feiern ließ und als solcher sich gebarte, war lächerlich und verdiente vollauf Napoleon's in Frankfurt zum Bankier Bethmann gesprochenes Hohnwort: „Mr. Wrede est bien un comte de ma façon — (er hatte ihn zum Grafen des Empire gemacht) — mais pas un général de ma façon.“ Nach dem Durchbruch bei Hanau stand dem Rückzug kein weiteres Hinderniß mehr im

Wege und der Empereur rettete noch 55 bis 60,000 Streiter auf das linke Rheinufer. Tausende dieser noch Waffentragenden trugen jedoch zugleich den Keim des Todes in sich und weitaus die Mehrzahl erlag jenseits des Stromes dem Typhus. Welche Einbußen dieser Feldzug verursacht hatte, ersieht man leicht schon daraus, daß die Kaisergarde, welche doch möglichst geschont worden, von 40,000 Mann auf 10,000 herunter geschmolzen war[89]).

Im stuttgarter Schlosse wurde derweil Wrede's Niederlage bei Hanau als ein Wiederaufgang von Napoleon's Stern mit „wildester Freude" begrüßt. König Friedrich setzte sich mit seinen Kinäden zu einem Festbankett nieder und trank unter Trompeten- und Paukenschall auf das Wohl seines „erhabenen Protektors"[90]). Freilich, mit dem Protektorat des Rheinbundes war es vorbei und von den Ueberbleibseln der napoleonischen Zwingherrschaft diesseits des Rheins, d. h. von den bis nach Polen hinein noch durch französische Besatzungen gehaltenen Festungen fiel eine nach der andern. Der Marschall St. Cyr sah sich schon am 11. November genöthigt, Dresden zu übergeben. Stettin fiel am 22. November, Zamosk am 22., Modlin am 25., Danzig am 29. Dezember, während Wittenberg am 12. Januar von 1814 mit Sturm genommen ward. Etliche dieser Stationen und Bollwerke des erobernden Napoleonismus hielten sich jedoch bis zum und nach dem ersten Sturze des großen Despoten. So Glogau, Magdeburg, Mainz und Wesel, am längsten das von dem rauhen und rohen, aber thatkräftigen Davout bis zum 25. Mai von 1814 vertheidigte Hamburg. Anderwärts schrumpfte der Riesenleib des Empire rascher zusammen. Die Oestreicher unter Hiller drängten im Verlaufe des Sommers und Herbstes von 1813 den Vicekönig Eugen aus Illyrien bis zum Isonzo, dann bis zur Etsch zurück und schickten sich an, Venedig und die Lombardei einzuheimsen. Den treuen Eugen Beauharnais zum Abfall von seinem Stiefvater zu verleiten,

mißlang freilich vollständig und konnte demzufolge Oestreich erst im Sommer von 1814 in den heiß ersehnten Besitz von Oberitalien gelangen. Dagegen ließ sich der vom leipziger Schlachtfeld nach Neapel zurückgeeilte Seiltänzerkönig Murat von Metternich ködern. Der glänzende Geck wähnte, auch ohne die Eisenfaust seines Schwagers, welche ihn auf einen Thron gesetzt hatte, auf demselben sich behaupten zu können. Er ging daher im Januar von 1814 mit Oestreich einen Vertrag ein, kraft dessen ihm der Besitz des Festlandes von Neapel zugesichert ward, wogegen er sich zur Betheiligung am Kriege gegen Napoleon und zwar zunächst gegen den Vicekönig Eugen verpflichten mußte, — eine so kurzdarmige Politik, daß eben nur ein schön reitender und gedankenloser Re Giacomo, auch falls er sie redlich hätte halten wollen, ihren unausweichlichen Ausgang nicht vorhersehen konnte. Noch viel schneller und entschiedener als in Italien ging es in Spanien mit dem Napoleonismus bergab und zu Ende. Marschall Suchet behauptete sich zwar noch kümmerlich zwischen Barcelona und den Pyrenäen in Gerona; aber Soult war von Wellington über das Gebirge bereits nach Frankreich zurückgetrieben und vermochte mit seinen ungenügenden Streitkräften das Vorschreiten des britischen Feldherrn, welcher im Dezember von 1813 die Ufer des Adour erreichte, nur äußerst mühsam aufzuhalten. . . .

Nur wenige Tage gönnte Blücher seinen Truppen Rast; denn es fiel ihm gar nicht ein, weder daß man die kriegerischen Unternehmungen unterbrechen werde, noch daß man gar mit dem Franzosenkaiser Frieden schließen wollte. Schien doch zunächst Alles auf rüstige Fortführung des Krieges hinzudeuten. Bernadotte war von Leipzig aus mit der Nordarmee in nordwestlicher Richtung aufgebrochen, um jene Gegenden Deutschlands von den Franzosen zu säubern. So glaubte man wenigstens. In Wahrheit aber lagen dem Gaskogner ganz andere Dinge am Herzen. Während er nämlich förmlich als Bewerber um die

vom Haupt des Napoleon zu reißende Krone Frankreichs auftrat, wollte er, derweil die „Taube" noch auf dem Dache saß, wenigstens den „Sperling" in der Hand haben. Will sagen, er ging mit seinem schwedisch-russisch-deutschen Heer über Hannover nach Holstein, griff die daselbst stehenden Dänen an, schlug sie am 7. Dezember bei Bornhövde und preßte ihnen mittelst des Friedensschlusses von Kiel (14. Januar 1814) Norwegen ab, dessen Erwerbung für Schweden ihm schlimmsten Falls eine Bürgschaft bot, daß er sich bei seiner Rückkehr nach Stockholm wohl sehen lassen dürfe. In Göttingen hatte sich Bülow mit seinem Korps von Bernadotte getrennt — für den preußischen General „ein in allem Betracht erfreuliches Ereigniß!" — und wurde bei der Nordarmee durch Bennigsen ersetzt, welcher die Bestimmung erhielt, Hamburg zu umlagern, während Bülow gegen die Weser gezogen war, um, später durch das russische Korps Winzingerode's und ein neugebildetes deutsches, von dem Herzog Karl August von Weimar befehligtes verstärkt, den widernapoleonischen Krieg in die Niederlande zu tragen und von dort her seinen in Frankreich eingedrungenen preußischen Waffenbrüdern die Hand zu reichen[91]) . . . Blücher hatte sich gedacht, Bernadotte sollte mit seiner ganzen Macht nach Holland vorgehen, während er selbst sofort in Belgien einbrechen wollte und Schwarzenberg mit der großen Armee zwischen Mannheim und Mainz den Rhein überschreite, damit also von Norden und Osten her auf Paris als auf „das allgemeine Operationsobjekt" losgegangen würde[92]). Nachdem er seinen „Kopf" Gneisenau nach Frankfurt geschickt hatte, um diesen Plan den inzwischen daselbst eingetroffenen Monarchen zur Genehmigung vorzulegen, setzte der alte Vorwärts schon am 7. November seine Truppen wieder in Bewegung und zwar in zwei Kolonnen über Dillenburg und Siegen und über Limburg und Altenkirchen gegen Köln zu, in der bestimmten Absicht, am 15. bei Mühlheim den Rhein zu überschreiten, um über Aachen

und Lüttich auf Brüssel vorzudringen. Es ist, als hätte der Feldmarschall schon jetzt geahnt, daß in dortiger Gegend sein Span mit dem Napoleon endgültig ausgefochten werden müßte.

Allein es ward zunächst in Blücher's Heer selbst Widerstand gegen dieses rasche Vorwärtsdrängen merkbar und besonders in York's Hauptquartier gab es heftiges Gebrumme. Nicht ohne Grund fürwahr; denn wenn selbst muthigste Kriegsverständige schon darüber stutzig werden durften, daß mit einem Heer von nur 36,000 Mann — mehr zählte das blücher'sche zur Stunde nicht — das Wagniß eines Einbruchs in Belgien unternommen werden sollte, so mußte vollends der Anblick von York's Harst diesem gewissenhaften Essigblicker alle Lust an einem derartigen Wagniß verleiden. Als York am 14. August sein Korps bei Rogau am Zobten musterte, zählte es 37,738 Streiter, jetzt im November am Rhein 11,515. Es hatte demnach in der Zwischenzeit 26,223 Mann eingebüßt. Namentlich unter den schlechtgekleideten und schlechtgenährten Landwehrmännern, welche aus den schlesischen Weberdistrikten stammten, hatten die Strapazen des Krieges furchtbar aufgeräumt: von 13,369 Landwehr-Infanteristen kamen nur 2164 „in einem sehr traurigen Zustand" am Rhein an[93]. Die Lazarethe hatten weit mehr von diesen armen Leuten weggerafft als die Schlachten, was übrigens bei allen Truppenkörpern der Fall war. In diesen Lazarethhöllen gingen im Herbste von 1813 von 100 Verwundeten und Kranken 25, 34 und sogar 50 zu Grunde. Es kennzeichnet auch so recht den Rheinbunds-Schandgeist, daß die Regierungen von Baiern und Würtemberg die Blessirten und Maroden von den verbündeten Armeen, für welche die „deutsche Centralverwaltung" Hospitäler in den genannten Ländern hatte herrichten lassen, in ruchlosester Weise verderben ließen[94]. Und gegen solche Potentaten von Napoleon's Gnaden und ihre Schurken von Ministern waren die verbündeten Monarchen voll der zartesten Rücksichten, während sie es duldeten, daß die un-

glücklichen Soldaten, welche den Napoleon aus Deutschland hinausgeschlagen hatten, hülflos vom Wundenbrand, Hunger, Durst und Ungeziefer verzehrt wurden.

Gneisenau hatte mit seinen Vorschlägen, welche am 7. November zu Frankfurt in einem großen Kriegsrath zur Erörterung kamen, keinen Erfolg. Nicht allein standen ihm die strategischen Bedenken entgegen, welche die Fabii Cunctatores des großen Hauptquartiers, voran der „Erzhämorrhoidarius“ und General von dem Knesebeck, gegen ein mit zu dürftigen Mitteln zu unternehmendes Ueberschreiten des Rheins geltend machten, sondern auch sah man zu Frankfurt das Richtige und Tüchtige von Blücher's Plan dermalen nicht vor dem dicken Rauch, welcher aus der von der Friedenspartei im großen Hauptquartier, von Metternich und Genossen, angezündeten Friedenspfeife aufdampfte. Selbst der Czar schien eine Weile von diesem Qualm vollständig benebelt. Die Franz-Metternichigkeit hatte Oberwasser. Die Friedenspfeife machte eifrig die Runde und ihre Schmaucher sagten: „Die Franzosen sind jenseits des Rheins; wir haben also, was wir wollen und brauchen. Mehr verlangen, hieße Gott versuchen.“ Um das jenseitige deutsche Rheinufer kümmerten sich natürlich Metternich und Konsorten keinen Pfifferling. Eilten sie doch höchlich, das diesseitige Deutschland möglichst widerdeutsch einzurichten, indem sie den Rheinbundsündern nicht nur großmüthig verziehen, sondern sie auch in ihren Sünden bestärkten. Mit andern Worten, es wurden unter östreichischen Auspizien im Laufe des Monats November mit Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und Sachsen-Koburg Verträge abgeschlossen, welche ganz nach der Schablone des zu Ried mit Baiern eingegangenen zugeschnitten waren, also die „Souverainetäten“ von Napoleon's Gnaden anerkannten und für die Zukunft verbürgten. Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig und Oldenburg fielen an ihre angestammten Landesväter zurück, die natürlich ebenfalls „souverain“ sein wollten und

sollten. In Bremen und Frankfurt traten die alten Stadtobrigkeiten wieder in den Besitz ihrer Schattenmacht. Das Königreich Sachsen wurde von Preußen als seine rechtmäßige Kriegsbeute betrachtet, wie Oberitalien von Oestreich und Polen von Rußland. Was das deutsche Volk angeht, so verblieben ihm nach den Novemberverträgen als Gewinn der gegen den Widernapoleonismus gemachten und noch zu machenden Anstrengungen — das gesammte Deutschland ohne Preußen und Oestreich sollte, so ward bestimmt, zum weiteren Kampfe gegen Napoleon 145,000 Mann Linientruppen und ebenso viel Landwehr stellen — etliche dreißig „Souveraine“ und die unbestimmte Aussicht, daß diese etliche dreißig Souveraine geruhen würden, zu einer Art von Bund zusammenzutreten, nicht zu deutschnationalen zwar, aber doch zu absolutistisch-polizeilichen Zwecken, zu einem Bund, innerhalb dessen das Volk der Geduld im Schatten des „beschränkten Unterthanenverstandes“ arbeiten und Steuern zahlen könnte. Der Freiherr vom Stein, welcher sich der Illusion überlassen hatte, es würde ihm nach dem Zusammensturze des Rheinbunds unter Beistand des Czaren gelingen, mittelst der von ihm geleiteten deutschen Centralverwaltung dem Elend der Kleinstaaterei in Deutschland ein Ende zu machen, sah mit Entsetzen, Zorn und Gram diese Wendung der Dinge, welche die Zerrissenheit und Ohnmacht deutscher Nation sanktionirten. Voll Schmerz und Besorgniß eilte Stein aus Leipzig, wo ihn Metternich gerne noch länger gesehen hätte, nach Frankfurt und erinnerte den Czaren freisam an die Tage und Pläne von Kalisch. Allein es war ja nicht Alexanders Schuld, sondern die des deutschen Freiherrn, daß er „ideologisch“ genug gewesen, zu glauben, ein russischer Czar würde jemals ein geeintes, großes und kräftiges Deutschland aufrichtig wünschen und wollen. Alexander war übrigens ehrlich genug, den Stein wenigstens jetzt zu enttäuschen. „Ich muß — sagte er — das Fortbestehen der Kleinstaaten und verschiedenen fürstlichen Dynastien in

Deutschland schon deßhalb wünschen, um die russischen Großfürsten und Großfürstinnen künftig mit passenden Mariagen versorgen zu können." Worauf der Freiherr explosivisch den klassischen Grobianismus von sich gab: „Das freilich hab' ich nicht gewußt, daß Ew. Majestät aus Deutschland eine russische Stuterei zu machen beabsichtigen [95])!"

Aber mit Grobianismen, mögen sie auch noch so klassisch sein, richtet man in der Regel Wenig oder Nichts aus in dieser Welt voll Heuchelei, wo die Lüge auf Sammetsohlen einhergeht und die Schurkerei parfümirte Seidenhandschuhe anhat. Die Metternichigkeit war, wie gesagt, obenauf in Frankfurt, wo „das Gedränge und der Koth über alle Beschreibung," wo der Kaiser Alexander „in alle Gesellschaften ging, immer in der Stadt herumritt, Alles lorgnettirte und von den militärischen Schnitzern des Napoleon sprach," während der Kaiser Franz „ruhig in seinem Palaste saß und alle Abende sein Violinkonzert spielte [96])." Die preußischen und russischen Staatsmänner arbeiteten dem östreichischen Minister in die Hände. Der „milden Weisheit" Hardenberg's und dem besorgnißvollen Hämorrhoidalismus Knesebeck's erschien es unthunlich, das bereits Gewonnene durch neue Wagnisse wieder auf's Spiel zu setzen, und in diesen Kreisen, wie in denen der russischen Diplomaten und Generale, war von dem Plane der „Enragirten" in Blücher's Hauptquartier, Napoleon's Thron umzustürzen, nur als von einer „romanhaften fixen Idee" die Rede. Den Czaren gewann man einstweilen für den Friedensgedanken namentlich durch die knesebeck'sche Vorstellung, daß ein Stillstand der kriegerischen Thätigkeit schon darum räthlich, weil man, wenn der Empereur den Frieden verweigere, mit unwiderstehlicher Macht gegen ihn vorgehen müsse; hiezu aber seien neue Rüstungen schlechterdings nöthig. Der innerste Gedanke der östreichischen Politik war, wie nicht zu bezweifeln ist, die allerdings nicht grundlose Besorgniß, durch Napoleon's Sturz würde die Macht Rußlands übermächtig an-

geschwellt werden, um so mehr, da die ganze Haltung Friedrich Wilhelms in Preußen nur einen ergebenen Schleppträger des Czarismus erblicken ließ. Gegen diesen wollte Metternich einen beschränkten Napoleonismus — als ob es einen solchen hätte geben können! — als Gegengewicht erhalten wissen[97]). Er wußte seine Besorgnisse vor moskowitischer Uebermacht auch den englischen Diplomaten im großen Hauptquartier einzuflößen — den beschränkten Tory Aberdeen, wie den bald darauf eintreffenden und nicht minder beschränkten Superlativ-Tory Castlereagh hatte er ganz in seiner Gewalt — und so ließ man ihn denn mit seinen Friedensversuchen gewähren. Eine Folge hievon war, daß Blücher's Armee in die Gegend von Frankfurt zurückgerufen wurde. Der Eilbote traf den Feldmarschall am 11. November zu Altenkirchen und hat sicherlich ein heftiges Flüchedonnerwetter anzuhören bekommen. In übelster Zornlaune trat der Alte den Rückmarsch an und langte am 15. vor Kastel ein, dessen Blokade die Korps von York und Sacken übernahmen, während das von Langeron zwischen Höchst und Frankfurt kantonnirte und der Feldherr im erstgenannten Orte sein Hauptquartier aufschlug.

Graf Münster hatte also richtig gesehen, wenn er schon im März von 1813 aus London an den General Nugent schrieb, der Kaiser von Oestreich wolle nicht den Sturz der Dynastie Bonaparte und Metternich würde demnach Alles thun, „um einen übertünchten, trugvollen Frieden herbeizuführen[98]).“ Dies war zwar in Beziehung auf Oestreichs Beitritt zur widernapoleonischen Allianz gesagt worden, galt aber auch für die gegenwärtige Lage wieder. Gleich nach der Völkerschlacht bei Leipzig und inmitten der weimarer Siegesfeste hatte der östreichische Minister im Friedenssinne zu „finassiren“ angefangen. Der Gesandte Napoleon's an den herzoglich-sächsischen Höfen, Baron St. Aignan, war in Gotha von den Kosaken aufgehoben und nach Weimar gebracht worden. Hier hatte ihm Metternich er-

öffnet, die Verbündeten wünschten den Frieden und der Baron möge sich bereit halten, ihre Bedingungen seinem Gebieter zu überbringen. Nachdem dann der östreichische Minister in Frankfurt mit seinen Machenschaften soweit gekommen, daß die „Enragirten“ vorderhand zum Schweigen gebracht waren, berief er den Franzosen dorthin und sagte ihm, der Friede sei gemacht, falls Napoleon vernünftig sei und ohne Verzug aufrichtig in die Verhandlungen eintrete. Denn auch Englands Ansprüche seien ganz gemäßigt und noch wolle Niemand — die Blücher und Gneisenau und Stein waren also „Niemand“ — den Sturz der napoleonischen Dynastie. Am folgenden Tage (9. November) eröffnete Metternich in Anwesenheit Nesselrode's und Aberdeen's — ein Preuße war nicht anwesend, denn man bedurfte der Preußen bloß auf dem Schlachtfeld — dem Baron in förmlicher Weise, daß die verbündeten Mächte dem Empereur den Frieden anböten unter folgenden Bedingungen: 1) Der Friede soll und darf nur ein allgemeiner sein; 2) die Verbündeten gewähren Frankreich seine natürlichen Gränzen, die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein — (es war also ein Deutscher, d. h. ein in Deutschland geborener Staatsmann, welcher den Franzosen zu- und eingab, der Rhein sei eine „natürliche“ Gränze Frankreichs! Der einfältige Aberdeen lallte dann in einem Briefe an Gentz die metternichige Weisheit von den „legitimate bounds“, welche schönste deutsche Provinzen in Napoleon's Händen gelassen hätten, gelehrig nach); — 3) Deutschland ist unbedingt von Frankreich unabhängig und in Spanien muß die bourbonische Dynastie wieder hergestellt werden; 4) Holland und Italien sollen von jeder Großmacht unabhängig sein und über die Art der Regierung dieser Länder wird man unterhandeln und ebenso über die Begränzung der östreichischen Gebiete in Italien; 5) England ist bereit, das große Opfer der Freigebung von Schifffahrt und Handel zu gewähren; 6) wird diese Friedensbasis von dem Kaiser der Franzosen angenommen, so soll ein Ort auf dem rechten

Rheinufer gewählt und für neutral erklärt werden, allwo Bevollmächtigte sämmtlicher kriegführender Staaten sofort zu Verhandlungen zusammentreten, ohne daß jedoch die kriegerischen Operationen eine Unterbrechung erleiden müssen[99]). Mit diesen Bedingungen, deren Annahme von Seiten des Empereur den Napoleonismus erhalten haben würde, damit er nach einiger Zeit das kaiserwahnsinnige Spiel von Neuem hätte beginnen können, machte sich St. Aignan von Frankfurt auf und langte am 15. November in Paris an, wohin sein Herr am 7. von Mainz aus geeilt war.

Zum Glück für den Widernapoleonismus war der Empereur nicht „vernünftig," sondern eben noch immer von der Cäsarentollheit besessen, welcher es nicht genügen konnte, nach den ungeheuren Niederlagen von 1812 und 1813 Frankreich zu behalten und neben Frankreich Belgien, ferner (das spätere) Rheinpreußen, Rheinhessen und Rheinbaiern, endlich Savoyen und Nizza, ein Gebiet von nahezu 12,000 Quadratmeilen. Hörten wir nicht seine Physionomie mit der eines Jesuitenprovinzials vergleichen? Nun wohl, er dachte, wie jener Jesuitengeneral ähnlich von seinem Orden gesagt hat: — Sim ut sum aut non sim! Statt rasch zuzugreifen und die ihm gebotene Friedensbasis anzunehmen, ließ er durch seinen Maret am 16. November an Metternich eine Antwort abgehen, welche in Frankfurt unmöglich befriedigen konnte, selbst die Friedensfanatiker nicht. Denn Napoleon erklärte zwar, zu Unterhandlungen willig zu sein, und schlug als Stätte solcher die Stadt Mannheim vór; aber die Hauptsache, d. h. die Annahme der ihm gestellten Vorbedingungen, überging er gänzlich mit Stillschweigen. Er wollte nur hinhalten, Zeit gewinnen und dieser bedurfte er in der That höchst dringlich, weil Frankreich auf eine feindliche Invasion sehr schlecht vorbereitet war. In Wahrheit, Alles, was er bei seiner Rückkehr von Leipzig nach Paris sah und hörte und aus den Provinzen durch seine scharfäugige und

scharfohrige Polizei vernahm, mußte ihm dringlich rathen, möglichst rasch die beispiellos günstigen Friedensbedingungen anzunehmen, welche ihm die Verbündeten boten. Aber er verstockte sein Herz, wollte nicht sehen, nicht hören, und als er es mußte und demgemäß einlenken wollte, war es zu spät ... Frankreich verrieth, die offiziellen Kreise des Empire abgerechnet und auch diese nicht ganz, im Spätherbst von 1813 eine entschiedene Napoleon-Müdigkeit. Die Physionomie des Landes war düster, fast verzweiflungsvoll, das ungeheure, vom Kaiserwahnsinn gedichtete Blendwerk zerrissen, die Nationaleitelkeit tödtlich verwundet und diese Wunde reizte die zahllosen übrigen, welche napoleonische Tyrannei dem Staatskörper geschlagen hatte, erst recht zum Bluten. Als nun der zum zweiten Mal besiegte Empereur, kaum in der Hauptstadt angelangt, als Ausbeute des Feldzugs von 1813 das Begehren von 300,000 Rekruten und die Ankündigung einer beträchtlichen Erhöhung der Steuern mitbrachte, da kam all der raffinirten Knebelung der Rede- und Schreibefreiheit ungeachtet, dem Despoten das hunderttausendstimmige Gemurre knirschender Väter und weinender Mütter zu Ohren: „Keine Konskription und keine vereinigten Gefälle mehr!“ Von einem thatsächlichen Widerstand oder auch nur von einem artikulirten Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit und Bangigkeit konnte freilich im Volke keine Rede sein; denn noch arbeitete die imperialistische Regierungsmaschine ungestört. Dagegen ließ sowohl die Geburtsaristokratie als der Geldadel deutlich genug merken, daß sie wüßten, der Anfang vom Ende des Empire sei gekommen. Die Junker hatten, so sklavisch sie sich auch dem Usurpator fügten, so sehr sie sich beeiferten, ihm Hoflakaiendienste zu leisten, dennoch der Traditionen der sogenannten Legitimität und der bourbonischen Dynastie nie ganz vergessen. Das schlaue und phlegmatisch-zähe Haupt des bourbonischen Hauses, der Graf von Provence, hatte seinerseits, obgleich ein heimatloser Bettler, auch nicht einen Augenblick unterlassen, so zu thun,

als sei er wirklich das, was er sich nannte: — Ludwig der Achtzehnte, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra — und er hatte dieses sein phantastisches Königthum nach der leipziger Schlacht der bourbonistischen Partei in Frankreich mittelst eines glücklich eingeschmuggelten Manifests in Erinnerung zu bringen nicht versäumt. Die hiedurch ermuthigten Zettelungen der Bourbonisten — Salonsklätschereien im Faubourg Saint-Germain und schüchterne Komplottversuche in der Touraine und Vendée — waren übrigens dem Napoleonismus bei Weitem nicht so gefährlich wie die mehr und mehr hervortretende Abneigung der industriellen und kommerziellen Kreise, der Leute vom Geschäft, der Bourgeoisie oder des liberalen Brozenthums, einer sozial-politischen Partei, ohne deren Beistand in der modernen Welt schlechterdings keine Regierung mehr in die Länge sich halten kann. Mit der Unzufriedenheit des Geldes verband sich die Unzufriedenheit der Intelligenz; denn die Allianz der Bildung mit dem Besitz ist eine naturgemäße und die materiellen und intellektuellen Interessen, das Geschäft, wie die freie wissenschaftliche, publizistische und künstlerische Thätigkeit, sie wurden durch das imperialistische Säbelregiment gleich schonungslos gehemmt, beeinträchtigt und brutalisirt. Endlich war auch die Geistlichkeit — so sehr hatte sich Napoleon, der „Wiederhersteller der Altäre," in ihr verrechnet — im Stillen emsig bemüht, den Brand der Unzufriedenheit gegen den zu schüren, welcher den Papst gefangen hielt. Der Empereur konnte über alle diese bedenklichen Symptome, über die ganze bedrohliche Sachlage sich unmöglich ununterbrochen verblenden. Er machte auch dahin und dorthin Versuche, die Gefahr zu beschwören oder wenigstens zu vermindern. Er ließ dem 1809 so barsch aus seiner Nähe gewiesenen Talleyrand das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anbieten; aber der Schwefelfarbene sagte Nein, weil er die Witterung der bevorstehenden Katastrophe nicht weniger hatte als der Brauen-

lose, welcher dermalen drunten in Neapel den Thoren Murat von Thörichtem hätte abhalten sollen, aber die schnüffelnde Nase lieber Paris zukehrte. Auch von der Bürde von zwei unbequemen Gefangenen, von welchen jetzt keinerlei Nutzen zu ziehen war, wollte sich Napoleon befreien. Er schloß mit dem zu Valençay bewachten Ferdinand, dem sogenannten Siebenten, einen Vertrag, kraft dessen er den Elenden freigab und als König von Spanien anerkannte, was freilich — Ferdinand reis'te erst im März 1814 von Valençay ab — die Engländer unter Wellington nicht abhielt, den Krieg in Südfrankreich fortzusetzen. Den Gefangenen von Fontainebleau, den Papst, gab er ebenfalls frei — (derselbe reis'te im Januar 1814 erst nach Savona und dann von da nach Rom) — und log im Moniteur schamlos von einem Vertrag mit dem Pontifex, welcher Vertrag eben nur eine Lüge. Zuweilen überfiel ihn mitten unter den rastlosen Arbeiten, womit er die ihn umringenden Schwierigkeiten zu bewältigen suchte, eine ahnungsvolle Traurigkeit. Man hörte ihn eines Tages, während er den König von Rom auf den Knieen hielt, sagen: „Dieses Kind wird wohl nie über Frankreich herrschen!“ Alle seine übrigen Sorgen mußten jedoch vor der nächstdrängenden Sorge zurücktreten, vor dieser, daß er keine ausreichende Streitmacht besaß, um dem Einbruch der Verbündeten mit Hoffnung auf Erfolg entgegentreten zu können. Er hätte es vielleicht gekonnt, wenn er Eugen aus Italien und Suchet aus Spanien mit allen ihren Truppen (60,000 Mann) rasch herbeigerufen hätte. Seine Besatzungen aus den polnischen und deutschen Festungen herbeizuziehen, machte er freilich einen diplomatischen Versuch, der aber als ein ganz lächerlicher von Schwarzenberg zurückgewiesen wurde. Da nun die über den Rhein zurückgebrachten Heertrümmer bis auf wenige Tausende dem Typhus erlegen waren, so hatte er zunächst kaum mehr als 150,000 Mann zur Hand, deren physische Beschaffenheit und deren Ausrüstung sehr mangelhaft waren, so sehr, daß die besten Generale er-

klärten, man bedürfe des ganzen Winters, um diese Armee feldtüchtig zu machen. Zur eigentlichen Thätigkeit im Felde, zur Führung des Winterfeldzugs von 1813—14 waren anfänglich mit knappster Noth 75—78,000 Mann zu verwenden, während die sämmtlichen Verstärkungen, welche Napoleon im Verlaufe des Feldzugs erhielt, auf höchstens 100,000 Mann anzuschlagen sind. Wenn er, der Kriegsmeister und Schlachtenvirtuos, mit seinen Mitteln, den drohenden Krieg zu bestehen, so recht einläßlich sich beschäftigte, konnte es nicht fehlen, daß der Kaiserwahnsinn vor der Friedensnothwendigkeit zeitweilig verstummen mußte. In einer solchen Stunde entfernte Napoleon den sklavisch-napoleonischen Maret aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und setzte diesem den friedlich gesinnten Caulaincourt vor, wie um Frankreich und den Verbündeten ein Pfand seiner eigenen Friedensstimmung zu geben. Zu spät! Fürst Schwarzenberg schrieb am 1. Dezember aus Frankfurt an seine Nani: „Ich halte diese Veränderung im französischen Ministerium für ein bloßes Gaukelspiel.“ Dies kennzeichnet wohl sattsam die damalige Stimmung im großen Hauptquartier der Verbündeten. In der That war jetzt daselbst die Kriegspartei obenauf und zu spät ließ der Empereur am 2. Dezember durch Caulaincourt an Metternich schreiben, daß er die Vorbedingungen des Friedens, welche ihm St. Aignan überbracht hatte, annähme. Am Tage zuvor schon war das Kriegsmanifest der Verbündeten erschienen, welches sehr zeitig auch nach Paris geschmuggelt und dem Napoleonismus zu nicht geringem Schaden ward [100]).

Der Wendepunkt vom metternichigen Friedensfinassiren zum Entschlusse der Weiterführung des Kriegs datirt ohne Frage von der Ankunft des Freiherrn vom Stein in Frankfurt (13. November). Der Einfluß des Mannes, welchen deutsche Offiziere damals alles Ernstes in ihren Gedanken zum künftigen Kaiser Deutschlands erkoren — die Ironie des Schicksals wollte

es, daß Professor Vogt in Gießen, der ehemalige Staatsrechtslehrer Metternich's, von diesen Offizieren mit der Frage angegangen wurde, ob Stein nach den Reichsgesetzen zum Kaiser wählbar sei, und unbedenklich Ja sagte [101]) — also der Einfluß Stein's war zu dieser Zeit, wo seine widernapoleonischen Rathschläge in glänzenden Erfolgen ihre Rechtfertigung gefunden hatten, wieder sehr gestiegen. Wenigstens soweit es den Widernapoleonismus betraf und insbesondere beim Kaiser Alexander, welchen er rasch wieder auf jene Höhe der Frühlingsanschauung stellte, die der Eitelkeit des Czaren ungeheuer wohlthat, indem sie ihn als den Retter und Heiland Europa's, als den eigentlichen Antinapoleon erscheinen ließ. Daß Stein hiebei, wie ihm selbst ergebene Freunde schon früher vorgeworfen hatten, ein Bißchen zu sehr „moskowitisirte", ist unleugbar; aber der Czar mußte für die Fortsetzung des Krieges gewonnen werden, falls ein unheilvoller metternichiger Friedensschluß vermieden werden sollte. Mit Alexander hatte man zugleich den Friedrich Wilhelm und dann würde sich wohl auch Kaiser Franz seinen Verbündeten anschließen. Um so mehr, als ja sein Herr Schwiegersohn augenscheinlich den Frieden nicht wollte. Um so mehr auch, da in England die metternichigen Friedensvorschläge keineswegs den Anklang fanden, welchen Aberdeen voreilig vorausgesetzt hatte. Zudem ließen ja die raschen Vorschritte Bülow's in Holland deutlich die Schwäche der Widerstandskräfte des Empire sehen und in Italien gewannen die östreichischen Waffen Boden. Weiterhin war man gewiß, daß bei Annäherung der verbündeten Heere in der Schweiz eine antifranzösische Partei — die junkerlich-reaktionäre — mit nicht allzu großer Anstrengung obenauf kommen könnte, und aus Frankreich selbst gingen von Seiten der Bourbonisten Ermunterungen an die Verbündeten ein, auf den Spitzen ihrer Bajonnette den „unbemakelten Lilienthron" wiederum an's Ufer der Seine zurückzutragen, was gar nicht sehr schwierig sein würde. Alle diese

Motive und Anreize wußte Stein, von dem Korsen Pozzo di Borgo als von einem geschicktesten Adjutanten unterstützt, nachdrucksam bei dem Czaren geltend zu machen, so daß dieser sich willig in den Gedanken hineinfand, die „heilige Kreuzzugsheerfahrt“ nach Paris zu vollenden, wie man es im aufgebauscht-romantischen Styl jener Tage nannte. Dies war bei der Stellung, welche man nun einmal Rußland in der Allianz und der Person Alexanders im Rathe der Verbündeten eingeräumt hatte, Ausschlag gebend. Als die Wagschale des Kriegsentschlusses mitniederdrückend muß endlich auch die laute, fast drohende Mißbilligung genannt werden, womit die öffentliche Meinung in Deutschland die Ankündigung der Möglichkeit eines faulen Friedens mit Napoleon begrüßte. Noch war man denn doch nicht schon wieder soweit, die Volksstimme ganz mißachten zu können, vollends gar, wenn sich ein Mann wie der Gebhart Lebrecht Blücher zu ihrem wetternden Sprachrohr machte.

Blitz- und donnerträchtig kam er von Höchst hereingeblüchert, daß die Funken stoben, und fiel als ein rechter Störenfried in die metternichigen Machenschaften herein, zu denen übrigens Schwarzenberg ebenfalls den Kopf geschüttelt haben soll, wenn auch nur hofmännisch-höflich zu bedenken gebend, man sollte doch den Napoleon nicht erst wieder zu Kräften kommen lassen. Der alte Vorwärts dagegen übersetzte das Schwarzenbergische ins Blücher'sche und hieb mit der Zunge ein wie mit einem Husarensäbel. Seine Hiebe fielen so hageldicht und scharf, daß davor „manches glänzende Ansehen in den Staub sank und manche vornehme Feigheit zunichte ward“. Mochten seine Gegner, die Napoleonfürchter und „Diplomatiker“, wiederum bei dieser Gelegenheit von dem „blinden Stürmer“ und „tollen Husaren“ zischeln und munkeln, er fuhr drein und durch mit seinem auf Paris weisenden „Vorwärts!“ Am schwersten fiel sein Zorn auf den armen Knesebeck. „Der Metternich — berserkerte der Alte — der Millionenhund, der Schuft, welcher ge-

Ende gespielt werden, Gott verdamm' mir! Wollen auch ein Wort dazu sagen, wir Andern, wir Leute von der Katzbach, von Wartenburg, von Großbeeren, Dennewitz und Möckern, und thun's Worte nicht, so sollen die Säbel sprechen. Nach Paris wollen wir und mit dem Bonaparte ein Ende machen, und wir werden es thun, dem Metternich zum Trotz und Tort. Das sagen Sie nur ihm und allen seinen Mitjudassen, welche mir im Uebrigen alle miteinander...." dasjenige „Absonderliche" erweisen können, wozu der Alte bei Hainau den Napoleon eingeladen hatte. Der arme Knesebeck beugte sich unter dem Wolkenbruch, verwand aber diese Stunde nicht sobald. Noch am 22. Januar von 1814 klagte er in einem Brief an Gneisenau: „Ich habe Alles über mich ergehen lassen, habe es ruhig ertragen, daß mir der Marschall Vorwärts die härtesten Sachen sagte, bin aber vor Verdruß und Aerger krank geworden[102])."

Der Empereur hatte in seinem Hochmuth die Zeit verpaßt, die Napoleonhasser dagegen hatten sie so gut benützt, daß, als am 1. Dezember der entscheidende Rathschlag zu Frankfurt stattfand, die Aufgabe der Friedensbasis vom 9. November, die Weiterführung des Krieges und der Winterfeldzug jenseits des Rheins beschlossen wurde. Man fühlte sich denn doch dazu stark genug im Hinblick auf die Berechnungen, welchen zufolge die Verbündeten in Deutschland, Italien und den Niederlanden Streitkräfte im Betrage von 800,000 Mann oder gar nahezu 1,000,000 aufzustellen vermöchten, von welcher riesigen Armee freilich mehr als ein Hunderttausend nur auf dem Papiere stand und stehen blieb[102a]). Indessen waren die Heerkörper, welche wirklich vorhanden oder in der Bildung begriffen waren, doch ansehnlich genug und war namentlich die Organisation der Kontingente, welche das nichtpreußische und nichtöstreichische Deutschland stellen sollte, in Folge von Stein's rastlosen Bemühungen soweit vorgeschritten, daß man acht Harste daraus formiren und denselben als Befehlshaber die Generale Wrede und Wallmoden,

Erstes Kapitel.

Brienne und La Rothière.

In der Neujahrsnacht von 1814 war in dem alten Rheinstädtchen Kaub, allwo auf einem Fels mitten im Strome die alte Burg Rheingrafenstein steht, häufiger die Pfalz genannt, ein hochbewegtes und doch zugleich behutsam sich äußerndes Leben und Weben. Nicht der gewohnte Neujahrsnachtrumor, obzwar die französischen Douaniers, welche gegenüber der Pfalz auf dem linken Ufer ein Wachthaus hatten, das zu ihnen hinübertönende Geräusch dafür nehmen und halten mochten. Eine kalte Winternacht mit sternklarem Firmament, aber das tiefeingeschnittene Rheinthal lag im Schattendüster. Der zwölfte Schlag der Stadtuhr war eben verhallt, als sämmtliche Gassen des Ortes von ziehendem Kriegsvolk zu wimmeln begannen. Die Truppen bewegten sich, erhaltenem Befehl gemäß, schweigend dem Ufer zu, wo die gesammte Fischergilde von Kaub ihre Kähne ins Wasser schob und russische Pioniere ihre Leinwand-Pontons und ihr übriges Zeug zum Brückenschlagen bereithielten. Die Blücherlegende will, der alte Vorwärts sei, in seinen Mantel gewickelt und seine kurze Pfeife dampfend, an's Ufer herabgeritten, habe die getroffenen Anstalten beaugenscheinigt und dann den 200 brandenburger Füsilieren, welche unter Führung des Majors Grafen Brandenburg zuerst hinübergehen sollten, mit

gedämpfter Stimme ein „Prosit Neujahr!“ geboten und hinzugefügt: „Nun wollen wir dem Kerl von Bonaparte zum neuen Jahr gratuliren, daß er's gerne besser hätte. Wollen wir nicht, Kinder?“ Worauf die Füsiliere: „Wollen, bei Gott, Vater Blücher!“ Damit stiegen sie — während die Pioniere die Brücke zu schlagen begannen, erst nach der Pfalz hinüber und von da weiter — in die Kähne, fuhren ab und nach einer Viertelstunde hörte man sie das von ihnen betretene linke Ufer mit einem schallenden Hurrah begrüßen. Jetzt fielen aber Schüsse aus dem Wachthaus auf die Gelandeten und bald eilten aus Oberwesel und Bacherach alarmirte französische Truppen herbei, um den Uebergang zu wehren, was jedoch ein eitles Beginnen, obgleich es mit der Vollendung der Brücke so langsam voranging, daß sie erst am 2. Januar für größere Massen gangbar wurde [1]).

An diesem Tage ward der Rheinübergang bei Kaub vollendet, während Sacken den seinigen bei Mannheim glücklich erzwungen hatte. Von Bacherach aus drang Blücher, über Alzey mit Sacken in Verbindung tretend, nach Kreuznach vor und von dort auf Saarbrück, wo der Marschall Marmont die Linie der Saar zu halten versuchte. Allein er fand nicht für gut, den Angriff, welchen Blücher am 10. Januar gegen ihn anordnete, abzuwarten, sondern trat den Rückzug nach Metz an. Im weiteren Vordringen erhielt man die Vergewisserung, daß sämmtliche feindliche Streitkräfte sich auf Chalons zögen, als nach ihrem allgemeinen Sammelpunkt. Der Feldmarschall strebte vorwärts. Am 16. stand das schlesische Heer in der Stärke von 45,000 Mann zwischen Mainz, Luxemburg und Nancy; am 18. hatte der Alte sein Hauptquartier in letztgenannter Stadt, am 27. in Brienne. Bis dahin war der Krieg nur ein unter unbedeutenden Gefechten bewerkstelligter Vormarsch gewesen und das eigentliche Schlagen stand erst bevor. Blücher hatte bislang ziemlich ungehindert seine Lieblingsstrategie um so mehr ein-

halten können, als er in diesem Feldzug nicht allein thatsächlich, sondern auch formell weit selbstständiger gestellt war als im vorhergegangenen. Die verbündeten Monarchen hatten ihn nämlich förmlich als den unabhängigen Führer seines Heeres anerkannt, dessen Bewegungen nur dem allgemeinen Zweck des Einbruchs in das französische Reich untergeordnet sein sollten, und Fürst Schwarzenberg, weit entfernt, in Blücher einen Unterfeldherrn erblicken zu wollen, anerkannte dessen selbstständige Führerschaft bereitwillig und hatte den Alten nur ersucht, ihn von seinen Plänen, Absichten und Bewegungen in Kenntniß zu setzen. „In Betreff Blücher's — schrieb Schwarzenberg am 4. Januar aus Altkirch nach Wien — da bin ich sicher. Wir verlassen uns hier (in Frankreich) ebenso wenig wie bei Leipzig" — ein Vertrauen, welches freilich später einige Störung erlitt, wenn auch nicht durch Blücher's Schuld. Dieser mußte in Brienne innehalten. Schon deßhalb, weil seine Truppen einiger Rast dringend bedurften. Die Strapazen des Winterfeldzugs machten sich denn doch schon so fühlbar, daß York's Korps, obgleich noch kein bedeutendes Gefecht stattgefunden, seit der Eröffnung des Feldzugs bis zum 19. Januar von 21,447 Streitern bereits auf 16,686 herabgeschmolzen war [2]). Es mußte aber außerdem als eine bare Unmöglichkeit erscheinen, mit dem schlesischen Heer allein weiter vorzugehen und auf die bei Chalons gesammelte Streitmacht des Feindes anzurennen. Man mußte das Herankommen der schwarzenbergischen Armee von Langres abwarten und leider hatte es eine Weile den Anschein, als seien die 130,000 Mann — so stark war nach Abzug ihrer verschiedenen Entsendungen diese Armee — an jenem gesegneten „strategischen Punkte" festgenagelt. Der Alte blickte mit äußerstem Argwohn dorthin, wo er mit gutem Grund diplomatischen Unrath witterte. „Wihr guht gesinnten — schrieb er am 28. Januar an seinen Freund, den Freiherrn von Vincke, welcher dermalen als Civilgouverneur die westphälischen Provinzen verwaltete — wihr

guht gesinnuten wollen Schlagen, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projecte; soll die Sache guht Führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten frieden schließen ich darf sagen dictiren. Der Tiran hat alle Hauptstätte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen" [3]).

In Wahrheit, im großen Hauptquartier zu Langres stank es metternichig und zeigte sich daselbst die „wundervolle Eintracht der Höfe" prächtig. Schade nur, daß Erzschuft Gentz nicht anwesend war, um davon zu singen und zu sagen. Wie schleppend und verzettelt war schon der Marsch nach Langres, wo Schwarzenberg am 18. Januar anlangte. Unterwegs hatte er folgendes aus St. Avold vom 12. datirtes Schreiben Blücher's erhalten: — „Ich bin heute mit der schlesischen Armee vor Metz angekommen. Saarlouis und Landau sind eingeschlossen, Thionville und Luxemburg berennt. Ich kann sogleich mit 74,000 Mann Kombattanten Bataille liefern, am 18. bei Metz mit 94,000 Mann, später mit der Ew. Durchlaucht bekannten Stärke" [4]). Das hieß freilich den Mund sehr voll und übervoll nehmen, denn von einem solchen Stärkebetrag der blücher'schen Armee konnte höchstens auf dem Papiere die Rede sein. Der Alte wollte eben dem Schwarzenberg damit sagen: Hei, lieber Bruder Zauderer, nur frisch vorwärts! Allein der Fürst, obzwar weit entfernt, so — wie er am 29. Januar seiner Nani schrieb — „so unsinnig zu sein, mit der ganzen Armee à la Blücher vorzuprellen," hatte die Verschleppung und Verzettelung seines Marsches keineswegs verschuldet. Am 12. Januar schrieb er aus Vesoul an seine Frau: „Ich erwarte hier mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst du wohl, daß sie noch nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen. Wisse, daß am 13. Januar, d. h. am 1. nach russischem Kalender

der Kaiser Alexander vor einem Jahre an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging; darum findet er es gar poetisch, an dem 1. Januar d. J. ebenso über den Rhein zu setzen, und das ist die Ursache, warum meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Vesoul ist. So muß ich kommandiren! Das Marionettenspielen in so wichtigen, das Schicksal Europa's entscheidenden Epochen ist wirklich ekelhaft. Es wird so Mancher seine Freude daran haben, wenn ich das Opfer der Thorheiten Anderer werde; aber ich denke an meine Pflicht und dann ist mir der Welt Urtheil sehr sekundär." Und am Tage darauf an dieselbe Adresse: „Nur im kühnen Vorwärtsschreiten ist Heil!" Klingt das nicht ganz blücherisch? Aber freilich aus einer ganz anderen Tonart lautete es am 26. aus Langres und am 27. aus Chaumont: — „Hier sollten wir Frieden machen, das ist mein Rath. Unser Kaiser, auch Metternich, Stadion, selbst Castlereagh sind vollkommen dieser Meinung; aber der Kaiser Alexander! Nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten seine Schritte. Der Glanz, die Welt mit ihrem Vorurtheil, das gilt. Verstand gleitet hier ab. Ich glaube, wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris, aber werden wir dort den Frieden finden? Oder stürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das Letztere." Und vollends am 29. Januar: „Blücher und mehr noch Gneisenau treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. Ohne die Hauptstraße von Chalons nach Nancy mit einem bedeutenden Korps zu decken, laufen sie wie toll bis Brienne, und ohne sich um Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu parties fines im Palais Royal"[5]).

Man sieht, der gute Schwarzenberg war in Langres nicht mehr der, welcher er in Vesoul gewesen. Das machte, unterwegs hatte er als Generalissimus sich gefühlt und auch als solcher gedacht; zu Langres aber war er einstweilen nur noch eine Marionette am

Draht der Franz-Metternichigkeit. Kein Wunder daher, daß er in der Armseligkeit soweit kam, dem blücher-gneisenau'schen „Vorwärts nach Paris!“ als Motiv das Verlangen nach „parties fines“ im Palais Royal unterzuschieben. Das hätte, von Metternich und Konsorten vorausgesetzt, einen Sinn gehabt. Blücher und Gneisenau trieben und drängten nach Paris, weil sie nur dort den Sturz Napoleon's zu erlangen hoffen konnten. Gerade diese ihre Absicht aber brachte sie in einen schroffen Gegensatz zur östreichischen Politik. Franz und Metternich fuhren fort, den Sturz Napoleon's nicht zu wollen, und arbeiteten daher im großen Hauptquartier auf einen Friedensschluß hin, zu welchem, wie wir soeben hörten, nach seiner Ankunft zu Langres auch Schwarzenberg neigte. Die Gründe dieser östreichischen Friedenswünsche waren die früher angegebenen. Metternich ränkelte in diesem Sinne mit Erfolg. Er gewann, von der militärischen Autorität des preußischen Generaladjutanten Knesebeck unterstützt — („Sie haben wieder mal Ihre gottverdammten Hämorrhoiden!“) — so ziemlich die ganze Sippschaft der „Diplomatiker“ im großen Hauptquartier: die Engländer Castlereagh, Aberdeen, Stewart, den Russen Nesselrode, den Preußen Hardenberg. König Friedrich Wilhelms gesunder Instinkt sagte ihm zwar, daß ein Friede mit Napoleon stets nur ein Waffenstillstand sei; aber während seine Brüder, die Prinzen Wilhelm und August, diese Ueberzeugung ihrerseits laut äußerten und zur Fortsetzung des Krieges riethen, schwieg er gewohnter Maßen infinitivisch. Am 22. Januar langte endlich auch der Czar in Langres an und nun kam bald wieder einige Bewegung in das stockende widernapoleonische Geschäft. Alexander war nämlich für die Fortsetzung des Krieges gestimmt und fand in der preußischen Kriegspartei, die in Blücher's Lager ihr Hauptquartier hatte, eine unmittelbare und in dem Prinzregenten von England, welcher die Beseitigung Napoleon's wollte, weil er die Zurückführung der Bourbons nach Frankreich wünschte, eine mittelbare

Stütze. Der zwischen Langres und London hin- und hergehende Briefwechsel läßt uns einen klaren Blick in diese Verhältnisse werfen. Ein schlauer „Gentleman George," der Prinzregent, wußte seine bourbonische Tendenz in Form süßesten Schmeichelbalsams dem Czaren einzuträufeln, welchen — äußerte er im Januar gegen den russischen Gesandten Lieven — „ganz Europa und insbesondere England als den Befreier Aller, als das Oberhaupt jener erlauchten Koalition ansehe, die er noch leite, nachdem sie durch ihn dem glorreichen Ziel sich hingeben konnte, die Freiheit Europa's und die Sicherheit aller Staaten zu erreichen." Die geheime Depesche Lieven's, worin dieser die Aeußerungen des Prinzregenten brühwarm an Nesselrode übermachte, hat sicherlich begonnen, was Talleyrand nachmals vollendete: die Gewinnung Alexander's für die Restauration der Bourbons, für welche doch, wie selbst der Hochtory Castlereagh in jenen Tagen in einem Schreiben an seinen Kollegen Liverpool bezeugte, in der Masse der französischen Bevölkerung „kein Interesse" vorhanden war. Derselbe Lord verräth uns in derselben Depesche, wie es mit der gentzischen „wundervollen Eintracht der Höfe" zu Langres eigentlich beschaffen gewesen ist. Der Czar habe kein Vertrauen zu seinem eigenen Minister und noch weniger zu denen seiner Verbündeten. Bei dem Kaiser von Oestreich sei Argwohn vorherrschend und Metternich's Charakter liefere den Intrikanten fortwährend Nahrung für diesen Argwohn. Oestreich mißtraue Rußland wegen Polens und Preußen wegen Sachsens. Aber „meines Erachtens besteht unsere größte Gefahr jetzt in dem chevaleresken Tone, womit der Czar geneigt ist, den Krieg fortzusetzen. Er hat ein persönliches Verlangen nach Paris, ganz abgesehen von allen politischen oder militärischen Kombinationen. Er scheint Gelegenheit zu suchen, mit seinen prachtvollen Garden in des Feindes Hauptstadt einzurücken, wahrscheinlich um mittelst seiner Milde und Schonung einen Kontrast zu der Verwüstung Moskau's her-

vorzurufen." In einem Memorandum vom 27. Januar meldet Stewart aus Langres nach London: „Der Kaiser von Rußland erklärt ganz unumwunden seine Absicht, auf alle Fälle nach Paris zu gehen, und ohne sich über den Nachfolger Bonaparte's auszusprechen, macht er kein Hehl daraus, daß dessen Absetzung das Ziel seiner Politik sei." Weiterhin berichtet Stewart, in der Umgebung Alexanders seien Barklay, Nesselrode und Wolkonsky friedlich gesinnt und der Ansicht, man sollte nicht über Langres hinaus vordringen, dagegen eiferten Stein und Pozzo di Borgo den Czaren fortwährend zur energischen Weiterführung des Krieges an und „in dem Gedanken nach Paris zu gehen, ist der Kaiser ganz besonders durch die Berichte und Rathschläge bestärkt worden, welche ihm vom Marschall Blücher und vom General Gneisenau aufgedrängt worden sind" [6]).

Das Ränkeln und Zänkeln zu Langres endigte damit, daß Alexander erklärte, er werde im Nothfall den Krieg allein fortsetzen. „Und wozu sind Sie entschlossen, mein Herr Bruder?" fragte er den Preußenkönig. „Die Sache bedenklich sein, sehr bedenklich. Napoleon ein gar zu großer Feldherr sein. Aber ich werde Ew. Majestät nicht verlassen." Franz und Metternich wollten es denn doch auf ein Aeußerstes nicht ankommen lassen, die Castlereagh, Stewart und Aberdeen — Letzterer vom Metternich die Einfalt im Diplomatenfrack genannt („la naiveté en diplomate") — noch weniger und so wurde beschlossen, von dem heißgeliebten „strategischen Punkt" Langres Abschied zu nehmen und die Waffen weiter zu tragen. Aber diesen Beschluß hatte die Kriegspartei nicht erlangen können, ohne ihrerseits der Friedenspartei das Zugeständniß zu machen, daß während des Kriegens das Diplomäteln fortgehe, welches ja seit der Sendung des Baron St. Aignan nach Paris nie ganz aufgehört hatte. Metternich hatte als Verhandlungsort über den Frieden Chatillon in Burgund vorgeschlagen und der Vorschlag war von Napoleon genehmigt, auch Caulaincourt zu seinem Bevoll-

mächtigten ernannt worden, während von Seiten der Verbündeten Rasumowsky, Stadion, Humboldt, Aberdeen und Stewart die Unterhandlungen führen sollten. Die Bedingungen, unter welchen dem Empereur den Frieden noch einmal anzubieten man zu Langres am 28. Januar übereinkam, waren auch jetzt noch höchst günstige: — die allgemeine Befriedung Europa's auf der Grundlage einer vollen Unabhängigkeit der europäischen Großmächte. Frankreich sollte die Grenzen von 1792 haben und seine inzwischen an England verlorenen Kolonieen, mit Ausnahme von Isle de France, zurückerhalten; Deutschland sollte aus selbstständigen, durch ein bündisches Band vereinigten Staaten bestehen; Italien in unabhängige Staaten zerfallen; Spanien unter Ferdinand dem Siebenten in seinen alten Grenzen existiren; Holland mit einem passenden Gebietszuwachs (Belgien) unter der Herrschaft des Hauses Oranien einen selbstständigen Staat bilden; die Schweiz in ihren alten Gränzen einer von sämmtlichen Großmächten verbürgten Unabhängigkeit und Neutralität genießen. Dieses Programm von Chatillon ist in seinen Hauptzügen nachmals das des wiener Kongresses geblieben. Metternich trug Sorge, dem Duc de Vicenza eindringlichst nach Chatillon zu melden, es sei für Napoleon jetzt die höchste Zeit, in den Frieden zu willigen, und der verständige Caulaincourt erkannte auch recht gut, wie wohlgemeint dieser Rath war. Aber zum Glück für den Widernapoleonismus scheiterten seine und Metternich's eifrige Friedensbemühungen am Kaiserwahnsinn [7]).

Nachdem es Metternich zu Langres glücklich soweit gebracht, daß man dem hochmüthigen Gegner abermals die Versöhnungshand darbot, machte er durch Vermittelung Schwarzenberg's auch einen Versuch, die Widernapoleonisten in Blücher's Lager zu bekehren oder wenigstens für eine Art der Kriegsführung zu gewinnen, welche mit den Absichten und Machenschaften der Friedensdiplomatik übereinstimmte, oder aber schlimmsten Falls zu

erfahren, „was der Feldmarschall für Ansichten habe und worauf er denn eigentlich hinarbeite.“ Zu diesem Zwecke schickte Schwarzenberg den General Steigentesch in's blücher'sche Hauptquartier nach Brienne. Allein der General, welcher den alten Vorwärts und dessen Gesinnungsgenossen „widerlegen“ und ihnen „das Bessere zeigen sollte,“ ward vielmehr im Schlosse zu Brienne selber bekehrt, so daß er beim Abschiede sagte: „Freunde, bei euch wird es einem alten Soldaten wohl. Ihr habt das Gefühl der Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt.“ Blücher hatte ihm „in seinen Kraftausdrücken“ seine Politik frei und frank herausgesagt, im verständlichsten Blücherdeutsch: — „Nach Paris wollen wir und müssen wir, der Sch . . . kerl der Metternich mag spiegelfechten, wie er will, und seine Mitschubiaks von Diplomatikern mögen sich darob vor Aerger die Nasen abbeißen, schad't nischt, Millionen Donnerwetter! Mögen mitsammen plauschen und munkeln da drüben in Chatillon, die Schleicher und Federfuchser — schade nur für jeden Tropfen Burgunder, den die Kerle zu saufen kriegen — wir wollen alleweile vorwärts und nach Paris! Das sagen Sie nur meinem guten Waffenbruder Schwarzenberg, General, und ich lasse mir schön empfehlen und er solle sich von dem Millionenhund, dem Metternich, nicht breitschlagen lassen. Der Bonaparte hat in allen Hauptstädten seine Visite gemacht und wir sollten sie ihm in der seinigen nicht heimgeben, was? Wir wollen ihm die Visite heimgeben, daß es 'ne Art hat, Gott verdamm' mir! Ich sag', herunter muß der Kerl von seinem Thron, auf dem er zum Unglück Europa's gesessen, herunter, Gott straf' mir! Denn so lang' er droben sitzt, können wir keine Freiheit und keine Ruhe und keinen Frieden nicht bekommen. Dixi et salvi anima meus, wie der Lateiner sagt.“ Es ist nicht bekannt geworden, in welchen Ausdrücken Steigentesch solches Blücherdeutsch und Husarenlatein dem Fürsten Schwarzenberg dolmetschte; wohl aber, daß die Achtung des Letzteren vor dem

alten Vorwärts von da ab sich nicht gemindert, sondern gemehrt hat[8]). Die entschiedene Sprache Blücher's konnte auch die kriegerische Stimmung des Czaren nur erhöhen und so setzte sich denn auf dessen Betreiben die große Armee von Langres aus wieder in Bewegung. Nicht übermäßig geschwinde freilich, obgleich Eile noththat, weil Blücher, dessen Heer jetzt so zu sagen die Vorhut des schwarzenbergischen bildete, dem ersten Stoße Napoleon's ausgesetzt war und zwar mit Streitkräften, welche den feindlichen lange nicht gleichkamen, da York's Korps, zu Unternehmungen gegen die Saar- und Moselfestungen entsendet, noch zurück stand und, jetzt herbeigerufen, am 27. Januar, als der Feldmarschall in Brienne eingetroffen, erst in St. Mihiel angelangt war[9]). Napoleon hatte seinen Gewalthaufen von 40,000 Mann unter den Marschällen Marmont, Ney und Victor in Chalons zusammengezogen und sandte demselben Verstärkungen im Betrage von 25—30,000 Mann, während der Marschall Mortier mit seinem Korps von Troyes aus Schwarzenberg beobachtete und der Marschall Macdonald von Namur her gegen Chalons zog. Der Empereur hatte es geschehen lassen müssen, daß die Verbündeten, vor deren Harsten seine Marschälle allenthalben zurückgewichen, bis soweit nach Frankreich herein vorgedrungen waren. Jetzt beschloß er, seinem Genie vertrauend und unfähig, eine oder etliche Stufen seines cäsarischen Stolzes herabzusteigen, die eisernen Würfel wieder zu schütteln, hoffend, noch rechtzeitig zwischen den Blücher und den Schwarzenberg sich werfen zu können.

Daß es ihn aus Paris fortdrängte, war begreiflich. Die verschiedenen Elemente des einheimischen Widernapoleonismus begannen sich daselbst zu regen und zusammenzuschließen. Die Todtgeglaubte vom 18. Brumaire ging um. Zuvörderst zwar nur als pseudoliberales Gespenst, dessen Mantel mit legitimistisch-bourbonischen Schnörkeln verbrämt war; aber auch in dieser Gestalt erhob sie eine Stimme, wie man sie seit vierzehn Jah-

ren in Frankreich nicht mehr vernommen hatte. Es geschah im Schooße des „Gesetzgebenden Körpers," der, am 19. Dezember von 1813 eröffnet, aus einer Null plötzlich ein Etwas geworden war. Die Mitglieder dieser Versammlung kamen aus den Provinzen nach Paris als Träger der daheim herrschenden Stimmung, das Herz voll von den Klagen der Bevölkerungen, welche durch die Konskriptionen, durch die Steuerlast, durch die Requisitionen und unendlichen Willkürmaßregeln der Präfekten zur Verzweiflung getrieben waren. Die schlauen Erklärungen der Verbündeten hatten gewirkt. Man wußte, daß sie Frankreich keine demüthigenden Friedensbedingungen auflegen wollten; man wußte, daß Napoleon das einzige Hinderniß des Friedens war, und das mußte den Haß gegen ihn wachsen machen. Allerdings wünschten die Massen seinen Sturz noch nicht förmlich und zwar namentlich deßhalb nicht, weil man ungewiß war, wie er ersetzt werden könnte, ohne daß die Errungenschaften der Revolution, soweit solche gerettet worden, in Frage gestellt würden; aber man gewöhnte sich doch allmälig an die Vorstellung, die Sache Frankreichs von der des Empereur zu trennen. Während der knechtische Senat durch Fontanes' Lakaienmundstück seine unterwürfige Zustimmung zu allem Wollen und Thun des Gewalthabers betheuern ließ, fand im Gesetzgebenden Körper die Napoleonmüdigkeit Frankreichs Ausdruck. Die Herren Lainé, Raynouard, Gallois, Flaugerques und Andere führten unverholen die Sprache der liberalen Bourgeoisie, deren Vertreter sie waren. „Man muß den Gesetzgebenden Körper, der so lange niedergedrückt war, wieder zu Ehren bringen," rief Herr Lainé aus. Vergeblich rasselte Napoleon durch das Sprachrohr des Moniteur die Opposition an: „Es ist eine chimärische und sogar strafbare Anmaßung, die Nation vor dem Kaiser vertreten zu wollen!" Der Glaube an sein Glück war fort und damit auch der Respekt und die Furcht vor ihm. Man spürte, daß seine Blitze nur noch „kalte Streiche" seien. Auf

alle Ansinnen des Empereur an die Versammlung, ihm durch ihre zustimmenden Voten wie bislang die Zustimmung und das unwandelbare Vertrauen der Nation anzulügen, hatten Lainé und seine Gesinnungsgenossen nur die eine Antwort, daß der „barbarische und zwecklose“ Krieg, welcher „die Landplage der Konskription zu einer stehenden mache und Ackerbau, Industrie und Handel lähme,“ aufhören und daß man schleunigst Frieden schließen müsse. „Der Schweiß der Nationen und die Thränen der Mütter sind sie denn das Eigenthum der Könige? Es ist Zeit, daß die Völker aufathmen!“ Der Empereur, obzwar wüthend, wagte nicht mehr, was er noch ein Jahr zuvor unbedenklich gewagt hätte, die Führer der Opposition zu zermalmen. Riethen ihm doch Getreueste, wie Cambacérès, Caulaincourt, Berthier, sogar Savary ganz dasselbe, was die liberalen Bourgeois forderten: einen schleunigen und aufrichtigen Friedensschluß. Die Napoleonmüdigkeit wurde epidemisch. Fast scheint es, der große Despot sei zeitweilig selber davon ergriffen worden. Er war nicht mehr der Bunabarde Jildirim. Er begnügte sich, mittelst Dekrets vom 31. Dezember die Sitzungen des Gesetzgebenden Körpers zu vertagen und am folgenden Tage eine Deputation desselben, welche mit den andern großen Staatskörperschaften zur Neujahrsgratulation in die Tuilerien gekommen war, in abgerissenen Sätzen anzurunzeln: — „Ihr hättet viel Gutes stiften können und habt nur Böses angerichtet. Elf Zwölftel von euch sind gut, die Andern sind Wühler und ihr habt euch von diesen für Narren halten lassen. Statt uns zu vereinigen, stiftet ihr Zwiespalt. Herr Lainé ist ein schlechter Kerl. Ihr sprecht von Mißbräuchen, von Quälereien? Ich kenne das so gut wie ihr; aber warum Angesichts des bewaffneten Europa's von unsern häuslichen Streitigkeiten reden? Man muß seine schwarze Wäsche innerhalb seiner vier Wände waschen (il faut laver son linge sale en famille).“ So ging die Litanei noch lange fort. Genialisch aber war die der iro-

nischen Frage: „Glaubtet ihr etwa, durch eure Vorwürfe den Glanz des Thrones zu erhöhen?“ angehängte Phrase: „Was ist im Uebrigen der Thron? Vier Stücke Holz, mit einem Stück Sammet überzogen. Alles kommt darauf an, wer darauf sitzt“ (Qu'est-ce que le trône, au reste? Quatre morceaux de bois revêtus d'un morceau de velours; tout dépend de celui qui s'y assied[10]). Wunderlicher Weise haben die Fartcatchers des Von=Gottes=Gnadenthums, welche die Welt bereden möchten, der Thron sei ein mystisches Ding, vor Entsetzen über dieses napoleonische Wort die Hände ob dem Kopfe zusammengeschlagen, während der gesunde Menschenverstand anerkennen muß, daß es eines der wahrsten Worte, welche je aus irgendeinem Menschenmunde gegangen. Der Empereur fühlte, daß ihm, da er den Frieden nicht wollte, nur Eins übrigbliebe: die auswärtigen Feinde zu besiegen und durch diesen Sieg zugleich die heimischen niederzuwerfen. Er übertrug die Regentschaft des Reichs an seine Gemahlin, der Form wegen. Denn er mußte besser als irgend Jemand wissen, daß Marie Luise, so man ihr das Diadem von der Stirne und den Hermelinmantel von den Schultern nahm, nur ein allergewöhnlichstes Frauenzimmer mit hübschgeformter Büste und rosigem Teint war. (Wie muß Napoleon mitten in seinen Sorgen und seinem Zorn gelächelt haben, als die Imperatrice, nachdem er sie zu dieser Zeit eines Tages wachtstübisch angeschnarcht hatte: „Votre père est une vieille ganache!“ sich den unverständlichen Ausdruck durch eine kluge Hofdame übersetzen ließ in: „Euer Vater ist ein guter lieber alter Herr.“) Die wirkliche Regentschaft sollte mit dem Titel eines Generallieutenants des Empire der aus Spanien hinausgewellingtonte Bruder Joseph führen oder noch wirklicher der Polizeiminister Savary. Dies angeordnet, verließ der Empereur frühmorgens am 25. Januar die Hauptstadt, um zur Armee zu eilen. Welche Gedanken auch bei dieser Ausfahrt in seiner Seele Wogen schlagen mochten, der stieg wohl

nicht in ihm auf, daß er nur auf dem Umweg über Elba noch einmal nach Paris kommen, seinen Sohn aber dort nicht wiederfinden, ihn nie wiedersehen würde. Es ist fürwahr ein feiner Zug der Nemesis gewesen, den Mann, welcher sich über alles Menschliche hinauszuschwindeln gewagt hatte, gerade an der Stelle zu treffen, wo er doch trotz Alledem auch ein armer, fühlender Mensch geblieben war.

Kaum hatte der Empereur, dem noch vor seiner Abreise von Paris das glückliche Omen zu Theil geworden, daß ihm der strenge Republikaner Carnot, von der Noth des Vaterlandes getrieben, seine Dienste anbot, in Saint-Dizier über die Stellungen seiner Gegner die nöthigen Erkundigungen eingezogen, als er beschloß, mit den 50—60,000 Mann, über welche er nach Ankunft der Garden aus Paris zu verfügen hatte, sich rasch auf Blücher zu stürzen[11]). Zu diesem Ende drängte er den zwischen Vitry und Saint-Dizier stehenden Vortrab seines Gegners am 27. Januar zurück und wandte sich durch den Der-Forst geraden Weges gen Brienne. Der Alte seinerseits hatte, in Brienne angelangt, ebenfalls zum Angriff auf den vor ihm stehenden Feind verschreiten wollen, wozu er aber bei der Abwesenheit des york'schen Korps einer Verstärkung von Seiten der schwarzenbergischen Armee bedurfte, welche, wie man im blücher'schen Hauptquartier berechnete, bis zum 2. oder 3. Febr. aus dem Aube-Thal heraus- und bis Trannes vorgerückt sein konnte. Die durch Steigentesch erbetene Verstärkung, zunächst durch die Korps des Kronprinzen von Würtemberg und Gyulai's, wurde ihm auf den 1. Februar zugesagt und Schwarzenberg ließ seine Truppen überhaupt ein etwas rascheres Marschtempo anschlagen. Bevor er aber selbst oder auch nur ein Mann der dem Alten zugedachten Verstärkung herankommen konnte, platzte Napoleon am 29. Januar bei Brienne auf Blücher und hatte dieser mit höchstens oder kaum 30,000 Mann — seine Hauptstärke war das sacken'sche Korps — dem überlegenen Gegner standzuhalten. Er that es unverzagt, in seiner

Weise scherzend: „Na, der Kerl, der Bonaparte, hat ja hier in Brienne auf der Kriegsschule studirt und da kann er nun gleich sein Examen machen. Wollen ihm hoffentlich zeigen, daß wir ebenfalls was Ordentliches gelernt haben, Gott straf' mir![12])" Er ordnete demnach seine Stellung so, daß Sacken hinter der Stadt gegen Alt-Brienne zu in Kolonne aufmarschirte, mit seiner Reiterei unter Wasiltschikow auf dem rechten Flügel. Ein kleineres russisches Korps, 4—5000 Mann stark, stellte sich mit 24 Kanonen unter den Befehlen des Generals Olsufiew in der Stadt selbst auf. Außerdem war noch ein russischer Reiterharst von etwa 2000 Pferden zur Hand, womit der General Pahlen, der Vorhutführer Wittgenstein's, am Morgen des 29. Januars bei Brienne eingetroffen war. Blücher benützte ihn jetzt als seinen Vorhutführer und ließ ihn vorwärts der Stadt auf der Ebene gegen Maizieres zu Stellung nehmen. Der Marschall Pascholl hatte demnach bei Brienne nur Russen unter seinem Befehl.

Im Laufe des Vormittags brachten die Kosaken einen französischen Generalstabsoffizier als Gefangenen ein, welcher Depeschen bei sich trug, aus welchen erhellte, daß Napoleon dem Marschall Mortier in Troyes befohlen hatte, sich über Arcis mit dem Empereur zum Angriff auf Blücher zu vereinigen. In der bestimmten Erwartung dieses Angriffs trat der Feldmarschall mit Gneisenau und Müffling auf den Schloßhof hinaus, um mittelst Fernröhren die Gegend gegen Maizieres hin zu beobachten, während in der Stadt und ihrer Umgebung die Truppen in Bewegung waren, um die angegebenen Stellungen einzunehmen. Man sah die feindliche Avantgarde aus Maizieres vorrücken und dann Halt machen, um den Gewalthaufen abzuwarten, während die Kavallerie sich rechts zog und Pahlen gegenüber auftritt. Es ging gegen 3 Uhr Nachmittags, als der Feind Geschütz vorbrachte und eine Kanonade auf die Stadt begann, in welcher die Granaten an mehreren Orten

zündeten. Den Alten langweilte jedoch das Gucken durch die Ferngläser. Er ging hinein und ließ das Mittagessen auftragen. Während dasselbe in gewohntem heiteren Gange war, schlugen französische Vollkugeln durch das Schloß und einer der Gäste, welcher — spöttelt Müffling — „als freiwilliger Vaterlandsvertheidiger vom Soldatenhandwerk nicht Profession machte," wurde durch das Getöse der Kanonenkugeln und von dem Poltern der über dem Speisesaal zusammenfallenden Wände so verunbequemt, daß er sich entfärbte und mit dem Stuhle hin- und herrückte, als wollt' er dem befürchteten Einsturz der Decke ausweichen. „Ei, Mann — rief Blücher lachend über die Tafel herüber — was haben Sie denn? Gehört das Schloß Ihnen? Oder mich? Nein. Wir können also ganz ruhig sein. Das Ding ist solid gebaut, und was die Reparaturkosten betrifft, so brauchen ja wir Beide sie nicht zu bezahlen [13])."

Als der Feldmarschall wieder auf die Terrasse hinaustrat, um nach dem Feind zu sehen, bemerkte er, daß Pahlen durch die Stadt zurückging, langsam vor der feindlichen Kavallerie weichend, welche sich keilförmig zwischen die Gehölze an der Straße nach Lesmont und die Stadt eindrängte, während das Infanteriekorps des Generals Duhesme und ein Theil der Garde unter Ney in der Ebene stand, den linken Flügel ganz ungedeckt und außer Verbindung mit der Reiterei. Der Alte war keinen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei. Er ließ durch Müffling die Reiterei Pahlen's hinter der Stadt weg bei jener Wasiltschikow's aufmarschiren und an der Spitze dieser vereinigten Reitermasse wurde bei schon sinkendem Tageslicht „losgejagt" auf das Korps Duhesme's. Geworfen, riß dieses auch eine hinter ihm stehende Gardedivision mit sich fort und verlor 8 Geschütze. Die einbrechende Dunkelheit erlaubte jedoch die Weiterführung des Angriffs nicht. Blücher, welcher natürlich bei dieser Kavallerieattake nicht hatte fehlen dürfen, ritt nun nach der brennenden, von Olsufiew noch immer besetzt gehalte-

nen Stadt zurück, unterwegs einen Adjutanten an Schwarzenberg abfertigend, um diesen von den Vorfällen des Tages in Kenntniß zu setzen, sowie einen zweiten an den Kronprinzen von Würtemberg, welcher mit seinem Harst der Hauptarmee voranmarschirt war, um die Verbindung mit dem Feldmarschall aufzusuchen. Nachdem er sich vom Schloß herab, soweit es die Nacht gestattete, einen Ueberblick über die Sachlage verschafft hatte, wollte der Alte so eben seinen Abendtrunk thun, als er und Gneisenau sehr unangenehm überrascht wurden. Durch das plötzliche Erscheinen französischer Tirailleurs in den Höfen, Korridoren und Gemächern des Schlosses nämlich. Der feindliche General Chateau, ein geborener Brienner, hatte seine genaue Ortskenntniß benützt, um sich mit einer Abtheilung seiner Brigade in der Dunkelheit durch die Gärten nach dem Schlosse zu schleichen. Hätten die Tirailleurs ihre Anwesenheit nicht zu frühzeitig durch Schießen verrathen, so war ihnen der Triumph, den Blücher und den Gneisenau zu fangen, gewiß. Auch so gestaltete sich übrigens die Sache bedenklich genug. Die Stabswache des Hauptquartiers wurde von den Feinden überwältigt und nur mit äußerster Mühe gelang es dem Feldmarschall und seinem Generalstabschef, in den Hof und zu ihren Pferden zu gelangen, welche der Adjutant Graf Nostitz vorsorglich bereit gehalten hatte. Aber das Thor war von den Franzosen versperrt, wohinaus also? „Es ist möglich, durch die Gärten zu entkommen, wenn wir es riskiren, die Terrasse hinabzureiten," sagte Nostitz. Der Alte aber zog den Säbel und wandte sein Pferd den Feinden zu. Gneisenau jedoch fiel ihm in die Zügel: — „Wollen Sie denn absolut haben, daß die Franzosen den Triumph erleben, Sie als Gefangenen in Paris eingebracht zu sehen?" Das schlug durch. Sie ritten auf die große Terrasse hinaus, dann von derselben mehr als sechzig steinerne Stufen hinunter und entkamen auf diesem halsbrecherischen Wege glücklich zum sacken'schen Korps [14]). Ein wunderliches Zusammentreffen

ist es gewesen, daß zur selben Stunde, wo sein Gegner also mit Noth der Gefangenschaft entrann, Napoleon seinerseits auf der Straße zwischen Brienne und Maizieres um's Haar von Kosaken abgefaßt worden wäre.

Blücher, in der Meinung, der Empereur habe sich's in den Kopf gesetzt, in Brienne, welches ihm Jugenderinnerungen werth machen mußten, sein Nachtquartier zu nehmen, sagte: „Der Kerl soll doch nicht in Brienne schlafen, Gott verdamm' mir!“ befahl, der in die Stadt gedrungene Feind sollte wieder hinausgeworfen werden, und ließ zur Unterstützung Olsufiew's Truppen von Sacken's Korps vorrücken. Um Mitternacht war nach einem mörderischen Straßenkampf die Stadt wieder vollständig den vom Schlosse her in dieselbe gedrungenen Franzosen abgerungen; aber da sie nur noch eine Glutstätte und die versuchte Erstürmung des Schlosses mißlungen war, so brach Blücher gegen 3 Uhr Morgens mit seinem Fußvolk und Geschütz nach Trannes auf. Am Vormittag ließ er die Reiterei nachfolgen und nahm, sein Hauptquartier in Arconval aufschlagend, also Stellung, daß er seinen linken Flügel an die Aube und den rechten gegen Eclance zu an unwegsame Wälder lehnte. Hier war er in Verbindung mit der schwarzenbergischen Armee, deren Scharen mälig von Chaumont her in Bar sur Aube eintrafen, während der Kronprinz von Würtemberg bereits in gleicher Höhe mit dem rechten, Gyulai in gleicher Höhe mit dem linken Flügel Blücher's angekommen war. Napoleon kam am 30. Januar nach Brienne, besetzte auch Dienville, Chaumesnil und La Rothière und machte Miene, noch an demselben Tage den Feldmarschall bei Trannes anzugreifen, was aber nicht geschah [15]). Indessen war bei der Stellung der beiderseitigen Heere eine Schlacht fast unvermeidlich und sie wurde denn auch am 1. Februar bei La Rothière geschlagen, da die Verbündeten keineswegs entmuthigt waren und die entschlossene Art, wie Blücher den ersten Stoß Napoleon's ausgehalten und zurückge-

geben hatte, wohl als ein Erfolg gelten konnte. Sah doch sogar Schwarzenberg, der ja keineswegs ein Sanguiniker, den Kampf vom 29. Januar als einen siegreichen an und gab in diesem Sinne dem am 30. in Saint-Dizier eintreffenden York Meldung davon, so daß der tapfere General am 31. aus dem genannten Ort an Blücher schrieb: „Durch den Fürsten Schwarzenberg habe ich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Excellenz den Feind bei Brienne geschlagen hat. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ew. Excellenz zu diesem Siege meinen innigsten Glückwunsch abzustatten, und kann es nur bedauern, mit meinem Korps nicht wie gewöhnlich an den Thaten der schlesischen Armee theilgenommen zu haben [16]."

Blücher und Schwarzenberg trafen sich am 31. in Trannes und verständigten sich über die dem Empereur zu liefernde Schlacht, welche von der Stellung des französischen Centrums die von La Rothière heißt. Der Generalissimus — es soll auf den Wunsch des Czaren geschehen sein — überließ den obersten Heerbefehl für den bevorstehenden Schlachttag dem Feldmarschall und es muß als edelsinnig und liebenswürdig gerühmt werden, daß der Oestreicher dem Preußen auch die nöthigen Hülfsmittel zu Gebote stellte: die Korps Gyulai's und des Kronprinzen von Würtemberg, welche die Flügel Blücher's bildeten, und 12,000 Mann russischer Grenadiere und Kürassiere als Reserve. Auch die Korps Wrede's und Wittgenstein's waren nahe, griffen aber, namentlich der Letztere, nicht so wirksam in die Operationen ein, wie sie konnten und sollten. Der Schlachtplan war überhaupt etwas lotterig und die so verschiedenartigen Theile der komplizirten Heermaschine klappten wieder mal nicht recht zusammen. Sah man sich doch, um wenigstens groben Mißverständnissen und Irrungen vorzubeugen, genöthigt, die buntscheckigen Heerscharen der Verbündeten mit einem gemeinsamen Erkennungszeichen auszustatten, und man wählte hiezu die weiße Armbinde, welche, obgleich dabei nicht entfernt an die

Bourbons gedacht worden, nachmals dem Bourbonismus zu großer Aufmunterung gedient hat. Warum man nicht möglichst rasch alle Hülfsmittel, namentlich auch die russischen und preußischen Garden heranzog, um mit dreifacher Ueberlegenheit auf Napoleon zu fallen, das gehört mit zu den vielen in diesem Feldzuge vorgekommenen Unbegreiflichkeiten. Ein Wagniß war die beabsichtigte Schlacht auch ohnedies keinesfalls; denn Blücher scheute sich bekanntlich nicht, dem Schlachtendonnerer entgegenzustehen, und er hatte 80,000 Mann, während Napoleon höchstens 50,000 besaß. Unter diesen Umständen klingt es nun allerdings ganz absonderlich, wenn uns Schwarzenberg's Biograph Prokesch erzählt, daß der Fabius Cunctator am 31. Jan. plötzlich zum Marschall Vorwärts und der Marschall Vorwärts zum Fabius Cunctator geworden sei. Blücher habe nicht schlagen wollen. Während der Anordnungen zur Schlacht habe er zu Schwarzenberg gesagt: „Sie wollen also wirklich, daß ich angreife? Ich werde es thun, allein ich sage, wir werden geschlagen werden. Der Augenblick ist ungünstig.“ — „Ich begreife diese Behauptung nicht. Wir haben die Höhen, die uns eine Position bilden, wie man sie in der Welt nicht schöner finden kann. Napoleon dagegen ist unbegreiflich wie ein Anfänger in der Ebene vor uns, einen konvexen Halbmond bildend und wenigstens dreimal — (soll heißen zweimal) — schwächer. Warum also soll der Zeitpunkt schlecht gewählt sein?“ — „Weil die Wege so schlecht sind, daß man mit der Artillerie nicht von der Stelle kann.“ — „Desto besser, so werden wir die der Franzosen nehmen.“ Maßen nun in Augen, welche weder durch eine schwarzweiße noch durch eine schwarzgelbe Brille sehen, ein östreichischer Bericht gerade so viel werth ist wie ein preußischer, so kann man diese Nachricht, so legendarisch sie klingt, nicht ohne Weiteres verwerfen. Warum hätte denn der Blücher nicht auch einmal bedenklich sein können und dürfen? Als ob eines Mannes Seele eine immer gleich straff gespannte Saite sein

müßte oder könnte! Jedenfalls währte aber die Abspannung des Alten nicht lange. Im Schneegestöber des Morgens vom 1. Februar traf er seine letzten Anstalten, den Feind anzugreifen, zögerte jedoch bis Mittag, weil er besorgte, Napoleon würde, wenn er, Blücher, mit dem Mitteltreffen zu frühzeitig vorginge, dem Kampfe ausweichen. Eine ganz richtige Voraussicht. Denn als dem Empereur gegen 1 Uhr gemeldet wurde, daß der Feldmarschall angriffsweise vorrücke, wollte er das gar nicht glauben, weil er von dem Anmarsch der schwarzenbergischen Armee keine Kenntniß hatte. Diesen erfuhr er jetzt erst durch einen ihm vorgeführten, von dem Korps Wrede's desertirten Trompeter. Sofort stieg er zu Pferde und ertheilte dem Marschall Berthier die nöthigen Befehle zum Rückzug. Allein zwischen Altbrienne und La Rothière bei der jungen Garde angekommen, wurde er durch den enthusiastischen Zuruf derselben so umgestimmt, daß er ausrief: „En avant!“ und die gebotene Schlacht annahm. Dieselbe drehte sich um den Besitz von La Rothière als um ihren Entscheidungspunkt. Sacken's Korps erstürmte den Ort bei Tagesneige und zugleich waren die Flügelstellungen der Franzosen bei La Giberie und Chaumesnil durch den Kronprinzen von Würtemberg und Wrede, bei Dienville durch Gyulai bedroht. Es dämmerte schon, als Napoleon mit seinen Garden die Wiedernahme von La Rothière versuchte. Ihm führte Blücher, nachdem er bislang ruhig, besonnen-kühl und schweigend die Schlacht geleitet hatte, persönlich den Rest von Sacken's Bataillonen entgegen und in den Gassen des Dorfes wüthete ein heißer Kampf, welcher erst um 11 Uhr, aber mit der Flucht der Franzosen endigte. Da sie inzwischen auch La Giberie an den Kronprinzen von Würtemberg und Chaumesnil an Wrede verloren hatten und Dienville sich kaum noch gegen Gyulai hielt, so wäre die völlige Vernichtung der napoleonischen Armee höchst wahrscheinlich gewesen, so Blücher rasch genug die hiezu nöthigen frischen Truppen bei der Hand gehabt hätte. Auch so

war der Sieg immerhin ein entschiedener, der erste große auf französischem Boden in offener Feldschlacht erzielte. Der Feind hatte 5000 Todte und Verwundete und Blücher nicht weniger; dieser hatte aber mehr als 3000 Gefangene gemacht und 65 Kanonen genommen. Als sein Adjutant Nostitz spät in der Nacht den auf der Höhe von Trannes weilenden Monarchen den Ausgang der Schlacht meldete, umarmte ihn der Czar mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe heute allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt[17].“

Der moralische Eindruck der Kämpfe bei Brienne und La Rothière überwog noch die militärische Bedeutung derselben. Im großen Hauptquartier der Verbündeten zu Chaumont viel Jubel, während der Schrecken der Niederlage bis nach Paris hinzitterte. Jakob Grimm, damals Schreiber des kurhessischen Bevollmächtigten, schrieb am 4. Februar aus Chaumont an Boisserée: „Die brienner Schlacht scheint viel bedeutender als man bei der ersten Nachricht dachte; wir verdanken sie wieder dem herrlichen Blücher, der sie angeregt und gefochten hat.“ In denselben Tagen kennzeichnete von demselben Ort aus Bartholdy die Stimmung des Landes, indem er am 6. Februar an Boisserée schrieb: „Die Stimme in Frankreich ist für den Frieden. Sie hassen Napoleon, die Alliirten, die Bourbonen, den lieben Gott und den Teufel und sie lieben nur ihr Interesse und zwar das allernächste Interesse.“ In Wahrheit, das Gefasel napoleonischer Mythographen, die Bauern von Burgund und Lothringen seien bereit und im Begriffe gewesen, massenhaft über die Verbündeten herzufallen, ist eben nur Gefasel; denn das Volk regte und rührte sich i. J. 1814 nicht *für* Napoleon, wohl aber in manchen Gegenden des Landes *gegen* ihn. Man mußte der Bevölkerung Frankreichs scharfsinniger Weise erst das Brechmittel des restaurirten Bourbonismus eingeben, um sie von der Napoleonmüdigkeit zu kuriren ... Wie es nach der Niederlage des Empereur bei La Rothière in Paris aussah,

verräth eine Aeußerung von Joseph Bonaparte, welcher am 7. Februar an seinen Bruder schrieb: „Ich wünsche innigst, die Abreise der Kaiserin möchte nicht nothwendig sein. Denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Bestürzung und Verzweiflung des Volkes traurige Resultate haben könnten. Ich denke, und zwar in Uebereinstimmung mit Allen, deren Meinung ich einholte, daß man sich zu bedeutenden Opfern entschließen sollte, bevor man es zu diesem Aeußersten kommen ließe. Männer, welche Ihnen aufrichtig ergeben sind, fürchten, die Abreise der Kaiserin werde die Bevölkerung von Paris der Verzweiflung überliefern und den Bourbons eine Hauptstadt und ein Reich verschaffen." Die vom folgenden Tag aus Nogent datirte Antwort Napoleon's zeigt deutlich, daß der Eisenkeil vom 1. Febr. tief in seine Granitseele gedrungen war. „Ich wiederhole — schrieb er — daß Paris niemals eingenommen werden wird, so lange ich lebe. Wenn aber Talleyrand den Rath gibt, die Kaiserin in Paris zu lassen, im Falle der Feind sich der Stadt nähert, so ist er ein Verräther. Mißtrauen Sie diesem Menschen! Ich kenne ihn seit sechszehn Jahren und war ihm sogar günstig gesinnt; aber er ist sicherlich der größte Feind unseres Hauses, nun das Glück seit einer Weile uns verlassen hat. Laßt die Kaiserin und den König von Rom niemals den Feinden in die Hände fallen! Ich würde meinen Sohn lieber erwürgt als in Wien zu einem östreichischen Prinzen erzogen sehen (je préférerais qu'on égorgeât mon fils, plutôt que de le voir jamais élevé à Vienne comme prince autrichien). Ich habe Racine's „Andromaque" niemals aufführen gesehen, ohne daß ich das Loos des Astyanax beklagt und ihn glücklich geschätzt hätte, falls er seinen Vater nicht überlebt haben würde [18])." Man sieht, welche düster-prophetischen Ahnungen den Mann erfüllten. Aber Napoleon pflegte nicht lange thatlos über trüben Gedanken zu brüten. Er raffte sich auf und, fürwahr, so hoch und herrlich, so genialisch und groß that er es, daß Madame

Fortune nicht umhin konnte, auf ihren Fußtapfen zurückkehrend den verlassenen Geliebten mit echtfranzösischer Kokketterie noch einmal flüchtig anzulächeln, und dieses stralend-verführerische Lächeln trieb sofort den Kaiserwahnsinn richtig wieder zur vollen Höhe seines Hoch- und Uebermuths empor.

Zweites Kapitel.

Craonne und Laon.

Am Tage nach dem Siege von La Rothière kamen Alexander und Friedrich Wilhelm von Trannes nach Brienne, wo in dem halbzerstörten Schlosse ein Kriegsrath gehalten ward, an welchem außer den beiden Monarchen nur Schwarzenberg und Blücher mit den Chefs ihrer Generalstäbe theilhatten. Die Antwort auf die Frage: Was ist jetzt zu thun? ergab sich von selbst. Man mußte mit energischer Benutzung der Ueberlegenheit an Streitkäften, wie man vereinigt sie besaß, die Verfolgung des geschlagenen Empereur betreiben, denselben dadurch verhindern, sich gegen Paris hin wieder zu sammeln und zu stellen, und eben dadurch mit aller Macht auf die Hauptstadt losdrücken, von welcher man ja nur noch sechs Tagmärsche entfernt war[19]). Statt dieses Entschlusses ward ein ganz anderer gefaßt und zwar, weil, wie behauptet wurde, die vereinigte Truppenmasse zu groß wäre, um in einer und derselben Marschrichtung die nöthigen Verpflegungsmittel finden zu können; sodann, weil den Verbündeten eine Art Wiederholung des trachenberger Kriegsplans vorschwebte und man mittelst der Trennung der eigenen Streitkräfte auch die des Gegners getrennt zu halten hoffte. Wie Blücher die Sache ansah, ist nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen, da die ursprünglichen Nachrichten hierüber sich wider-

sprechen. Den einen zufolge hätte er darauf gedrungen, mit vereinter Macht und Kraft sofort den Marsch auf Paris zu unternehmen, und da dieser Rath dem innersten Gedanken des Mannes entsprach, so hat er höchst wahrscheinlich denselben wirklich gegeben; den andern zufolge hätte sich der Alte zu einer Wiedertrennung von der großen Armee entschlossen, weil er, ungehemmt durch die „Schwerfälligkeit und Unentschlossenheit der schwarzenbergischen Kriegsführung, auf einem eigenen Kriegstheater frei sich bewegen wollte.“ Möglich erscheint auch dies; aber nur ein mit der „Lues Boswelliana“ Behafteter könnte verschweigen, daß in diesem Falle der Gebhart Lebrecht aus dem Tage von La Rothière allzu vorschnelle Folgerungen gezogen und daß er über die Hülfsquellen von Napoleon's Genie wie über dessen materielle Kriegsmittel gröblich sich getäuscht hat. Er hatte diese Täuschung herbe genug zu büßen, denn der „Kerl von Bonaparte“ erwies sich ihm denn doch noch einmal als ein „ganzer Kerl.“

Man kam also am 2. Februar zu Brienne überein, die beiden Heere wieder zu trennen; so zwar, daß das schwarzenbergische längs der Seine und das blücher'sche längs der Marne vorgehen sollte, was um so gefahrloser schien, als die Verbündeten mittelst ihrer zahlreichen Reiterei die Verbindung unter einander leicht unterhalten zu können hofften und ferner die zwischen den beiden Stromlinien mitten inneliegende Gegend, zwei oder drei Tagmärsche breit, durch Wälder und Moräste sehr unwirthlich und unwegsam gemacht sei und demnach, wähnte man, für den Feind kein einladendes oder auch nur mögliches Operationsterrain darbieten würde. Aber gerade diese Terrainschwierigkeiten wußte des unvergleichlichen Kriegsvirtuosen Genialität, welche jetzo in seiner äußersten Noth noch einmal voll aufleuchtete, zu einem Mittel des Sieges zu machen. Sobald er den verkehrten Entschluß seiner Gegner in Erfahrung gebracht, war *sein* Entschluß augenblicklich gefaßt. Auch er beschloß, auf

seinem Rückzug von Brienne bis Nogent gekommen, seine Streitmacht zu trennen und zwar so, daß er etliche 20,000 Mann unter Oudinot, Victor und Pajol zur Deckung der Seinebrücken gegen Schwarzenberg stehen ließ, während er etliche 40,000 zusammennahm, um mit dieser sehr gut mit Reiterei ausgestatteten Streitmacht auf dem bezeichneten Terrain zuvörderst gegen Blücher zu handeln, welcher, wenn er alle seine Kräfte beisammen hatte — die Korps von Sacken, Olsufiew, Kleist, Kapczewitsch und York — ungefähr 56,000 Mann stark war. Aber er hatte und hielt sie nicht beisammen, das war der eine große Fehler, welchen er jetzt beging. Der andere ist gewesen, daß er im guten, aber durch seine bisherigen Erfahrungen denn doch nicht gerechtfertigten Glauben, die Dispositionen von Brienne würden streng eingehalten und die schwarzenbergischen Heerhaufen demnach im Stromgebiet der Seine so rasch vorgehen, wie er mit den seinigen in dem der Marne — es verursachte nicht einmal einen Aufenthalt, daß vom york'schen Harst in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar in Chalons und Umgebung 57,000 Flaschen Champagner ausgetrunken wurden[20]) — dem von Chalons auf der Straße nach Meaux zurückweichenden Marschall Macdonald allzu hastig folgte, in der Hoffnung, denselben vollständig aufzureiben und den großen Geschützpark zu erbeuten, welchen der Marschall mit sich führte.

Die verschiedenen blücher'schen Harste waren demnach in eine lange Verfolgungsmarschlinie auseinander gezogen und — dies allerdings ohne die Schuld des Feldherrn — außer Verbindung mit den schwarzenbergischen, als der Empereur mit straffzusammengehaltener Macht und durch die grundlosen Wege unaufgehalten über Sezanne auf Blücher's linke Flanke hervorbrach. Rasch gefaßt, befiehlt der Alte Sammlung und Zusammenziehung seiner Truppen; aber es ist zu spät. Noch einmal kann der Schlachtendonnerer sagen: „Da bin ich wie der Blitz!“ Er fällt wirklich mit Blitzesgeschwindigkeit auf die einzelnen blücher'schen

Heerhaufen und schlägt einen nach dem andern: am 10. Februar Olsufiew bei Champaubert, am 11. und 12. Sacken und Yorck bei Montmirail und Chateau-Thierry, am 14. bei Vauchamps den Feldmarschall selbst, welcher sich mit 15,000 Mann (die Korps von Kleist und Kapczewitsch) verzweifelt gegen die napoleonische Uebermacht wehrte, aber zu einem Rückzug genöthigt wurde, welcher ein höchst verderblicher geworden wäre, falls sich die Preußen und Russen im Schutze des Waldes von Etoges nicht wieder hätten sammeln können. In der Nähe von Champaubert war der Rückzug besonders bedroht. Die feindliche Reiterei war wiederholt nahe daran, die Vierecke der preußischen und russischen Infanterie umzureiten oder zu sprengen. Der Feldmarschall selbst und sein Stab kamen in Gefahr, von den reitenden Grenadieren der Garde des Empereur weggefangen zu werden. Als die „Unverschämtheit“ dieser weißmänteligen und bärenmützigen Reiter gar zu groß wurde, zog der Alte den Säbel und stürmte mit den Worten: „Ich will den Kerls doch Eins geben!“ auf einen derselben los. Sein Stab folgte ihm und die Grenadiere wandten ihre Pferde. Aber jenseits Champauberts wurde die Bedrängniß für eine Weile wieder so groß, daß Steffens, der im Gefolge des Feldherrn mitritt, das Wort gehört haben will: „Wir müssen uns auflösen; Jeder rette sich wie er kann!“ Soweit jedoch kam es nicht; denn unter dem Schutze von zwei preußischen Bataillonen und einer russischen Batterie erreichte man glücklich den schützenden Forst von Etoges. Immerhin waren diese Tage unheilvoll genug gewesen: an 15,000 Mann und 30 Kanonen waren verloren gegangen oder noch mehr. Die napoleonischen Soldaten vergaßen aller Mühsale und jubelten ihrem Führer zu, in welchem sie wieder den Meister des Sieges erkannten. Sein Muth selbst schwoll so hoch, daß er weniger als je an den Frieden dachte und sogar seinem Stiefsohn Eugen, dessen Heer er endlich nach Frankreich gerufen hatte, wieder Gegenbefehl zusandte, maßen der Kaiserwahnsinn

ja auch Italien festgepackt halten mußte. Blücher sammelte seine geschlagenen und arg mitgenommenen Harste am 16. und 17. Februar in und bei Chalons. Er empfand es schwer, aus einem Vorwärts ein Rückwärts geworden zu sein, und die Strapazen des Winterfeldzugs hatten auch der Gesundheit des Zweiundsiebzigers mehr als billig zuzusetzen begonnen. Große Unmuthswolken aus seiner Pfeife paffend ging er an dem letztgenannten Tage zu Chalons in seinem Quartier herum, und als er in einem Zimmer Gneisenau und Müffling beisammen fand, fragte er sie unwirsch: „Was macht Ihr denn da?“ — „Wir entwerfen die Disposition zum Wiedervorrücken, Excellenz. Denn da der Feind uns nicht verfolgt, so ist das ein sicheres Zeichen, daß er sich gegen die schwarzenbergische Armee gewandt hat.“ — „Ja, ja, der Schwarzenberg hat leider die Verabredungen von Brienne schlecht eingehalten. Wird eben wieder durch die Lumpenhunde von Diplomatikern, die ja immer dem Kerl von Bonaparte den Frieden abbetteln möchten, sich Was haben weismachen lassen und dadurch sind wir in die Sch . . . gasse gekommen. Wollen aber wieder heraus und vorwärts; doch muß ich bitten, ihr Herren, keine solche Schweinerei wie die letzten Tage!“ [21]).

Warum hatte die schwarzenbergische Armee die Bewegungen der blücher'schen nicht unterstützt? Warum war sie, als im großen Hauptquartier die Folgen der über Sezanne in die Flanke Blücher's gemachten Bewegung Napoleon's leicht errathen werden konnten, nicht ihrerseits im Rücken des Feindes zur Offensive übergegangen oder aber, um Napoleon von Blücher abzuziehen, mit Macht über die Seine vorgedrungen? Aus einer russischen Quelle kommt die Antwort, es sei weder das Eine noch das Andere geschehen, weil Fürst Schwarzenberg von seinem Hofe den geheimen Befehl gehabt habe, nicht über die Seine vorzudringen [22]). Der Fürst hat das später des Bestimmtesten verneint, indem er in einem berühmt gewordenen Briefe, welchen er am 13. März aus Troyes an den Czaren schrieb, sagte: „Erlauben

Sie, allergnädigster Herr, mit der Aufrichtigkeit, an welche Sie mich gewöhnt haben, Ihnen an den Tag zu legen, wie schmerzlich für mich der in Ihrem Schreiben enthaltene Ausdruck ist, daß ich in Zukunft nicht mehr gebunden sein werde und den strategischen Kombinationen gemäß handeln könne. Niemals war ich gebunden; ich habe immer nur in Folge strategischer Kombinationen gehandelt.“ Es kann gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß Schwarzenberg's Wort das eines Michailowsky-Danilewsky mehr als aufwiegt; aber Thatsache, vor jedem Zweifel gesicherte Thatsache ist auch, daß Metternich, um den Fall Napoleon's zu verhindern, unausgesetzt auf den Frieden hinarbeitete und fortwährend den Duc de Vicenza brieflich bestürmte, bis zum letzten Augenblick der „feierlichen Lüge“ von Chatillon bestürmte, den Empereur zur Einwilligung in die ihm gebotenen Friedensbedingungen zu bewegen. Und ebenso ist es nicht minder Thatsache, daß Schwarzenberg, auch nach dem Siege von La Rothière, der franz-metternichigen Friedenspolitik ergeben und folgerichtig jeder energisch-entscheidenden strategischen Bewegung abhold war. Seine vertrauten Briefe liefern hiefür den unwidersprechlichen Beweis. Von Troyes schrieb der Fürst am 11. Februar an seine Frau: „Im engsten Vertrauen wisse, daß Caulaincourt auf die alten Gränzen Frankreichs zu unterschreiben bereit ist, wie sie in Königszeiten waren. Kaiser Alexander will nicht mehr, besteht aber darauf, bis nach Paris vorzudringen. Ich fürchte, wir werden diese Reise mit viel Menschenblut bezahlen, und Schlachten sind stets große Krisen, deren Resultat oft sehr unerwartet ist. Meinen alten Blücher zieht es schon wieder mit solcher Macht gegen das Palais Royal, daß er schon wieder anfängt, wie unsinnig vorzurennen.“ Dann am 21., nachdem er seiner Nani schon zuvor die Unfälle Blücher's gemeldet hatte: — „Meine Bewegungen waren auf den Frieden berechnet; den haben wir erobert“ — (Wo denn und wie denn? Das hieß doch stark phantasiren!) — „weiter zu gehen erklärte

ich für Tollheit; dennoch mußte ich gehorchen und nun treten die Verlegenheiten ein. Ich soll sie heben, da ich doch vorhinein erklärte, daß sie nicht zu heben sind und man sie daher vermeiden müsse. So bin ich wirklich bis zur Verzweiflung gefoltert. Eitelkeit mit Leichtsinn, Schwäche und Ignoranz verbunden, machen ein Ganzes aus, welches eine Welt zu verhunzen im Stande wäre"[23]).

Der Empereur verfiel nach den Schlägen, welche er der blücher'schen Armee beigebracht hatte, wiederum ganz in denselben Wahn, dem er sich im Feldzug von 1813 hingegeben, als er das schlesische Heer bis hinter die Katzbach zurückgetrieben hatte. Er wähnte nämlich, der Alte sei einstweilen gar nicht mehr feldtüchtig, und so vermöge er, ohne von dieser Seite her eine Störung besorgen zu müssen, sich jetzt auf Schwarzenberg zu stürzen. Schon war dem auf dem Eilmarsch nach dem Stromgebiete der Seine Begriffenen der Kamm wieder so geschwollen, daß er Caulaincourt's Drängen, die Friedensbedingungen der Verbündeten anzunehmen, verwarf, dem armen Duc die ertheilte Vollmacht, auf der Basis dieser Bedingungen den Frieden zu schließen, entzog und im echtesten Bulletinstyl des Kaiserwahnsinns ausrief: „Die Verbündeten vergessen, daß ich dermalen München näher bin als sie Paris sind!" (les alliés oublient que je suis plus près de Munich qu'eux de Paris[24]). Vorderhand allerdings war er in gutem Zug. Nachdem er Mortier und Marmont dem geschlagenen Blücher gegenüber zurückgelassen, zog er bei Guignes die Korps von Victor, Oudinot und Macdonald an sich und konnte jetzt in der Stärke von nahezu 70,000 Mann auf Schwarzenberg losgehen, welcher vor dem Heranblitzenden nach Troyes zurückgewichen war, wo nach der Meinung des Czaren dem Feinde eine Hauptschlacht geboten und geliefert werden sollte. Vorausgesetzt daß der eiligst zur Mithülfe berufene Blücher mit 30,000 Mann bis zum 22. oder 23. Februar an der Seine erscheinen könnte. War das möglich?

Der Alte wußte es möglich zu machen. Er schrieb an Schwarzenberg: „Ich werde mit 53,000 Mann und 300 Kanonen am 21. Februar bei Mery zur Schlacht bereit sein“ — und hielt Wort. Da war er also wieder feldtüchtig auf dem Plan und der Empereur, welcher diesen Gegner für eine Weile ganz beseitigt zu haben glaubte, stutzte darob nicht wenig. Er seinerseits war inzwischen gegen Schwarzenberg vorwärtsgegangen, hatte dessen Vortruppen bei Mormant umgerannt und Montereau trotz des wackern Widerstands, welchen der Kronprinz von Würtemberg hier leistete, genommen. Aber bei Troyes fand er die gesuchte und erwartete Hauptschlachtentscheidung wieder einmal nicht, weil Schwarzenberg, obzwar mit Hinzurechnung des blücher'schen Heers, welches, wie schon gesagt, bei Mery kampfbereit stand, 150,000 Mann, also doppelt so stark wie sein Gegner[25]), keine Schlacht wagen wollte, sondern gegen Bar sur Seine und Bar sur Aube zurückgewichen war. Warum? „Die Hauptursache — schrieb der Fürst am 26. Februar aus Colombé an seine Nani — warum ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, die mir nicht entgehen durfte, daß, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen sollte, welches doch immer unter die möglichen Fälle gezählt werden muß, ein Rückzug von Troyes bis über den Rhein unsere Armee gänzlich würde aufgelöst haben.“ — (Aber, bester Fabius Cunctator, wenn man mit 150,000 Mann nicht gegen höchstens 70,000 zu schlagen sich getraut, sollte man doch eigentlich lieber im idyllischen Worlik bei seiner vieltheuren Nani sitzen bleiben als den Heerbefehlsstab führen wollen.) — „Eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der, durch einige vortheilhafte Gefechte aufgereizt, für seine Existenz ficht und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute für ihn sich bewaffnen, eine Hauptstadt hinter sich, die ihm alle Hülfsmittel nachschiebt, dies ist ein Unternehmen, zu dem Einen nur die unbedingte Nothwendigkeit berechtigen kann. Wir sind“ — (das läßt sich nun schon besser

hören!) — „wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt und leiden an dem traurigen Uebel, drei Souveraine auf den Schultern zu haben. Viel, sehr viel mußte ich ob diesem Entschlusse, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden; denn mit stolzen, eiteln, unwissenden, Soldaten spielenden Souverainen geplagt zu werden, ist eine grauenvolle Marter" [26]).

Schwarzenberg hatte dem Empereur, schon vor dessen Erfolg bei Montereau am 18. Februar, einen Waffenstillstand anbieten lassen, welcher aber hochmüthig verweigert wurde. „Es ist schwer, die Feigheit bis zu diesem Grade zu treiben," schrieb Napoleon nicht ohne Fug in Betreff dieses Waffenstillstandsgesuchs an seinen Bruder Joseph. Zum Unglück für ihn war er so verblendet, diese Feigheit nicht sofort beim Worte zu nehmen. Denn es waren das gefährliche Stunden für den Widernapoleonismus, höchst gefährliche. Die Angst- und Friedensmänner standen obenauf im großen Hauptquartier der Verbündeten. Metternich, Castlereagh und Hardenberg zappelten nach Frieden. Knesebeck hatte mehr als je seine Hämorrhoiden. Man sprach geradezu von einem Rückzug bis Langres, ja sogar bis an den Rhein, um „in aller Form" Mainz zu belagern. Allerhand Stänkereien vermehrten die Unentschlossenheit und Wirrniß. Ein englisches Kriegsschiff hatte auf einem gekaperten neapolitanischen Fahrzeug Briefe Metternich's an die Königin Karoline Murat gefunden, worin der Minister seiner Alt-Geliebten (wie die Schweizer sagen würden) dringend rieth, sie möge dafür sorgen, daß ihr Herr Gemahl von Seiltänzerkönig sich weniger zweideutig aufführe. Die Kosaken fingen auch einen Brief auf, worin Monsieur Bernadotte seinem ehemaligen Adjutanten Maison sich als Prätendent vorstellte; einen weiteren, worin der König von Würtemberg dem Napoleon zu dessen neuerlichen Siegen Glück wünschte und sich der „nahen Rückkehr zu den glücklichen Fahnen des erhabenen Protektors" zum Voraus freute; endlich einen von Napoleon an seinen Stiefsohn Eugen, worin mit Be-

friedigung von der angeblichen „bitteren Reue des Königs Max Joseph von Baiern über seinen Abfall von der französischen Sache“ die Rede war. In Wahrheit, Alles schien aus dem Leim gehen zu wollen und nur mit äußerster Mühe hielt Alexander, von Friedrich Wilhelm gegen den Rath des vermetternichten Hardenberg unterstützt, die Fahne des Widernapoleonismus aufrecht. Zwischen ihm und Lord Castlereagh kam es zu heftigen Erklärungen, bis der Czar schließlich den Trumpf ausspielte: „Ich schließe nicht Frieden, solange Napoleon auf dem Thron sitzt[27].“

In diese unerquicklich-gespannte Sachlage hinein sprach nun der alte Vorwärts wieder einmal ein lösendes und befreiendes Wort, welches wie mittelst einer elektrischen Entladung die dumpfe Schwüle zerstreute, ein Wort, welches, zur That geworden, als ein wahrhaft schicksalmächtiges, weltgeschickebestimmendes sich erwies ... Gneisenau war von dem Feldmarschall nach Troyes geschickt worden, um mit Schwarzenberg die Anordnungen zur beabsichtigten Schlacht zu verabreden, hatte aber nur die niederschlagende Kunde mit nach Mery zurückgebracht, daß man im großen Hauptquartier statt auf's Schlagen auf Waffenstillstand, Rückzug und Frieden sinne. Jetzt war es den Blüchermännern klar, daß man in Verbindung mit der großen Armee Nichts ausrichten könnte, und nach einer geflügelten Berathung sandte der Alte den Oberst Grolman, welcher in dieser Berathung eine Hauptstimme geführt, in das große Hauptquartier, um dem Fürsten Schwarzenberg das Ungeeignete und Unheilvolle eines weiteren Rückzugs dringend vorzustellen und, falls der Fürst darauf beharre, von Seiten der Monarchen ihm, dem Blücher, die Erlaubniß auszuwirken, allein dem Empereur die Schlacht zu bieten, falls ihm die Hauptarmee zur Reserve dienen wollte. Nach der Absendung Grolman's am 21. Februar ritt der Feldmarschall zur Erkundung des Feindes aus und ward bei dieser Gelegenheit mit einer Kugel aus dem Gewehr eines

französischen Plänklers beschenkt, welche glücklicher Weise statt des Fußes nur den Stiefel zerriß. „Schlimm genug, Gott straf' mir! Denn wir haben ja mehr Doktoren als Schuster bei uns[28]." Am Nachmittag des 22. kam Grolman nach Mery zurück mit der trostlosen Botschaft, daß von einer Schlacht keine Rede sein könne, daß der Rückzug beschlossen, eingeleitet und die allgemeine Disposition zu demselben auch für das blücher'sche Heer gültig sei. Nun gab es ein Hauptdonnerwetter im ausdrucksvollsten Blücherstyl, und erst nachdem sich dasselbe entladen, fand Grolman Gelegenheit, auch noch den zweiten Theil seiner Botschaft zu bestellen. Blücher hatte ihm nämlich aufgetragen, dem Kaiser Alexander insgeheim zu melden, daß er unter allen Umständen „fest entschlossen" sei, einem Rückzug Schwarzenberg's nicht zu folgen, sondern vielmehr wieder angriffsweise gegen Paris vorzugehen, falls man ihn ermächtige, die nöthigen Verstärkungen an sich zu ziehen, d. h. die 25,000 Mann, womit Winzingerode in Rheims angelangt war, und die 20,000 Mann, womit sich Bülow, in den Niederlanden durch gemächlich nachrückende Abtheilungen der Nordarmee unter Bernadotte abgelös't, auf Laon vorschob. Der Czar hatte Grolman erklärt, daß er mit diesem Vorschlag einverstanden sei und daß der Feldmarschall die verlangte Ermächtigung haben solle. Dessen froh, setzte sich der Alte hin und schrieb also an Alexander: — „Der Obrist Grollman bringt mich die nachricht daß die hauphtarmee eine Rückgengige bewegung machen wird, ich hallte mich verpflichtet Ewr. Kaiserlg. Magistet die unvermeidligen nachtheilligen vollgen davon, aller untertänigst vor zu stellen. 1) Die gantze Francöische Nation tritt unter den waffen, der theill so sich vor der guten sache geeüßert ist unglücklig. 2) unsre Sigreiche armee wird muhtloß. 3) wihr gehen durch rückgengige Bewegungen in gegenden, wo unsere truppen, durch mangell leiden werden, die einwohner werden durch den verlust des Letzten waß sie noch haben zur verzweifflung gebracht. 4) der Kaiser

von Frankhreich wird sich vom seier bestürtzung worin er durch unser vordringen erholen, und seine nation wider vor sich gewinnen." (Brav geblüchert! Das war die Logik des gesunden Menschenverstandes, von welcher freilich die Handbücher der Diplomatenlogik Nichts wissen und wollen.) „Ewr. Kaiserligen magestet danke ich aller untertänigst daß sie mich eine offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darff mich alles guhte da von, versprechen, wenn sie Gnedigst zu bestimmen geruhen daß die Generalle von Winzingerode u. v. Bülow meiner anforderung gnügen müssen, in dieser verbintung werde ich auf Paris vordringen, ich Scheue so wenig Keißer Napoleon wie seine marschälle wenn sie mich entgegen träten [29])." Mit diesem Sendschreiben ward Grolman abermals ins große Hauptquartier geschickt und kehrte am Abend des 23. von dort zurück mit der Meldung, daß die Vorschläge Blücher's genehmigt und die geforderten Korps Winzingerode's und Bülow's zu seiner Verfügung ständen. Blücher sollte also zusehen, was er gegen den Feind ausrichten könnte, während Schwarzenberg in Lusigny mit einem Bevollmächtigten Napoleon's über einen Waffenstillstand verhandeln ließ und derweil mit der großen Armee den Rückzug fortsetzte — ohne Frage eine der absonderlichsten, um nicht zu sagen verrücktesten Konstellationen von allen in der Kriegsgeschichte jemals vorgekommenen [30]).

Zu Bar sur Aube wurde am 25. Februar ein großer Rathschlag gehalten, welchem die drei verbündeten Monarchen, dann Schwarzenberg, Radetzky, Knesebeck und Diebitsch, endlich Metternich, Nesselrode, Hardenberg und Castlereagh anwohnten. Es gab da noch einmal ein hartes Aufeinanderplatzen der Kriegs- und Friedenspartei. Durch Alexander's Festigkeit trug es jene über diese davon, weil die Diplomaten gegen die Thatsache, daß Napoleon schlechterdings den Frieden nicht wolle, nicht aufzukommen vermochten. „Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen haben entschieden," schrieb Castlereagh un-

mittelbar nach beendigter Rathsitzung nach Hause. Hauptbeschluß aber war die endgültige Bestätigung der Vorschläge Blücher's, welchem außer den Heerhaufen von Winzingerode und Bülow, auch noch der in den Niederlanden durch Bernadotte abzulösende des Herzogs von Weimar zur Verfügung gestellt wurde. Dadurch aber, daß dem alten Vorwärts die Angriffsbewegung gegen Paris übertragen wurde, war er von Stund' an, was er sachlich schon längst gewesen, auch formell: — der Hauptbannerherr des Widernapoleonismus, und Friedrich Wilhelm that recht, dem Feldmarschall zu schreiben: „Der Ausgang dieses Feldzugs liegt von nun an in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist..." Der Widernapoleonismus hatte in diesen letzten Februartagen in Bar sur Aube und dann zu Chaumont augenscheinlich eine heftige Krisis durchzumachen. Er ging aber gestärkt daraus hervor, indem durch das feste Auftreten des Czaren und durch den Anschluß des Preußenkönigs an denselben die russischen, preußischen und englischen Friedensdiplomätler zum Schweigen gebracht und demnach die Metternichigkeit ihres Rückhalts verlustig ging. Eine Kundgebung dieser Wendung war die am 1. März in Chaumont zum Abschluß gebrachte Erneuerung der widernapoleonischen Allianz, der Bundesvertrag von Chaumont, zwischen England, Oestreich, Rußland und Preußen auf 20 Jahre dahin geschlossen, daß bis zur Erstreitung eines festen europäischen Friedens jede dieser Mächte eine Streitmacht von 150,000 Mann unter den Waffen halten und England an seine Alliirten jährlich 5 Millionen Pfd. Sterl. Subsidien bezahlen sollte. Ganz im Geiste der Metternich und Hardenberg ist es gewesen, daß dieser Vertrag von den vier Ministern der

betheiligten Mächte „am Whisttische“ unterzeichnet wurde. „Man war darin einverstanden — schrieb witzelnd Castlereagh — daß die Einsätze bei keiner früheren Partie so hoch gewesen wären[31].“

Man kann — im Zopfstyl zu reden — ohne die Feder Klio's mit der Tuba Kalliope's zu vertauschen sagen, daß die Trompeten, welche in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar zu Mery das blücher'sche Herr zum Aufbruche gen Sezanne riesen, zugleich den Todtenmarsch der napoleonischen Herrlichkeit bliesen. Der alte Vorwärts ging den ihm gegenüberstehenden Marschällen Marmont und Mortier so rüstig zu Leibe, daß er sie bis zum 27. Februar bis nach Meaux getrieben hatte. Der nächste Zweck dieser Angriffsbewegung, den Empereur von der schwarzenbergischen Armee abzuziehen, war erreicht; denn Napoleon hatte den Marsch Blücher's kaum erfahren, als er mit den Worten: „Von diesem Heere droht Paris weit mehr Gefahr als von dem andern“ — auf eine weitere Verfolgung Schwarzenberg's verzichtete und gegen jenen aufbrach (27. Februar), worauf der Fürst, von dem Alten benachrichtigt, daß der Empereur ihm, Blücher, folge, seinerseits umwandte, die ihm gegenüber stehengelassenen Marschälle Oudinot und Macdonald mit Uebermacht vor sich hertrieb und am 3. März wieder in Troyes einzog. Auch der Erreichung des weiteren Zweckes seines Marsches auf Meaux, der Vereinigung mit Winzingerode und Bülow über Soissons, war Blücher bedeutend näher gekommen, und als nun Napoleon mit Uebermacht auf ihn heraneilte, am 3. März bei La Ferté die Marne überschreitend, bog der Alte, welcher sich, wie ihm diesmal selbst Fabius Cunctator Schwarzenberg bezeugte, „mit großer Klugheit“ benahm, gegen Soissons hinauf aus, welchen Platz die bis zur Aisne herangekommenen Winzingerode und Bülow am 2. März mittelst Kapitulation in ihre Gewalt gebracht hatten. Demzufolge konnte sich Blücher, durch Soissons rückend und hinter der Stadt die Aisne überschreitend, in aller Bequemlichkeit mit den Heerhaufen der

beiden genannten Generale vereinigen; aber es ist nur ein von den Mythologen des Napoleonismus ersonnenes und von ihren deutschen Nachbetern geglaubtes Märchen, daß ohne die rechtzeitige Kapitulation von Soissons Blücher verloren gewesen wäre, weil er von dem nachdrängenden Empereur „in die Aisne geworfen worden sein würde", wie die Phrase lautet[32]).

Der Marschall Vorwärts hatte jetzt an der Aisne, wo außer den 45,000 Mann starken Harsten von Bülow und Winzingerode auch noch vom Rheine her Ersatzmannschaften zu ihm stießen — Langeron brachte solche von Mainz mit — eine Streitmacht von 109,000 Mann, worunter 29,000 Reiter, und an 500 Geschütze. Man mußte daher bei der „Entschlußkraft" des Feldherrn erwarten, daß er sich zu raschen Schlägen gegen den Feind aufmachen werde. Aber diese Erwartung ging nicht so schnell und nicht so ganz in Erfüllung. Nicht allein deßhalb, weil das Vorgefühl einer herannahenden Krankheit auf den greisen Blücher drückte, sondern auch und viel mehr noch, weil in seinem Heere eine gewisse Verdrossenheit, „Alles allein thun zu müssen," unter Einwirkung der furchtbaren Winterfeldzugsstrapazen mehr und mehr Platz griff. Mit Schrecken hatten die bülow'schen Soldaten, die sich in den Niederlanden gut herausgefüttert, bei Soissons ihre abgehagerten, rauchgeschwärzten und zerlumpten Kameraden erblickt und das Gebrumm York's über die „genialische" Kriegsführung, welche Mann und Roß auf ewigen Märschen aufreibe, that, von andern Generalen gebilligt und nachgebrummt, eine solche Wirkung selbst auf Gneisenau, daß derselbe zeitweilig an seiner eigenen Strategie irre wurde. Hiezu kamen noch andere Bedenken: erstlich das, der piaffirende Zweiächsler Bernadotte wäre wohl im Stande, sich mit seinen Landsleuten zu verständigen und in Folge dessen von den Niederlanden her den Verbündeten plötzlich in den Rücken zu fallen; und zweitens das spezifisch preußische, Preußen würde, falls es wie bislang fortführe, seine Streitkräfte aufzuopfern,

beim Friedensschluß gar nicht mehr in der gehörigen Verfassung sein, seinen Ansprüchen und Forderungen nöthigen Falls den rechten Nachdruck zu geben. So kam es, daß im blücher'schen Lager ein daselbst ungewohntes Wort umging: — „Wir müssen aus dieser aktiven Kriegsführung in eine passive übergehen. Die schwarzenbergische Armee mag endlich auch einmal Etwas thun [33]).“

Allein Napoleon sorgte dafür, daß zunächst die gewünschte „Passivität“ eben nur ein Wunsch blieb. Er war soweit gebracht, daß dem vom Kaiserwahnsinn unheilbar Besessenen nur noch übrig blieb, von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde Alles an Alles zu setzen. Wie verzweifelt es zu Anfang des März von 1814 um ihn stand, erhellt sattsam deutlich daraus, daß er auf einen ihm verhaßten Gedanken verfallen mußte, auf den, die „deutschen Jakobiner“ von 1813 nachzuahmen und einen Volkskrieg zu versuchen. Sein Aufruf hiezu erschien am 5. März und es ist ein recht charakteristischer Beitrag zur Geschichte der menschlichen Erbärmlichkeit, daß in diesem Aktenstück plötzlich statt von „sujets“ wiederum von „citoyens“ die Rede war — („Tous les citoyens français sont non seulement autorisés à courir aux armes, mais requis de le faire“ [34]). In ihren Nöthen möchten die Despoten ihre Sklaven plötzlich zu „Bürgern“ umzaubern, die alte Geschichte! Der jetzt befohlene französische Volkskrieg kam auch gar nicht in Gang; denn daß sich die durch Feind und Freund zur Verzweiflung getriebenen französischen Bauern da und dort zu Mordbanden zusammenthaten, wollte nicht eben Viel bedeuten, und die Sache im Großen zu organisiren war es zu spät. Zunächst machte Napoleon einen heftigen Versuch, Blücher's sich zu entledigen, indem er die Aisne überschritt und linkshin auf seines Gegners Rückzugslinie nach Laon einbog, um eine Umgehung zu bewerkstelligen. Am 6. März war er in Corbeny, während Marmont, nach Soissons entsendet, von dorther gegen Laon zu

manövriren und dem Stoß des Empereur auf Blücher durch einen Angriff von seiner Seite mehr Nachdruck geben sollte. Der Alte seinerseits war entschlossen, die gebotene Schlacht am 7. März anzunehmen und zwar so, daß er mit den drei russischen Korps Sacken, Langeron und Woronzow die Hochebene zwischen Craonne und Laon festhalten, Winzingerode dagegen mit 10,000 Reitern und die drei preußischen Korps York, Kleist und Bülow über Fetieux und Corbeny dem Feind in die rechte Flanke gehen lassen wollte [35]). Der vielverheißende Schlachtplan ist, wie bekannt, in der Ausführung ganz verhunzt und vereitelt worden durch Winzingerode's „unzurechtfertigendes, schläfriges und ungeschicktes" Benehmen, weßhalb ihn dann auch der Alte gehörig herunterlaufen ließ [36]). Die Russen hatten bei Craonne einen wüthenden Angriff Napoleon's zu bestehen, hielten aber standhaft aus und schwächten, an Todten und Verwundeten 4800 Mann verlierend, die feindliche Armee um volle 8000 Mann, so daß der Empereur nach diesem Tage schmerzliche Ursache hatte, an seinen Bruder Joseph zu schreiben: „Die alte Garde allein hält noch, das Uebrige schmilzt wie Schnee." Blücher, dessen Krankheit der Zorn über die unverantwortliche Verpfuschung seines Plans zum Ausbruche brachte, zog am 8. März seine Armee bei Laon zusammen, um dem erwarteten Angriff des Feindes abermals zu stehen und zwar so, daß er die hochgelegene Stadt zu seinem „Pivot" machte, um welches er sich so lange drehen wollte, bis er seinerseits zum Angriff übergehen könnte. Napoleon bedachte sich nicht, noch vor dem Eintreffen seiner Seitenkolonne unter Marmont, in der ersten Morgenfrühe des 9. mit seiner Minderzahl den verzweifelten Ansturm auf Laon zu wagen. Derselbe wurde abgeschlagen und seine Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg überhaupt vollständig dadurch vernichtet, daß in der Nacht das bis Athies auf der Straße von Rheims gekommene Korps Marmont's dort in seinem Bivouak zwischen dem genannten Ort und Fetieux durch

einen vom wackeren York herrlich-kühn geführten Ueberfall vollständig auseinandergesprengt und mit Zurücklassung von etlichen 40 Geschützen und 2000 Gefangenen in vollster Flucht bis Bery au Bac zurückgejagt wurde. „Marmont hat sich benommen und schlagen lassen wie ein Lieutenant," grollte der Empereur. „Der York ist oft sakermentisch brummig — sagte der Gebhart Lebrecht — aber er läßt es sich auch sauer werden. Hätt' ich noch so Einen, so wollt' ich damit Bären fangen, Gott straf' mir!" Den Kaiserbären fing er aber am folgenden Tage nicht, als derselbe in wahrhafter Tollkühnheit die Bestürmung von Laon erneuerte, bis er nach einem Verlust von mindestens 12,000 Mann Nachmittags den Rückzug gen Soissons antrat, wahrscheinlich selber höchlich verwundert, daß man ihn überhaupt noch entrinnen ließ.

In Wahrheit, er hätte nicht entrinnen dürfen und der Krieg hier bei Laon sein Ende finden müssen, falls der zweite Theil des blücher'schen Schlachtplans zur Ausführung gekommen, d. h. falls mit allen Kräften, nachdem sich der Empereur an der unbezwinglichen Stellung seiner Gegner den Schädel gehörig wundgerannt hatte, zum Angriff gegen ihn vorgegangen worden wäre. Warum geschah das am 10. März nicht? Warum wurde sogar York zu seiner äußersten Erbitterung von seiner glänzenden Verfolgungsbewegung auf Bery au Bac zurückgerufen? Weil dem blücher'schen Heere der Blücher fehlte, welcher den Sieg von Laon durch sein treibendes Vorwärts zu einem vollständigen, zu einer vernichtenden Niederlage des Feindes gemacht hätte. Der Alte war heftig erkrankt. Zwar ist ausdrücklich bezeugt, daß er am ersten der beiden Schlachttage den Kampf noch geleitet und bis zum Einbruch der Nacht auf seinem Posten ausgeharrt hat. Er aß dann noch mit Gneisenau und Müffling zu Abend und empfing, im Bette liegend, gegen Mitternacht den Siegesboten York's, zu welchem er freudig bewegt sagte: „Bei Gott, ihr alten Yorkischen seid ehrliche,

brave Kerle! Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein [37]).“ Am folgenden Tage aber lag er im Fieber und war die Krankheit in Form einer heftigen Augenentzündung zu vollem Ausbruch gekommen. Jetzt lahmte im Hauptquartier Alles. Gneisenau, durch das Gewicht der plötzlich auf ihn gefallenen Verantwortlichkeit offenbar gedrückt, wagte am 10. März nicht zu thun, was der Alte sicherlich gethan hätte. So entging Napoleon dem Verderben und fiel die blücher'sche Armee für eine Weile gänzlich aus ihrer gewohnten Rolle. Man wollte, da der Vorwärtstreiber nicht zu Pferde steigen konnte, nun auch „Andere,“ d. h. die Schwarzenberger, „Etwas thun“ lassen, um so mehr, da die Truppen nach alle den Mühsalen des Winterfeldzugs etlicher Ruhetage sehr bedürftig waren, und wie Gneisenau die ganze Sachlage ansah, zeigt seine nach den Schlachten von Laon gegen Steffens gethane Aeußerung: „Napoleon ist auf's Aeußerste gebracht; selbst einige dumme Streiche von unserer Seite können ihm nicht aufhelfen und der Feldzug muß in kurzer Zeit beendigt sein [38]).“ Aber beim york'schen Korps war über diese neueste Offenbarung gneisenau-müffling'scher „Genialität“ Alles Feuer und Flamme und gingen die wunderlichsten Reden um. Der alte Vorwärts, hieß es da, sei nicht nur körperlich, sondern auch und mehr noch geistig erkrankt. Er habe dem York einen Befehl mit „umgekehrter“ Namensunterschrift zugefertigt und, ja, er wähne sogar — horribel zu sagen! — mit einem Elephanten schwanger zu gehen und sei sehr neugierig, auf welchem Wege er das „Biest“ zur Welt bringen würde [39]). Unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich ist das gar nicht. Warum sollte sich der kranke Blücher in seinen Fieberparoxismen nicht haben einbilden können oder dürfen, mit einem Elephanten trächtig zu gehen? Hat doch, wie Jedermann weiß, schon so manches Schaf bei voller Besinnung sich eingebildet, einen Löwen geworfen zu haben. Was übrigens die Krankheit des Feldmarschalls angeht, so ist es un-

wahr, daß Gneisenau „nur noch in den bewußteren Augenblicken die Entschließungen seines Feldherrn an dessen Schmerzenslager habe entgegennehmen können.“ Allerdings war der Zustand des Kranken zeitweilig so mißlich, daß der russische General Langeron, eines Tages von demselben kommend, zu Müffling sagte: „Au nom de dieu, transportons ce cadavre avec nous!“ und wirklich genesen ist der Alte erst dann, als ihm nach der Einnahme von Paris die nöthige Ruhe und Pflege zu Theil ward. Aber zwei unverwerflichste Zeugen, Blücher's Generalquartiermeister Müffling und sein Adjutant Nostitz, stellen fest, daß „der Feldmarschall die Operationen der Armee von seinem Zimmer aus in gewohnter Art leiten konnte, jedoch nicht in gewohnter Art eine Schlacht, weil der Kranke dabei nicht in seiner sonst gewohnten Weise überall da zu sein vermochte, wo der Kampf am heftigsten war.“ So hat er die Operationen bis zur Schlacht von Paris „wirklich geleitet“ und hat sich auch nicht „zurückhalten“ lassen, diese Schlacht mitzumachen, „einen grünen Schirm vor den Augen.“ Glücklicher Weise war Blücher schon am 12. März wieder soweit, daß er im Stande, ein großes Skandal zu verhüten. York nämlich wollte in seinem Zorn über die plötzliche Zauderstrategie Gneisenau's sein Kommando Knall und Fall niederlegen und die Armee verlassen. Als Nostitz das dem Alten mittheilte, raffte er sich in seinem Bette auf und schrieb, obzwar halbblind und unter großen Schmerzen, eigenhändig an York: „Allter waffen gefehrte, verlassen sie die armeh nich, da wihr an sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampff vollendet.“ Das that Wirkung, York blieb[40]).

Während die Sieger von Laon rasteten, kehrte sich der geschlagene Empereur, Marmont und Mortier mit etwa 18 bis 20,000 Mann dem blücher'schen Heere gegenüber zurücklassend, wieder der andern Seite des Kriegstheaters zu, marschirte, seinen armen, aber mit Abgötterei an ihm hängenden Soldaten Ueber=

menschliches zumuthend, von Soissons auf Rheims, erstürmte die von St. Priest besetzte Stadt am 13. März und brach am 17. wieder auf, über Epernay an die Aube, wo er zu einem Angriff auf Schwarzenberg bei 60,000 Mann zusammenzubringen hoffte, eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung ging. Trotzdem that er, am 20. März bei Arcis sur Aube im Angesicht des unverhältnißmäßig überlegenen Feindes angelangt, alsbald einen verzweifelten Anfall auf denselben. Bis Arcis nämlich war Fabius Cunctator inzwischen mit der großen Armee wieder vorgerückt, seine Schritte etwas beschleunigend, nachdem er erwiesener Maßen am Nachmittag des 14. die von Blücher's Generaladjutanten Brunneck überbrachte Siegesbotschaft von Laon empfangen hatte[41]). Daß aber Schwarzenberg den Entschluß faßte und festhielt, sein Heer vorwärts gegen Arcis zu vereinigen und dem Angriff Napoleon's zu begegnen, muß, Alles zusammengehalten, als das „Beste und am meisten Gewagte" anerkannt werden, was der Generalissimus im ganzen Feldzug gethan hat[42]). Groß freilich war dieses Wagniß nicht im blücher'schen, sondern eben nur im schwarzenbergischen Sinne; denn der Empereur führte höchstens 25,000 Mann an und über die Aube und erst am Abend des ersten Schlachttages stieß Macdonald mit weiteren 12,000 Mann zu ihm. Es waren daher die Angriffe Napoleon's am 20. und 21. März bei Arcis auf die Streitermassen der Verbündeten ein reines Deliriren, welches ihm nahezu 5000 Mann kostete. Es ist stark zu vermuthen, daß er hier bei Arcis den Tod eines Kriegers suchte; denn er trieb sein Pferd recht absichtlich in's dichte Getümmel und in die Nähe platzender Granaten. Am Abend des zweiten Schlachttags mußte er sich, geschlagen, eiligst über die Aube und gen Vitry zurückziehen. Sein Stern war am Horizont hinunter und es gelang ihm Nichts mehr. Auch das verzweifelte Manöver nicht, wozu er sich jetzt entschloß, erkennend, daß es fürder unmöglich, zwischen den beiden gegnerischen Heeren auf dem

bisherigen Kriegsschauplatze sich zu behaupten. Daher wollte er sich in den Rücken dieser Heere werfen, nach Lothringen und gegen den Rhein zu marschiren, mit den Besatzungen der Festungen Ostfrankreichs sich verstärken, in dortigen Gegenden den Volkskrieg organisiren und endlich, was die Hauptabsicht war, mittelst dieser ganzen Bewegung die Verbündeten hinter sich her- und von Paris abziehen. Denn in Paris begann es zu stinken, bourbonisch und anderweitig, jedenfalls widernapoleonisch. Polizei-Savary hatte dies dem Empereur gemeldet, aber nur eine kaiserwahnsinnige, aus Rheims vom 14. März datirte Antwort erhalten, worin der Vater des Bulletinismus haselirte: „Ich werde den gordischen Knoten in Alexander's Weise zerhauen. Mögen sich's die Leute gesagt sein lassen, daß ich heute derselbe Mann bin, welcher ich bei Austerlitz und Wagram war, daß ich keine Intrike im Staate will und daß darin keine Autorität gilt als die meinige [43]."

Zwei Tage vor Napoleon's Niederlage bei Arcis war die Friedensgaukelei in Chatillon zu Ende gegangen. Der arme Caulaincourt, gedrängt, das letzte Wort seines Gebieters kundzugeben, gab als dieses am 15. März die Erklärung ab, daß der Empereur zum Friedensschluß bereit sei, so die Verbündeten sofort Frankreich räumten, diesem die Rheingränze ließen, seinem Stiefsohn Eugen Italien, seiner Schwester Elisa Lucca und Piombino, dem König von Sachsen Warschau, dem Berthier Neuenburg, dem Prinzen Louis Bonaparte Berg u. s. w. — Delirium! Das heilte selbst die Castlereagh und Hardenberg von der Friedenssucht. Am 18. erklärten die Bevollmächtigten der Verbündeten den Kongreß für gescheitert und geschlossen. Ein Beitrag zur Charakteristik der Metternichigkeit aber ist es, daß der östreichische Minister noch an demselben 18. März, wo die Komödie von Chatillon zu Ende ging, an Caulaincourt eine Friedensepistel schrieb, welche mit den bezeichnenden Worten anhob: „Les affaires tournent bien mal —“ und den Duc

beschwor, seinen Herrn schließlich doch zu bestimmen, einstweilen mit dem Frankreich Ludwig's des Vierzehnten und des Fünfzehnten sich zufrieden zu geben[44]). In denselben Tagen nun, wo es bei Laon, zu Chatillon und bei Arcis mit dem Napoleonismus so scharf bergab ging, geschah das auch anderwärts. Ganz besonders scharf dort unten am Adour, wo in Wellington's Lager sich der Bourbonismus schon leibhaftig eingefunden hat. In der Person des Duc d'Angoulème nämlich, des älteren Neffen Ludwig's des Achtzehnten in spe, während der jüngere, der Duc de Berry, auf einem englischen Kriegsschiff an der Westküste Frankreichs auf eine Gelegenheit lauert, sich in die Vendée hineinzuschleichen, und der Vater der beiden Prinzen, der Graf von Artois, von der Schweiz aus nach der Franche Comté sich hereinschwindelt. Ja, im großen Hauptquartier der Verbündeten selber spinnt der Bourbonismus bereits seine Zettelungen, indem ein unternehmender Bevollmächtigter der Lilienanbeter, der Vicomte de Vitrolles, daselbst Zutritt zu erlangen und an die Diplomaten sich anzukleben weiß. In der Provence war der Napoleonismus schon verloren. Man haßte denselben dort so sehr, daß selbst ein Bourbon es, wie der Duc d'Angoulème in einer seiner Proclamationen that, ohne ausgelacht zu werden wagen durfte, den Franzosen zu sagen: „Je viens briser vos fers; marchons tous ensemble au renversement de la tyrannie!“ Der Marschall Soult suchte am 27. Februar vergebens den „eisernen Herzog“ bei Orthez aufzuhalten. Am 12. März zog eine Abtheilung der englisch-spanischen Armee in Bordeaux ein, wo die Bourbonisten unter dem hellen Jubel der Kaufmannschaft die Lilienfahne aufpflanzten. Soult, nach Toulouse zurückgewichen, leistete Widerstand, wie immer und so lange er konnte, und hielt noch in der Schlacht unter den Mauern der genannten Stadt am 10. April, während in Paris schon Alles zu Ende war, die französische Waffenehre aufrecht, wenn auch durch Uebermacht besiegt.

Schwarzenberg folgte vorsichtig dem rückziehenden Empereur und gab, bevor er seinen Marsch antrat, dem Kaiser Franz, welcher mit den Diplomaten des Hauptquartiers in Bar sur Aube war, den Rath, mit diesem Anhängsel sich über Chatillon nach Dijon zu begeben, um vor den Zufälligkeiten des Krieges, vor Bedrohungen oder gar Ueberraschungen durch feindliche Streifkorps u. dgl. m. gesicherter zu sein. Der Rath wurde befolgt, und maßen das große Hauptquartier dadurch für die nächste Zeit von der Franz-Metternichigkeit befreit ward, so sieht die Sache, obzwar ein Beweis für diese Vermuthung nicht vorliegt, ganz so aus, als wäre diese Dijon-Fahrt ein Resultat russischer Schlauheit gewesen, als hätte der Czar den berührten Rath Schwarzenbergs so oder so zu veranlassen gewußt... Nachdem man am 23. März in Erfahrung gebracht, daß Napoleon bei Freignicourt auf das rechte Ufer der Marne hinübergegangen, brach man am Nachmittag von Pougy nach Sommepuis auf, als auf dem Wege dahin der Fürst eine hochwichtige Botschaft von Blücher erhielt. Der Alte hatte nämlich am 16. und 17. März seine Heerhaufen bei Laon aus ihren Kantonnirungsquartieren wieder zusammengezogen und am folgenden Tage, zwar noch krank und im Wagen gefahren oder in der Sänfte getragen, aber doch keineswegs als „cadavre" seine Unternehmungen wieder begonnen. Winzingerode wurde mit 8000 Reitern nach Rheims entsendet, in dessen Nähe man den Empereur vermuthete, Bülow zur Blokade von Soissons, York und Kleist gegen den Marschall Marmont, welchen die Beiden am 22. bei Chateau Thierry über die Marne und weiterhin gegen Paris zu trieben. Mit den Korps Langeron und Sacken folgte der Feldmarschall der Reiterei Winzingerode's über Rheims gen Chalons, um, so es nöthig, die Verbindung mit der schwarzenbergischen Armee herstellen zu können. Am 22. wurde dem Alten ein Briefpaket überbracht, welches ein in der Streifschar Tettenborn's dienender Lieutenant Redlich einem aus dem Hauptquartier des Em-

pereur nach Paris gehenden Kurier abgenommen hatte. Das wichtigste Stück in der erbeuteten Kuriertasche war ein eigenhändiger Brief Napoleon's an seine Frau, worin er ihr meldete, daß er am 20. den Feind bei Arcis geschlagen (!), am 21. aber für gut gefunden habe, über die Marne zurückzugehen, um sich seinen Festungen zu nähern und die Verbündeten weiter von Paris abzuziehen („j'ai pris le parti de me porter sur la Marne, afin de les (ennemis) pousser plus loin de Paris et me rapprocher de mes places"). Das war ein kostbarer Fund! Man kannte jetzt die Absicht des Kriegsvirtuosen und konnte sich davor hüten, nach seiner gen Lothringen und dem Elsaß hinlockenden Rückzugsgeige zu tanzen. Der alte Vorwärts wurde darüber trotz seines Krankseins so wohlgelaunt, daß er den Galanten zu spielen beschloß, d. h. nach genommener Abschrift den Napoleonsbrief an dessen Adresse weiter beförderte und ein sehr artiges Billet in französischer Sprache an die Imperatrice beischloß [45]). Einen bedeutsamen Kommentar zu der Epistel des Empereur, welche Blücher sofort an Schwarzenberg sandte, bildete eine von Kosaken aufgefangene und ebenfalls ins große Hauptquartier beförderte Depesche des Polizei-Savary, worin dieser seinem Gebieter meldete, er, der Polizeiminister, vermöge die Ruhe der Hauptstadt nicht länger zu verbürgen, falls das Kriegstheater nicht weiter von derselben entfernt würde. Das hieß den Verbündeten deutlich sagen: Marschirt nach Paris; der Napoleonismus wackelt dort so, daß ihr ihn leicht umwerfen werdet.

Die blücher-gneisenau'sche, schon längst und laut ausgesprochene Ansicht, daß dort und nur dort die Entscheidung liege, mußte sich jetzt jedem wirklichen Widernapoleonisten so einleuchtend und nachdrucksam als die einzig-richtige aufdrängen, daß es sich kaum der Mühe lohnt, festzustellen, von wem nun im großen Hauptquartier diese Ansicht aufgenommen und durchgesetzt worden sei. Aus den Akten, wie sie bis jetzt vorliegen, ist das auch nicht unanfechtbar sicherzustellen. Nach östreichischer An-

schauung machte sich die Sache so: — Fürst Schwarzenberg erhielt, am 23. März um Mittag bereit, von Pougy nach Sommepuis aufzubrechen, die Botschaft Blüchers und begab sich alsbald zum Kaiser Alexander, um welchen sofort ein Kriegsrath sich versammelte. Der Gedanke, auf Paris zu marschiren, wurde angeregt (durch wen?), „ohne jedoch großen Anklang zu finden", und man beschloß, „für's Erste" die Vereinigung mit Blücher zu vollziehen, welche durch die beiderseitige Vorhutsreiterei bereits angebahnt war, um sodann „mit vereinter Macht im Rücken des feindlichen Heeres zu manövriren," d. h. zu Deutsch: dem Empereur nach Lothringen zu folgen. In diesem Sinne wurden noch am folgenden Tage den Korpsführern Befehle zugesendet. In der Nacht vom 23. auf den 24. begab sich das große Hauptquartier über Dampierre nach Sommepuis und am ersteren Orte erhielt Schwarzenberg das aufgefangene Schreiben Savary's an Napoleon und daraufhin faßte der Fürst nun den bestimmten Plan, mit gesammter Macht auf Paris zu marschiren, welchen Plan er während des Weiterreitens von Dampierre mit seinem Generalstabschef Radetzky durchsprach. Mit Tagesanbruch in Sommepuis eingetroffen, begab sich Schwarzenberg zum Czaren und diesem entwickelte er in Anwesenheit des Fürsten Wolkonski seine Absicht, mit den beiden vereinten Heeren unverweilt auf Paris loszugehen. Ohne daß ein bestimmter Entschluß gefaßt worden wäre, ritt der Fürst sodann vorwärts gen Vitry, wo nach den Bestimmungen von gestern die Truppen in Verfolgung Napoleon's über die Marne gehen sollten. Unterwegs holte er den König von Preußen ein, dem er seinen Plan ebenfalls darlegte. Beide wurden dann von dem Czaren eingeholt, und nachdem die Monarchen und der Generalissimus noch vor Mittag bei einem kleinen Hügel an der Straße herwärts von Vitry angelangt waren, stiegen sie von den Pferden, gingen mit den Generalen, welche sie gerade bei sich hatten, die Anhöhe hinan und faßten Angesichts einer vor ihnen ausgebreiteten

Karte von Frankreich den Entschluß und Beschluß des Marsches gen Paris[46]). Französischer Auffassung zufolge hätte Pozzo di Borgo vornämlich den Czaren zu dem Marsche nach Paris gestimmt und bestimmt. Allein die französische Relation, wie sie Thiers gibt[47]), ist ohne allen historischen Werth, was schon daraus erhellt, daß der genannte Gloire-Zinkenist, weil er der Gegenwart des „fougueux Blucher“ bei dieser Gelegenheit nicht entrathen mag, den Alten mittelst des Zauberstabs der Windbeutelei ohne Weiteres am 24. März in den entscheidenden Kriegsrath nach Sommepuis versetzt, während der also Hergezauberte in Wahrheit und Wirklichkeit zu Chalons sich befand. Auch Pozzo di Borgo ist am 24. März auf dem Hügel bei Vitry ebensowenig mitdabeigewesen wie Blücher „und sein Generalstab.“ Die russische Darlegung, geschöpft aus den Aufzeichnungen des Generals Toll, stellt als historische Thatsache fest, daß der Gedanke, mit gesammter Macht sofort die Eroberung von Paris zu versuchen, im großen Hauptquartier durch den Inhalt der aufgefangenen Briefe Napoleon's und Savary's angeregt wurde, — ein Gedanke übrigens, welcher, wie mit Betonung wiederholt werden muß, vom Beginn des Krieges an im blücher'schen Hauptquartier und Heer heimisch gewesen war. In der Morgenfrühe des 24. März sei dann zu Sommepuis, in Abwesenheit des gen Vitry vorausgerittenen Fürsten Generalissimus, in einem Kriegsrath, wozu der Czar nur seine Generale Wolkonski, Barklay, Diebitsch und Toll berief, dieser Gedanke zum Entschluß gereift. An die Genannten habe Alexander die Frage gethan: „Nach der Vereinigung unserer beiden Armeen liegen zwei Möglichkeiten vor uns; erstens dem Kaiser Napoleon zu folgen und ihn mit überlegener Macht anzugreifen, zweitens unsern Marsch zu maskiren und gerade auf Paris loszugehen. Was ist Ihre Meinung, meine Herren?“ Worauf Barklay: „Man muß mit gesammter Macht dem Napoleon folgen und ihn angreifen, wo man ihn findet.“ Dann Diebitsch: „Ich schlage vor, 40 bis

50,000 Mann auf Paris zu entsenden und mit den übrigen Streitkräften dem Empereur zu folgen." Dagegen Toll: „Ich rathe das Entgegengesetzte, nämlich ein Korps von 10,000 Mann hinter Napoleon herzuschicken und mit den vereinigten Heeren Blücher's und Schwarzenberg's in Gewaltmärschen auf Paris zu eilen." Der Czar nickte beistimmend. Wieder Diebitsch: „Falls Ew. Majestät die Bourbons herstellen will, ist es allerdings das Beste, mit gesammter Macht nach Paris zu gehen." Worauf Alexander: „Es handelt sich hier nicht um die Bourbons, sondern um den Sturz Napoleon's." Nun wurde berechnet, wie viele Märsche nöthig wären, Paris zu erreichen, und es ergab sich, daß „wir uns, indem wir uns Paris näherten, mit dem ersten Marsch auf zwei Märsche von Napoleon's Armee entfernten, mit dem zweiten auf vier u. s. w., so daß, nachdem wir Paris genommen hätten, hinlängliche Zeit bleiben mußte, Napoleon's Herrschaft zu stürzen und alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um ihm entgegenzutreten, im Fall er sich nach Paris zurückwenden sollte." Der Czar setzte sich dann mit seinen Generalen zu Pferde, holte den König von Preußen und Schwarzenberg herwärts Vitry ein, der Rathschlag fand im freien Felde statt und Friedrich Wilhelm wie der Generalissimus „gaben dem Vorschlag Alexanders mit Begeisterung ihre Zustimmung"[48]). Summa: Am 24. März beschlossen die Verbündeten, den General Winzingerode mit einer Kavalleriemasse von 8000 Pferden und etlichen Bataillonen leichter Infanterie hinter dem Empereur herzusenden, um denselben glauben zu machen, die verbündeten Heere folgten ihm, während diese in Wahrheit eiligst auf Meaux als auf ihren Vereinigungspunkt marschirten, um von dort auf Paris loszugehen. Noch am Abend des Tages brachte ein Adjutant des Czaren diesen Beschluß dem Alten nach Chalons. „Es ist unmöglich — meldet ein staubtrockener Müffling — die Freude zu beschreiben, welche diese Nachricht im Hauptquartier des Feldmarschalls und bei

der Armee hervorbrachte." Blücher warf den grünen Damenhut, welchen er als Augenschirm trug — mag sich darin hübsch ausgenommen haben, der alte Recke! — in die Höhe und jubilirte: „Das nenn' ich mir mal 'ne Glücksbotschaft, Gott verdamm' mir! Endlich also haben's die Gutgesinnten über die Lumpenhunde von Diplomatikern davongetragen? Jetzt heißt's nicht mehr man bei uns, sondern allenthalben: Vorwärts!" [49]).

Unverweilt begann am folgenden Tage die große Bewegung auf die französische Hauptstadt. „Ein Jubelschrei ging durch die ganze Armee: Paris! Paris! und Alles zog nun munter und fröhlichen Sinns dem sündhaften Babel zu, wie die frommen Deutschen es nannten" [50]). Vergeblich versuchten Marmont und Mortier mit ehrenhaftester Beharrlichkeit den Heermassen der Verbündeten, welche 170,000 Streiter oder mehr zählten, da und dort den Weg nach der Hauptstadt zu verlegen. Sie wurden schon am 25. März bei Fère-Champenoise — wo auch das aus 5 bis 6000 Nationalgarden bestehende Korps, welches der tapfere General Pacthod zur Verstärkung der beiden Marschälle herangeführt hatte, nach herrlich-heldischem Streiten seine Vernichtung fand — so wuchtig zurückgedrängt, daß alle ihre späteren Versuche, sich wieder zu setzen, eitel waren. Nachdem die Korps Wrede's und Sackens als Schirm gegen den etwa rückkehrenden Napoleon bei Meaux Stellung genommen hatten, bewegten sich die Kolonnen der Verbündeten, Marmont und Mortier vor sich hertreibend, rasch auf Paris zu, unter dessen Mauern sie am 29. März anlangten. Die Monarchen und der Generalissimus nahmen ihr Quartier in Bondy, Blücher in Villepinte. Am folgenden Tage sollte der Angriff auf die Stadt geführt werden und standen dazu bereit die Harste von York-Kleist, Langeron, Wittgenstein, des Kronprinzen von Würtemberg, die Garden und die Grenadierreserven der schwarzenbergischen Armee, im Ganzen 95 bis 100,000 Mann. Also wurde die Nacht vom 29. auf den 30. März von den Verbündeten im

Angesichte der Hauptstadt Frankreichs verbracht, deren Eroberung seit 1792 das Ziel der kühnsten widerfranzösischen Wünsche gewesen war, — ein Ziel, welches morgen zu erreichen man „frohgestimmt und zuversichtlich" erwartete[51]).

Derweil hatte am Abend des vorhergegangenen Tages in den Tuilerien eine Szene der Bestürzung und Verwirrung gespielt. Das Gekrache des zusammenbrechenden Empire schlug an die Wände des Palastes. Die Imperatrice, welche sich, wie zu erwarten gewesen, Angesichts der Katastrophe des Napoleonismus ganz als das ordinäre Frauenzimmer erwies, das sie war, ließ es geschehen, daß sich die Minister und andere Großwürdenträger um sie versammelten. Man mußte berathen, ob die Kaiserin mit ihrem Sohn in Paris bleiben oder abreisen sollte. Die muthigeren Napoleonisten machten den Vorschlag, Marie Luise sollte bleiben. Ihre Anwesenheit würde „die Hauptstadt beruhigen und den Fremden imponiren." Einer rieth sogar, die Imperatrice sollte nach dem Hotel de Ville gehen und sich daselbst ihren Sohn auf den Armen dem Volke zeigen, wie weiland ihre Urgroßmutter Maria Theresia zu Preßburg den Magyaren. Phraseologie! Die Urenkelin glich ihrer Ahnfrau wie ein Zicklein der Löwin. Außerdem wurde von Joseph Bonaparte, welcher selbstverständlich nicht der Mann war, den stürzenden Thron seines Bruders zu halten, ein Brief vorgebracht, welchen der Empereur am 16. März zu Rheims an Joseph geschrieben und worin er abermals eingeschärft hatte: — „Laßt in keinem Falle zu, daß die Kaiserin und der König von Rom den Feinden in die Hände fallen! Wenn der Feind mit Streitkräften, welchen zu widerstehen unmöglich wäre, gegen Paris vorginge, so laßt meine Frau und meinen Sohn, sowie die Minister und Großwürdenträger, in der Richtung der Loire abreisen." Dies entschied. Am Morgen des 29. März bot der Palast, wo man die Abreise der Kaiserin und des jungen Prinzen nach Rambouillet und Blois rüstete, jenes peinliche Bild der Verstörung, wie sie

die Agonie stürzender Herrschaften zu begleiten pflegt. Noch zögerte man, weil Joseph Bonaparte über die Stärke der feindlichen Heerhaufen, welche den Trümmern der Korps von Marmont und Mortier auf Paris folgten, sich zuvor noch Gewißheit verschaffen wollte. Allein gegen 10 Uhr ließ der Kriegsminister Clarke der Kaiserin sagen, sie habe keinen Augenblick zu verlieren, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, von den Kosaken aufgefangen zu werden, und man eilte daher zu den bereitstehenden Reisewagen. Aber nun wollte der junge Sohn Napoleon's nicht aus den Tuilerien fort. „Gehen Sie nicht nach Rambouillet! Das ist ein garstiges Schloß. Bleiben Sie hier!" sagte er zu seiner Mutter. Das Kind sträubte sich in den Armen des Stallmeisters Canisy, welcher es hinabtrug, und schrie: „Ich will mein Haus nicht verlassen! Da Papa abwesend ist, bin ich hier der Herr." Er klammerte sich mit den Händen an die Thürposten und an das Treppengeländer an und mußte mit Gewalt in den Wagen gebracht werden [52]). Armer „Astyanax"!

Um 5 Uhr Morgens hob am 30. März der Angriff auf Paris an, welches Marmont und Mortier mit 23,000 Mann Linientruppen und 15,000 Mann Nationalgarden bis zur äußersten Möglichkeit vertheidigten, so daß das bonapartistische Geschwätz, die Hauptstadt sei durch (Marmont's) Verrath verloren gegangen, nur ein Lügenmärchen grellsten Undanks ist. Die Lage von Paris, welche auf der Ost- und Nordseite eine von Natur feste, erleichterte übrigens die Vertheidigung und erschwerte gleichermaßen den Angriff. Nördlich deckt der hohe und steile Montmartre die Stadt, östlich ein Höhenzug, von Schluchten zerrissen und mit Dörfern und ummauerten Gärten besäet. Alle vorspringenden Punkte waren mit Geschützen bespickt und mußten mühsam einer nach dem andern genommen werden. Der Kampf war denn auch hartnäckig und blutig genug: verloren doch die preußischen Garden allein 70 Offiziere

und 1300 Soldaten. Schwarzenberg's Angriffsbestimmungen haben vielfachen Tadel gefunden. Im Centrum sollten die Russen unter Barklay und Rajewsky die Anhöhen von Belleville und Romainville nehmen, auf dem rechten Flügel Blücher's Harste den Montmartre erstürmen, auf dem linken der Kronprinz von Würtemberg und Giulay gegen Vincennes und Charenton vorgehen. Bei dem Angriff klappte aber wiederum Nichts recht zusammen und zwar hauptsächlich deßhalb, weil Schwarzenberg, wahrscheinlich durch die Ungeduld des Czaren angeeifert, mit dem Centrum etliche Stunden früher vorging als die Flügel heran sein konnten. Blücher verging fast vor Ungeduld, als er den Geschützdonner schon stundenlang zu seiner Linken vernahm und die Weisungen für ihn aus dem großen Hauptquartier noch immer ausblieben. Endlich nach 7 Uhr kamen sie. Der Alte zwang es seiner Krankheit ab, sich zu Pferde zu setzen, um den lang ersehnten Sturm auf „Babel" selber zu führen. Aber er mußte doch bald wieder vom Gaul herab und hat dann den Kampf vom Wagen aus geleitet, mit dem schon erwähnten „grünen Damenhut" auf dem Kopfe. Ueber die Ebene von St. Denis führte er seine Sturmkolonnen heran, zum Angriff zunächst auf die Dörfer la Villette und la Chapelle, dann nach Wegnahme derselben „geradeaufwärts" den Montmartre unter dem heftigst von oben herabwüthenden feindlichen Kanonenfeuer. Unterwegs kam die Nachricht von dem Abschluß eines Waffenstillstandes, aber Blücher ließ sich nicht aufhalten, vollendete die Eroberung des Berges, ließ auf der Höhe desselben etliche 80 Kanonen aufpflanzen und sagte zu seiner Umgebung, welche ihn auf die Pracht der zu seinen Füßen liegenden Riesenstadt aufmerksam machen: „Gott straf' mir! ich möchte lieber meine Geschütze als mein Perspektiv auf das Nest richten." Der Kampf war für die Franzosen ein hoffnungsloser, sobald sämmtliche Korps der Verbündeten in die Angriffslinie eingerückt waren. Dennoch hielten Marmont und Mortier bis gegen den Abend

hin aus, obzwar sie durch ein um $12^1/_4$ Uhr geschriebenes Billet Joseph Bonaparte's ermächtigt waren, mit Schwarzenberg in Unterhandlung zu treten — („Si M. le maréchal duc de Raguse et M. le duc de Trévise ne peuvent plus tenir leurs positions, ils sont autorisés à entrer en pourparler avec le prince de Schwarzenberg et l'empereur de Russie. Ils se retireront sur la Loire"). Wollten die Marschälle Paris nicht allen den Schrecknissen überliefern, welche die Erstürmung einer Stadt zu begleiten pflegen, so mußten sie nach mehr als achtstündigem Kampfe, als um 4 Uhr Abends das Dorf Belleville und die Anhöhe von Chaumont von den Verbündeten genommen und der Verlust des Montmartre unabwendbar war, von der erhaltenen Vollmacht Gebrauch machen. Sie ordneten einen Parlamentär ab und diesem gab der Czar seinen Flügeladjutanten Orlow mit, damit er mit den Marschällen einen Waffenstillstand vereinbare. Hierauf ritt er mit dem König von Preußen, mit Schwarzenberg und Barklay nach der Butte de Chaumont und hier genossen die Sieger des Triumphes, die prächtige Hauptstadt ihres Gegners zu ihren Füßen liegen zu sehen, ihrer Gnade anheimgegeben, welche übrigens eine am vorigen Tag aus Bondy erlassene Proklamation des Generalissimus den Parisern schon zum Voraus zugesichert hatte. Man konnte deutlich in das belebte Straßentreiben drunten hineinblicken und der Czar, stralend von Heiterkeit, machte den König auf die Gruppen der Pariserinnen aufmerksam, die sich unten in den Straßen ergingen. Es war ein recht „merkwürdiges Schauspiel, welches die buntgeschmückten und sorgsam gekleideten Frauen darboten. Die Unterhandlungen währten noch und konnten auch mit Unfrieden enden. Dann begann wieder das Toben des Geschützes und les cliquetis des armes blanches, wie die Franzosen sagen, und stand alles das Furchtbare bevor, was ein übermächtiger Feind bereiten konnte. Bei Alledem kamen die Frauen, als wenn es sie Nichts anginge, ganz unbefangen

und geputzt, mit Fächern und Sonnenschirmen, um zu gaffen und begafft zu werden." Uebrigens waren nicht nur die Pariserinnen gafflustig, sondern auch die Pariser. In hellen Haufen kam die Bevölkerung Nachmittags auf die Boulevarts an den Barrièren von St. Denis und St. Martin heraus, begierig, eine neue Art von Spektakel, eine Schlacht, aus der Nähe mit anzusehen[53]).

Oberst Orlow traf den Marschall Marmont an der äußersten Kette der französischen Plänkler. „Ich bin der Herzog von Ragusa. Wer sind Sie?" — „Oberst Orlow, Flügeladjutant des Kaisers von Rußland, welcher Paris für Frankreich und die ganze Welt zu retten wünscht." — „Das ist auch unser Wunsch und meine einzige Hoffnung; denn sonst bleibt uns Allen nur übrig, hier zu sterben. Ihre Bedingungen?" — „Das Feuer wird eingestellt, die französischen Truppen ziehen sich hinter die Barrièren zurück und es wird unverzüglich wegen der Uebergabe von Paris unterhandelt." — „Ich willige ein und werde Sie mit dem Herzog von Treviso bei der Barrière von Pantin erwarten." Nach Abmachung dieser Präliminarien begab sich Orlow nach der Butte de Chaumont und hier empfing der zum Unterhändler ausersehene Graf Nesselrode vom Czaren die mit Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg verabredeten Instruktionen. Mit diesen versehen begab er sich, von Orlow und dem Grafen Paar, Schwarzenberg's Adjutanten, begleitet, zur Barrière von Pantin, wo sie den Marschall trafen. Während das Feuer allmälig auf der ganzen Kampflinie — am spätesten auf dem Montmartre — eingestellt wurde und die französischen Truppen in die Stadt zurückgingen, ritten die Unterhändler mit Marmont zur Barrière von la Villette, wo sich Mortier befand und wo in einem Cabaret die Unterhandlungen begannen. Die Marschälle verweigerten aber hartnäckig die Forderung der Verbündeten, daß diesen die Stadt mit Inbegriff der gesammten Besatzung übergeben werden sollte. Um 8 Uhr Abends begab

sich Nesselrode mit Paar zu den Monarchen zurück, um neue Anweisungen einzuholen, und Orlow begleitete den Marschall Marmont in die Stadt. In dem von oben bis unten erleuchteten Hotel des Marschalls fanden sie eine Menge von Leuten, welche die Ankunft Marmont's mit Ungeduld erwarteten. Dies Haus war in der That für etliche Stunden das Schicksalshaus Frankreichs. Aus dem verworrenen Gerede, dem man sich, während der Marschall in sein Kabinett verschwunden war, in den Salons überließ, hörte Orlow heraus, daß man das Aufgeben dessen bedauerte, was die Franzosen „die Politik von Erfurt“ nannten. „Wären Alexander und Napoleon Freunde geblieben, sie hätten die Welt unter sich getheilt,“ sagte Einer. „Aber sogar die ganze Welt war ja zu enge für Napoleon,“ erwiderte ein Anderer halbleise. Es war ein beständiges Kommen und Gehen, ein bängliches Fragen und achselzuckend-unsicheres Antworten. Aber seht, wer gleitet oder schlurft da mit „seiner ruhigen, gleichgültigen Miene“ durch das Gemach? Der Schwefelfarbene, welcher sich in das Kabinett Marmont's begibt und ziemlich lange daselbst verweilt. Beim Wiederherauskommen lavirt er geschickt durch die Menge auf den in einer Ecke sitzenden Orlow zu und sagt „mit einer gewissen Feierlichkeit“ zu ihm: „Mein Herr, übernehmen Sie die Mühe, Ihrem Monarchen den Ausdruck der tiefsten Hochachtung des Fürsten von Benevent zu Füßen zu legen.“ Worauf der schlaue Russe halblaut: „Prinz, seien Sie versichert, daß ich dieses Blanket unfehlbar Sr. Majestät vorlegen werde.“ Ein leichtes Lächeln spielt auf den Lippen Talleyrand's, und zufrieden, daß sein halbes Wort so ganz verstanden worden, verläßt er das Zimmer. Die wenigen zwischen ihm und Orlow gewechselten Worte waren das Sterbeglöckleingeläute des Napoleonismus. Um 2 Uhr Morgens langte Graf Paar mit der Ermächtigung an, die Uebergabe von Paris mit Marmont zu vereinbaren, ohne die Waffenstreckung der Besatzung zu fordern. Eine Viertelstunde

später war der Kapitulationsentwurf aufgesetzt. Er lautete so: — „1) Die französischen Truppen unter den Marschällen Marmont und Mortier räumen Paris am 31. März, 7 Uhr Morgens. 2) Sie nehmen die Artillerie, welche diesen beiden Korps gehört, mit sich. 3) Die Feindseligkeiten dürfen erst zwei Stunden nach der Räumung der Stadt, also nicht vor 9 Uhr wieder beginnen. 4) Alle Arsenale und Magazine verbleiben in dem Zustande, in welchem sie sich beim Abschlusse dieser Kapitulation befinden. 5) Die Nationalgarde wird ganz von den Truppen getrennt und je nach dem Ermessen der Verbündeten beibehalten, entwaffnet oder entlassen werden. 6) Die Stadtgensdarmes theilen in Allem das Schicksal der Nationalgarden. 7) Verwundete und Marodeurs, die man nach 3 Uhr in der Stadt antrifft, werden Kriegsgefangene. 8) Die Stadt Paris wird der Großmuth der Verbündeten anheimgestellt." Marmont billigte diesen Entwurf und das Aktenstück wurde auf seinen Befehl von den Obersten Fabvier und Ducis von französischer Seite unterzeichnet, wie das Orlow und Paar Namens der Verbündeten thaten. Mit Tagesanbruch war Orlow in Bondy im Schlafzimmer des Czaren. „Nun, was bringen Sie Neues?" — „Majestät, die Kapitulation von Paris." Alexander las das Papier, steckte es unter sein Kopfkissen und sagte frohbewegt: „Umarmen Sie mich; ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Ihren Namen an dieses große Ereigniß geknüpft haben." Dann mußte der Adjutant erzählen, und als er der Begegnung mit Talleyrand erwähnte, horchte der Czar hoch auf und sagte: „Jetzt ist das noch eine Anekdote, sie kann aber Geschichte werden[54])."

Zu spät war der Empereur innegeworden, daß seine Gegner die Entscheidung anderswo suchten als da, wo er sich befand; zu spät hatte er in Erfahrung gebracht, daß ihm nur Winzingerode's Reitermassen gefolgt, während die Heere der Verbündeten nach Paris sich aufgemacht hatten. Zu spät hatte er umgewandt, um mit Sturmeseile zur Rettung der Hauptstadt herbeizufliegen.

Am 28. März brach er von Saint-Dizier auf, am 29. von Doulevent, am 30. rennt er von Villeneuve-l'Archevêque ab seinen übermenschlich angestrengten Soldaten mit Postpferden voraus. Gegen Morgen zu in Fromenteau angelangt, trifft er unversehens mit einem Kavalleriekorps zusammen, welches der General Belliard in Folge der Kapitulation von Paris aus der Stadt geführt hat. Aus dem Wagen stürzend, faßt Napoleon den General beim Arm mit der geflügelten Frage: „Die Armee? Wo ist sie?“ — „Sie folgt mir, Sire.“ — „Und der Feind?“ — „An den Thoren von Paris.“ — „Wer hält die Stadt besetzt?“ — „Niemand. Sie ist geräumt.“ — „Geräumt? Und mein Sohn, meine Frau, meine Regierung, wo sind sie?“ — „An der Loire, Sire.“ Damit war Alles gesagt. Der Angedonnerte mußte sich zufrieden geben, dem getreuen Caulaincourt eine hoffnungslose Sendung an den Czaren zu übertragen und zu befehlen, daß seine Heertrümmer (etwa 53,000 Mann) bei Essonne Stellung nehmen sollten. Dann warf er sich in den Wagen und fuhr nach dem Schloß von Fontainebleau, wo jetzt der elftägige bittere Todeskampf des Napoleonismus anhob. Denn die Stunde der Rachegöttin war gekommen und es ward dem Despoten sein Recht. Er hatte statt Menschen und Bürgern Sklaven haben wollen, nun wohl, jetzo sollte er erfahren, was empörte Sklaven sind. Sie zumeist waren es, welche ihrem vergötterten Herrn den mit ihrer Niedertracht bis zum Ueberfließen gefüllten Schmerzenskelch fredenzten und ihn zwangen, denselben bis auf die letzten Hefen zu leeren.

Drittes Kapitel.

Paris.

Am Morgen des 31. März von 1814 rüsteten die Sieger, während der Besiegte drüben in Fontainebleau ruhelos sein Gemach durchstürmte, Wuth und verzweifelte Entschlüsse in seiner Seele wälzend, den Triumphalpomp ihres Einzugs in die gewonnene Hauptstadt des Feindes. Die ganze Zurüstung war darauf berechnet, der Eitelkeit des Czaren ein beispielloses Opfer darzubringen. Alexander wollte sich den Parisern im Vollglanz seiner Macht, aber mehr noch als das verwirklichte Ideal eines großmüthigen Siegers darstellen und darum wurden alle Anordnungen so getroffen, daß der Einzug nicht allein auf die französische Nationaleitelkeit, sondern auch auf sehende und denkende Franzosen den Eindruck machte, als wollten die Verbündeten „mit abgezogenen Hüten in der Stadt Klodwig's, Ludwigs des Heiligen, Heinrichs des Vierten und Napoleon's höflichst ihre Aufwartung machen [55]).“ Aus zarter Rücksicht auf die Pariser war, um ihre Augenlust nicht zu beeinträchtigen, sogar bestimmt worden, daß die preußischen Harste York's und Kleist's nicht mit in Paris einziehen sollten, weil sie „allzu abgerissen aussähen.“ Und gerade diese Truppen hatten mit das Meiste dazu beigetragen, daß die Monarchen mit ihren blankgeputzten Garden in die Hauptstadt Frankreichs triumphi-

rend einrücken konnten. Recht symbolisch-ominös das! Der „gemeine Mann“ hatte seinen Dienst gethan, darum konnte man ihn einstweilen bei Seite stellen. Die Völker hatten die Triumphe erstritten, die Fürsten feierten sie.

An der Porte de Pantin, wo man von La Villette hereinkommt nach Paris, erwartete die von Epaulettes, Sternen, Ordensbändern und Federschmuck schimmernde Generalität der verbündeten Heere die beiden Monarchen. Als sie erschienen waren, setzte sich bei herrlichem Frühlingshimmel der Zug um 11 Uhr in Bewegung. Ein preußisches Regiment leichter Gardereiterei eröffnete denselben. Dann kamen die russischen rothen Gardekosaken und hinter denselben ritt der Czar auf seinem Grauschimmel, zu seiner Rechten der Preußenkönig, zu seiner Linken Schwarzenberg als Vertreter des Kaisers von Oestreich. Dieser Gruppe folgten unmittelbar Gneisenau, Barklay, der Prinz Eugen von Würtemberg, der Kronprinz von Würtemberg, York, Kleist, Radetzky, Langeron, Sacken und hinter diesen kam eine ganze Wolke von Generalen und Oberoffizieren. Die sämmtlichen Garden und Grenadiere marschirten auf und die schwere russische und preußische Gardekavallerie schloß den Zug. Dieser wurde in der Vorstadt St. Martin von 100 jungen Herren der Geburts- und Geldaristokratie bewillkommt in schwarzen Fräcken und mit weißen Binden um den rechten Arm, welche junge Herren „sich mit unter das Gefolge der Monarchen mischten, Jeden, welcher ihnen zuhören wollte, mit übertriebenen Schmeicheleien überhäuften und sich in Schmähungen gegen Napoleon ergossen.“ Das Volk indessen im Volksquartier des Faubourg St. Martin bewahrte sich seine Nationalehre, indem es die siegreichen Fremden mit düsteren Blicken und stummen Mundes vorüberziehen ließ. Aber als der Zug auf die Boulevarts einbog, in die vornehmen und reichen Quartiere, da änderte sich die Physionomie der Stadt. Das bourbonistische Junkerthum und die liberale Geldwelt waren

gleich eifrig am Werke gewesen, die Alliirten mit widernapoleonischem Enthusiasmus empfangen zu können und insbesondere dem Czaren berauschende Huldigungen entgegenzubringen. Niemals — bezeugt ein französischer Augenzeuge — ist eine feindliche Armee in irgendeiner Hauptstadt mit so viel Gunst und Schmeichelei empfangen worden („avec autant de grâce et de galanterie"), und ein deutscher berichtet: „Mir graute vor der Wankelmüthigkeit und dem Mangel an Nationalsinn der Franzosen." Allein man darf Zweierlei nicht vergessen: — erstens, daß dieser Tadel, wenn auf die ungeheure Mehrzahl des französischen Volkes angewandt, durchaus ungerecht wäre, denn nur die vornehmen und reichen Herren und Damen „betheiligten sich an der Infamie, den fremden Siegern Beifall zu klatschen;" zweitens, daß die niederträchtigen Beschmeichelungen, womit insbesondere der Czar überhäuft wurde, im Grunde doch nur aus einer sehr kühlen Berechnung des Partei-Egoismus entsprangen. Denn die Bourbonisten und die Liberalen wollten Alexander gleichermaßen für ihre Absichten gewinnen, welche gewissermaßen zusammenstimmten. Den Junkern sollte er die Bourbons zurückgeben und den Konstitutionellen zu einer Verfassung verhelfen, um welchen Preis sie sich die alte Dynastie ebenfalls gefallen lassen wollten. Je weiter demnach der Zug auf den Boulevarts vorschritt, desto aristokratischer und plutokratischer wurde die Atmosphäre, desto häufiger wurden die weißen Fahnen und Liliensträuße, desto betäubender das Geschrei: „Vivent les alliés! Vivent nos liberateurs! Vive Alexandre!" Schritt für Schritt stieg die Flut des Royalismus und Bourbonismus. Aus einem Fenster auf dem Boulevart de la Madeleine hingen zwei große weiße Fahnen. Beim Vorüberreiten des Czaren schrieen Damen aus dem Fenster: „Vive Alexandre! s'il nous rend nos Bourbons." Worauf der Czar zur Antwort gegeben haben soll: „Oui, Mesdames, vous les reverrez; vivent votre roi Louis XVIII. et les

jolies dames de Paris!“ Möglich ist es schon, daß er im Rausche des Augenblicks diese Aeußerung sich entwischen ließ, obzwar er zur Stunde wohl kaum bereits für die Herstellung der Bourbons entschieden war ... Der Zug bewegte sich derweil inmitten eines ungeheuren Gedränges langsam den Champs Elysées zu und „unbegreiflich“ war es, daß „an Alexanders rother Chevaleriegarde-Uniform noch ein ganzer Fetzen blieb; so wurde er bedrängt und geküßt. Er ließ sich Alles gefallen. Haufenweise hingen die Weiber an seinen Stiefeln und Sporen und an dem Schweife seines Pferdes. Mitten in diesem Wirrwarr gelang es aber auch einem Schneider, ihm seine Adresse zu überreichen, und Se. Majestät nahm sie dankbar an.“ Am Eingang zu den elysäischen Feldern hielten die Monarchen an und ließen die Truppen in Parademarsch vorüberziehen, was etliche Stunden währte. Der Zudrang der Zuschauermassen und die Zudringlichkeit der hübschen Pariserinnen — diejenigen unter ihnen, welche Béranger „ces démoiselles“ titulirt, machten bekanntlich während des Aufenthalts der Verbündeten in Paris beispiellos gute Geschäfte — wurde dabei immer größer. Der tapfere und galante Oberst Löwenstern schlug einer „sehr schönen und gut gekleideten“ jungen Dame vor, sich zu ihm auf den Sattel zu setzen, und das gegebene Beispiel fand Nachahmung, so daß bald „die meisten Reiter vom Gefolge der Monarchen entweder die Sättel verlassen und den Damen dieselben eingeräumt oder aber die Schönen traulich zu sich hinaufgezogen hatten.“ Man unterhielt sich ganz gemüthlich mitsammen. Zu dem Kronprinzen von Würtemberg sagte ein hübsches Kind, auf seinen prächtigen Araber zeigend: „Ah, quel beau cheval!“ — „Mademoiselle, vous prêtez plus d'attention à la rosinante, qu'à son cavalier.“ — „Oh, Monsieur, vous êtes un très-joli garçon, mais les beaux hommes sont moins rares à Paris que les belles bêtes.“ Der Czar zeigte lächelnd dem König von Preußen die Gefangennahme der Kriegsleute

durch die zu Pferde sitzenden Schönen von Paris. „Wenn's halt nur keinen Sabinerinnen-Raub gibt!" sagte Schwarzenberg [56]). Aus diesem Versuch der Pariserinnen im Amazonenthum ist übrigens die Sage entstanden, die Nichte Talleyrand's und andere vornehme Weiber hätten den Einzug der Verbündeten mitgemacht, auf den Krupen von Kosakenpferden sitzend. Als die Truppen nach ihren Lagerplätzen in den Champs Elysées, auf dem Invalidenplatz und zu Neuilly abgezogen waren, ging der Czar zu Fuße nach dem Hotel Talleyrand's an der Place Ludwigs des Fünfzehnten, wo er sein Quartier genommen.

Hier hatte schon seit etlichen Stunden Graf Nesselrode mit dem Schwefelfarbenen vertraulich erwogen, was jetzt zu thun sei, und da Talleyrand mit dem Minister des Czaren einverstanden war, die Basis des Friedens zwischen Frankreich und den Verbündeten müßte die Entthronung Napoleon's sein, so war eine Verständigung leicht. Um so leichter, da Nesselrode erklärte, um den angegebenen Preis würde sein Gebieter einen möglichst günstigen Frieden gewähren. Man kam überein, der Beseitigung des Napoleonismus, womit als selbstverständlich verbunden die Herstellung des Bourbonismus stillschweigend vorausgesetzt wurde, den Anschein zu geben, als sei dieselbe nicht etwa von den fremden Siegern, sondern von den „gesetzmäßigen Organen der befreiten französischen Nation ausgegangen," d. h. man setzte ein armseliges Possenspiel in Szene, welches mit Erfolg eben nur deßhalb abgespielt werden konnte, weil in Frankreich alle Welt, nur die Soldaten und Subalternoffiziere ausgenommen, gründlich napoleonmüde war. Zum Hauptakteur in diesem Possenspiel war der Senat ausersehen, d. h. eine Marionette am Draht Talleyrand's, und diese Marionette spielte dann, wie bekannt, ihre Rolle mit der ganzen Schamlosigkeit der Niederträchtigkeit, wie man sie von Lakaien erwarten konnte, welche in Napoleon den Erfolg und die Macht

mit raffinirter Kriecherei angebetet hatten und jetzt das Unglück ihres entgotteten Gottes verriethen und ächteten. Die einzelnen Akte der aufzuführenden Komödie wurden noch am Abend des 31. März in einer Rathsversammlung festgestellt, zu welcher sich außer dem Czaren und Nesselrode der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzenberg und Lichtenstein, Pozzo di Borgo und der Duc de Dalberg, ein Handlanger Talleyrand's, versammelten und später auch noch die Bourbonisten Baron Louis und der Abbé de Pradt zugelassen wurden. Talleyrand führte das Wort. Er zeigte, daß Napoleon unmöglich, daß die Proklamirung des Königs von Rom mit der Regentschaft Marie Luise's in Wirklichkeit nur eine Beibehaltung des Empereur wäre, und daß demzufolge die Restauration der Dynastie Bourbon die einzige Lösung. Schließlich führte er die ganze Situation auf die Formel zurück: „Entweder Bonaparte oder die Bourbons; alles Andere ist nur eine Intrike.“ Der Czar sagte nach einigem Bedenken Ja, Friedrich Wilhelm nickte zustimmend, der Fürst Schwarzenberg erklärte, daß, so die Mehrheit der französischen Nation die Rückkehr der Bourbons wünschte, sein kaiserlicher Herr wohl auch Nichts dagegen haben würde. Dieser Rathschlag war entscheidend. Das Eintreffen des östreichischen Kaisers und Metternich's in Paris änderte Nichts daran; denn Alexander blieb Herr der Lage, da ihn auch das eifrig bourbonistisch gesinnte englische Kabinett lebhaft unterstützte. Das Amt eines Ober-Regisseurs des beschlossenen widernapoleonischen Stückes — welches der eitelste der Menschen, der Vicomte de Chateaubriand, mittelst seiner etliche Tage darauf erschienenen Flugschrift „Bonaparte und die Bourbons“ auf die Bühne gebracht zu haben lächerlicher Weise sich einbildete — übernahm der Schwefelfarbene und führte es mit marmorner Glätte und bronzestirniger Unverschämtheit durch. Auf sein Betreiben ließ der Czar noch am Abend des 31. März Namens der Verbündeten eine öffentliche Erklärung ausgehen, deren geschnörkelte Phrasen

diesen Sinn hatten: „Wir wollen mit Napoleon und seiner Familie schlechterdings Nichts mehr zu thun haben, sondern erwarten, daß die französische Nation ihr altes angestammtes legitimes Herrscherhaus zurückrufe, und werden derselben unter dieser Bedingung günstige Friedensbedingungen gewähren.“ An diesem Tage schon und am folgenden tobte in Paris die allbekannte bourbonistische und liberalistische Orgie des Widernapoleonismus, ein ekelhaftes Schauspiel menschlicher Niedertracht, welches ein historisches Gegenstück nur etwa in jenem findet, in das die Eiterbeule der Sklavenhaftigkeit des kaiserlichen Roms am Tage von Sejans Sturz ausgeborsten ist, am furchtbaren 18. Oktober des Jahres 31 n. Chr., welchen der Erzgriffel Juvenal's mit unauslöschlich brandmarkenden Zügen beschrieben hat. Zum Glück hat im Frühling von 1814 in Paris der unverwüstliche Clown der Tragödie Weltgeschichte, Tröster Humor, in das widrige Gelärm entfesselter Sklaven da und dort seine Schellenkappe hineinklingeln lassen. Wüthende Bourbonisten, die etliche Wochen oder Tage zuvor noch den Speichel des Empereur mit Wonne geleckt hätten, hatten jetzt allersüßesten Pöbel aufgestiftet, die Bildsäule des „Tyrannen“ mittelst um dieselbe geschlungener Taue von der Vendomesäule herabzureißen. Aber der vorübergehende Oberst Löwenstern sah „das Seltsame, daß die Statue des Kolosses, von unten gesehen, die Stricke wie lange Zügel in der Hand zu halten und das rasende Volk damit zu lenken schien.“ Ein „alter Schnauzbart, der zur Seite stand,“ konnte sich bei diesem Anblick nicht des Ausrufs enthalten: „Seht den Teufelskerl, er hält uns noch immer mit seiner starken Faust!“

Beim Triumphzug vom 31. März glänzte Einer durch seine Abwesenheit, welchem von Rechtswegen dabei die erste Rolle gebührt hätte: unser Gebhart Lebrecht, von welchem ein urtheilsfähigster Mann gesagt hat: „Seiner Beharrlichkeit und der beinahe beispiellosen Thätigkeit seiner Armee verdankten die

Monarchen vorzüglich das große Resultat" — und ein zweiter: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Hauptmotiv des Sieges vorzugsweise in Blücher's Heldennatur lag, die, unbeirrt durch den ewig zaudernden Egoismus kleinlicher Politik, dem großen Ziele rastlos zustürmte[57])." Der Alte war auf dem Montmartre zurückgeblieben, jetzt, nach erreichtem Ziele und bei fortwährender Kränklichkeit entschlossen, den Heerbefehl niederzulegen, und erst etliche Tage darauf kam er „in aller Stille" nach Paris hereingeritten, wo im Hotel des brauenlosen Fouché, welcher beim ersten Sturz des Napoleonismus leider nicht mitdabeisein kann, sein Quartier bereitet war. Schon zuvor, am 1. April, hatte Blücher an Friedrich Wilhelm diese Zuschrift gerichtet: — „Wenn ich im Begriff bin, der mir von Ew. Majestät gnädigst ertheilten Erlaubniß zufolge eine Armee zu verlassen, deren Tapferkeit und immerwährender Muth es allein möglich gemacht hat, sie nach einer so großen Reihe fast immer siegreicher Schlachten und Gefechte vom Ufer der Oder bis in die Mauern von Paris zu führen, eine Armee, welcher ich den glücklichsten und glänzendsten Augenblick meines Lebens verdanke, so drängt sich mir am Ende meiner militärischen Laufbahn nur noch ein Wunsch auf, um ganz den Becher des Glücks gefüllt zu sehen, womit die Vorsehung so reichlich mein graues Haupt überschüttet. Dieser Wunsch, Ew. Majestät werden ihn gerecht und natürlich finden, kann kein anderer sein als jetzt in dem Augenblick des blutig errungenen Friedens diejenigen meiner braven Kameraden belohnt zu sehen, welche sich an so vielen Tagen glorreicher Entscheidung die gerechtesten Ansprüche auf die allerhöchste Gnade erworben. Mein hohes Alter, meine von den Fatiguen des Kriegs zerrüttete Gesundheit läßt mich vielleicht nur noch kurze Zeit das Glück hoffen, mich der so herrlich erkämpften Gegenwart freuen zu können. Die Armee betrachte ich als meine Familie und es würde mir schmerzhaft sein, sie auf ewig verlassen zu müssen, ohne sie im Besitz des Erb-

theils zu sehen, welches ihr zu verschaffen für mich heilige Verpflichtung ist[58])." Der König ermangelte nicht, beim Zurücktritt des Alten, an dessen Stelle im Kommando einstweilen Barklay kam, seine Dankbarkeit zu bezeugen, und wenn man die damaligen Mittel Preußens und den bürgerlich-sparsamen Sinn Friedrich Wilhelms in Betracht zieht, muß man sagen, daß es in nicht karger Weise geschah. Blücher ward laut Urkunde vom 3. Juni zum Fürsten von Walstatt erhoben und sollten seine Nachkommen Grafen von Walstatt heißen. Der Name war sinnig dem auf der Walstatt an der Katzbach gelegenen Kloster entnommen. Ferner ward ihm als Staatsgeschenk das Rittergut Krieblowitz mit Woigwitz unweit Breslau in Schlesien eigen- und erbthümlich verliehen, eine Besitzung, welche jedoch keineswegs, wie behauptet worden ist, einen Werth von 700,000, sondern von 142,000 Thalern hatte[59]). In ganz anderem Styl freilich wurde zu derselben Zeit Wellington belohnt, welchem der Prinz-Regent den Herzogstitel verlieh und das Unterhaus eine Dotation von 500,000 Pfund Sterling verwilligte. Der „ferreous duke" kam zu Anfang Mai's nach Paris und er und Blücher begegneten sich zuerst auf einem von Sir Charles Stewart gegebenen Ball. Wellington begrüßte kurz die Monarchen und wandte sich dann zu Blücher. Die Beiden betrachteten sich eine Weile schweigend, schüttelten sich dann herzlich die Hände und unterhielten sich mittelst eines Dolmetschers stundenlang mitsammen.

Ruhe, Pflege und ärztliche Geschicklichkeit hatten inzwischen den heldischen Greis rasch wieder hergestellt. Sein Augenleiden verschwand, Wohlgefühl, Kraft und Munterkeit kehrten ihm zurück und er konnte nun in seiner Weise seiner Gegenwart in dem eroberten Paris sich erfreuen. Eine ersprießliche Weise ist das nun aber freilich nicht gewesen und hier trat die Schattenseite von Blücher's Wesen und Stellung leidig hervor. Wenn Wellington, dessen Verdienst um die Nieder-

werfung des Napoleonismus an das blücher'sche doch bei Weitem nicht hinanreichte, vermöge seiner welt- und staatsmännischen Bildung seinen Feldherrnruhm zu einem politischen Kapital zu machen wußte, welches seinem Vaterlande sehr stattliche Zinsen abwarf und ihm selber jetzt und später eine die Geschicke Europa's mitentscheidende Stimme gab, sah sich dagegen der deutsche Nationalheld, sowie der Schlachtendonner verstummt war, ganz nebenaus gestellt, während, in seiner Sprache zu reden, die „Lumpenhunde und Judasse von Diplomatikern" das Feld behaupteten. Es ist für Deutschland ein großes Unglück gewesen, daß der patriotische Alte eben nur ein Soldat war, dessen Bildung und Gebaren nicht dazu angethan, ihm Zutritt und Stimme im Rath der Monarchen und ihrer Minister zu verschaffen. Er fühlte und erkannte wohl, daß alle die diplomatischen Machenschaften, welche in Paris gesponnen und gewirkt wurden, keine der stolzen und berechtigten Hoffnungen Deutschlands oder auch nur Preußens vom Jahre 1813 zur Verwirklichung kommen lassen würden; aber so, wie er war und stand, konnte er über den Gang der Friedensverhandlungen nur schelten, fluchen und wettern, womit natürlich Nichts ausgerichtet ward. Möglich auch, daß er sich daneben noch der Hoffnung tröstete, es würde „daheim schon Alles zum Besten sich ordnen," wie das ja im Siegesjubel jener pariser Frühlingstage der Freiherr vom Stein ebenfalls that[60]). Einstweilen verlegte sich der Alte zu Paris nach seiner Genesung mit aller Macht auf's Rauchen, Punschiren und Spielen. Ob er, wie eine Lesart der Blücherlegende will, 20,000 Napoleonsd'or auf den Spieltischen des Palais Royal sitzen gelassen, oder ob er, wie eine andere behauptet, deren 1700 von dort mitgenommen, ist ziemlich gleichgültig. Bis um 4 Uhr Abends spielte er im Palais Royal, später bis gegen den Morgen zu im Salon des Etrangers in der Rue Grande Bataille. Zwischenhinein, um 5 Uhr Abends, speis'te er in der damals berühmten Restauration von Very. Ward ihm die Hitze

im Saale zu groß, so zog er ohne Weiteres den Rock aus, und wenn er so dasaß, hemdärmelig, seine kurze Pfeife dampfend, stärksten Punsch trinkend und mit seinem Nostitz und anderen Kameraden traulich redend, drängten sich die Söhne John Bulls, welche über den Kanal herübergekommen, um „the old Blucher,“ „the conqueror of the tyrant“ zu sehen, scharenweise herbei, mit gestreckten Gänserichhälsen und vorquellenden Glotzaugen den „Marshal Forwards“ anstierend. Das ließ er sich wohlgelaunt gefallen. Gegen die Franzosen dagegen benahm er sich durchweg schroff abweisend. Als der Marschall Berthier ihm seine Aufwartung machte und nach Anbringung verschiedener Komplimente äußerte, es sei ihm angenehm, dem Feldmarschall seine Hochachtung bezeugen zu können, obzwar er wünschte, daß es anderswo als hier in Paris hätte geschehen können, brummte der Alte kurzweg: „Mir ist das ganz recht[61]).“

Ganz anders stellte sich der Czar zu den Franzosen. Völlig narkotisirt durch die Vanille-Bonbons der Schmeichelei, womit in Paris Männlein und Weiblein — mit Feinheit jene, mit feinster Feinheit diese — seine Seele fütterten, und dennoch im vollen Eitelkeitsrausch nie das lockende Ziel einer russisch-französischen Allianz aus den Augen verlierend, spielte Alexander so superlativisch den Liebenswürdigen, daß ihn die Französinnen anbeteten und die Franzosen — benützten. Um die Augen der Besiegten nicht zu verletzen, ließ er einen Befehl ausgehen, daß alle fremden Offiziere, so sie nicht im Dienste sich befänden, nur Civilkleider tragen sollten. Er hatte ein freundlich Wort, ein Kompliment für Jeden und Jede. Er besuchte den Marschall Ney, er besuchte die Exkaiserin Josephine in Malmaison — (die Arme starb daselbst am 29. Mai) — er betheiligte sich lebhaft an der liberalen Phrasenmacherei, wie solche im Salon der Madame Staël betrieben wurde, welche zugleich mit den Bourbons ihre Restauration erlebte und feierte. Sie war mit Monsieur le Piasseur-Bernadotte nach Frankreich zurückgekehrt, noch

immer der Wirbelwind von Weib, welches „alles Betastete schon begriffen zu haben wähnte," und auch jetzo, wie gewohnt, von einer literarischen Kammerzofe begleitet: diesmal von jenem Benjamin Constant, der ein Jahr später eines der glänzendsten Exempel vom Literaten- und Lumpenthum geben sollte. Wetteifernd mit Dame Staël, welche plötzlich „wie eine sprühende Fackel in Paris aufflammte" und nach dem herben Ausdruck eines patriotischen Franzosen sich's angelegen sein ließ „de faire aux étrangers les honneurs de notre ruine," bemühte sich eine andere literarisch berühmte Dame um den Czaren, die Verfasserin von „Valerie," Juliane von Krüdener, welche auf dem Schauplatze, wo sie zur Direktorialzeit als reizende Sünderin geglänzt, dermalen als büßende Maria Magdalena wieder auftrat, um alle menschlichen Wesen in einen „göttlichen Liebesbund" zu sammeln. Eine schwierige Aufgabe! Um sie zu lösen, ließ sich die Religionskünstlerin im Hintergrunde verdunkelter Gemächer, mit phantastisch-priesterlichen Gewändern angethan, als Beterin, Hierophantin oder Pythonissa sehen und die von ihr eröffneten Konventikel hatten sich in der vornehmen Welt für eine Weile einer bedeutenden Frequenz zu erfreuen. Es war ja wieder einmal etwas Neues, eine willkommene Abwechselung. Daß Alexander eine Zeit lang von den Visionen und Orakeleien der beredten Mystagogin — sie hatte sich ihm schon in Heidelberg anzuschwindeln gewußt — tief bestrickt war, ist Thatsache, und daß der „göttliche Liebesbund" Juliane's ihm die erste Idee zur „heiligen Allianz" eingegeben, steht zu vermuthen. Aber dauernd wußte ihn die neue Prophetin nicht zu verstricken, denn er ist der krüden Krüdenerei nach etlichen Jahren wieder überdrüssig geworden [62]).

Falls der Czar auf der Heerfahrt nach Paris vielleicht noch einigermaßen die Absicht hatte, die frechen Hoffnungen Bernadotte's, welche er dereinst zu Abo selber ermuthigte, zu unterstützen, so mußte jeder Gedanke daran schwinden, als er

unschwer bemerken konnte, wie aus dem pariser „Gewirre von Widersprüchen und Parteien vorherrschend die Richtung des Nationalen sich erhob und den Fremden gegenüber mit solchem Erfolg auftrat, daß es bald so aussah, als wären die Sieger nicht ihrer, sondern der Franzosen wegen nach Paris gekommen, um diese zufrieden zu stellen und ihren Beifall zu gewinnen[63])." Gerade das „Nationale" im Franzosenthum hatte aber Bernadotte tödtlich verletzt, indem er die Waffen gegen Frankreich getragen, und da von seinen unverschämten Ansprüchen nicht entfernt die Rede sein konnte, wollte Alexander den überlästigen Mahner los sein und gab seinem Pozzo di Borgo einen bezüglichen Wink. Die Folge davon war einer der wenigen rein ergötzlichen und wohlthuenden Auftritte jener Zeit. Kaum in Paris angelangt, hat der Gaskogner nichts Eiligeres zu thun, als den Korsen, seinen alten Bekannten, bedeutsam zu fragen, ob die verbündeten Monarchen in Betreff der Zukunft Frankreichs bereits einen Entschluß gefaßt hätten. „Mon Dieu, Prinz — entgegnet Pozzo — man ist hierob in nicht geringer Verlegenheit, und ich meine, der Rath Ew. Hoheit, welche das Land so gut kennt, wird sehr willkommen sein. Was denken Sie? Was für ein Oberhaupt soll man der Nation geben, die so schwer zu regieren ist?" — „Ist denn die Wahl erst noch zu treffen?" — „Allerdings und zwar ungeachtet der zudringlichen Bitten des Hauses Bourbon." — „Mir kommt vor, Monsieur le Comte, dieses Haus sei hier zu Lande ganz fremde. Was Frankreich noththut, ist ein Oberhaupt, welches der Revolution Nichts vorzuwerfen hat." — „Sehr richtig." — „Der Mann muß auch sattsame militärische Kenntnisse besitzen." — „Ganz meine Meinung." — „Es muß sodann ein Mann sein, welcher sich auf die Verwaltung im Großen versteht und die Interessen Europa's aus praktischer Erfahrung kennt." — „Sehr gut, das ist's! Ich bitte, Prinz, fahren Sie fort." — „Mit einem Wort, ein Mann, welchen zu würdigen die verbündeten Monarchen be-

reits Gelegenheit hatten und dessen Charakter eine Bürgschaft seiner Redlichkeit und Mäßigung wäre." — „Wohlan, Prinz, was Sie mir da sagen, das habe ich den Monarchen ebenfalls schon gesagt und geschrieben. Noch mehr, ich wagte es, denjenigen zu bezeichnen, welcher meines Erachtens der geeignete Mann wäre, um ihm die Geschicke unseres gemeinsamen ehemaligen Vaterlandes anzuvertrauen." Und bei diesen Worten wirft der kaustische Korse einen respektvollen Blick auf den Gaskogner, welcher mit unterdrückter Freude lächelnd sagt: „Wäre es wohl eine Indiskretion, Sie nach dem Namen dessen zu fragen, welchen Ihre Erfahrung bezeichnet hat?" — „O, Ew. Hoheit kann ihn errathen, ich wette." — „Ich könnte mich doch täuschen, Herr Graf. Bitte, nennen Sie ihn." — „Sie wollen es, Prinz? Nun denn, ich selber bin's. Ja, ich! Ich bin ein geborener Franzose, bin General, bin Politiker, kenne die Interessen Europa's und die Souveraine kennen mich [64])." Diese witzig-grausame Mystifikation zeigte endlich dem Piaffirer, woran er mit seiner chimärischen Hoffnung auf die Krone Frankreichs sei, und er fand für gut, noch vor dem Ende des April geräuschlos aus Frankreich zu verschwinden, froh, daß er wenigstens Kronprinz von Schweden blieb. Er hat dann im Sommer und Herbst die Vereinigung Norwegens mit Schweden zu Stande gebracht und zwar, wie man ihm nachrühmen muß, mehr noch durch Klugheit als durch Waffengewalt, indem er die Verfassung bestätigte, welche die Norweger im Mai von 1814 zu Eidswolde sich gegeben hatten, die freisinnigste Verfassung, der ein monarchischer Staat jemals sich erfreute.

Derweil war die Agonie des Napoleonismus zu Ende gegangen, mit Einschaltung von allerhand Episoden, wozu auch die legendarische von dem Selbstmordsversuch gehört, welchen der entthronte Empereur in der Nacht vom 11. auf den 12. April mittelst Giftes gemacht haben soll [65]). Am 1. April beschloß der Senat auf Antrieb und unter dem Vorsitz Talleyrand's die Ein-

setzung einer provisorischen Regierung und bestellte zu Mitgliedern derselben den Schwefelfarbenen und vier Strohmänner. Am folgenden Tage wurde im Senat die Entthronung Napoleon's und seiner Familie beantragt und im Hui beschlossen. Nicht eine Stimme erhob sich für den Ex-Gott, nicht eine, und nur etliche Wenige dieser Lakaien-Senatoren hatten so viel Schamgefühl, vor der Abstimmung den Sitzungssaal zu verlassen. Aber die Mehrheit ließ es mit dem bloßen Entthronungsbeschluß noch nicht genug, sondern sich's angelegen sein, das unendliche Textbuch der ungöttlichen Tragikomödie menschlicher Schufterei mit einer neuen drastischen Szene zu vermehren, und zwar dadurch, daß sie die Motive ihres Beschlusses veröffentlichte, d. h. ein langes Register der Sünden des napoleonischen Despotismus, welche Sünden derselbe Senat durch seine Billigung nicht nur mitgesündigt, sondern auch als vergötterungswerthe Tugenden und Verdienste bestaunt, beschmeichelt und lobgepriesen hatte! Es ist wahr, man kann Angesichts dieses Gebarens empörter Sklaven sagen, dasselbe formulire die furchtbarste Anklage gegen ihren gewesenen Herrn; denn solche Früchte der Infamie zeitige überall und allezeit der Giftbaum der Tyrannei. Aber ebenso wahr ist, daß dieser Giftbaum nur in der Dummheit und Knechtschaffenheit der Völker Wurzel schlagen kann... Was den Entthronten zu Fontainebleau angeht, so wich der Tollrausch des Kaiserwahnsinns jetzt allmälig der physischen und moralischen Abspannung. Anfangs Willens, mit den Truppen, welche ihm geblieben, die Verbündeten in und um Paris anzugreifen, mußte er den Plan halb und halb schon aufgeben, als er den offenkundigen Widerwillen seiner Marschälle und Generale gegen die Fortsetzung des verzweifelten Spiels bemerkte. Er sah ein, daß er sich für eine Weile hinter die Kulissen des Welttheaters zurückziehen müßte, und wollte diesen Rückzug mit einer am 4. April ausgestellten Urkunde bewerkstelligen, kraft welcher er zu Gunsten seines Sohnes dem Thron

entsagte. Aber zur gleichen Zeit hatte Marmont den Knoten zerhauen, indem er mit Schwarzenberg den Vertrag von Essonne einging, welcher den französischen Heertrümmern freien Abzug nach der Normandie und dem Ex-Empereur Leben und Freiheit sicherte. Man hat das den Schlußstein von Marmont's „Verrath" genannt, in Wahrheit ist es eine unausweichliche Nothwendigkeit gewesen, wenn man nicht riskiren wollte, um der tollen Selbstsucht eines Unverbesserlichen willen die Hauptstadt Frankreichs zum Schauplatz einer gräuelhaften Katastrophe zu machen. Die treueifrigen Anstrengungen, welche Caulaincourt, Macdonald und Ney bei Alexander machten, dem König von Rom seines Vaters Thron zu erhalten, scheiterten und so mußte sich Napoleon bequemen, in der Nacht vom 6. auf den 7. April die Urkunde seiner unbedingten Thronentsagung zu unterzeichnen, worauf alsbald die große Desertion der Ratten vom sinkenden Kaiserschiff zu Fontainebleau nach Paris begann. Am 7. wollte sich der Entthronte noch einmal plötzlich wieder als Empereur gebaren, aber die Festigkeit, womit der Marschall Oudinot ihn an seine Abdankung erinnerte, beugte einem Tollhäuslerstreich vor. Dagegen machten die Verbündeten einen echten und gerechten Narrenstreich, indem sie mittelst Vertrags vom 11. April dem abgesetzten Despoten die Insel Elba als souveraines Miniatur-Reich überließen, nebst etlichen hundert Mann Garden und 2 Millionen Francs jährlicher Einkünfte aus der französischen Staatskasse, und die gesammte bonaparte'sche Sippschaft — („alles dieses Lumpengesindel," sagte grobianisch der Freiherr vom Stein[66]) — mit Jahrgeldern ausstaffirten. Marie Luise sollte als Schmerzensgeld die italischen Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla erhalten mit Erbrecht für ihren Sohn. (Das „Erbrecht" ging aber bekanntlich später in die Brüche. Der napoleonische Astyanax wurde zunächst mit seiner Mutter, welche übrigens keine Anlage zu einer Andromache hatte, nach Wien gebracht, wo er dann als Titularherzog von Reichstadt

in Jünglingsjahren 1832 gestorben ist.) Nachdem er am 20. April noch die allbekannte große Abschiedsrührszene im Schloßhof von Fontainebleau aufgeführt hatte, fuhr der Entthronte unter der Obhut von Kommissären der verbündeten Mächte nach seinem Verbannungsort ab. Die Reise war ein Vorschmack von Helena, ein wahres, wenn auch erfolgloses Fegefeuer vor der Hölle. Schon zwischen Lyon und Valence wurde der Entkaiserte von dem ihm begegnenden Marschall Augereau gröblich insultirt. (Nach der grellsten Ueberlieferung mit den Worten: „Du hast nicht als Soldat zu sterben gewußt, sondern hast dich benommen wie ein Hundsfott!"[67]) Die Fahrt durch die Provence war furchtbar. Mehrmals kam Napoleon in Gefahr, von dem wüthenden Pöbel, welcher sich nach Pöbelsweise erst dem Wehrlosen gegenüber tapfer fühlte, zerrissen zu werden. Nur mittelst allerhand Verkleidungen und durch die energischen Bemühungen der ihn begleitenden Kommissarien entrann er einem schrecklichen Tode und langte am 4. Mai auf Elba an, mit heiler Haut, aber mit in Galle schwimmendem Herz, unaufhörlich seine Marschälle, Minister und Senatoren, wie die Monarchen Europa's, Frankreich und die Welt schnödesten Undanks anklagend. Ja, er, der verkörperte Egoismus höchster Potenz, welcher alles Ideale gehaßt, bekämpft, verfolgt und mit aller Gewalt die Menschen gewöhnt hatte, nur ihre nächstliegenden und gemeinsten Interessen zu berücksichtigen, er verwunderte sich nun oder that wenigstens verwundert, daß diese Menschen sich nicht beeilt hatten, ihre Selbstsucht der seinigen zum Opfer zu bringen. Wäre das nicht so komödiantisch gewesen, wie es ohne Zweifel war, so würde es wundersam naiv heißen können.

In Paris gab derweil der Czar Gastrollen im Liberalismus und ermunterte den Senat, für das bourbonisch zu restaurirende Frankreich eine Konstitution auf breitester liberaler Grundlage auszuarbeiten, was die Herren Senatoren thaten,

ohne sich selbst dabei zu vergessen, indem sie ihre Titel, Würden und Einkünfte äußerst fürsorglich-liberal mit in die Verfassung aufnahmen. Allein dieses Senatskind von Konstitution blieb ein todtgeborenes. Am 12. April zog der Graf von Artois in Paris ein, aufgepolstert mit etlichen Rauschgoldphrasen, welche ihm Talleyrand oder Beugnot oder sonst ein Fabrikant von „Mots“ geliefert hatte, und begleitet von Monseigneur Jules de Polignac. Will sagen, das Ancien Régime hielt in der Person dieser beiden Schwachköpfe leibhaftig seinen Wiedereinzug in die Hauptstadt Frankreichs. Der Prinz übernahm die Generalstatthalterschaft des Königreichs und die weißtuchene Albernheit der Restauration hob an. Am 18. April machte sich die arme, alte, gichtbrüchige und wassersüchtige Watschelmajestät von achtzehntem Ludwig aus ihrem Asyl in Hartwell auf und sagte, bevor sie sich in Dover einschiffte, im Vorbeigehen zu London dem Prinzregenten ein Kompliment, dessen Spitze so geistreich-boshaft — denn Ludwig besaß Geist, d. h. Esprit — gegen die Eitelkeit des Czaren gerichtet war, daß sie diesen um's Haar zum Widerbourbonisten gemacht hätte [68]). Am 29. April in Compiègne angelangt, empfing er die Aufwartung zahlloser „Ratten“ hohen, höheren und höchsten Ranges und Standes, welche sich in dem jetzo glücklich flottgewordenen Schiff des Bourbonismus einzunisten begehrten. Etliche napoleonische Marschälle, wie Berthier, Clarke und Ney, später auch Soult, thaten sich durch die Heftigkeit ihres Vive-le-roi-Geschrei's hervor. Von St. Ouen aus erklärte der König, daß er die vom Senat entworfene Verfassung nicht annähme, aber entschlossen sei, eine „liberale“ zu geben. Als er am Tage darauf — in seiner vorsündflutlichen Frisur und in seinen Podagra-Sammetstiefeln eine Karikatur auf das Königthum — unter dem Jubel der Junker und Bourgeois und dem finsteren Schweigen der exkaiserlichen Garde und der Volksmassen in Paris einzog, begleitete Spottdrossel Chanson den Zug lachend die Straßen entlang [69]).

Frankreich hatte also seine Bourbons wieder, eine Errungenschaft, worüber es in ganz Europa, nämlich unter denkenden Leuten, ein großes Kopfschütteln gab. In London schrieb Lord Byron am 19. April in sein Diary: „Ich mag kein Tagebuch mehr führen, und damit ich nicht, wie der Hund zum Gespieenen, zu meinen Erinnerungen zurückkehre, reiße ich die noch vorhandenen Blätter dieses Heftes aus und schreibe mit Ipekakuanha: „„Die Bourbons sind wieder eingesetzt!““ An den Galgen mit der Philosophie! Fürwahr, ich habe lange mich und die Menschen verachtet; aber nie bis jetzt hab' ich einen so lebhaften Drang verspürt, meinem eigenen Geschlecht in's Gesicht zu speien.“ Und aus Wien schrieb Gentz, ja, Gentz am 21. April an Rahel: „Ich bin nicht entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern und von meiner eigenen nicht Weisheit, aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit mehr als erlaubt ist durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen[70].“

Am 30. Mai kam, von Talleyrand mit den Ministern Englands, Rußlands, Oestreichs und Preußens verhandelt, der sogenannte erste pariser Friede zum Abschluß, unter für ein besiegtes Land ganz unerhört günstigen Bedingungen. Frankreich erhielt seine Gränzen vom 1. Januar 1792, mit einer Erweiterung um 150 Quadratmeilen (Chambery, Annecy u. s. w.); es wurde ihm keine Kriegssteuer auferlegt und es durfte sogar die Beute seines schamlosen Kunstschätzeraubes behalten. Im Uebrigen sollten die Abmachungen von Teplitz, von Frankfurt und Chaumont maßgebend sein und auf dieser Basis die Verhältnisse Europa's durch einen großen Monarchen- und Ministerkongreß geregelt werden, welcher am 1. August in Wien zusammentreten würde. Dieses pariser Friedensding war ein echtdiplomatisches Machwerk, lotterig und schlotterig durch und durch. Gneisenau äußerte noch in Paris: „Dieser Friede ist Nichts

als ein Waffenstillstand. Nur die Sache Napoleon's ist abgethan, die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich ist nicht ausgefochten und wir werden noch einmal auf den Walplatz zurückkehren müssen." Blücher seinerseits schrieb im Spätsommer des Jahres an Bülow: „Ob uns noch eine Fehde bevorsteht, weiß der Himmel, trauen will ich der Sache nicht; man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt, Frankreich wird schon wieder zu laut, man hätte selbiges die Flügel besser beschneiden sollen." In Uebereinstimmung mit solchem Mißtrauen äußerte Görres schon zu Anfang Juni's in seinem „Rheinischen Merkur:" — „Deutschland sei wohl auf seiner Hut und schirme seine Gränzen weniger mit stehenden Heeren, die uns auffressen und verderben, sondern indem es sein Volk wehrhaft macht und dadurch den Franzosen furchtbar bleibt." Eine prächtig-volksmäßige Kritik des pariser Friedens aber lieferten vom deutschen Standpunkt aus die Töchter des Postmeisters zu Andernach, indem sie dem aus Frankreich heimkehrenden Wolzogen, über den „erbärmlichen Friedensschluß" scheltend, zuriefen: „Ihr hättet die Franzosen ganz anders zwiebeln und namentlich mit den verdammten Marschällen nicht so viele Umstände machen sollen! Wir haben sie alle nur als Lumpenhunde kennen gelernt und dem Bernadotte, der nun Kronprinz titulirt wird, vor noch nicht langer Zeit die Hosen flicken müssen[71])."

Viertes Kapitel.

London und Berlin.

Derweil die Völker ihre Todten begruben und ihre Wunden verbanden, kümmerlich aufathmend von des eben bestandenen Riesenkampfes Mühsal, hüllten sich die Wände der Fürstenpaläste in Festschmuck und widerhallten die Säle der Könige vom Siegesbankettjubel. Der Löwe oder, wie er im Restaurationsstyl hieß, der „Tiger" aus Korsika, dessen diktatorisches Gebrülle vierzehn Jahre lang Europa in Furcht und Schrecken und Sorge erhalten hatte, war eingekäfigt auf Elba — schlecht genug freilich! — und seine Besieger konnten und wollten sich's wohlsein lassen. Zur rothen Bellona, die sich den Staub und Schweiß und das Blut der Schlachten abwischte, sagte, in allen Farben der Diplomatik und Erotik chamäleontisch schillernd, Kupplerin Intrike: Du taugst nicht für die Bankett- und Ballsäle, für die Boudoirs und Schlafklosettes. Geh' baden und schlafen und ruhe dich aus, bis man deiner etwa wieder benöthigt ist; ich werde in Gemeinschaft mit Monsieur Plaisir inzwischen das Weltgeschäft schon besorgen . . . In Tagen aber, wo Monsieur Plaisir und Kupplerin Intrike das Weltgeschäft besorgen, da gibt, wie die ausruhende Löwin von einer munter bellenden Wachtelhündin sich umspielen läßt, eine hochherschreitende und ernstblickende Seherin Historia gern ihrer neugierigen, plauder-

Digitized by Google

süchtigen und „pikant“ schwatzenden Zofe Anekdote freien Raum. Mag darum auch uns das Plappermäulchen ein Mosaik-Kapitelchen zusammenplauschen, da ja doch alle die „großen“ Sachen vorderhand so „lächerlich klein“ geendigt haben[72]).

Der Prinz-Regent und die Oligarchen von Großbritannien waren auf den Einfall gekommen, daß John Bull für die Aufbringung von mehr als 4000 Millionen Thalern, womit er für seinen Theil die Besiegung des Jakobinismus und Napoleonismus bezahlt hatte[73]), doch auch etwelches Vergnügen haben müßte, ein Vergnügen der Gafflust, und so luden sie die verbündeten Monarchen sammt ihren Generalen und Ministern zu einem Besuch in England ein. Gentleman George hatte außer dem Staatsmotiv für eine solche Gastfreundschaftserweisung auch noch einen drängenden Privatgrund. Der Skandalkrieg, welchen er mit seiner Frau Karoline von Braunschweig führte, war dermalen nachgerade so skandalisch geworden, daß selbst ein „Tiberius von Brighton“ zeitweilig das Bedürfniß fühlen mochte, die öffentliche Aufmerksamkeit einem andern Schauspiel zugelenkt zu sehen. Und doch war die englische „Gesellschaft,“ obzwar heuchlerisch wie immer, zu dieser Zeit nicht gerade besonders prüde und tugendsteif. Im Gegentheil, Skandalien gehörten mit zum täglichen Brot der vornehmen Welt. Gerade im Sommer von 1814 wurde ein Mitglied der Aristokratie, Lord Cochrane, der Betheiligung an einem kolossalen Börsenspielschwindel angeklagt, schuldig befunden und zum Stehen am Schandpfahl verurtheilt, und wenn Lord Byron, mit Tagesanbruch von seinen Nachtschwärmereien heimgekehrt, seine Abenteuer den verschwiegenen Blättern seines Tagebuchs beichtete, so hatte er Veranlassung, zu notiren, daß in dem und dem Theater oder an diesem und jenem Vergnügungsort die Anzahl der vornehmen und freiwilligen Priesterinnen der Aphrodite Pandemos oder, wie der technische Ausdruck lautete, der „Ladies-Babylonierinnen“ die der niedrigen und gewerbsmäßigen

weit überboten habe. Was übrigens Gentleman George betrifft, so ist nicht zu verschweigen, daß seine Verworfenheit und Ruchlosigkeit durch sein persönlich-liebenswürdiges Gebaren häufig stark gemildert wurde. So hat er z. B. gegen Walter Scott, dessen epochemachender „Waverley“ im Juli von 1814 erschien, echt „gentlemanlike“ sich benommen und es war eine hübsche Szene, als sich der „große Unbekannte,“ der berühmte Dichter der „Lady of the lake“ und des „Marmion“ und der noch berühmtere der Waverley-Novellen, im März des folgenden Jahres in Carlton-House zu Gaste befand. Er erzählte bei dieser Gelegenheit die berühmte Schnurre von dem schottischen Richter Lord Braxfield, der eines Tages gegen einen alten Bekannten, mit welchem er früher häufig Schach gespielt hatte, das Todesurtheil zu fällen im Falle war und dabei der schrecklichen Formel: „Ihr werdet an eurem Halse aufgehangen werden, bis ihr todt seid“ — in vertraulich-jovialem Ton die Worte beifügte: „Na, Donald, mein Mann, ich denke, jetzt hab' ich Euch mal gehörig schachmatt gesetzt!“ Gegen Mitternacht forderte der Prinz seine Gäste auf, „mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers von Waverley einen Humpen zu leeren,“ und sah dabei Scott bedeutsam an. Allein der Dichter, seine Anonymität wahrend, lehnte die Ehre ab, worauf der Prinz, bevor sich die Gesellschaft wieder setzen konnte, rasch ausrief: „Nun denn, Gentlemen, ein Glas auf das Wohl des Verfassers von Marmion! Und nun, Walter, mein Mann, diesmal hab' ich Euch doch schachmatt gesetzt“ (and now, Walter, my man, J have checkmated you for once).

Unter den nach England Geladenen befanden sich auch Blücher und York. Sie gingen auf dem Linienschiff Impregnable hinüber, welches den Czaren und den Preußenkönig — Kaiser Franz wollte von dem „freien Albion“ Nichts wissen und haben als möglichst viele „Pfunde“ — mit einem mächtigen Schweif von Prinzen und Prinzessinnen, Kriegsobersten und

Diplomaten am 6. Juni von Boulogne nach Dover brachte. Alexander ließ als Xenion den Franzosen das superlativische Kompliment zurück, daß er, als bei der Einschiffung im Hafen von Boulogne seine Adjutanten den überlästigen Zudrang der Neugierigen abwehren wollten, mit lauter Stimme sagte: „Laßt sie doch! Nie wird ein Franzose mir lästig sein.“ Nach etlichen Monaten hatte der Franzosentrunkene Gelegenheit, zu bemerken, daß es denn doch Franzosen gäbe, z. B. einen gewissen Schwefelfarbenen, welcher zu Wien czarische Pläne durchkreuzte, — Franzosen, die es verständen, ihm hinlänglich lästig zu werden. Die Ankunft der festländischen Gäste in England rief einen Rausch, eine Epidemie, eine Wuth des Enthusiasmus hervor, welche Alles übertraf, was John Bull in diesem Fache jemals geleistet hatte. Rule Britannia, unbekümmert, ob zu den Milliarden, welche das eben glücklich beendigte Kriegsgeschäft gekostet hatte, noch etliche lumpige Millionen hinzukämen, ließ ihre Gastfreundschaft großbrozig sehen und der Prinz-Regent, von der Natur zu einem vortrefflichen Tapezierer und Tafeldecker bestimmt, hatte höchstselbst die Herstellung der Festapparate geleitet. Nur wollte er seine Frau Gemahlin nicht bei diesen Festen haben und wurde daher derselben die beschimpfende Weisung ertheilt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen vom Hofe sich fernzuhalten. Die Prinzessin, welcher es nicht an Muth und, wie wir uns von früher erinnern, auch nicht an einem explosivischen Mundstück fehlte, that ihrem Herrn Gemahl den Schabernack an, im Theater und an allen öffentlichen Orten zu erscheinen, wohin er seine Gäste führte, und die Beifallsbezeugungen in Empfang zu nehmen, welche ihr das Publikum reichlich spendete, während es den Gentleman George ausgrunzte und seinen Wagen gelegentlich mit Koth bewarf. Der Czar genoß des Triumphs, die Engländerinnen noch mehr zu bezaubern, als er die Französinnen bezaubert hatte. In Wahrheit, es steht stark zu vermuthen, daß etliche Dutzende britischer Gänse

förmlich alexanderrappelig geworden, und Thatsache ist, daß Hunderte von Ladies und Misses mit Mylady Bury schwärmerisch dachten und sprachen: „The emperor of Russia is my hero!“

Während aber die Alexander-Mode „ladylike“ in den parfümirten Regionen des „High Life“ schwarmgeisterte, wüthete auf Straßen und Plätzen die johnbullistische Blücher-Furiousneß. In der That, niemals und nirgends ist ein Mann in der Heimat oder Fremde mit einer solchen bis zur Wildheit, bis zum Fanatismus gehenden Begeisterung empfangen und mit solchen Huldigungen überschüttet, ja fast geradezu im wörtlichen Sinne des Wortes erdrückt worden, wie es der alte Vorwärts in England ward. Vom 6. Juni, wo er zu Dover landete, bis zum 12. Juli, wo er ebendaselbst die Heimfahrt antrat, grassirte ein wahres Blücherfieber im Lande, dessen Paroxismen nicht selten ins Lächerliche gingen, aber dennoch stets nur den vom gesunden Volksinstinkt richtig erkannten Gedanken variirten, daß eben der alte „Marshal Forwards“ der eigentliche Antibonaparte, daß er der Besieger des Unbesieglichen und als solcher zu ehren sei. Es hatte etwas bullenköpfig Wildes, wenn die Volksmasse am 7. Juni, als der Prinz-Regent den Alten in Carlton-House empfing, Thore und Thüren des Palastes einstieß und Schildwachen und Thürhüter über den Haufen rannte, um zum Anblick des Marschalls Vorwärts zu gelangen. Es hatte etwas Widriges, wenn Blücher in London, Portsmouth und anderen Städten fast nur noch mit Menschen statt mit Pferden fuhr, weil, wo er erschien, ein süßer „Mob“ es sich schlechterdings nicht nehmen ließ, die Pferde auszuspannen, während ein wogender, Hurrah brüllender, stark nach Ale und Gin duftender Menschenstrom seinen Wagen unausgesetzt umflutete. Es hatte etwas Komisches, wenn der alte Recke vor einem Schwarm auf ihn eindringender Ladies und Misses, welche alle von ihm geküßt sein und zum Andenken Locken von seinem Haar haben wollten, sich nur dadurch zu retten wußte, daß er

ihnen seinen beinahe kahlen Scheitel entgegenreckte, sagend, sein Kramladen enthielte, wie sie sähen, allzu Wenig von der verlangten Waare. Es hatte etwas Hochkomisches, wenn der unorthographische alte Husar zu Oxford zum Ehrenmitglied der juristischen Fakultät, also zu einer Art Doktor Juris gemacht wurde — („Na, Gott straf' mir! soll ich Doktor werden, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zu meinem Apotheker machen; denn wir Zwei gehören nun einmal zusammen"). Es war pöbelhaft, daß, weil die Mode wollte, daß man sagen könnte, man hätte mit dem Marshal Forwards „Hände geschüttelt", Herren und Damen „vom feinsten Ton" die Thüre von Blüchers Loge im Theater, ja sogar die seines Schlafzimmers mit Gewalt aufsprengten, um den Akt des Händeschüttelns vornehmen zu können. Es war grotesk und hätte verdient, von einem Swift beschrieben zu werden, wenn der Alte, von einem unnennbaren Bedürfniß auf der Landstraße plötzlich überfallen, diesem Bedürfniß um keine Welt anders genügen konnte als Angesichts von Tausenden von Zuschauern, worunter die „anständigsten Gentlemen", welche die glückliche Erledigung des großen Geschäftes mit einem jubelnden Hurrah begrüßten. Aber in Alledem legte die Volksstimme, die öffentliche Meinung Englands doch immer nur wieder das großartige Zeugniß ab, der greise deutsche Held sei der echte und rechte „conqueror of the tyrant".

Nur von einem Engländer wissen wir, daß er sich dem Blücher-Enthusiasmus seiner Landsleute ganz entschieden entzog, von Lord Byron, welcher, die Romantik zur Weltschmerz-Lyrik zuspitzend, dermalen, d. h. nach Veröffentlichung des Childe Harold, des Giaour und des Korsaren, in der Blüthe seines Ruhms stand und, als „lion of the season" die Salons der Aristokratie durchwandelnd, mehr als einer schwachnervigen Schönen den verliebten Angstruf entlockte: „Dieses blasse Gesicht ist mein Schicksal!" Der Zerrissenheitspoet par excellence schrieb zwei Jahre später in einem seiner Briefe: „Ich erinnere

mich, Blücher in londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und nie sah ich einen Mann, welcher mir weniger ehrwürdig vorkam. Mit den Manieren und der Sprache eines Korporals machte er auf die Auszeichnungen eines Helden Anspruch, — gerade, als ob ein Stein verehrt werden müßte, weil ein Mensch darüber gestolpert ist." Man glaubt aus diesen Worten deutlich genug die neidgrüne Erinnerung des in seinen jüngeren Jahren mit seiner Eitelkeit häufig an den Chateaubriandismus streifenden Dichters herauszuhören, daß i. J. 1814 die byron'sche „Löwenschaft" von der blücher'schen in den Hintergrund geschoben worden. Aber es war nicht nur das, was den genialischen Dichterlord gegen den Marschall Vorwärts ungerecht machte. Byron war nämlich, um der Meinung seines Landes auch hierin zu widersprechen, ein großer Bewunderer von „Bony", hatte daher während der Feldzüge von 1813 und 1814 den Verbündeten alles mögliche Böse gewünscht und ihre Siege mit höchster Erbosung aufgenommen. Endlich mußte auch die Persönlichkeit des Feldherrn den Poeten abstoßen; denn einen schrofferen Gegensatz als den, welchen der naturwüchsige, durch eine rauheste Lebensschule gegangene, trinkende, rauchende, fluchende Blücher zu dem durch Weiberhände verhätschelten, mit ängstlichster Bemühung für die Schlankerhaltung seiner Gestalt besorgten Byron machte, konnte man sich kaum vorstellen. Der Alte war seinem mecklenburger Junkerthum, seinem Feldmarschallsstab und seinem Fürstentitel zum Trotz eine durch und durch volksmäßige Natur; der Lord dagegen eine aristokratische Treibhauspflanze, ein Produkt der vornehmen Gesellschaft, deren Anschauungs- und Empfindungsweise er mittelst der Macht seines Genius zur Zerrissenheitspoesie potenzirte, und trotz seiner Freiheitstendenz ein Aristokrat vom reinsten Wasser, wie der Menschenkenner Scott gar wohl erkannt und bezeugt hat („he was certainly proud of his rank and ancient family"). Uebrigens machte die Blücher-Furiousneß nicht allein den reizbaren Dichterlord

eifersüchtig und neidisch, sondern auch verschiedene Generale, welche mit den Monarchen nach England gekommen waren. Bei einem während Blüchers Abwesenheit in Oxford zu London gefeierten Bankett sagte so ein Neiderich zum Essigblicker York: „Wundere mich, daß wir heute nicht, so wie sonst, schon zehnmal aufgefordert worden sind, des alten Blüchers Gesundheit zu trinken." Worauf der wackere York: „Ja, das wundert mich auch und Ihre Schuldigkeit wär' es gewesen, dieselbe auszubringen; denn ohne den Alten säßen wir Beide heute nicht hier."

Entzückt von England, aber beifallsmüde und ehrensatt kam der Feldmarschall nach dem Festlande zurück. „Lieber — sagte er in Braunschweig zum Herzog Wilhelm — lieber noch einen Feldzug als noch so 'ne Fahrt nach England machen, Gott straf' mir!" Er hatte jedoch auch im Vaterlande hinlänglich viele Strapazen der Berühmtheit durchzumachen; denn natürlich wollten es die Deutschen, nachdem man ihnen einmal das Beispiel gegeben, in der Bewunderung des Helden den Engländern doch einigermaßen gleichthun. Namentlich gab es auch in Berlin, wohin der Alte, nachdem er sich in Wansleben unweit Magdeburg bei seiner einzigen Tochter, der Gräfin von Asseburg, etwas ausgeruht hatte, am 29. Juli kam, ein Zerzupfen seines Federbusches durch schöne Hände zu Blücher-Reliquien, wie es in London stattgefunden hatte, und es geht die Sage, daß begeisterte Berlinerinnen an die Stelle der Wolle von Jean Pauls Pudel, welche sie vor vierzehn Jahren in Busennadeln und Ringe hatten fassen lassen, jetzo Mähnen- und Schweifhaare von Blüchers Schimmel gethan hätten. Thatsache ist, daß damals in der Hauptstadt Preußens, wie im ganzen Lande, eine gehobene, frohbewegte Stimmung waltete. Der übermüthige Eroberer, dessen Joch so schwer gelastet, war besiegt und gestürzt, ganz vornehmlich, das durften sich preußische Patrioten wohl sagen, besiegt und gestürzt durch preußische Tapferkeit und Aufopferung. Das bange Vorgefühl bevorstehender schmerz-

licher Enttäuschungen machte sich zunächst nur wenigen Schärferblickenden bemerkbar. Die Masse der Bevölkerung dagegen überließ sich willig dem Bewußtsein der Kraft, einer siegreich erprobten Kraft, welche so Erstaunliches geleistet und vollbracht hatte. Noch wurde auch die Reinheit der Siegesfreude nicht getrübt, wenigstens nicht an der Oberfläche, durch wieder erwachende Junkergelüste oder dummfreche Säbelrasselei. Der mit Recht vor allen anderen gefeierte Held, der alte Vorwärts, wäre auch gar nicht der Mann gewesen, derartige Trübungen und Störnisse zu ermuthigen oder auch nur zu dulden. Im schlichten blauen Bürgerrock, die ewig dampfende Pfeife im Munde, ging er herum, mit allen Volksklassen zutraulich verkehrend, wie und wo sich ihm hiezu gerade Veranlassung und Gelegenheit bot. Das Vertrauen und die Liebe des Volkes zu ihm waren gränzenlos und gewiß ist es sonst nie und nirgends wieder vorgekommen, daß der erste Heros einer Nation zugleich dessen volksthümlichste Figur gewesen. Bei Festmahlen ging ihm das Herz auf und er hat da, was ihn bewegte, in beredten Worten ausgeströmt. So bei dem Bewillkommnungsbankett, das die berliner Freimaurer ihrem berühmten Bruder in der Loge zu den drei Weltkugeln gaben. In der Rede, welche Blücher bei diesem Anlaß hielt, ging er, der Neidlose, von dem Lobe seines Freundes Gneisenau auf das des vorzeitig hingegangenen Scharnhorst über und schloß mit den tiefempfundenen und schwungvollen Worten: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich Nichts würde vollbracht haben!“ Ein noch viel bedeutsameres, ein für Preußen geradezu historisches, den Sinn und Geist des so eben bestandenen Befreiungskrieges bestimmt und scharf ausprägendes Wort sprach er bei einem andern ihm zu Ehren gegebenen Fest, indem er den Toast ausbrachte: „Auf die glückliche Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!“

Fünftes Kapitel.

Wien.

Der Korse Pozzo di Borgo, ein wissender Mann unter seinen Zeitgenossen, ein klarer Kopf und scharfer Denker, schrieb im Juli von 1814 an den Freiherrn vom Stein: — „Deutschland ist nach meinem Urtheile das einzige Land, dessen Sittlichkeit, Einsicht und Charakter die größten und sichersten Erfolge versprechen. Allenthalben sonst ist Sand oder Fels, bei Ihnen ist guter, angebauter Boden[74].“ Wenn ein solcher Mann, nur in seinem Hasse gegen den Landsmann Napoleon leidenschaftlich, sonst aber kaltabwägend besonnen, unserem Lande zu dieser Zeit ein solches Ehrenzeugniß auszustellen sich gedrungen fühlte, so durften deutsche Patrioten auch nach den bittern Enttäuschungen, welche sie seit den grünen Ostern von 1813 hatten erfahren müssen, immerhin noch erwarten, das weitschichtige Tribunal, vor welchem die Angelegenheiten Europa's endgültig verhandelt werden sollten, der nach Wien berufene Kongreß, würde den gerechten Ansprüchen und Forderungen der deutschen Nation wenigstens einigermaßen gerecht werden. Thörichte Hoffnung, gegründet auf den unter dem Volke der Geduld hartnäckig heimischen „ideologischen“ Glauben, es sei nur eine misanthropische Grille des bekannten Doktor Sauerampfer, daß nicht die arme heimatlose Gerechtigkeit, sondern vielmehr das höllische

Kleeblatt Selbstsucht, Schufterei und Gewaltsamkeit die Welt regiere.

Schon die klägliche Machenschaft des pariser Friedens mußte Männer, welche weder sich selbst noch Andere zu täuschen geneigt waren, in Betreff der deutschen Sache mit trübsten Besorgnissen erfüllen. Die Energielosigkeit der preußischen Politik, hauptsächlich verschuldet durch Friedrich Wilhelms völliges Ertrunkensein in der „Freundschaft" mit dem Czaren, die Bornirtheit und Scheelsucht der britisch-toryistischen Diplomatie, die widerdeutsche, nur auf Verschluckung Italiens bedachte Franz-Metternichigkeit, endlich die auf Deutschlands Schwächung wohlberechnete Franzosensucht Alexanders, — alle diese Motive hatten Ehre, Geltung und Vortheil unseres Landes bereits so hintanzustellen gewußt, daß man es nicht einmal der Ehre würdigte, zur Mitunterzeichnung des Friedensvertrags beigezogen zu werden, während man dieser Ehre doch Spanien werth hielt, ja sogar das ärmliche Schweden und selbst das elende Portugal. Freilich war das nur eine Form; aber wenn Deutschland nicht einmal formell Etwas zu bedeuten hatte, so ließ sich leicht errathen, wie es mit seiner materiellen Bedeutung kommen würde, nämlich so, daß eine solche gar nicht vorhanden, daß die „Nation von Dichtern und Denkern" nur im „Reich der Träume" Etwas sein und heißen sollte.

Es kostet Selbstüberwindung — aber ein billiger Sinn wird sie üben — um nicht skeptisch zu lächeln, wenn ein zum wiener Kongreß reisender Diplomat, der Freiherr von Gagern, uns versichert, daß „zu Wien sicher die Idee vorherrschend gewesen, das Bessere zu suchen." Gewiß aber ist niemals das evangelische Wort: „Wer da sucht, der findet" — schlechter bestätigt worden als hier. Es kommt freilich darauf an, wie man sucht. Die Völker hätten es durch ihre Leiden unter dem Napoleonismus und durch ihre beispiellosen Anstrengungen gegen denselben zu Gunsten der Fürsten doch wohl verdient ge-

habt, daß die Könige und Diplomaten die in Wien zu lösende Aufgabe etwas ernster gefaßt hätten als sie thaten. Der eben genannte deutsche Diplomat, der sich übrigens für seine Person in Wien emsig genug geregt und eifrigst das Lied des Herrn, dessen Brot er aß, gesungen, d. h. sich redlich bemüht hat, den Nassau-Oranier, den neugebackenen König der Niederlande auf Kosten Deutschlands möglichst mit Land und Leuten auszustatten, — selbiger Freiherr von Gagern hat als der selbstgefällige Schwätzer, welcher er war, deutlich genug verrathen, daß man in Wien „das Bessere suchen" ging, indem man vor Allem darnach trachtete, die zu Paris und London genossenen Vergnügungen in der Kaiserstadt an der Donau fortzusetzen, und daß es deßhalb von höchster Wichtigkeit war, nicht allein mit pariser, bei Very gebildeten Köchen, sondern auch mit in dem „inhaltsschweren Geschäft der Dampfnudelnbereitung" wohlerfahrenen Köchinnen und mit einem reichlichen Vorrath feinster Weinsorten in Wien einzuziehen. Mit anderen Worten, der wiener Kongreß, zu welchem Fürsten und Prinzen, Fürstinnen und Damen jeden Ranges, Kriegs- und Staatsmänner jeden Grades, die ganze politische, geschäftliche und elegante „Welt" Europa's so zu sagen, Aristokraten und Hierarchen, Schwärmer und Schwindler, Narren und Gauner, Glücksjäger und Industrieritter aller Sorten, adelige Phantasten, gelehrte Projektmacher und literarische Beutelschneider, sowie „Babylonierinnen" aus Neigung und von Gewerbe in Masse zusammenströmten, — dieser wiener Kongreß war ganz darauf angelegt, den „Charakter eines großen Festes" zu tragen, und nie, fürwahr, sind ernstere und verwickeltere Interessen mit größerer Leichtfertigkeit inmitten eines betäubenderen Wirbelrausches von Zerstreuungen verhandelt worden[75]. Kein Wunder daher, daß solchem „Suchen" das „Finden" vollkommen entsprochen hat. Von allen auf dem Kongreß vertretenen Staaten hatten nur zwei Ursache, mit den Ergebnissen desselben zufrieden zu sein, Eng-

land und die Schweiz. Jenes erreichte so ziemlich alle Ziele seiner grobselbstsüchtigen Politik, diese erlangte eine beträchtliche Erweiterung ihres Gebiets und die Verbürgung ihrer Neutralität. Aber freilich ein ungetrübtes war dieses Glück der Eidgenossenschaft auch nicht; denn sie mußte es ja durch die Unterwerfung unter die altpatrizischen Ordnungen erkaufen, wie sie der plumpe Restaurationsfanatiker Ludwig von Haller aus Bern in dickbäuchigen Scharteken predigte, welche jetzt in der Aktensammlung zur Geschichte menschlicher Narrheit glücklich untergebracht sind [76]).

Gewiß waren die Schwierigkeiten, welche der Kongreß zu überwinden hatte, sehr groß und man hat füglich gesagt, nicht „ein Klumpen Wachs, sondern sprödes Eisen“ sei der Arbeitsstoff dieser Versammlung gewesen. Aber auch das sprödeste Eisen läßt sich durch geschickte, ehrliche und energische Schmiede in richtige und tüchtige Formen bringen. An solchen Schmieden fehlte es nur allzu sehr in Wien, allwo, man sage, was man wolle, von Anfang Alles auf das gemeinste Schachern mit und das kläglichste Feilschen um „Seelen“ abgestellt war. Deßhalb hat sich denn auch der König von Dänemark — (von Tandelmarkt, sagten die Wiener) — als der aufrichtigste der Kongreßmonarchen gegeben und gewissermaßen in fünf Worten die beste Kritik des Kongresses geliefert, als er auf die Abschiedsworte des Czaren: „Vous emportez tous les coeurs avec vous!“ den witzigen Trumpf setzte: „Mais pas une seule ame!“ Für Deutschland war schon das ein Unglück, daß die Versammlung in dem zu jener Zeit völlig entdeutschten Wien stattfand, wo der Geist von 1813 gar keinen Zutritt gefunden hatte, wo Alles in sinnlicher Genußschwelgerei aufging und der vom franz'schen Despotismus gepflanzte Knechtsinn sich mit Behagen im Koth der Niedertracht wälzte, dem aus Paris heimkehrenden Kaiser-Tartuffe Transparent-Huldigungen darbringend wie diese: „Ruhm dem Vater und dem Sohne! Um die Menschheit zu er-

lösen, gab Gott seinen einzigen Sohn; um Europa zu retten, gab Franz seine Tochter. Ruhm dem Vater und der Tochter[77])!" So schamlos-servil wurde mit dem Herrgott derselbe Franz zusammengestellt, welcher aus dem ewigen Loch, genannt östreichischer Staatssäckel, unbedenklich 20 Millionen Gulden zur Vergeudung in Kongreßfestlichkeiten schöpfte, während in den meisten Provinzen notorisch eine „Bettelarmuth" herrschte, so daß z. B. in Böhmen und Siebenbürgen eine förmliche Hungersnoth wüthete, während die Schwelger und Buhlweiber des Kongresses bei ihren üppigen Gelagen den „unerschöpflichen Reichthum" Oestreichs priesen[78]).

Was war für Deutschland von einer Versammlung zu erwarten, deren Vorsitz Metternich — „le ministre papillon," wie ihn die Witzlinge des Kongresses nannten — und deren Protokoll Gentz führte? Nichts. Judas Gentz, „welchem Seele und Körper von moralischer und physischer Erkältung in ewigem Fieberfrost zitterten," hat nicht allein sein eigenes Verhältniß zu jener Zeit, sondern auch die ganze Metternichigkeit erschreckend wahr gezeichnet, indem er zu Ende des Jahres 1814 in sein Tagebuch schrieb: „Der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten ist düster, aber nicht, wie früher, durch das Vernichtung drohend über unsern Häuptern aufgehangene Gewicht des Bonapartismus, sondern vielmehr durch die Mittelmäßigkeit und Albernheit von fast allen Rolleninhabern. Da ich mir jedoch Nichts vorzuwerfen habe" — (d. h. da ich viel zu ausgeschämt bin, um mir Etwas vorzuwerfen) — „so verursacht die genaue Kenntniß des erbärmlichen Verlaufs der Dinge und aller der armseligen Kerle, welche die Welt regieren (de tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde), weit entfernt, mich zu betrüben, mir vielmehr Vergnügen, und ich genieße dieses Spektakels, als wär' es ausdrücklich zu meiner Privaterholung angeordnet[79])." Metternich, welcher mitunter eine kongreßliche Kommissions- oder Plenarsitzung auf sich warten

ließ, weil er gerade alle Hände voll zu thun hatte, der Herzogin von Sagan oder sonst einer „Freundin,“ die in einem lebenden Bilde figuriren sollte, „Roth aufzulegen oder den Faltenwurf ihrer Tunika zu ordnen,“ — Metternich spielte auf dem wiener Kongreß die oder jedenfalls eine erste Rolle, während der Freiherr vom Stein ganz außerhalb der amtlichen Sphäre stand und im günstigsten Falle einen Privateinfluß geltend machen konnte. Damit war aber Wenig oder Nichts in der deutschen Sache durchzusetzen, welche zu keiner nur irgendwie gedeihlichen Lösung kommen zu lassen Rußland, England und Frankreich von vornherein stillschweigend einverstanden waren. Selbstverständlich war auch die zwischen Oestreich und Preußen waltende Eifersucht einer Lösung dieser Frage im nationalen Sinne sehr hinderlich, wie denn ja überhaupt die Vorstellung, es könnte, so lange es ein Preußen und ein Oestreich gibt, ein Deutschland geben, einen deutschen Nationalstaat, nur eine Kinderklapper für Solche war, ist und sein wird, welche auf gut Schweizerisch „politische Häfelischüler“ heißen. Der Plan und Vorschlag des Freiherrn vom Stein ist bekanntlich gewesen, die deutsche Reichsverfassung mit Einschluß der Kaiserkrone auf zeitgemäßer Basis wieder herzustellen. Aber Steins großer vaterländischer Gedanke, dessen Verwirklichung nach den von der preußischen Politik im Jahre 1813 durch Lässigkeit und von der östreichischen durch Widerdeutschheit verschuldeten Vorgängen allerdings unermeßlichen Schwierigkeiten begegnete, fand so rechten Anklang nur bei dem Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg, was diesem gutzuschreiben die Geschichte nicht unterlassen darf. Eine Weile schien es, als ob Oestreich auf den Gedanken einer Wiedererwerbung der deutschen Kaiserkrone einzugehen bereit wäre. Der östreichische Minister Wessenberg befürwortete denselben nachdrücklich und selbst Metternich verwarf ihn nicht ganz, weil Kaiser Franz die Miene anzunehmen geruhte, als ob er, nun „er seine lieben Deutschen kennen gelernt habe,“ große

Lust verspürte, die deutsche Reichskrone wieder zu erwerben. Er sagte das einer Abordnung der mediatisirten Reichsaristokratie, die ihm am 22. Oktober aufwartete und als deren Sprecherin die geistvolle und patriotische verwittwete Fürstin von Fürstenberg den gewesenen letzten deutschen Kaiser eindringlich mahnte, den gerechten Forderungen der Nation gerecht zu werden. Franz wienerte bei dieser Gelegenheit recht gemüthlich, daß die Deutschen ein „so gutes und braves Volk“ seien, dessen „gerechtes Verlangen“ er unterstützen würde. Aber sofort setzte sich Preußen einem Wiederaufbau des deutschen Reichs, dessen Krone das Haus Lothringen-Habsburg tragen sollte, mit allen Kräften entgegen. Baiern, beim Kongreß durch den gefürsteten Säbelrasseler Wrede vertreten, welcher sich selbst und aller Welt einbilden wollte, er sei der „Sieger von Hanau,“ — Baiern, lächerlich-emsig bemüht, vom Kleinstaatsfrosch zum Großmachtsochsen sich aufzublasen, wollte nur von seiner unbedingten Souverainetät, nicht aber von einem deutschen Reiche oder auch nur von einem deutschen Bunde hören und in dasselbe Horn des absoluten Partikularismus und Sultanismus blies mit Macht der „dicke Frieder“ von Würtemberg. Hannover, d. h. Graf Münster, partikularisirte im Interesse seiner Chimäre eines „großen Welfenreichs“ an der Ost- und Nordsee und so leierte sich die widernationale Litanei von den Größten und Größeren bis zu den Kleineren und Kleinsten hinab. Selbstverständlich fand jede Sonderbündelei an der russischen und englischen, mehr aber noch an der französischen Diplomatie eine bereitwillige Stütze und die bairischen, würtembergischen, badischen und darmhessischen Minister stellten sich zu Talleyrand, als wäre noch immer die liebe Rheinbundszeit. Was etwa zur Mehrung des deutschen Wirrsals noch fehlte, das schafften die Zänkereien der Pfaffen und die Stänkereien der Junker glücklich herbei. Summa: mit dem Problem der Wiedergestaltung Deutschlands sah es mehrmals ganz verzweifelt aus, so verzweifelt, daß es am Ende noch für

ein Glück gelten mußte, die am 8. Juni von 1815 zum Abschluß gekommene „deutsche Bundesverfassung" zu Stande gebracht zu sehen, welche Deutschland als einen Staatenbund von souverainen Fürsten und unfreien Städten nothdürftigst konstituirte, keinen der allenfalls in ihr gelegenen Keime des „Besseren" zur Entwicklung brachte, durch die Art ihrer Handhabung den einzelnen deutschen Stämmen ihre Vorschrittsbemühungen verkümmerte und nationaldeutsche Gesinnung zu einem Verbrechen stempelte. Ja, und selbst diese Spottgeburt von einer deutschen Verfassung wäre wohl nicht zu Tage gefördert worden, falls „tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde" nicht das Feuer auf den Nägeln gebrannt, d. h. wenn man der tapfern Fäuste des armen deutschen Geduldmichels nicht abermals zur Bekämpfung des Napoleon bedurft hätte [80]).

Der Kongreß hätte einer Bestimmung des pariser Friedensvertrags zufolge schon am 1. August von 1814 eröffnet werden sollen, ward es jedoch erst am 1. November. Wenigstens in geschäftlicher Richtung; denn was die festliche angeht, so fing diese schon im Oktober frühzeitig an, nachdem sich die europäische „Welt" allmälig in der Donaustadt eingefunden hatte. Im größten Styl angeordnete und durchgeführte Feste waren das soldatische am 18. Oktober zur Feier der leipziger Schlacht im Prater gefeierte und dann ein großes „Karussel" in der „wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten" Reitbahn, wobei besonders die östreichischen Kavaliere „durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen." In der Region der edleren theatralischen Genüsse setzte Sophie Schröder durch die Macht und den Umfang ihres Talents Heimische und Fremde in Erstaunen, während den vornehmen Pöbel die beiden französischen Tänzerinnen-Demoiselles Bigottini und Aimé entzückten. Die Erstere nahm als Buhlbeute 140,000 Gulden mitfort „und ein Kind." Der achtzigjährige Prince de Ligne, „le dernier des chevaliers français", hatte guten

Grund, seinen bekannten Witz zu machen: „Le congrès ne marche pas, il danse.“ In Wahrheit, das ganze Ding ließ sich an wie ein frivolster Karnevaltanz. Trieb es doch sogar der Czar, wahrscheinlich um sich von den mit Juliane von Krüdener in Paris durchgemachten Bußübungen und sonstigen Erhabenheiten zu erholen, in Wien so munter, daß er mit einer Dame wettete, wer von ihnen Beiden am schnellsten die Kleider zu wechseln vermöge, was die Dame schneller zu Stande brachte als er. Es war bald ein eifrig betriebenes Studium und galt für ein Verdienst, Abwechselung in die ununterbrochene Reihenfolge der Vergnügungen und Spektakel zu bringen. Der alte Witzling de Ligne that daher auch, wie er vorhersagte, den Kongreßleuten den Gefallen, während der Dauer der Versammlung zu sterben, damit sie noch des Schauspiels der Bestattung eines östreichischen Feldmarschalls genießen könnten. In die Kategorie solcher Veranstaltungen gehörte auch das Seelenamt, welches Talleyrand am 22. Jahrestage der Guillotinirung Ludwigs des Sechszehnten im Sankt Stephansdom veranstalten ließ und das „wie eine schlechte Theaterdekoration“ anzusehen war. Waren die großen Herren und feinen Damen von den Strapazen des Vergnügens ganz erschöpft und abgespannt, so gingen sie nach der Kirche von Mariahilf, um sich durch die grotesken Fastenpredigten wieder aufspannen zu lassen, welche der von seiner Wüstlingschaft und Karfunkeldichterei zur grellsten Pfafferei bekehrte Zacharias Werner daselbst losgab, seinen Zuhörern und Zuhörerinnen neben dem „geistlichen Ertrag auch reichlichst-weltliche Unterhaltung“ bietend. Es war noch ein milder Grad seiner Fratzenhaftigkeit, womit er es dem alten Abraham a Sankta Klara nachzuthun sich bemühte, wenn er in einer seiner Predigten in burlesken Wendungen der deutschen Sprache gegenüber der französischen den Vorzug gab, weil „der heilige Geist nicht französisch zu den Aposteln gesprochen habe.“ Aber — mit einem Ohrenzeugen zu reden — „wer die

Predigt mit anhörte, in welcher Sankt Zacharias von dem allersündlichsten und ärgerlichsten Theile des menschlichen Körpers handelte, die Eigenheiten und Unarten angab, durch die er sich bemerklich macht, endlich nach der absichtlich beunruhigendsten Aufzählung derselben mit unerhörter Dreistigkeit fragte, ob er ihn noch erst nennen oder gar zeigen sollte, darauf aber ausrief: Die Zunge ist es! — der hatte das sprechendste Beispiel, auf wie ärgerliche Weise dieser Schäcker Schimpf und Spott mit seiner Zuhörerschaft trieb . . ." Kupplerin Intrike entwickelte inmitten dieses europäischen Gewühls eine so vielseitige politische und erotische Thätigkeit, daß Geschichtszofe Anekdote sich ganz außer Athem laufen müßte, um jener nachzukommen. Denn in demselben Maaße, in welchem die zahllos sich durchkreuzenden diplomatischen Ränke „im Verborgenen unter Purpur- und Sammetmänteln mit Dolchen gegen einander stießen," drängten sich Vorzimmer- und Boudoirsskandalien aller Art. Zwischenhinein gab es auch wohl komische Knalleffekte, wie wenn z. B. die wiener Fiakerkutscher den englischen Bevollmächtigten Sir Charles Stewart, welcher auf offener Straße mit ihnen handgemein geworden, derb abdraschen; oder tragikomische, wie wenn ein „altgedienter, ehrbarer" Diplomat sich erschoß, welcher bei einem Hoffeste von einer Diarrhoe befallen, in demselben Augenblick aber unerwartet zu einer Spielpartie mit allerhöchsten Herrschaften „befohlen" worden und dem dann am Spieltisch trotz Aufbietung seiner ganzen Willensstärke „etwas Menschliches" begegnet war. Die durchgebildetsten Eßkünstler und raffinirtesten Gaumenschwelgerinnen vereinigte Erzschuft Gentz an seiner Tafel. Eines Tages verstummte plötzlich diese vornehme und auserlesene Tafelrunde, als einer der Gäste, der Doktor Bollmann, der in Amerika gewesen war, von den Vereinigten Staaten zu erzählen begann. Allen diesen Herren und Damen erschien die Vorstellung von der kolossalen Entwicklung eines solchen Freistaats als ein „schreckbares" Beispiel,

daß „gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzustellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen.“ Durch die Fragen eines neugierigen Diplomaten gestaltete sich Bollmanns Vortrag zu einem vollständigen, mit schlagenden Beispielen ausgestatteten Kursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, die man „gerade hier bei dem Monarchenkongresse am wenigsten für möglich gehalten hätte.“ Gentz rutschte in höchster Unbehaglichkeit auf seinem Stuhle hin und her, denn er fühlte sich durch das Gewicht der Sache „wie zerschmettert“ [81]). Sehr begreiflich! Denn in dem Speisezimmer des Judas Gentz, in diesem Kongreß-Wien, wo unter Verhöhnung aller Volksrechte mittelst Neustählung sultanischer Fürstengewalt, mittelst Schmiedung von „Adelsketten“ und anderweitigem Rüstzeug elender Staatspfuscherei an der Knechtung der Nationen Europa's gearbeitet wurde, — in diesem Wien ein Bild des riesigen Wachsthums transatlantischer Demokratie entrollen, das hieß fürwahr ein prophetisch-drohendes „Mene, Tekel, Upharsin!“ auf die Wand von Belsazars Saal schreiben.

Bei günstiger Witterung konnte man auf der „Bastei“ die gesammte europäische „Welt“ Musterung passiren lassen. Hier sah man den Czaren Arm in Arm mit Eugen Beauharnais — (dieses Arm-in-Armgehen hörte aber auf, als man erfahren haben wollte, Eugen hätte seinem Stiefvater nach Elba die Warnung zukommen lassen, man ginge in Wien auf Pozzo's Andringen damit um, ihn, den Napoleon, von Elba nach Sankt Helena bringen zu lassen). Hier ging der Kronprinz von Würtemberg Arm in Arm mit dem Freiherrn vom Stein, huldigende Blicke zu der schönen, gescheiten und regierungslustigen Großfürstin Katharina hinübersendend, die nachmals seine Frau wurde. Hier lustwandelten Lord und Lady Castlereagh, am hellen Tage „wie zum Maskenball gekleidet,“ her ladyship, eine kolossale Dame, das Hosenbandordenscollier des Gemahls als Diadem tragend.

Da sah man mit seinem Degenknopf Wrede den König von Baiern vorübergehen, der wie ein „grober, verdrüßlicher bairischer Fuhrmann“ aussah, und mit seinem Gesandten Winzingerode den König von Würtemberg, welcher „erproben zu wollen schien, bis zu welchem Grade der Ausdehnung die menschliche Haut getrieben werden könnte“ (ce prince semble vouloir prouver jusqu'à quel point de dilation la peau humaine peut s'étendre). Weiterhin den Fürsten Metternich mit dem Herzog von Koburg, den Erzherzog Karl mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, Talleyrand mit Stewart, Pozzo di Borgo mit Ypsilanti, Kapodistrias mit dem Kardinal Consalvi, Wilhelm von Humboldt mit Rahel Levin, den Fürsten Razumowsky mit Don Gomez Labrador. Hier sah man den Herzog Karl August von Weimar, immer noch „munter und burschikos,“ mit dem badischen Forstjunker Drais dessen eben erfundene Draisine in dem Gedränge probiren, welches der Turnmeister Jahn mit seinem vorsündflutlichen Bart, seinem altdeutschen Rock, seinem schmutzigen Hemdkragen und kothigen Schuhwerk „frisch, frei, fromm, fröhlich“ durchschritt, „Merke“ zum deutschen Volksthum rechts und links in die bunte Menge werfend. Hierher kamen die beiden Mephistophelesse des Kongresses, der frankfurter Rechtsgelehrte Jassoy und der russische Oberst Karl von Nostitz, um überreichliche Materialien zu der sarkastischen Lauge zu holen, womit sie die Kongreßkomödie aristophanisch würzten. Da waren auch alle die „Kongreßschönen,“ welche auf der Bastei lustwandelten „spectatum et spectentur ut ipsae“: — die Herzogin von Sagan, welcher der Czar dem Metternich zum Possen den Hof machte, so oft ihn die metternichige Politik ärgerte; die Fürstin Bagration, eine „Schönheitsruine,“ die aber in lebenden Bildern wenigstens noch als Aphrodite Kallipygos figuriren konnte und wollte und vollauf berechtigt war, die Venus Vulgivaga in ganzer Figur vorzustellen; die Fürstin von Fürstenberg, durch „kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit ausgezeichnet“; die

Bankfrau von Geymüller, eine „Schönheit ersten Ranges"; die Fürstin Paul Esterhazy, ein „junges verlangendes Weibchen mit brennenden Augen"; die junge Lady Rumboldt mit „einem Fell wie weißer Sammet, auf dem die Morgenröthe glüht, und mit Augen, die immer sagten: komm' her!" Ferner die Gräfin von Bernstorff, „dänisch in die Höhe getrieben, aber mit der Frische der Abendbeleuchtung"; die Gräfin Karoline Szechenyi („la beauté coquette"), die Gräfin Sophie Zichy („la beauté triviale"), die Gräfin Rosine Esterhazy („la beauté étonnante"), die Fürstin Gabriele Auersperg („la beauté qui inspire seule du vrai sentiment"), die Gräfin Sauerma („la beauté du diable") und die Gräfin Julie Zichy („la beauté céleste"). Letztgenannte betete ein schweigsamer König Infinitiv an und sie „regalirte die courtoisirende Majestät mit Erhabenheit und Religion," zum Danke wofür er sie stundenlang anschwieg. Auch die beiden jüdischen Baronessen Eskeles und Arnstein hatten einen großen Stand in der kongreßlichen Gesellschaft und trieben mittelst ihrer Liebenswürdigkeit die Interessen der Summen, welche ihre Herren Gemahle gekrönten und nicht gekrönten oder auch „anders gekrönten" Häuptern liehen, nicht wenig in die Höhe [82]).

Auf diesem Hintergrund oder, richtiger gesagt, hinter diesem Vordergrund von Zerstreuungen, Frivolität und Genußhascherei bewegte sich nicht wohlgeölt, sondern schwerfällig mit Ach und Krach das mit „Seelen" schachernde und um „Seelen" feilschende Ränkespiel der diplomatischen Verhandlungen. Kläglichste Gedankenarmuth und armseligste Kleinkrämerei an allen Ecken und Enden! Nicht eine zündende Idee, nirgends der Wille, geschweige die Kraft eines großen Entschlusses! Alles mittelmäßig, engherzig und gemein! Die tüchtigen Männer, wie Stein, nebenaus gestellt, die unfähigen oder leichtfertigen entscheidend. Leicht erklärt es sich, wie unter diesen Leuten ein schwefelfarbener Talleyrand, obschon anfänglich „gleichsam per-

horrescirt"[83]), binnen Kurzem die erste Geige zu spielen vermochte. Er hatte rasch erkannt, was auf diesem Boden ein Mann, der wenigstens eine bestimmte Ansicht und Absicht hatte, mit bronzestirniger Kaltblütigkeit und Unverschämtheit auszurichten vermöge, und er richtete sein Handeln danach ein. Dabei ist aber nicht zu leugnen, dieser Adept der höheren Schurkerei verstand in Wien so aufzutreten, daß Unbefangene ihm einen gewissen Respekt nicht versagen können. Und zwar keineswegs nur darum, weil er Erfolg hatte. Er war nach Wien gekommen mit einer hübschen Bürde schwieriger Aufgaben beladen. Er sollte unter Anderem die Vertreibung Murats aus Neapel, die Wiederherstellung der italischen Bourbons und die Entfernung Napoleon's aus Elba zuwegebringen; aber das zu lösende Hauptproblem war, Frankreich aus seiner Isolirung heraus- und in das „Konzert" der europäischen Großmächte hineinzulootsen. Zu diesem Ende, und um dem eben erst besiegten und gedemüthigten Frankreich wiederum zur Stellung einer die europäischen Geschicke mitentscheidenden Großmacht zu verhelfen, hatte der Schwefelfarbene — wie er nachmals mit kynischer Offenheit eingestand[84]) — sein Absehen vornehmlich darauf gerichtet, die Quadrupelallianz von Chaumont zu sprengen.

Allerdings hatte ihm hiebei die widerdeutsche, nach einem Bündniß mit Frankreich gierende Arglist des Czaren, welche sich jetzt in ihren eigenen Schlingen gefangen sah, bedeutend vorgearbeitet. Aber trotzdem muß die ganze Prozedur, wie es dem hinkenden Expfaffen gelang, das „perhorrescirte Frankreich" zwischen England, Rußland, Oestreich und Preußen hineinzuschieben, dadurch die Quadrupelallianz auseinanderzusprengen und seinem Lande, dem eben besiegten, nicht nur eine mitentscheidende, nein, geradezu die entscheidende Stimme im europäischen Areopag zu verschaffen, sicherlich als ein Meisterstück von Ränkekunst, folgerichtiger Frechheit und quasi diabolischer

Ironie anerkannt werden, — als ein Meisterstück, dem sogar ein gewisser sittlicher Nimbus nicht abzusprechen ist; denn Talleyrand handelte durchweg als ein guter und pflichttreuer, vom Bewußtsein der Nationalität getragener Sohn Frankreichs. Ja, es kann keine galligere Satire auf den wiener Kongreß geben als die Thatsache ist, daß der Großmeister des Meineids und der Bestechlichkeit unter allen diesen Staatsmännern der größte Patriot war. Talleyrands Erfolge sind um so erstaunlicher, als er sie mit im Grunde äußerst geringfügigen Mitteln anstrebte und erlangte. Sein Hauptmittel ist gewesen, daß er das Geheimniß der Wichtigmacherei im Superlativ besaß, während es der Fürst von Metternich nur bis zum Positiv gebracht hatte. Er wußte daher diesem Imponirungskünstler seinerseits vollständig zu imponiren. Er wußte, wie sehr mittelst Phrasen und Formeln auf die Gedankenlosigkeit zu wirken ist, und so blies er dem östreichischen Minister die Formel „La légitimité“ ein, von welchem Phantom von Gedanken dann die Metternichigkeit ihr Lebenlang gezehrt hat. In Wahrheit, dieser skrophulöse Balg, welchen der Sarkasmus mit der Lüge gezeugt hat, die Legitimität, sie wurde in Wien zu einem heiligen Wunderkind aufgepäppelt, dessen segnende Hände die Völker in den alten Zauberschlaf der Dummheit und Knechtschaffenheit zurückmagnetisiren sollten und würden. Und zu derselben Zeit, wo man sich den Anschein dieser armseligen Abgötterei gab, lief in den wiener Salons über den „Legitimsten der Legitimen“, über den Chef des ältesten Königshauses der Christenheit wohlgefällig das diplomatische Witzwort um: „Les Anglais ont nourri un cochon, les Français l'ont acheté pour XVIII Louis, mais il ne vaut pas I Napoléon“[85]). Die Welt will und muß betrogen sein.

Als Rußland, Preußen und Oestreich ihr widernapoleonisches Bündniß geschlossen hatten, waren sie stillschweigend übereingekommen, daß den Entschädigungspreis für ihre zu machenden Anstrengungen Oestreich in Italien, Preußen in Deutsch-

land, Rußland in Polen suchen und finden sollte. Oestreich hatte seine italische Beute bereits gefaßt und in Sicherheit gebracht, so daß es jetzt gerade in der rechten Verfassung war, Preußen zu hindern, Sachsen, und Rußland, Polen einzusacken. Vielleicht zwar wären diese beiden Mächte mit ihren Absichten dennoch durchgedrungen, wenn sie rasch und unzertrennlich fest aufgetreten wären. Aber die Wahrheit ist, Rußland mißgönnte es Preußen heimlich, daß sich dieses ein tüchtiges Stück weit nach Deutschland hineinfräße, und Preußen wollte im Grunde doch auch nicht die Russen in Krakau, Thorn und Danzig haben. Als dann weiterhin Rußland und Preußen ihre Interessen für solidarisch erklärten und als solche geltend machen wollten, war es zu spät. Denn inzwischen hatte Talleyrand Zeit gehabt, den östreichischen Argwohn gegen Rußland und die östreichische Eifersucht gegen Preußen auszunützen und den englischen Toryismus zu Gunsten der „Legitimität“, zunächst des Königs von Sachsen, in Gang zu bringen. Die englische Politik, welche in Betreff der deutschen Sache ihre Eingebungen vom hannover-münster'schen Partikularismus empfing, war bald eifrigst mit dabei, die Schaffung eines deutschen Großstaats mittelst erklecklicher Vergrößerung Preußens in Deutschland verhindern zu helfen. In alle diese Risse hinein trieb Talleyrand seine die Quadrupelallianz spaltenden Keile und im Daraufklopfen von Rheinbundsüchtigen, wie Baiern, Würtemberg und Darmhessen, emsig unterstützt, konnte er im Kongresse bald so auftreten, daß der erbos'te Czar vollauf Grund hatte, zu sagen: „Talleyrand fait ici le ministre de Louis XIV.“

Im Dezember von 1814 waren dann die Sachen glücklich so verhetzt und verwickelt, daß es allen Anschein hatte, Robinson Crusoe — so nannte der Prince de Ligne den Ex-Empereur auf Elba — würde recht bald des schadenfrohen Schauspiels genießen können, von seiner Insel aus mit anzusehen, wie seine Feinde zerfleischend über einander herfielen. Am heftigsten und trotzig-

sten bäumten sich, wie gewohnt, Deutsche gegen Deutsche auf. In Wien haselirte man widerpreußisch, in Berlin schrie man, an die Stelle Hardenbergs müsse der Blücher nach Wien geschickt werden, um Preußens Sache zu führen, und der Alte, durch den Gang der Dinge in die vollste Blücherdonnerwetterstimmung gebracht, hätte sich einer solchen Sendung sehr gern unterzogen. Von einem Ausflug nach Schlesien wieder nach Berlin zurückgekehrt, wurde er daselbst der Mittelpunkt der Unzufriedenen und ließ es an berserkerhaften Ausfällen auf die „Hundsfötter von Diplomatikern" natürlich nicht fehlen. Wenn ihn die „Kongreßluderei" gar zu arg verstimmt hatte, ging er, um sich wieder aufzuheitern, nach der Hasenhaide hinaus, um dem Turnen zuzusehen und in seiner Art die Turner zu ermuntern: — „Macht nur so fort, bis ihr 24 Jahre alt seid, und ihr sollt, Gott verdamm' mir! die schönsten und besten Weiber kriegen und werdet ein gesundes und fröhliches Alter haben"[86]). Sicherlich hat es ihn vom Herzen gefreut, daß damals in der preußischen Hauptstadt ein von Stägemann gedichtetes „Kriegslied" abschriftlich umging, welches, ein Merkstein der Zeit, dem Zorn gegen die Feinde Preußens, vorab gegen die Franzosen, in grimmigster und trotzigster Weise Ausdruck gab[87]). In Wien blieb man nicht dahinter. „Der König von Sachsen — wienerte Kaiser Franz — muß halt sein Land wieder haben, sonst schieß' ich!" worauf Hardenberg, was aber ziemlich mythisch klingt, die Antwort gegeben haben soll: „Nur zugeschossen! Preußen wird seine Ansprüche gegen Männiglich zu vertheidigen wissen." Thatsache ist, daß man hüben und drüben vom Schießen und Marschirenlassen sprach, und daß dies ganz ernst gemeint sein mußte, zeigt unwiderleglich der geheime Vertrag, welcher am 3. Januar von 1815 zu Wien zwischen Oestreich, England und Frankreich abgeschlossen wurde, ein wahrhafter Triumph für Talleyrand, ein geheimer Allianzvertrag, welcher, gegen Rußland und Preußen gerichtet, festsetzte, daß die drei Vertragsmächte die Bestimmun-

gen des pariser Friedens mitsammen aufrecht erhalten und durchführen wollten. Jede von ihnen sollte eine Streitmacht von 150,000 Mann bereit halten, um damit sofort derjenigen zu Hülfe zu eilen, welche von irgendwem oder irgendwoher angegriffen würde. Die Könige von Baiern, von Hannover und der Niederlande sollten zum Beitritt eingeladen werden[88]).

In dieser Art war das gentzische Märchen von der „wundervollen Eintracht der Höfe" zur Verwirklichung gekommen. Zwar zur Katastrophe wurde die Krisis nicht, weil man hüben und drüben sich zu besinnen und wieder einzulenken begann. Die russischen Staatsmänner wollten keinen Bruch weder mit England noch mit Frankreich und der Czar stimmte demzufolge seine ursprünglichen Ansprüche auf ganz Polen bedeutend herab. Dadurch konnten die polnischen Beutefetzen für Oestreich und Preußen größer zugeschnitten werden und im Hinblick auf eine vergrößerte Zutheilung in jenen Gegenden erhielten auch die Verhandlungen über Sachsen eine andere Gestalt, d. h. Preußen ließ allmälig seine Geneigtheit blicken, mit der Verschluckung des halben statt des ganzen Sachsens vorlieb zu nehmen. Aber die gegenseitige Verbitterung war damit doch nicht gehoben, der Vertrag vom 3. Januar blieb bestehen und irgendeine Zufälligkeit konnte das glostende Feuer der Zwietracht zur hellen Flamme anblasen. Da, horch, entlud sich plötzlich die schwüle Spannung der Lage in dem schmetternden Donnerschlag: Der Adler ist seinem Käfig entflogen! In der That, der Napoleon that seinen Feinden den ungeheuren Gefallen, ihr aus dem Leim gegangenes Bündniß mit dem Schreckenskitt seines Namens wieder zusammenzukleistern.

Es ist gleichgültig, ob zuerst durch eine Botschaft des östreichischen Generalkonsuls in Genua an Metternich oder aber durch einen Eilboten des englischen Gesandten in Florenz an Wellington, genug, am 7. März von 1815 gelangte die Nachricht nach Wien, der Entthronte von Fontainebleau habe am

27. Februar bei Einbruch der Nacht sein Inselexil verlassen. Am 11. wußte man, daß er nicht, wie man Anfangs geglaubt, in Italien, sondern in Frankreich gelandet habe. Noch yahten Esel zu Wien, wie das auch Esel zu Paris thaten: — „Desto besser! Er wird wie ein Straßenräuber gefangen und aufgehenkt werden.“ Aber von Stunde zu Stunde erfuhr man mehr von seinen beispiellosen Erfolgen und endlich die napoleonische Wegwischung des „legitimen“ Bourbonenthrons. „Ich habe es Ihnen wohl gesagt, daß dies nicht von Dauer sein würde!“ runzelt der Czar den Schwefelfarbenen an, welcher sich stumm verbeugt, weil ihm zu dieser Stunde die Zunge wirklich und wahrhaftig am Gaumen klebt. „Da sehen Sie, Sire — sagt Kaiser Franz zum Kaiser Alexander — was aus Ihrer Begünstigung der Jakobiner in Paris entstanden ist.“ Worauf der Czar: „Freilich, mein Herr Bruder. Um jedoch mein Unrecht zu sühnen, stelle ich meine Person und meine Heere Eurer Majestät zur Verfügung [89]).“ Der wiener Witz legte sich die Sache in seiner Weise zurecht. Im Theater an der Wien wurde die Operette das „Hausgesinde“ gegeben, in welcher der damals berühmte Komiker Hasenhuth die Rolle des Jocrisse spielte. Die Monarchen wohnten in der kaiserlichen Loge der Vorstellung an, denn sie wollten „trotz der Alles erschütternden Kunde vor dem Publikum Unbefangenheit markiren.“ Als nun in der Posse die Hausfrau den Jocrisse ausschalt, daß er allen seinen Dummheiten die Krone aufgesetzt, indem er ihren geliebten Kanari habe aus dem Käfig entwischen lassen, gab der Gescholtene zur Antwort: „Ei, was hat's denn zu sagen, daß so ein Vögerle entwischt ist? Die da — (auf die Monarchen zeigend) — haben ja den großen Vogel entwischen lassen . . .“ In Berlin hatte der alte Vorwärts die große Neuigkeit kaum erfahren, als er in frühester Morgenzeit in das Hôtel des englischen Gesandten eilte und den Erstaunenden mit der Frage aus dem Schlafe weckte: „Hat England eine Flotte im Mittelmeer?“ —

„Eine Flotte? Ja wohl, ich denke.“ — „Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Nämlich, wir müssen, Gott straf' mir! von vorn anfangen und daran seid ihr Engländer schuld!“ Sprach's, ging heim, vertauschte seinen bürgerlichen Rock mit der Feldmarschallsuniform und verfügte sich unter die Linden, wo das Volk den alten Recken kaum in seinem Kriegskleid erblickt hatte, als es jubelnd losbrach: „Hurrah, Papa Blücher, nun geht's wieder vorwärts[90])!“

Zwölftes Buch.

Waterloo.

Erstes Kapitel.

Ein Adlerflug.

Noch scholl der Freudenschrei: „Gefallen ist Babel und gerissen die Krone von des Tyrannen Haupt!“ durch Europa, an den Felswänden des Urals widerhallend und auf den Wogen des Ozeans an die Gestade der Atlantis hinüberrollend, als am 3. Mai von 1814 die britische Fregatte Undaunted im Hafen von Porto Ferrajo vor Anker ging. Sie brachte den entthronten Cäsar und sein tausendfach selbstverschuldetes Mißgeschick nach der kleinen Insel, zu deren winziger Souverainetät die Kurzsichtigkeit der Verbündeten, d. h. die schauspielende Don-Quijoterie des Czaren, den besiegten Eroberer begnadigt hatte. Eine der dümmsten weltgeschichtlichen Dummheiten, ohne Zweifel! So eine „Ritterlichkeit,“ welche etlichen Hunderttausenden von Menschen das Leben gekostet hat, von allem übrigen dadurch verursachten Elend und Jammer zu schweigen. Aber das kam ja gar nicht in Rechnung, wenn man sich vor der Welt in der Titelrolle des Schauspiels „der großmüthige Sieger“ mit Glanz sehen lassen konnte. In Wahrheit, nur von den Dünsten der Schmeichelei völlig umnebelte Augen hatten übersehen können, daß ein Napoleon nicht dazu gemacht sei, auf Elba gelassen seinen Kohl zu pflanzen. Er war kein Mann wie Washington

gewesen, er war jetzt kein Greis wie Diokletian: er war er selbst, noch immer er selbst.

Denn die Undaunted trug nicht nur den Cäsar und sein Mißgeschick, sondern auch Cäsar mit seinem Genie, seinem Stolz und seinem Kaiserwahnsinn. In der That, der tolle Napoleonismustraum war, allem in Paris und Fontainebleau Geschehenen zum Trotz, immer noch nicht ausgeträumt. Der Gefahr, von den wüthenden Pöbelmassen der Provence in Stücke gerissen zu werden, kaum entronnen, hatte der Empereur — wie er ja sogar offiziell noch immer hieß — seines gewaltigen Geistes Schnellkraft sofort wieder erlangt. Wenn dieselbe zunächst nur die komödiantische Seite seines Wesens hervorkehrte, vermochte das sehende Augen kaum zu täuschen. Er gab sich als resignirten Philosophen. Mit Sir Thomas Usher, dem Kapitän der englischen Fregatte, auf dem Hinterdeck spazirend, sagte er: „Die Ehrsucht beherrscht mich nicht mehr. Ich ziehe mich in die Einsamkeit zurück, um die großen Dinge zu beschreiben, welche während meiner Regierung gethan worden sind." Aber daß er schon auf der Fahrt nach Elba entschlossen war, für seine zu schreibenden cäsarischen „Kommentarien" zuvor noch den Stoff tüchtig zu mehren, das konnte ein hörendes Ohr merken, wenn er den angeführten Worten die weiteren hinzufügte: „Die armen Bourbons! Sie verstehen dieses leichtfertige und phantastische Volk von Franzosen nicht zu regieren. Ihre Herrlichkeit wird nicht lange währen. In zehn Monaten wird es mit ihnen wieder aus und vorbei sein[1])." Ein scharfäugiger Prophet, wie man gestehen muß: — er hat sich nur um 10 Tage geirrt. Freilich, es sah ganz und gar wie eine Phantasmagorie des Wahnwitzes aus, im Besitze von 2½ Millionen Francs und 1200 Soldaten an eine zweite Eroberung Europa's oder auch nur Frankreichs zu denken; aber dem Genius oder Dämon ist anders zu rechnen erlaubt als der lieben Mittelmäßigkeit, obzwar es diese am Ende doch immer wieder über Genius oder Dämon

davonträgt, weil nicht das Geniale, sondern das Gemeine die Welt beherrscht. Napoleon, daran kann ein Zweifel nicht aufkommen, sah die Fahrt nach Elba nur als eine Episode in dem Epos seiner Laufbahn an, und als er, gewaltige Zukunftspläne in der Seele wälzend, sein Miniatur-Empire betrat, durfte seine nur allzu gerechtfertigte Menschenverachtung dazu lächeln, wenn die guten Insulaner, welche vor etlichen Tagen den „tiranno Napoleone“ im Bilde verbrannt hatten, jetzo ihren neuen „Sovrano,“ welcher, sagten sie, „unermeßliche Schätze in Gold und Juwelen“ mitbrächte, mit wüthendem Evvivageschrei und einem solennen Tedeum empfingen.

Die restaurirten Bourbons mit ihrem ungeheuren Schweife von Junkern und Pfaffen bemühten ihrerseits sich redlich, der Prophezeiung Napoleon's zur Erfüllung zu verhelfen. Zwar die arme alte Watschelmajestät von achtzehntem Ludwig war nicht so einfältig, die Wiederaufrichtung des Ancien Régime für möglich zu halten. In Wahrheit, der König ist kein Bourbonist gewesen, sondern ein Epikuräer und Ironiker, der im Grunde seines Herzens an Nichts glaubte als an den Horaz, welchen er auswendig wußte. Seine horazische Lebensphilosophie sagte ihm, daß es gescheiter sei, in den Tuilerien seine königliche Bequemlichkeit zu haben als noch einmal das „harte Auf- und Niedersteigen fremder Treppen“ zu riskiren. Das bequeme Verweilen in den Tuilerien hing aber, wie er wohl einsah, von der guten Laune der Madame France ab, und da Madame dermalen auf die Handhabung der liberal-konstitutionellen Kinderklapper förmlich versessen zu sein schien, so durfte man ihr, schlußfolgerte Se. gichtbrüchige Majestät, die Freude an diesem Spielzeug nicht vergällen. Man mußte demnach die Erklärung von St Ouen einhalten, mußte, wie man es hieß, „im Geiste der Zeit regieren“ und die Komödie der „verfassungsmäßigen“ Monarchie mit Anstand spielen. Zu seinem Unglück fehlte ihm das zur Durchführung dieses Spiels nöthige Maaß von Kraft und sein Günstling, der Duc de Blacas, die oberste Wartefrau oder so zu sagen

die Säugamme des restaurirten Königthums, war auch nicht der Mann, seinen königlichen Pflegling im Klugen zu steifen. So kam es, daß, während die Einsicht des Königs das Verständige wollte, seine Schwäche und Gleichgültigkeit das Dumme geschehen ließ. Das Dumme aber, das bourbonisch-emigrantisch-pfäffische Rückwärtsstreben hinter das Jahr 1789, hatte seinen leichtfertig und geräuschvoll thätigen Hauptmacher in dem Grafen von Artois, um welchen das ganze Don-Ranudo-di-Colibrados-Gesindel der Gegenrevolution zappelnd und schreiend sich scharte, alles Ernstes begehrend, daß 25 schicksalsvollste Jahre aus dem Buche der Geschichte gestrichen, daß die Revolution und das Empire für ungeschehen erklärt werden müßten. Diese Sorte von Royalisten, welcher Béranger's Chanson „Le Marquis de Carabas" die Unsterblichkeit der Lächerlichkeit gesichert hat, besaß neben ihrem Chef auch ihre Heilige. Das war die Nichte und Schwiegertochter des Grafen von Artois, die steifleinene Duchesse d'Angoulême, deren Herz der Kummer, der Haß und das Exil zu einem Eisklumpen hatte gefrieren lassen. Zu dieser Heiligen betete auch der Ritter von der legitimistischen Trauerweide, der Vicomte de Chateaubriand, welcher von der fixen Idee geplagt wurde, er sei zum Richelieu der restaurirten Monarchie bestimmt, dermalen jedoch nur erst etliche Wenige vermochte, von seinem aus mittelalterlicher Romantik und modernem Liberalismus abenteuerlich zusammengekochten staatsmännischen Kohl zu essen. Neben allen den phantastischen oder ganz dummen, blinden und tauben Monarchisten, Absolutisten und Feudalisten gab es auch eine — freilich nur kleine — Anzahl von Anhängern des Hauses Bourbon, welche, gerade wie der König selbst, nicht aus Neigung und Ueberzeugung, aber aus Gründen der Zweckmäßigkeit die Berücksichtigung der Anschauungen und Forderungen der Zeit und demzufolge die strikte Einhaltung der Verfassung und der bestehenden Gesetze empfahlen. Diese besonnenen Männer, in den Reihen des Adels sowohl als des

Bürgerthums und sogar der Geistlichkeit sporadisch vorhanden, hatten erkannt, daß es im höchsten Grade unpolitisch und gefährlich, an der theuersten, selbst durch Napoleon nicht angetasteten Errungenschaft der Revolution, an der Egalité zu rütteln. Sie verwarfen also den Gedanken einer Rückkehr zum Ancien Régime als absurd, die Ausführung desselben als unmöglich und verlangten, daß man die Interessen des Königthums fest und innig mit denen der Bourgeoisie verbände. Denn diese sei nun einmal der Hauptfaktor des Staatslebens, und da derselbe, gestützt auf Intelligenz und Besitz, seinen Antheil am Regiment verlange, so müsse man ihm diesen Antheil einräumen und demnach verfassungs- und gesetzmäßig, liberalbürgerlich regieren. Um so mehr, da das Königthum im Bunde mit der Bourgeoisie stark genug sein würde, eine allfällige Opposition des Adels und der Geistlichkeit verachten, jede etwaige Widerstandsregung der Volksmassen aber mit Unerbittlichkeit niederschlagen zu können.

Selbstverständlich war dieser gute Rath in den Wind gesprochen; denn Menschen und Regierungen wollen nicht klug, sondern verkehrt berathen sein. Eine indolente Watschelmajestät ließ, so wie man sie nur möglichst wenig in ihrer Trägheit störte, geschehen, daß eine Unsinn schnaubende Junkerei und Pfafferei von Tag zu Tag ihre Hörner hoch- und übermüthiger hervorstreckten und mehr noch durch dummes Gerede als durch unbesonnenes Gethue die Bourgeoisie ärgerten, kränkten und erkälteten, die Volksmassen aber mit Zorn und Haß erfüllten. Die bürgerlichen Klassen, gewahrend, daß die vom Grafen von Artois, d. h. von den Ultras, welche diese Marionette lenkten, etablirte Nebenregierung eigentlich die Hauptregierung sei, begannen zu argwöhnen, die vom König verliehene „Charte,“ welche ihnen ein bescheidenes Maaß von Antheil am Staatsregimente sichern sollte, habe nur die Bedeutung eines Vorhangs, hinter welchem das alte absolute Königthum wieder

aufgerichtet würde. In dieser Besorgniß wandten sie sich zwar nicht von der Monarchie, doch aber von dem „unverbesserlichen" älteren Zweige des bourbonischen Hauses ab und mit ihren Hoffnungen dem jüngeren zu, d. h. dem Duc d'Orleans, ältestem Sohn des Philippe Egalité guillotinischen Andenkens. Die Thronkandidatur dieses Prinzen war schon 16 Jahre früher, als sie nachmals zur Thatsache wurde, so sehr eine bestimmt ausgebildete Idee des französischen Bourgeoisliberalismus, daß der aus Elba zurückgekehrte Napoleon mit gutem Grund zum Baron Meneval sagte: „Nicht Ludwig den Achtzehnten, der sich kaum noch 6 Monate auf dem Thron hätte halten können, hab' ich entthront, sondern den Herzog von Orleans" [2]). Die Volksmassen ihrerseits hatten für den Fall einer Umwälzung keinen bestimmten Regierungsplan oder Prätendenten. In dem Proletariat der Städte gährten Erinnerungen an die Republik, ohne jedoch zu fester Gestaltung und Ausdrucksweise zu gelangen, während auf dem Lande die Bauerschaften, durch die von den Emigranten heftig geforderte und, wie es hieß, bevorstehende Nichtigkeitserklärung der Nationalgüterkäufe, sowie durch die drohende Wiederherstellung junkerlicher und pfäffischer Feudalrechte im höchsten Grade beunruhigt, Jedem zuzufallen bereit waren, welcher sie von der „bourbonischen Angst" erlös'te und von welchem sie die Aufrechthaltung derjenigen Schöpfungen der Revolution erwarten konnten, die das bäuerische Interesse allein erregten und befriedigten. Die Bauern hatten fürwahr keine Ursache, sich nach dem Napoleonismus zurückzusehnen; aber doch verschwand Alles, was dieser mit seiner Konskription und seinen „vereinigten Gefällen" an ihnen gesündigt hatte, vor dem, womit der Bourbonismus sie bedrohte oder zu bedrohen schien, so sehr, daß das Halleluja und Hosianna, womit die Mehrzahl der Dörfler den Flüchtling von Elba begrüßte, keineswegs wunderbar, sondern sehr begreiflich erscheinen muß.

Bürgerthum und Bauerschaft würden freilich ihren Arg-

wohn, ihre Abneigung und ihren Groll noch lange in sich verschlossen haben, ohne demselben thatsächlichen Ausdruck zu geben, und es hätten also die Bourbons von diesen beiden Seiten her zunächst Wenig zu befürchten gehabt. Der passive Widerstand, die Kriegsweise der Unbehülflichkeit und Feigheit, hat noch kein Regiment gestürzt. Aber von einer dritten Seite her drohte der Regierung Ludwigs des Achtzehnten ein aktiver, ein sehr aktiver, — von Seiten der Armee, für welche, da sie napoleonisch-prätorianisch durch und durch, das bloße Dasein des Bourbonismus ein tödtlicher Schimpf und ein ruheloser Rachestachel war. In Folge des pariser Friedens waren Massen von französischen Kriegern aus festländischer und britischer Gefangenschaft heimgekehrt und befand sich nahezu eine halbe Million napoleonischer Soldaten in Frankreich, das Idol ihres „petit caporal“ im Herzen und daneben den glühenden Haß gegen die „Fremden,“ von welchen sie und ihr vergötterter Empereur — so log ihnen die Nationaleitelkeit vor — nur durch „Verrath“ besiegt worden. Ein Produkt dieses Verraths — der Mythus davon fand einige Bekräftigung durch die verächtliche Weise, womit einige Marschälle des Empire, vorab Soult, sich dem Bourbonismus anzukleben suchten — ein Produkt dieses Verraths war die bourbonische Restauration, welche anzufeinden und zu stürzen die Pflicht eines Jeden sei, welcher unter den glorreichen Adlern Napoleon's gedient hatte. Aber die napoleonischen Soldaten fühlten nicht nur den Drang, ihr und ihres Feldherrn Mißgeschick an den fremden Siegern und den heimischen „Verräthern“ zu rächen, sondern empfanden auch das gebieterische Bedürfniß, den Napoleonismus wieder herzustellen und in ihrer Weise fortzusetzen. Diese Kriegsknechte, dem bürgerlichen Leben und seinen Anforderungen seit lange entwöhnt, kannten und wollten keine andere Daseinsweise als den Krieg. War es doch gar zu schön gewesen, als Sieger in alle Hauptstädte Europa's einzuziehen, allen Völkern das Joch der „grande

nation" aufzulegen, alle Länder auszuplündern und die Frauen derselben zu entehren. Alle diese Herrlichkeiten würden mit dem Empereur wiederkehren, wer könnte daran zweifeln? In den Reihen der Offiziere kleidete sich dieser Prätorianergeist nur in etwas feinere Formen. Hier war der Napoleonismus gleichbedeutend mit Generalsepauletten und Marschallsstäben, welche phantasmagorisch-verführerisch vor den Augen von Lieutenants und Capitains flimmerten. Der Bourbonismus schien es recht eigentlich darauf angelegt zu haben, diese napoleonische Stimmung der Armee möglichst zu steigern. Legitimistischer Blödsinn hatte ihr die geliebten Symbole nationaler „Gloire," die Adler und die Trikolore, genommen und ihr dafür die weiße Fahne und Kokarde aufgezwungen, in ihren Augen Symbole des Verraths und der Schmach, was zur Folge hatte, daß die Soldaten ihre Regimentsadler in die Trommeln und ihre dreifarbigen Kokarden in die Tschackos versteckten, mit dem festen Entschlusse, diese und jene bei der ersten Gelegenheit wieder hervorzuziehen. Die Auflösung und Reorganisation der Armee hatte sich der Restauration als eine politische und finanzielle Nothwendigkeit aufgedrungen, allein mit ihrer und ohne ihre Schuld schlug diese Maßregel zum Nachtheil der Regierung aus. Wenn sie, wie sie that, zwei Drittel des Heeres entließ, so verbreiteten die entlassenen Kriegsknechte ihren fanatischen Napoleonismus schimpfend und fluchend in alle Provinzen, um überall namentlich der bäuerischen Unzufriedenheit einen festeren Halt und eine bestimmtere Richtung zu geben. Wenn sie, wie sie that, eine Menge von napoleonischen Offizieren mit Halbsold des Dienstes entband, um bourbonistische Junker, welche entweder niemals oder schmachvoller Weise nur in der „Armee Condé's" gedient hatten, an die Stellen von Jenen zu setzen, so sammelten sich die Halbsold-Offiziere zu Tausenden in der Hauptstadt an, alle Straßen, Plätze und öffentlichen Orte mit ihren Klagen und Verwünschungen gegen die Bourbons, mit ihren imperialisti-

schen Wünschen und Hoffnungen erfüllend und jedem etwaigen Komplottirer willigstes Material darbietend. Summa: es gelang der Restauration nicht, die napoleonische Armee zu beseitigen oder umzuformen, sondern nur, sie zu beleidigen und zu reizen. Und ganz dieselbe Unbehülflichkeit kennzeichnete auch die Civilverwaltung. Der haselirende Graf von Artois und seine junkerlichen Heißsporne wollten, wie sie faselten, eine „durchaus royalistische Regierung“ einführen, die Centralisation, als „eines der großen Hülfsmittel der Revolution,“ zerstören, die Provinzen und ihre „Freiheiten“ wieder herstellen, die Eigenthumsverhältnisse, Lehensrechte und Privilegien des Ancien Régime zurückführen. Aber im Grunde blieb es auf Seiten der Ultras bei aufreizendem Geschrei, welches das Bürgerthum und die Bauerschaft erbitterte, ohne Adel und Klerisei zufrieden zu stellen. Die Unfähigkeit des Bourbonismus war so flagrant, daß die Restauration in haltloser Impotenz aus der Hand in den Mund leben mußte und ohne die Gefahr, eine vollständige Anarchie heraufzubeschwören, gar nicht wagen durfte, die Regierungsmaschine, wie die Revolution und das Empire sie geschaffen, zu beseitigen oder auch nur im Personal erklecklich zu ändern. Kläglicher Widerspruch! Die Restauration fristete ihr Dasein geradezu von dem, was sie für Koth ansah und als solchen verwünschte und bespie.

Bei so bewandten Umständen hieß das ungeheuerliche Komplott, welches, wie die legitimistische Legende will, den korsischen Wetterstral noch einmal märchenhaft glanzvoll in Frankreich aufzucken ließ, in Wahrheit nicht anders als Bourbonismus. Denn die große Verschwörung, angezettelt, um den Empereur zurückzuführen, ist nur eine Fabel, welche man endlich ein für allemal in's Legendarium verwiesen sein lassen sollte. Denn wenn bei Leuten wie Cambacérès, Maret, Lavallette, Savary und Hortense Beauharnais — (die Exkönigin von Holland lebte, von Ludwig dem Achtzehnten mit dem Titel

einer Duchesse de St. Leu begnadigt, in Paris und führte einen Skandalprozeß mit ihrem Gemahl bei den königlichen Gerichten) — die Bonapartisten zahlreich aus- und eingingen, um ihre Wahrnehmungen und Wünsche auszutauschen, so ist doch nicht der Schatten eines Beweises dafür vorhanden, daß in diesen Kreisen der Napoleonismus auch nur unbestimmt die Gestalt einer Verschwörung angenommen habe. Man war unzufrieden, man wünschte die Wiederaufrichtung des Empire, aber man that Nichts dafür und stand nicht einmal mit Elba in Briefwechsel [3]). Allerdings gab es ein wirkliches Komplott von scheinbar bonapartistischer Färbung, und zwar in den Reihen der Armee, aber auch dieses zielte keineswegs auf die Zurückführung Napoleon's ab. Etliche junge, feurige Generale des Empire von großem Ruf, zwei Brüder Lallemand, Lefebvre-Desnoëttes und Drouet d'Erlon, hatten, gereizt durch die plump-servil-bourbonistischen Machenschaften des Kriegsministers Marschall Soult, eine widerbourbonische Verbindung eingegangen und hofften, da sie mittelst der von ihnen bekleideten Befehlshaberstellen über eine Truppenmacht von 15 bis 20,000 Mann verfügten, die bestehende Regierung unschwer stürzen zu können. Was derselben folgen sollte, machten sie sich gar nicht klar und die ganze Zettelung blieb, da sowohl Maret als Davout, Beide um Beitritt angegangen, sich äußerst zurückhaltend verhielten, locker, lose und unbestimmt, bis der allwitternde Fouché davon Wind bekam und mehr Zusammenhang und bestimmte Tendenz in das Ding brachte. Der Brauenlose wollte jedoch von einer Zurückführung des Empereur entschieden Nichts wissen und hören und bedeutete den militärischen Verschwörern, daß nach Beseitigung der Bourbons nur der Herzog von Orleans möglich sei oder der König von Rom, und da Jener sich von der bourbonischen Dynastie schwerlich würde trennen wollen, so bliebe nur Napoleon der Zweite mit der Regentschaft von Marie Luise [4]). Fouché wußte sicherlich so gut wie Irgendeiner, daß dies nur ein Phan-

tasma; aber er gaukelte es ganz ernsthaft den verschworenen Generalen vor. Warum, ist eigentlich ganz gleichgültig; denn das Komplott, vorzeitig und wirkungslos explodirend, hat weder zur Wegfegung der Bourbons noch zur Zurückführung Napoleon's irgendwie beigetragen und stand zur letzteren in gar keiner Beziehung, obzwar sich der Brauenlose dem zurückgekehrten Empereur gegenüber ein Verdienst daraus gemacht hat, während er dabei in Wahrheit nur seiner Lieblingsunterhaltung, dem Ränkespinnen, nachgegangen war und seiner diabolischen Lust, „die Karten zu verwirren," gefröhnt hatte [5]). Nicht verschwörungssüchtig wie der Duc d'Otranto, aber ein Bonapartist jeder Zoll, war inzwischen der Duc de Bassano zur Ueberzeugung gekommen, die Sachlage sei so, daß sie den Empereur zur Wiederergreifung des Szepters einlade und daß man sich beeilen müsse, ihn dies wissen zu lassen, damit nicht ein Anderer, d. h. der Sohn Egalité's, ihm zuvorkäme. Mit dieser Botschaft betraute nun Maret einen unternehmenden jungen Beamten des Empire, Monsieur Fleury de Chaboulon, welcher seine Odyssee breitselbstgefällig beschrieben und in seinen Memoiren ziemlich unverholen die Miene angenommen hat, der Veranlasser der Hidschra aus Elba sei eigentlich er, Monsieur Fleury de Chaboulon. Als jedoch diese gute eitle Fliege, welche das Rad der Weltgeschichte bewegt zu haben später sich einbildete, im Verlaufe des Februars von 1815 glücklich nach Porto Ferrajo gelangte und dem Empereur meldete: „Sire, der Duc de Bassano läßt Ihnen sagen: so und so sieht es in Frankreich aus" — war Napoleon's Absicht und Plan, das beispiellose Abenteuer zu wagen, bereits gefaßt und festgestellt.

Man muß es dem Entthronten wohl glauben, und sogar mit einem Anflug menschlicher Rührung, wenn er sagte, er habe auf Elba beständig „das Gefühl des Erstickens" gehabt, er, welchem früher das ganze Europa zum Ersticken enge vorgekommen war („qu'il étouffait en Europe"). Vom Herrn der

Welt zum Sovrano von Elba degradirt zu sein, war damit nicht sein eigen Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“ — tragisch in Erfüllung gegangen? O, wer mich die noch unerfundene Kunst, vergessen zu lernen, lehren könnte! Mein ganzes insularisches Miniatur-Regno für einen Becher voll Lethewasser! Mutter Lätitia kam, den Sohn zu trösten, und die schöne flatterhafte Paulette, Exvenusmodell Canova's, brachte zärtlichen Schwestertrost. Es geht auf der Insel auch eine Legende um, daß der Imperadore in den Armen einer schönen Inseltochter, in den Armen der Zitella Bantini Vergessenheit gesucht und besagte Zitella laut sich gerühmt habe, von dem abgesetzten Jupiter einen Sohn empfangen zu haben[6]). Aber das Alles vermochte kaum für Augenblicke, geschweige für immer das Gefühl des Erstickens zu bannen, und so stand in seiner Seele fest, daß er nicht als ein Quasi-Sancho-Pansa auf Barataria-Elba sterben wollte. Und man wollte ihn ja nicht einmal daselbst in Ruhe leben und sterben lassen. Die Bourbons zahlten ihm den vertragsmäßig stipulirten Ruhegehalt nicht aus und von Wien her verlautete Drohendes von einer Versetzung nach St. Helena, wohin die „Gottesgeißel“ zu schaffen Landsmann Pozzo gerathen, unter eifriger Zustimmung von Talleyrand und Wellington. Fort also trieb es ihn, aber wohin? Denn es scheint Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß der Empereur eine Weile unentschieden gewesen, ob er nach dem nahen Italien oder nach dem entfernteren Frankreich die abenteuerliche Fahrt lenken sollte. Eine Sage, deren Kern historisch-sicher zu greifen bislang nicht gelungen ist, will uns überreden, der nach Elba gebannte Schlachtenmeister sei von den italischen Patrioten, welche in den „Hütten“ der Carbonari den Gedanken der Einheit Italiens großgezogen hatten, ausersehen gewesen, das Oberhaupt eines zu schaffenden konstitutionellen italischen Kaiserreichs zu werden und als Erneuerer des Regno Romano an der Stelle des zu vertreibenden Papstes in der ewigen Roma

seinen Wohnsitz zu nehmen. Seiltänzerkönig Murat, auf seinem wackeligen Thron von Neapel mühsam sich im Gleichgewichte haltend, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und sobald die italischen und französischen Heere im Begriffe wären, in den lombardischen Ebenen auf einander zu stoßen, sollte Napoleon so recht wie ein Deus ex machina erscheinen, beide Armeen für sich gewinnen und über dem geeinten Italien seinen römischen Imperatorthron aufrichten. Ein blendendes Phantasiestück und so, wie die Dinge auf der apenninischen Halbinsel lagen, gar nicht der Möglichkeit einer Verwirklichung ermangelnd. Wenn aber Napoleon, was fraglich, von diesen Plänen der armen, zu Opfern einer bestialisch wüthenden Reaktion bestimmten italischen Patrioten wußte, wenn er eine Weile mit der Vorstellung sich trug, von Italien aus die Wiederherstellung des Napoleonismus zu versuchen, so brachten ihn doch zweierlei Motive ganz davon ab. Erstlich kannte er die Italiker und verachtete sie bekanntlich noch mehr als die Franzosen, was doch sehr Viel sagen wollte; und zweitens mußte ihm Alles, was er aus Frankreich erfuhr, die Ueberzeugung geben, daß ihm die Unzufriedenheit und Veränderungslust der großen Mehrheit der Nation daselbst eine mit bourbonischer Dummheit gepflasterte Straße baue, auf welcher er, falls er erst glücklich gelandet, ohne große Gefährde bis Paris marschiren könnte. Daß aber Paris für ihn ein lockenderes Ziel sein mußte als Rom, liegt auf der Hand. „Ich bin entschlossen — sagte er zu Marets Boten — ich werde abreisen. Das Unternehmen ist groß, schwierig, gefährlich; aber es ist nicht überwältigend für mich (mais elle n'est point au-dessus de moi). Das Glück hat mich bei großen Gelegenheiten noch nie im Stiche gelassen. Ich gehe“[7]. Und er ging, nachdem er an Schwager Murat mit der Botschaft von seiner Abreise den Rath gesandt, derselbe möge seine Truppen in den römischen Marken zusammenziehen, die Feindseligkeiten gegen die Oestreicher aber

ja nicht eröffnen, bevor er von ihm, Napoleon, aus Paris Weiteres höre, — welchen Rath die makkaronische Majestät zu mißachten geruhte, auf der Chimäre, König von Gesammt-Italien zu werden, kopflos ins Verderben galoppirend. Am 26. Februar schiffte sich der Empereur mit seiner Handvoll französischer, korsischer und polnischer Soldaten ein und am 1. März landete er im Golf von Juan zwischen Antibes und Cannes. Und nun hob das wundersamste Abenteuer der modernen, vielleicht der ganzen Weltgeschichte an, ein thatsächliches Stück Epopöe, wie Muse Kalliope keins ersinnen könnte, ein voll in die Wirklichkeit getretener, im hellen Tageslicht sich abspielender Mythus, dessen Motive zwar sonnenklar vor allen sehenden Augen liegen, dessen vom ganzen Zauber des Wunderbaren und Unerhörten stralende Wirkung aber trotzdem eine märchenhaft-erstaunende ist und bleibt, — das Abenteuer der Eroberung eines großen Reiches durch einen einzigen Mann, der zwanzigtägige Adlerflug von Cannes nach Paris, welcher ein stolz-prophetisches Wort, das der wiederkehrende Cäsar nach seiner Landung der französischen Armee zurief, zur beispiellosen Wahrheit machte. „Der Adler mit den nationalen Farben wird von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen bis auf die Thürme von Notre-Dame" (l'aigle avec les couleurs nationales volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame). Am 1. März eine Proklamationsphrase, war dies am 20. eine weltgeschichtliche Thatsache. Ja, mehr als 20 Millionen „vernunftbegabter" Wesen unterwarfen sich freiwillig abermalen diesem korsischen Abenteurer, diesem verkörperten Egoismus und fleischgewordenen Despotismus, diesem „rude et dur guerrier", welcher Europa mit Blut und Frankreich mit Thränen überströmt hatte. Denn das Verbrechen braucht immer und überall nur mit der gehörigen Unverschämtheit und mit dem gehörigen Apparat und Erfolg aufzutreten, um die Augen der urtheilslosen Menge zu blenden und die Feigheit der „gebildeten Stände" zu verblüffen.

Am 5. März brachte der Telegraph die erste Meldung von Napoleon's Landung nach Paris und sofort ging daselbst eine etliche 20 Tage währende Komödie in Szene, die für einen Idealgläubigen voll Tragik, für einen Welt- und Menschenkenner dagegen voll infernalischer Hochkomik ist. Denn so glanzvoll wie in diesem Vorspiel zu dem großen Spektakelstück der „Hundert Tage" dürfte menschliche Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit kaum jemals wieder sich zur Schau gestellt haben. Zur würdigen Introduktion schlug ein stupider Bourbonismus vor Freude einen Purzelbaum. „Wenn die Nachricht nur auch wahr ist!" schmunzelte der Graf von Artois, höchst vergnügt die Hände reibend. „Wahrhaftig, Sire", sagte der Generalpolizeidirektor Dandré zu Ludwig dem Achtzehnten, — „wenn dieser Schurke von Bonaparte wirklich sinnlos genug gewesen ist, in Frankreich zu landen, so muß man Gott dafür danken; man packt und erschießt ihn und dann wird weiter nicht mehr von ihm die Rede sein." Kaum vermochten Vitrolles und etliche andere weniger vernagelte Royalisten es durchzusetzen, daß wenigstens einige Maßregeln gegen das, wie die Höflinge dem Grafen Artois nachplapperten, „ebenso verrückte als willkommene" Unternehmen des „aus einem Bösewicht zu einem Narren gewordenen" Bonaparte angeordnet würden. Man glaubte so leicht mit dem „traître et rebelle" fertig zu werden, wie er in einer am 7. März im Moniteur erscheinenden königlichen Ordonnanz hieß, mit dem „ledit Bonaparte," welcher wie mit Adlerschwingen vom Strand der Provence über die Alpen des Dauphiné nach Grenoble und von Grenoble nach Lyon flog, überall auf seinem Wege von Soldaten und Bauern wie ein Triumphator, wie ein Herrgott empfangen. Wie könnte man übrigens mehr oder weniger strohernen Bourbonisten die Meinung verübeln, der Empereur würde vom nächsten besten Gensdarm beim Kragen genommen und ohne Weiteres erschossen werden, wenn ein hochweiser Duke of Wellington dort drüben in Wien so ziemlich derselben Ansicht

war? Am 12. März schrieb er steifnackig-resolut nach London: „Ich bin der Meinung, daß Bonaparte auf trügerische oder gar keine Information hin gehandelt hat und daß der König ihn unschwer und rasch vernichten wird" [8]). Die arme alte Watschelmajestät den Bunabarde Jildirim vernichten, „unschwer" und „rasch?" Wenn du das ungeschrieben gelassen hättest, eiserner Herzog, wäre es für den Ruhm deiner „staatsmännischen Weisheit" nicht eben ein Schaden gewesen. Weiser und staatsmännischer fürwahr sah Dame Staël das Problem der Rückkehr des Empereur an, indem sie, nicht für gut findend, das Eintreffen ihres großen Feindes in Paris abzuwarten, sich nach Italien verzog und aus Pisa an die Gräfin von Albany stuartisch-traurigen Andenkens schrieb: „Ich sagte zu Paris, als die Nachricht von Bonaparte's Landung eintraf: Siegt er, so ist es in Frankreich ganz und gar um die Freiheit, wird er besiegt, so ist es ganz und gar um die Unabhängigkeit geschehen" [9]). Aber trotz dieser sehr entschiedenen Ansicht vom wiedererstandenen Napoleonismus konnte es ein genialer Wirbelwind im Unterrock doch nicht lassen, noch einmal den Versuch zu machen, ob sich vielleicht jetzo die früher so barsch zurückgewiesene Egeriarolle beim Empereur spielen ließe. Ihr „aimable protecteur", Joseph Bonaparte, mußte während der hundert Tage ihren Sohn in die Tuilerien führen und dieser einen Brief seiner Mutter dem Kaiser zustellen, worin die nachgerade etwas abgestandene staël'sche Genialität über die Zusatzakte („l'acte additionnel") orakelhaft also sich vernehmen ließ: „C'est aujourd'hui tout ce qu'il faut à la France, rien que ce qu'il faut, pas plus qu'il ne faut" [10]). Armer Revenant von Empereur und Roi, was hast du dir während jener drei Monate nicht Alles sagen und schreiben lassen müssen!

Erst nachdem der zur „Vernichtung" des „Räuberhauptmanns" Bonaparte nach Lyon gesandte Graf von Artois, widerwillig begleitet vom Herzog von Orleans, ganz schmählich Fiasco

gemacht hatte und nach vor den eigenen Truppen genommenem Reißaus nach Paris zurückgerannt war, begann in den Tuilerien die Gewißheit der Gefahr aufzudämmern. Doch war man noch sattsam stolz und zuversichtlich, suchte auch die pariser Neugierde mit kühnsten Neuigkeiten zu füttern. Kam da durch das Gedränge der Neugierigen auf dem Tuilerienhof eines der zahlreichen Urbilder des „Marquis de Carabas“ geschritten, der Herr Graf de Barruel-Beauvert, und gab auf die Frage: „Wie steht es im Süden?“ großartig zur Antwort: „Herrlich! Se. kgl. Hoheit Monseigneur der Graf von Artois hat mit eigener Hand das Ungeheuer in einem Treffen bei Marais-Bourgoin getödtet.“ (Zur selben Stunde zog „le monstre“ triumphirend in Lyon ein.) „Wirklich?“ „Was Sie nicht Alles wissen!“ „Ei, ja wohl!“ hieß es zweifelnd und spöttisch in der Menge und etliche Napoleonisten fingen zu lachen und zu pfeifen an, trieben auch die respektwidrige Keckheit so weit, zu rufen: „Vive l'empereur!“ Aber Frauen und Mädchen, in deren Ohren das „Es lebe der Kaiser!“ lautete: „Man wird uns wieder unsere Söhne, unsere Brüder, unsere Liebhaber nehmen und zur Schlachtbank führen“ — erstickten die napoleonische Demonstration, indem sie mit Parapluies und Parasols energisch auf die Lacher, Pfeifer und Rufer losschlugen[11]). Die Regierung durfte freilich wähnen, noch über ganz andere Stützen verfügen zu können als die Sonnen- und Regenschirme der pariser Schönen waren. Drunten in Bourdeaux, wo der „einzige Mann in der bourbonischen Familie,“ die Duchesse d'Angoulême, die Aufrechthaltung der weißen Fahne über sich genommen, dann in Toulouse, in Marseille und überall dort herum schien der Bourbonismus reichlichstes Oberwasser zu haben und wenigstens ist er in jenen Gegenden dem Napoleonismus viel weniger schmählich unterlegen als anderwärts. Und geben nicht die höchsten Spitzen der Armee wahrhaft vulkanisch-heiße Loyalitätsversicherungseruptionen von sich? Da ist der Kriegsminister Soult, welcher

in einer Proklamation vom 8. März seinen ehemaligen Gebieter einen „Verräther“, „Abenteurer“, „Wahnsinnigen“ und „Usurpator“ schilt und zu dessen „Vertilgung“ auffordert. (Freilich wird das den Herrn Minister und Marschall nicht hindern, etliche Wochen darauf von dem Abenteurer und Wahnsinnigen zum Generalstabschef sich ernennen zu lassen.) Da ist auch der „Bravste der Braven“, Michel Ney, welcher vor zwei Jahren — wir hörten es mit an — sich rühmte, Nichts zu sein als ein geladenes Gewehr in der Hand seines Herrn und Meisters Napoleon, und jetzo, zur Bekämpfung desselben eiligst von seinem Landgute herbeigerufen, zur alten armen Watschelmajestät sagt: „Sire, indem sich Bonaparte in ein solches Unternehmen eingelassen, hat er verdient, in einen eisernen Käfig gesperrt zu werden“ (en se jetant dans une telle entreprise, avait mérité d'être enfermé dans une cage de fer[12]). Spricht's und führt das ihm anvertraute Armeekorps nach Lons-le-Saulnier, um dasselbe und sich selber dem Napoleon zu überliefern.

Aber laßt immerhin die gemeinen Kriegsknechte ihre in den Trommeln verborgenen napoleonischen Adler und ihre in den Tschackos versteckten dreifarbigen Kokarden jauchzend hervorziehen und laßt die vornehmen mit Lippen, die noch dampfen von dem Eifer, womit sie eben den Bourbons Treue zugeschworen, ihren wiedergekehrten Imperator begrüßen, laßt die Bauern unter dem Geschrei: „Nieder mit den Junkern und den Pfaffen!“ zu Hunderttausenden an dem Triumphweg des Adlerflügelmächtigen huldigend Spalier bilden, das erleuchtete, besitzende und liberale Bürgerthum, ein bourbonisches Lilienszepter unbedenklich dem napoleonischen Säbel vorziehend, wird dennoch sich um den königlichen Thron scharen und, so man von der Höhe desselben etliche wie Zugeständnisse aussehende, konstitutionell schmeckende Redensarten allergnädigst herniederwirft, freudig Gut und Blut für des legitimen Königthums gerechte Sache darbringen. Ohne Zweifel — grins't Diogenes aus

seiner Tonne hervor — in Worten und Adressen nämlich; aber was die Thaten angeht, bah, das Geld schlägt sich nicht, maßen es dazu von Natur viel zu klug und feige ist. Unbestreitbar wahr! Aber was hat das Geld, welches wohl weiß, daß alle menschlichen Dinge und so ziemlich auch alle Menschen unbedingt ihm gehören, grinsenden Diogenessen in Tonnen oder Dachstuben nachzufragen? ... In Wahrheit, es hatte ganz den Anschein, daß mit einem Royalismus, dessen tapfere Söhne wie lauter Horribilikribrifaxe und Daradiridatumdaridesse in Paris herumfackelten und mit der Glut ihres widernapoleonischen Muthes die ganze Atmosphäre in Brand zu stecken drohten, ein intelligenter und reicher Liberalismus zum unbezweifelbaren Verderben des „Ungeheuers" unlösbar sich verbinden würde. Die Führer der verschiedenen Fraktionen der liberalen Bourgeoisie, die Lainé, Broglie, Durbach, Flanguergues, Royer-Collard, Jordan, Pasquier, Guizot, Constant, waren in diesem Sinne thätig. Auch der alte Lafayette, das ewige Kind mit dem konstitutionellen Lutschbeutel im Munde, half mit. Er, „le vétéran de la liberté," wie er sich emphatisch nannte, und mit ihm die vorgeschritteneren Liberalen würden freilich in dieser Krisis am liebsten in aller Geschwindigkeit ein Revolutiönchen im reinlichsten Bourgeois-Styl veranstaltet haben, um den Herzog von Orleans an die Stelle Ludwigs des Achtzehnten zu bringen, und sie begegneten sich in diesem Wunsche mit der Ansicht des brauenlosen Fouché, welche dahin ging, man solle sofort den Sohn Egalité's zum Generalstatthalter des Königreichs ausrufen und in dessen Hand alle Widerstandsmittel gegen Napoleon vereinigen. Allein die Mehrheit der Partei wollte von einem solchen Experiment in solcher Lage Nichts wissen und verlangte nach einer aufrichtigen Aussöhnung mit und nach einem festen Anschluß an den Bourbonismus, falls derselbe verspräche, künftig ein „bon enfant" zu sein und konstitutionell-liberal zu regieren, d. h. Messieurs les Bourgeois ein Bißchen mitregieren zu lassen [13].

Man wußte das bei Hofe so nachdrucksam geltend zu machen, daß sogar der Graf von Artois, dem überdies der Schrecken des zu Lyon Erlebten noch in den Gliedern lag, zur Einsicht kam, man müsse dem Liberalismus Zugeständnisse machen oder wenigstens so thun, als wollte man ihm solche machen. Das Resultat dieser zwischen den Tuilerien und den liberalen Salons zuwegegebrachten Verständigung — mit starker Beihülfe von Damenhänden, versteht sich — war die große Staatsposse vom 16. März, wo die arme alte Watschelmajestät genöthigt war, mit dem ganzen Pomp des Königthums, das zur Stunde nur noch ein Phantom, in die Deputirtenkammer sich zu schleppen, um gemeinsam mit den Prinzen vom Hause Bourbon, mit Marschällen, Admirälen und Generalen, mit den Pairs und Deputirten von Frankreich eine große Schau- und Rührszene aufzuführen, deren Pointe gewesen ist, daß man sich gegenseitig auf's Feierlichste anlog. Der König, der Graf von Artois und die übrigen anwesenden Prinzen schwuren begeistert, „für die Erhaltung der konstitutionellen Charte, welche das Glück der Franzosen sichert, zu leben und zu sterben," und die Pairs und Deputirten ihrerseits schwuren nicht minder begeistert, „für den konstitutionellen König zu leben und zu sterben." Es war ein allgemeines, ein schauerlich-schönes Gesterbe in Worten. Nicht ein einziger von allen den zahlreichen Todeskandidaten, welche hier und anderwärts für den König zu sterben schwuren, hat es dazu gebracht, einen Degenstoß gegen das „Ungeheuer von Bonaparte" zu thun oder ein Gewehr auf den „Räuberhauptmann" loszubrennen. Dagegen geschah wirklich ein höchst tapferer Federstoß gegen den „Tyrannen" und dessen „agression criminelle," geführt vom charakterfesten Benjamin Constant, von welchem das Journal des Debats am 19. März einen Streitartikel brachte, der den Empereur — derselbe befand sich zur Stunde bereits in Sens — mit dem ganzen Haß und Zorn des Liberalismus überschüttete und zwar in den schmähendsten Aus-

drücken. Das Empire wurde darin „un gouvernement de Mamelucks“ und Bonaparte ein Despot genannt, schlechter und schrecklicher als Attila und Dschengiskhan, „parce que les ressources de la civilisation sont à son usage.“ Zum Beschlusse seiner Anklagen, Beschimpfungen und Verwünschungen fulminirte der hochherzige Publizist: „Er erscheint wieder, dieser Mensch, bedeckt mit unserem Blut und verfolgt von einem einmüthigen Fluch. Welches Volk wäre würdiger der Verachtung als wir, wenn wir ihm die Hand böten? Wir müßten das Gelächter Europa's werden, nachdem wir dessen Schrecken gewesen. Unsere Sklaverei hätte keine Entschuldigung, unsere Niedertracht keine Gränzen!“ Gut gebrüllt, Löwe, und noch dazu ganz wahr. Aber seht, etliche wenige, sehr wenige Tage später wird unser brüllender Constant-Leu zum wieder inthronisirten Empereur, der „schlechter und schrecklicher als Attila und Dschengiskhan,“ in die Tuilerien beschieden und der „charakterfeste und hochherzige“ liberale Publizist läßt sich — schon am 21. März — unweigerlich in die Livrée eines kaiserlichen Staatsraths stecken, entwirft mit „gesinnungsvoller“ Feder die „Zusatzakte“ zu den Konstitutionen des Kaiserreichs und findet und preis't im wiedererstandenen Napoleonismus die „beste Bürgschaft für die Errungenschaften von 1789.“ Denn unter günstigen Umständen kennt solcher literarischen Windbeutel „Niedertracht keine Gränzen.“ Mit solcher Affenschande läßt sich nur etwa das Gebaren jener Geistlichen zusammenstellen, die bei Napoleon's Rückkehr ein Tedeum sangen. Freilich, wo wäre jemals ein weltgeschichtliches Verbrechen gelungen, ohne daß zu dessen Preise Pfaffen ihr Tedeum zum „Gott der Gerechtigkeit“ hätten emporsteigen lassen?

Das Komödienspiel von allen den kleinen Pulcinellen und Skaramuzzen in Paris konnte selbstverständlich das des großen Heldenspielers in seinem Fortgang nicht stören und bald stand es mit dem bourbonischen Ding so verzweifelt, daß in den

Tuilerien Rathschläge laut wurden, die selbst für ein Narrenhaus zu närrisch waren. So rieth der Marschall Marmont, der König sollte sich in seinem Residenzschlosse, aus welchem rasch eine Festung zu improvisiren wäre, einschließen und einer Belagerung durch Bonaparte Trotz bieten. Sr. Watschelmajestät erste Wartefrau, Monseigneur le Duc de Blacas, nahm ihrerseits ihr ganzes Genie zusammen und gab die märchenhafte Weisheit von sich: „Ich vertraue nicht auf die Kraft von militärischen Mitteln, sondern nur auf die von moralischen, wie sein legitimes Recht und seine Tugenden sie dem Könige verleihen, und rathe daher, daß, falls Bonaparte wirklich in die Nähe von Paris kommen sollte, Se. Majestät der König, begleitet von allen Mitgliedern der Pairs- und Deputirtenkammer, in offener Kalesche hinausfahren und, umgeben von diesem Gefolge, die Ankunft des Usurpators und seiner Truppen abwarten soll. Der Anblick des legitimen Monarchen in solcher Umgebung muß selbst dem Frechsten Halt gebieten. Wer könnte es wagen, weiter vorzudringen [14])?“ Und der Mann, aus dessen Mund dieser himmelschreiende Blödsinn kam, galt noch für einen der verständigeren Bourbonisten! Man schuldet dem armen Podagrakönig die Gerechtigkeit, nicht zu verschweigen, daß er unter all dem unsinnigen Gerede und Gezappel des rath- und thatlosen Schranzenthums seine Ruhe und Würde bewahrte. Als ihm am 17. März der stupide Duc de Feltre (Clarke), seit etlichen Tagen Soult's Nachfolger im Kriegsministerium, den Abfall Ney's meldete, sagte der König wirklich königlich: „Es schmerzt mich der Armee wegen, die jetzt kein Recht mehr hat, einem Dumouriez und Pichegru Verrätherei vorzuwerfen. Und es schmerzt mich Frankreichs wegen. Dieser Mensch (Ney) überliefert es der Aussaugung und Demüthigung durch die Fremden. O, Paris, du wirst zum zweiten Mal die Kosaken erblicken [15]).“ Aber, ach, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt! Was der alte König erhaben-tragisch im

März prophezeite, sahen und sagten „ces demoiselles“ des Palais Royal im Mai komisch-lüstern voraus, falls nämlich der große Chansonnier Glauben verdient[16]). In den Sälen und Vorzimmern der Tuilerien muß es in jenen Märztagen zu- und hergegangen sein wie in einer Judenschule oder wie in einem polnischen Parlament. Hofherren und Hofdamen, Deputirte und Gardeoffiziere, Pairs und Lakaien, Gardes-du-Korps und Nationalgardisten, all dieser Menschenkehricht schnatterte, faselte, bramarbasirte und winselte da kraus und bunt durcheinander. Während in dieser Ecke irgendein fossiler spindelbeiniger Marquis de Carabas mit seinem Galanteriedegen heroisch handirte, schwörend, dem Ungeheuer von korsischem Räuberhauptmann unfehlbar das Herz zu durchbohren, verhandelten in einer andern etliche mit Schminke bekrustete Marquisinnen kreischend die neueste Neuigkeit, daß nämlich mehrbesagtes Ungeheuer elf Neger, nicht mehr und nicht weniger als elf, nach Paris gesandt habe, um den König zu ermorden, und wehklagten in einer dritten verschiedene alte Duchessen seufzend und händeringend: „Wir haben Fehler begangen; man muß das Volk wieder zu gewinnen suchen“ [17]). Ja, in solchen Nöthen da gedenken die Götter dieser Erde des „Volkes.“ Und das Volk? Oh, es ist in seiner Knechtschaffenheit bekanntlich stets bereit, den Empfang eines jeden ihm von obenher gelegentlich allergnädigst zugeworfenen Huldblikkes mit unterthänigst-dankbarem Jubel zu bescheinigen. Denn „der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein“ — hat Wolfgang der Große dekretirt.

Das Vorspiel zu den „Cent Jours,“ mit welchem verglichen sämmtliche Komödien des Aristophanes oder Molière nur weinerliche Grimassen sind, endigte, wie Jedermann weiß, damit, daß die arme alte Watschelmajestät, dem in Fontainebleau eingetroffenen „Monstre“ gegenüber ganz hülflos, in der Nacht vom 19. auf den 20. März aus dem Königsschloß und aus Paris entfloh, erst nach Lille, dann von da nach Gent, und daß

am Abend des 20. der wiedergekehrte Cäsar — von der Bevölkerung der Hauptstadt übrigens nur sehr kühl begrüßt — in die Tuilerien einzog, von Hunderten vor Entzücken rasender Halbsold-Offiziere die Treppen emporgetragen .... Der Adlerflug war also vollbracht, eine in der Weltgeschichte ganz einzig dastehende Revolution vollzogen. In dem Maaße, in welchem das unerhörte Abenteuer an Erfolg zugenommen, hatte sich selbstverständlich der Ausdruck der öffentlichen Meinung, welche — sagt Doktor Sauerampfer — in 99 Fällen von 100 mit einer öffentlichen Dirne die bedenklichste Aehnlichkeit hat, von den Tönen der Beschimpfung und Verwünschung zu denen der Bewunderung und Beschmeichelung umgestimmt. Der genannte Doktor oder sonst ein Sarkastiker hat sich der Mühe unterzogen, die Redewendungen zusammenzustellen, womit im März von 1815 die pariser Zeitungspresse den Beginn und Verlauf des napoleonischen Adlerfluges verkündigte, und er hat folgende hübsche Barometerskala der besagten öffentlichen Dirne, will sagen Meinung, hergestellt: — „Das Ungeheuer hat die Insel Elba verlassen. Der Räuber landete in der Bucht von Cannes. Der Usurpator ist in Grenoble eingezogen. Der Korse hat zu Lyon die Behörden empfangen. Bonaparte's Armee wurde durch die des Marschalls Ney verstärkt. Der furchtbare Rival der Bourbons befindet sich zu Fontainebleau wieder in demselben Gemach, in welchem er seine Abdankung unterzeichnete. Se. kaiserliche Majestät wird noch heute Abend in den Tuilerien sein“ [18]). Eine charakteristische Parallele zu dieser aufsteigenden Skala bildet die abwärtsgehende in Napoleon's Proklamationen und Dekreten, wenn er, wie er that, bei seiner Landung die Franzosen Bürger betitelte, auf halbem Wege in Lyon nur noch Franzosen schlechtweg und nach seiner Ankunft in Paris Unterthanen [19]). Aber man gab ihm das Recht zu solcher Sprache und er hätte sogar geradezu von Sklaven sprechen dürfen, wenigstens in

Betreff der offiziellen Welt Frankreichs, von deren Niederträchtigkeit die Nummern des Moniteur vom 10. bis 31. März anekelndes Zeugniß ablegen. Die Spalten des amtlichen Blattes waren vom 10. bis zum 20. angefüllt mit Adressen von Generalen und Stabsoffizieren, Verwaltungsbeamten, Richtern und städtischen Magistraten, welche sich beeiferten, den Napoleon zu beschimpfen und zu verwünschen und den Bourbons ewige Liebe und Treue zu geloben. Vom 20. bis zum 31. dagegen waren in den Spalten desselben Journals Adressen zu lesen, von denselben Behörden eingesandt, von denselben Menschen unterzeichnet, Adressen, worin die Bourbons verflucht und Napoleon als Frankreichs Schutzgott gepriesen wurde. Noch mehr: der Adlerflug Napoleon's war so rasch gewesen, daß eine große Anzahl von an Ludwig den Achtzehnten gerichteten Adressen erst nach dessen Abreise in Paris anlangte und dem wiedergekehrten Empereur zugleich mit dem Haufen an ihn gerichteter Adressen übergeben wurde. Als er diese Zuschriften von diametral entgegengesetztem Inhalt — in den einen wurde die „Vernichtung" des „Korsen," des „Usurpators" und „Tyrannen" vom Himmel und vom König erfleht, in den andern der „Kaiser" seiner „wunderbaren Rückkehr" wegen beglückwünscht und als „Held," als „Befreier" und als „rechtmäßiger Souverain" gefeiert — ja, als er diese von denselben Leuten und Behörden innerhalb weniger Tage ausgefertigten Urkunden menschlicher Erbärmlichkeit in Händen hielt, mochte in seiner Seele ein Meer von Ekel Wogen schlagen. Als aber Fleury de Chaboulon, welchen er zu seinem Kabinettssekretär gemacht hatte, über diese Fingerfertigkeit im Fache der Adressenmacherei die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, sagte der Empereur mit einem Lächeln der Verachtung nur: „So sind die Menschen!" (Voilà les hommes [20]).

Zweites Kapitel.

Ligny.

Gewiß, die Menschen waren, als sie ihn wiederkommen ließen, noch dieselben, welche sie gewesen, als sie ihn hatten gehen lassen. („Was ist der Mensch? Ein hohler Darm, mit Furcht und Hoffnung angefüllt — daß Gott erbarm'!" lautet die kurzgefaßte Anthropologie, zu welcher Göthe sich bekannte.) Im Ganzen und Großen dieselben, wohlverstanden, und ganz insbesondere die „offiziellen." Aber das kurze Aufathmen Frankreichs vom Napoleonismus hatte doch lange genug gewährt, um die Nation, mit Ausnahme der Armee und der siebenfach potenzirten Napoleonisten, eine Wiederkehr der imperialistischen Despotie verabscheuen zu lassen. Das sagten dem zurückgekommenen Cäsar sogar Solche, welche, wie z. B. der Oberst Labedoyère, zu seiner Rückkehr wesentlich beigetragen hatten und bestimmt waren, Märtyrer des Napoleonismus zu werden. Man wollte keine ewigen Konskriptionen mehr, man verlangte nach Erleichterung der Steuerlast und verabscheute die Kontinentalsperre, welche die Häfen Frankreichs verödet und seinen Handel zu Grunde gerichtet hatte. Man wollte, immer mit Ausnahme der nach Rache, nach Beute und Avancement hungernden und dürstenden Kriegsknechte, den Frieden, um endlich die Geschäfte desselben wieder aufnehmen und seiner Segnungen sich erfreuen

zu können. Und man wollte auch die Freiheit, welche — wunderbar zu sagen! — den Wagen, worin der restaurirte bourbonische Watschelkönig in Paris eingezogen war, zu ihrem Vehikel zu machen gewußt hatte. Ja, es ist eine der größten Ironieen der Weltgeschichte, aber zugleich eine unbezweifelbare Thatsache, daß ein Bourbon den Franzosen die Freiheit zurückbringen mußte. Die vom achtzehnten Ludwig verliehene „Charte," so royalistisch ihr Zuschnitt war, sie hatte doch in die öde Düsterniß der Knechtschaft, welche durch das Empire über Frankreich gebracht worden war, zuerst wieder die volle Helle der großen Ideen von 1789 hineinstralen lassen. Sie hatte aber auch den gebildeten Theil der Nation, das intelligente und besitzende Bürgerthum, ohne dessen Zustimmung, obzwar das Geld sich nicht schlägt, kein modernes Regiment dauern kann, mit der Fiktion des Konstitutionalismus so durchdrungen, daß diese Fiktion beseitigen wollen der Bourgeoisie einen Krieg auf Leben und Tod ansagen hieß.

Das Alles hatte das scharfe Auge Napoleon's auf Elba aus den französischen Zeitungen richtig herausgelesen und er hatte erkannt, daß, wenn er auch mit Hülfe der Armee allein sich wieder auf den Kaiserthron zurückzuschwingen vermöge, er doch nur auf demselben sich behaupten könne, falls dieser Thron ein konstitutioneller, d. h. mit Hülfe der liberalen Partei, der Bourgeoisie. Darum log er, der Komödianten größter, so gewandt in die Lüge des Konstitutionalismus sich hinein, daß er, wie bekannt, während seines Adlerfluges von Cannes bis Paris überall den Friedfertigen und den Konstitutionellen spielte, ja, zur Erbauung der Liberalen förmliche konstitutionelle Deklamatorien zum Besten gab. Es muß ihn, dessen innerster Lebensnerv der Despotismus war, eine furchtbare Selbstüberwindung gekostet haben; aber er spielte gut. Und war es denn so ganz nur ein bloßes Spiel? Mit nichten. Wer Andere beharrlich belügt, kommt unmerklich dazu, sich selber anzulügen. Man kann daher unschwer sich vorstellen, daß es die unersättliche

Phantasie des Mannes reizen mußte, sich in einer neuen Rolle zu versuchen, und er hat dann diese, die Rolle des konstitutionellen Empereur, obzwar mitunter ganz entsetzlich plump, so recht napoleonisch-explosivisch daraus fallend, im Ganzen mit leidlichem Anstand durchgeführt, bis sie mit der Verkündigung der „Zusatzakte" zur Verfassung des Empire — im Grunde nur ein Plagiat der Charte Ludwigs des Achtzehnten — auf dem am 1. Juni abgehaltenen „Maifeld" (champ de Mai) — ein wunderlicher Phantasiesprung in merovingisch-fränkische Nebelzeiten — ihren echtfranzösischen, nämlich hinlänglich theatralisch-knalleffektreichen Abschluß fand.

Der Wiedergekehrte hätte neben dem gewählten Wege zwei andere einschlagen können. Der eine war, da wieder anzufangen, wo er im April von 1814 aufgehört hatte, d. h. zu versuchen, im alten Napoleonstyl Frankreich wieder souverain und unerbittlich zu despotisiren, — ein aus den angegebenen Gründen freilich von vornherein verzweifelter Versuch. Der zweite Weg war, aufrichtig und vollständig den Gedanken der französischen Revolution wieder aufzunehmen, die Scheintodte vom 18. Brumaire aus ihrem Grabe zu erwecken, die Trümmer der republikanischen Partei um sich zu versammeln, sie mit der ganzen Energie des napoleonischen Dämons zu erfüllen und, gestützt auf die Volksmassen, als revolutionärer Diktator die royalistischen und konstitutionellen Faktionen im Innern zu erdrücken und als Bannerherr der Demokratie dem Angriff des absolutistischen Europa's die Idee der Freiheit, getragen von einer Million französischer Bajonnette, entgegenzuwerfen. Das zu versuchen war möglich; aber es lag nicht im Wesen Napoleon's, der ein glühender Hasser des von ihm ein für alle Mal mit dem „Jakobinismus" identifizirten demokratischen Gedankens geblieben war, während er sich den Anschein gab, mit dem lügnerischen Schein der Freiheit, mit dem Konstitutionalismus sich versöhnt zu haben. Und hieraus entsprang, daß der zurückgekehrte

Empereur als eine so unersprießliche und unerquickliche Halbheit sich darstellte. Ein konstitutioneller Napoleon? Hölzernes Eisen! Man hat gesagt, das Tragische der Stellung des Mannes während der hundert Tage sei gewesen, daß er vom Konstitutionalismus umstrickt und eingeschnürt war, wie ein Löwe von einem Stahlnetz. Allein das Tragische oder besser Tragikomische ist vielmehr dieses gewesen, daß ein konstitutioneller oder konstitutionell sich anstellender Napoleon ein Löwe in einem Käfig von Pappendeckel war, dessen Wände er für stählerne ansah oder sie dafür anzusehen heuchelte.

Denn sein Hintergedanke war ganz unzweifelhaft, durch die augenblicklich für zweckdienlich gehaltene Posse des Konstitutionalismus hindurch zum Ernst des wirklichen Napoleonismus zurückzukehren, und das fühlten die Konstitutionellen gar wohl. Deßhalb war ihre, übrigens sehr zurückhaltende und argwöhnische Zustimmung zur Wiedererrichtung des Empire sammt „Zusatzakte" eine pure Heuchelei und sie dachten und wünschten im Grunde ganz dasselbe, was „ces demoiselles" des Palais Royal dachten und wünschten, weil sie recht wohl wußten, der Triumph des Empereur über die auswärtigen Feinde würde gleichbedeutend sein mit der Wiederherstellung der napoleonischen Tyrannei im Innern. So belog und betrog man sich gegenseitig und in Wahrheit sind die ganzen „Cent Jours" nur eine große Lüge gewesen. Wie kläglich wand und wälzte sich der wiedererstandene Cäsar in diesem Lügensumpf herum! Er hatte auf dem Wege nach Paris gelogen, er handle im Einverständniß mit Oestreich. Er log, seine kaiserliche Gemahlin Marie Luise sei mit seinem Sohne bereits auf dem Wege nach Frankreich, dieselbe Marie Luise, welche dazumal bereits bis über die Ohren in ihren einäugigen Kammerherrn, den General Neipperg, verschossen war und mit unendlich viel mehr Antheil, als ihr die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich erregte, die empfing, daß die Frau des genannten

Generals daheim im Schwabenland gestorben sei. Es gewährt einen traurigen Anblick, den Löwen im Käfig von Pappendeckel inmitten von kleinlichen Lügen und Heucheleien, Ränken und Schwänken sich abzappeln zu sehen. Zu sehen, wie er sich herbeiläßt, einen anrüchigen Abenteurer, den Monsieur de Montrond, als seinen Quasi-Gesandten nach Wien zu schmuggeln, damit derselbe, wo möglich, einen schwefelfarbenen Talleyrand zum Napoleonismus zurückbekehre und, wo möglich, Marie Luise und den König von Rom nach Frankreich entführe[21]). Zu hören, wie er sich abmüht, den windfahnigen Phrasenfabrikanten Benjamin Constant und das alte Kind Lafayette für sich zu gewinnen oder, in einer Anrede an den Staatsrath Friedrich den Großen parodirend, sich für einen bürgerlichen Napoleon auszugeben („Les princes sont les premiers citoyens de l'état"). Zu sehen, wie er neben den reinen Napoleonisten Cambacérès, Maret, Caulaincourt, Gaudin, Mollien und Davout nicht nur, um den wirklichen Freiheitsfreunden ein Unterpfand zu geben, den redlichen Carnot, sondern auch, weil er ihn fürchtet, den Erzränkler Fouché in sein Ministerium beruft, den Brauenlosen, der Jedem, welcher es hören will, mit kynischer Offenheit sagt, Napoleon sei weiter Nichts als ein Nothbehelf für den Augenblick. Zu hören, wie er sich heiser schreit, um Frankreich von seinem neugebackenen Konstitutionalismus und die europäischen Kabinette von seiner Friedfertigkeit zu überzeugen, von seiner „aufrichtigen Entschlossenheit," die Bestimmungen des pariser Friedens seinerseits aufrecht zu halten.

Weder Frankreich, d. h. die französische Bourgeoisie, noch Europa wollten sich überzeugen lassen. Napoleon konnte das recht wohl voraussehen und sah es auch ohne Zweifel wirklich voraus. Er mußte wissen, daß sein zweites Imperium in noch weit höherem Grade als das erste nur auf dem Schwerte beruhe. Es war daher so ganz unter dem früheren Größemaaß des Mannes, wenn er schauspielte, aus dem Schwertführer ein Palmen-

träger geworden zu sein. Was half es auch? Dieses sich selbst und Andere Belügenwollen, daß ein Friede zwischen Europa und Napoleon denkbar und möglich, vermehrte nur die Zweideutigkeit und Halbheit seiner Stellung und wirkte ohne Frage auch auf sein Feldherrnwalten höchst ungünstig zurück. Er war in dem viertägigen Feldzug von 1815 — denn in diese Zeitspanne sollte sich diesmal die Entscheidung des Schicksals der Welt zusammendrängen — nicht mehr der souverain-entschlossene Schlachtendonnerer von Jena, Austerlitz und Wagram, lange nicht mehr! Sein Spiel auf dem Heerinstrument, welches doch i. J. 1815 ganz unvergleichbar besser und reicher konstruirt war als es i. J. 1814 gewesen, erwies sich wohl noch in Einzelnheiten, nicht aber mehr im Ganzen als das altgewohnte napoleonisch-virtuosische [22]). Und doch wäre ihm gerade jetzt die Vollkraft seines Kriegsgenies und die jugendfrischeste Energie vonnöthen gewesen. Denn daß er es mit dem ganzen, gegen die Wiederaufrichtung des Napoleonismus mit Macht aufstehenden Europa zu thun haben werde, war bald eine unverrückbare Thatsache, von deren erdrückender Wucht der Umstand einen Vorschmack gab, daß der hirnlose Murat, mit Mißachtung der Rathschläge seines Schwagers in Italien vorzeitig gegen die Oestreicher losgebrochen, von diesen vernichtet wurde, bevor noch diesseits der Alpen der Krieg begonnen hatte. Schon am 20. Mai waren die Oestreicher in Neapel, war der Seiltänzerkönig auf der Flucht nach Frankreich und damit die bourbonische Reaktion am Fuße des Vesuvs gemacht. Oder wäre vielleicht das „vorzeitige“ Losbrechen Murats auch nur ein Stück napoleonischer Mythographie gewesen, nachträglich auf St. Helena zurechtgeschneidert? Wenigstens hat Murat, bevor er aus Frankreich nach Korsika floh, um von dort aus seine abenteuerliche Todesfahrt nach Pizzo zu unternehmen, behauptet, nur den bestimmten Anweisungen seines Schwagers gemäß gehandelt zu haben [23]).

Im Uebrigen war das Bemühen, dem unglücklichen Seil-

tänzerkönig eine Hauptschuld an dem Verderben des Empire der Hundert Tage aufzuhalsen, gerade so komödiantisch-lächerlich und histrionisch-gehässig, wie noch so viele andere Kapitel der auf Sankt Helena zusammengedichteten Napoleon-Mythologie es gewesen sind. Murat's Losbruch kann auf den Gang der Ereignisse nicht eingewirkt haben; denn dieser Losbruch erfolgte erst nach der Achtserklärung vom 13. März, welche die wiener Kongreßmächte gegen Napoleon schleuderten. Die Entschlüsse der Lenker Europa's waren also schon mit Entschiedenheit gefaßt und nachdrucksam kundgegeben, noch bevor der Entwichene von Elba seinen Adlerflug von Cannes nach Paris beendigt hatte. Diese Aechtung des „Friedensbrechers, mit welchem es weder Frieden noch Waffenstillstand gebe und welcher durch seinen Einbruch in Frankreich den Schutz der Gesetze verwirkt habe“ [24]), war die Antwort der acht Mächte, die den pariser Frieden unterzeichnet hatten, auf das großpralerische: „Der Kongreß ist aufgelös't!“ womit Napoleon in der Bucht von Juan an's Land gestiegen. Die Achtserklärung war ein Keulenschlag, welcher alle die napoleonischen Lügen und Spiegelfechtereien von Einverständnissen mit diesem oder jenem auswärtigen Kabinett, von der Erhaltung des Friedens u. dgl. m. zertrümmerte. Vergeblich versuchte der Geächtete den furchtbaren Schlag zu pariren oder wenigstens dessen Wirkungen abzuschwächen. Alle Bemühungen, seine Gegner zu trennen und mit dem einen oder andern ein friedliches Abkommen zu treffen, mißlangen. Man wollte Nichts mit ihm zu thun haben, man versagte sogar seinen Boten den Zugang. Er glaubte einen Keil gefunden zu haben, ganz geeignet, das neugekittete Bündniß seiner Feinde zu spalten, als ihm eine Abschrift des östreichisch-englisch-französischen, gegen Rußland und Preußen gerichteten Vertrags vom 3. Januar gebracht wurde, welche die fliehende bourbonische Watschelmajestät in den Tuilerien hatte liegen lassen. Er eilte, dieses Dokument durch Maret dem russischen

Botschaftsrath Budjakin zustellen zu lassen, welcher noch in Paris zurückgeblieben, während nach Napoleon's Ankunft daselbst das gesammte diplomatische Korps davongestoben war. Budjakin, von Maret dringend dazu aufgefordert, eilte mit dem inhaltsschweren Ding von talleyrand-metternichiger Machenschaft nach Wien, wo er am 8. April anlangte. Der Czar ward nach Einsichtsnahme der Urkunde „heftig aufgereizt, roth und unwillig." Am folgenden Morgen ließ er den Freiherrn vom Stein rufen, zeigte ihm das Dokument und sagte: „Ich habe den Metternich zu mir entbieten lassen und wünsche, daß Sie bei der bevorstehenden Unterredung als Zeuge zugegen seien." Der Fürst kam. Alexander wies ihm den Vertrag mit der Frage: „Kennen Sie das da?" Der Meister der Formen verzog keine Miene und schwieg eine Weile, um eine aus dieser fatalen Klemme hinauslootsende Redewendung zu suchen. Als er eine gefunden zu haben glaubte und zu reden anheben wollte, schnitt ihm der Czar das Wort ab, nachdrucksam sagend: „Metternich, so lange wir leben, soll über diesen Gegenstand zwischen uns niemals wieder die Rede sein! Denn wir haben jetzt Anderes zu thun. Napoleon ist wieder da und unsere Allianz muß daher fester sein als je." Sprach's und warf das Dokument in das flackernde Kaminfeuer[25]). Der Keil war also wirkungslos abgeglitten.

Die vier Großmächte zeigten unverweilt, wie sehr sie gewillt, der Achtserklärung vom 13. März gegen den wiedergekehrten Empereur Nachdruck zu geben, indem sie am 25. ihren Allianzvertrag von Chaumont erneuerten. Demzufolge versprachen Oestreich, Rußland, England und Preußen jedes ein Heer von 150,000 Mann zum Kampfe gegen den Napoleonismus zu stellen, und sollte der alsbaldige Ausmarsch der östreichisch-russisch-preußischen Streitkräfte ermöglicht werden durch eine Subsidienzahlung von 5 Millionen Pfund von Seiten Englands. Sämmtliche deutsche und europäische Staaten wur-

den eingeladen, dem erneuerten widernapoleonischen Bunde beizutreten, und sämmtliche erklärten sich dazu bereit, mit Ausnahme von Schweden und Portugal, welches letztere aus Ohnmacht nicht mitthun konnte, während ersteres, d. h. ein Expiaffirer Bernadotte, aus Aerger nicht wollte. Auch Ludwig der Achtzehnte, dermalen König von Frankreich in partibus, ward zum Beitritt geladen und hiemit war schon deutlich genug angezeigt, daß die Verbündeten den unfähigen und verhaßten Bourbonismus abermals nach Frankreich zurückführen wollten, obzwar man für gut fand, wiederum ausdrücklich zu betonen, daß man der französischen Nation keine Regierungsform aufzuzwingen gedenke [26]). In der That, war wenigstens der Czar gegen den Bourbonismus höchlich erkältet und die torvistischen Oligarchen, welche England regierten, mußten, um mißliebig-whiggistisches Geschrei in und außerhalb des Parlaments zu ersticken, so thun, als seien auch sie keineswegs mehr in den Bourbonismus verliebt. Daß sie es aber dennoch waren, daß sie mit aller Macht auf die abermalige Restauration der Bourbons hinwirkten, bezeugt nachdrücklich jener Brief Wellington's (aus Brüssel vom 20. Mai) an Metternich, worin er den östreichischen Minister zu überzeugen sucht, diese abermalige Restauration sei das einzige Mögliche und Räthliche [27]). Ohne Frage war Czar Alexander auch diesmal wieder die Seele der energischen widernapoleonischen Betreibungen und es ist wohl glaublich, daß er einen geheimen Sendling der Hortense Beauharnais, welcher sich Eingang bei ihm zu verschaffen gewußt und den Versuch gemacht hatte, eine Aussöhnung des Russenkaisers mit dem Empereur anzubahnen, heftig habe abfahren lassen mit den Worten: „Keinen Frieden mit diesem Menschen, sag' ich Ihnen! Er hat sein Wort gebrochen und dadurch mich dessen entbunden, was ich ihm zugesagt. Zwischen uns kann nur noch Krieg auf Leben und Tod sein und Europa bedarf eines Beispiels" [28]). Man muß ihm auch bezeugen, daß er dem einen großen Zweck

Manches, was ihm persönlich am Herzen lag, unterzuordnen und dadurch auf die übrigen Mächte einen zusammenhaltenden Einfluß auszuüben verstand, was im Interesse des Widernapoleonismus sehr vonnöthen. Denn waren auch, wie wir sahen, die Hauptstreitpunkte unter den Kongreßmächten schon vor Napoleon's Rückkehr geschlichtet, so war doch noch hinlänglich viel Zank- und Stankstoff vorhanden, so hinlänglich viel, daß, wer aus einer Quelle, die freilich mehr den Namen einer Pfütze verdient, schöpfen wollte, beispielsweise sagen könnte, die Spannung zwischen den widernapoleonischen Mächten zu Wien sei im März von 1815 so heftig gewesen, daß preußischen Politikern und Kriegern, unter welchen Wilhelm von Humboldt und sogar Gneisenau genannt werden, der Gedanke habe beikommen können, das auf dem Kongresse verkürzte und hintangesetzte Preußen sollte mit dem zurückgekehrten Napoleon gegen Oestreich und England sich verbünden [29]).

Inmitten der kriegerischen Rüstungen, die im größten Maßstabe betrieben wurden, suchte der Kongreß möglichst rasch seine noch rückständigen politischen Geschäfte abzuwickeln. Am 18. Mai kam die Zerreißung Sachsens zum Abschluß und am 22. ging die größere Hälfte des willkürlich zerrissenen Landes in den Besitz Preußens über [30]). Der 22. Mai von 1815 ist aber durch einen andern Staatsakt noch denkwürdiger geworden. An diesem Tag erließ nämlich Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen seine „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes,“ worin er seinem Lande, dessen Gut und Blut er ja abermals zur Bekämpfung des Napoleon höchst nöthig hatte, eine konstitutionelle Verfassung feierlich versprach [31]). Nachdem dann der gute Mohr von preußischem Volk seine Dienste abermalen gethan hatte, ist dieses Versprechen zum Vergessen geworden, aus Gründen „höherer Staatsweisheit“ natürlich und unbeschadet der „fleckenlosen Redlichkeit“ des „Heldenkönigs.“ Die großen Herren, Angesichts der wiederum von Seiten des Schlachten-

meisters ihrem Besitz und Behagen drohenden Gefahren, waren überhaupt nicht unbereitwillig, den Völkern zur Erhöhung ihrer guten Laune, sich auf's Neue als „Futter für Pulver" verbrauchen zu lassen, wenn auch keine Brote, so doch Steine darzureichen, wie denn ein solcher Stein, genannt „Deutsche Bundesakte," am 8. Juni den geduldigen Söhnen Germania's allergnädigst dargereicht wurde. Kein Wunder daher, daß Angesichts der Art und Weise, wie die hohen Kongreßherren für die Erfüllung der Bedürfnisse und Forderungen der Völker gesorgt hatten, die Stimmung der letzteren eine ziemlich kühle war, als jetzo, im März und April von 1815, eine neue Auflage des Völkerfrühlings von 1813 von Amtswegen veranstaltet und in Umlauf gesetzt wurde. Man kannte ja die Auslegung, welche der Text „Freiheit und Vaterland" in Wien gefunden hatte. In Wahrheit, wenn wir Preußen ausnehmem, wurde von Seiten der Völker der Aufruf zum abermaligen „Befreiungskrieg" nur mit dumpfer Verdrossenheit aufgenommen und befolgt. In Preußen allerdings da loderte das Haß- und Kampffeuer des Widernapoleonismus wieder gewaltig auf und es wurde ebenso sehr geschürt durch die Erbitterung über erfahrene Enttäuschungen wie durch die schmeichelnde Hoffnung, daß ein nochmaliges und endgültiges Niederwerfen des „Erzfeindes" den gerechten Ansprüchen Preußens und Deutschlands nothwendig zum Siege verhelfen müßte. Aber wenn es Thatsache, daß, was die alten preußischen Provinzen angeht, der Wiederaufschwung von 1815 dem von 1813 Wenig oder Nichts nachgegeben hat, so ist dagegen ebenso unbestreitbar, daß anderwärts, wo die schwarzweißen Fahnen wehten, die Sache ein ganz anderes Gesicht hatte. Hier ist, deß zum Beweise, ein Brief, welchen ein feuriger Patriot im März aus Köln an Sulpiz Boisserée geschrieben hat, ein Brief, welcher mit allerdings unsanfter Hand manche wohlgemeinte fromme Lüge aus dem Legendenbuch von 1815 hinwegfegt. Der patriotische Doktor, dessen Name nicht etwa Sauerampfer, sondern

Schmitz, hatte vor Jahresfrist, als die Einnahme von Paris gemeldet worden, als der Erste die Domglocke zum Freudengeläute gezogen. Jetzt schrieb er: — „Ich mag mich irren, allein ich halte dafür, wir haben nur mit Bänken gewechselt und sind auf der nämlichen Galeere angeschmiedet geblieben. Nun soll noch dabei das Reich Plutons wieder anheben, da dieser Teufelskerl in Frankreich hereingebrochen. Das wird wieder eine schöne Passionsgeschichte werden; dafür hat er und sein Anhang gewiß schon hinlänglich gesorgt. Man mußte monarchisch dumm sein, um einem solchen Lügenvater auf's Wort zu glauben. Du kannst leicht errathen, welche Sensation die Nachricht hier erregte; ich weiß, wo man das Bildniß Napoleon's aufgestellt und Lichter angezündet hat, wie vor dem Venerabile. Man zog mit Drehorgeln durch die Stadt, singend: Es lebe Napoleon! Den französisch Gesinnten schlägt das Herz bis in den Hals. Die hier anwesende sächsische Garnison stimmt in den Chorus mit ein. Wo diese wohnen, ist meist mit den Wirthen eine kordiale Antipathie gegen Preußen und leider hat dieses einen Grund. Die Regierung thut Nichts, was auch nur den Willen, Gutes für die Zukunft zu wirken, errathen ließe. Keine Güte, keine Schärfe, kein Gewicht, lauter Bettel und Wortkram" [32]).

Wohl klangen in Preußen, d. h. in Altpreußen, die Sturmlieder von Arndt und Körner wieder laut, wohl fielen von Kanzeln und Kathedern abermals die Stichworte des Jahres 1813, wohl scharte sich eine von Illusionen lebende Jugend wiederum zu freiwilligen Jägerharsten; aber dessenungeachtet war der Krieg von 1815 nur ein ordinärer Kabinettskrieg, und obzwar in demselben deutsche Generale und Soldaten abermals das Meiste und Beste thaten, Deutschland hatte wiederum keinen Gewinn davon. Denn es ist von jeher die Bestimmung der Deutschen gewesen, die großen Schlachten des Geistes und des Schwertes zu schlagen, damit andere Nationen die Früchte des Sieges pflücken und einheimsen könnten ... Vom Standpunkt einer Kabinetts-

kriegführung aus wurde aber mit thunlichster Raschheit Alles vorbereitet, um die über Napoleon ausgesprochene Acht zur Vollstreckung zu bringen. Noch standen von 1814 her die Heere Europa's auf dem Kriegsfuß und schleunig wurden sie jetzt vermehrt und gegen Frankreich in Bewegung gesetzt. Es sollte, wollten die Verbündeten, ein Heerzug werden, wie die Welt noch keinen gesehen hatte. Denn nur mit einer erdrückenden Uebermacht glaubten sie des wiedererstandenen Napoleonismus Meister werden zu können, welcher, wähnten sie, zu einem beispiellosen Verzweiflungskampf entschlossen und bereit sein würde. Wähnten sie; denn, in Wahrheit, der zurückgekehrte Empereur hatte kaum die Tuilerien betreten, als sehenden Augen schon klar wurde, daß er nur noch ein halber Napoleon. Er war sichtbar und vorzeitig gealtert und wie hätte das auch anders sein können? Die ungeheure Wucht einer achtzehnjährigen Eroberers- und Despotenarbeit, wie er sie gethan, mußte selbst ein Nervensystem von Stahl erschlaffen machen. Er glaubte nicht mehr recht an seinen „Stern“, vertraute nicht mehr unbedingt der eigenen Kraft und, selber eine Halbheit — ein konstitutioneller oder wenigstens konstitutionell scheinen wollender Napoleon — brachte er es nur noch zu halben Maßregeln, welche dann durch die Lässigkeit der ausführenden Werkzeuge noch mehr abgeschwächt wurden. Daß eine Rettung für ihn nur möglich, wenn er sich entschloß, das, was vordem der Konvent unter unendlich viel schwierigeren Umständen mit unerbittlicher Kraft und glänzendem Erfolg gethan, dem feindseligen Europa gegenüber ganz Frankreich in ein waffentosendes Heerlager zu verwandeln, abermals zu versuchen, das konnten und mußten ihm die Kriegermassen zeigen, welche von den Niederlanden, von Deutschland und Italien aus gegen ihn sich heranzuwälzen drohten.

Denn in der That, es ist nicht bülletinisch, sondern thatsächlich, daß diese Massen mehr als 1 Million Streiter betrugen, welche allerdings, wie selbstverständlich, nicht zumal schon sammt

und sonders in der Schlachtlinie standen, doch aber in der Stärke von 715,000 Mann mit wenigstens 1610 Geschützen sofort gerüstet und bereit waren, in diese Linie einzurücken, während sich in ihrem Rücken Nachschübe und Reserven von mindestens 300,000 Mann organisirten [33]). Was die Zusammensetzung dieser ungeheuren Streitmacht betrifft, so schwanken die Berechnungen und Angaben über den Mannschaftsbestand im Einzelnen nicht unbedeutend, kommen jedoch in der Hauptsache überein [34]). In Oberitalien — von der nach Unteritalien zum Umsturze von Murat's Thron vorgegangenen östreichischen Armee abgesehen — standen, befehligt vom General Frimont, 48,000 Oestreicher und 12,000 Sardinier. In Deutschland setzte sich gegen den Mittelrhein zu eine russische Armee unter Feldmarschall Barklay in der Stärke von 167,950 Mann in Bewegung und gegen den Oberrhein unter Feldmarschall Fürst Schwarzenberg eine andere, zusammengesetzt aus 130,531 Mann östreichischer und 122,021 Mann deutschbündischer Truppen. In den Niederlanden standen zwei verbündete Heere zum Handeln bereit: — ein englisch-deutsches, dessen Kommando zu übernehmen der Herzog von Wellington aus Wien nach Brüssel eilte, woselbst er schon am 5. April eintraf, und ein preußisches, befehligt vom Feldmarschall Blücher. Diesen beiden Heeren war es bestimmt, die große, aber glorreiche Kriegsarbeit des Jahres 1815 zu vollbringen und den Napoleonismus endgültig abzuthun. Das englisch-deutsche zählte 123 Bataillone Infanterie, 114 Schwadronen Kavallerie und führte 186 (oder 220?) Geschütze in 31 Batterieen. Die Gesammtstärke betrug 94—99,000 oder den höchsten, aber wohl zu hoch gegriffenen Ansätzen zufolge gar 105 bis 106,000 Mann. Genau nachweisbar ist, daß Wellington 32,700 Engländer, 25,000 Niederländer, 15,800 Hannoveraner, 7500 deutsche Legionäre, 6700 Braunschweiger und 7300 Nassauer hatte und daß folglich mehr Deutsche als Engländer bei Waterloo gefochten haben. Unter Wellington

befehligten der Prinz von Oranien das erste, der General Hill das zweite, die Generale Picton, Cole und der Herzog Wilhelm von Braunschweig das dritte Korps; oberster Reiterführer war General Uxbridge. Diese Armee war keineswegs durchgehends von gleicher Güte. Den eigentlichen Kern bildeten englische und deutsche Veteranen, um welchen Kern her aber insbesondere das belgische Kontingent so locker und lose sich anlegte, daß der eiserne Herzog Anfangs in den härtesten Ausdrücken über die Beschaffenheit seiner Streitmacht sich ausließ [35]). Er war aber ganz der Mann dazu, um diesen buntscheckigen Heerkörper mit der zusammenschweißenden Kraft und Nachdrucksamkeit einer soliden Führung zu binden, alswie mit eisernen Reifen und Klammern. Die preußische Armee am Niederrhein zählte 99,715 Fußsoldaten, 11,879 Reiter und 5303 Kanoniere. Sie war 136 Bataillone, 135 Schwadronen, zusammen 116,897 Mann stark und führte in 39 Batterieen 304 Geschütze. Sie war, durchaus nur aus Preußen bestehend, aus 4 Heerhaufen zusammengesetzt. Den ersten (30,831 Mann) befehligte der General Ziethen, den zweiten (31,758 Mann) zuerst der General Borstell, dann der General Pirch I., den dritten (23,980 Mann) der General Thielmann, den vierten (30,328 Mann) der General Bülow von Dennewitz. Außerdem war noch das sogenannte „norddeutsche" Armeekorps, aus deutschbündischen Truppen zusammengesetzt, 26,000 Mann stark und kommandirt vom preußischen General Kleist von Nollendorf, im Juni zum Einrücken in Frankreich bereit und dem Oberbefehl Blüchers unterstellt, dessen Generalstabschef wiederum der Gneisenau.... Diesen kolossalen Gesammtmitteln seiner Gegner vermochte Napoleon, aus den angegebenen Gründen oder vielmehr aus dem einen Hauptgrund, d. h. seinem Haß und Argwohn gegen die Demokratie, bei Weitem keine verhältnißmäßigen entgegenzustellen. Es ist überdies nachweisbar und nachgewiesen, daß all das Gerede und Gerühme, welches der

Empereur über die Vielseitigkeit und die Resultate seiner Rüstungsthätigkeit nachmals ausgehen ließ und die napoleonischen Mythologen nachgeplappert haben, echtbülletinischer Natur gewesen ist. Denn zur Stunde, als Ludwig der Achtzehnte aus den Tuilerien floh, war der Bestand der französischen Armee 223,000 Mann, wovon 155,000 marschfertig. Nun hat zwar der große „Lügenvater" auf Sankt Helena diktirt, die aktive Armee habe am 1. Juni nicht weniger als 363,500 Mann betragen; allein hiebei rechnete er die 77,500 Mann mit, welche die Konskription von 1815 liefern sollte, von welchen jedoch zur Zeit noch kein Mann einberufen war. In Wahrheit und Wirklichkeit zählte am angegebenen Tage die Armee 276,982 Mann, wovon 198,130 marschfertig. Vergleicht man diesen Bestand mit dem zur Zeit der Flucht des Königs, so ergibt sich, daß der Empereur während der Monate April und Mai die Armee im Ganzen um 53,000 Mann und den marschfertigen Theil derselben um kaum 43,000 vermehrt hatte. Ein Ergebniß, das Zweierlei darthut: — erstens, daß, wie schon gesagt worden, der wiedergekommene Napoleon nur noch ein halber war; und zweitens, daß, nachdem der Märzrausch verflogen, die französische Nation, mit Ausnahme der Kriegsknechte bei den Fahnen, nicht entfernt willig und bereit war, das Aeußerste zu opfern und zu wagen für einen Mann, von dem sie sich zwar hatte überraschen lassen, hinter dessen dünnem liberalen Phrasenschleier sie aber die alten Tyrannenzüge sofort wieder erkannte. Es ist, als wäre am 20. März Napoleon's Genius erlahmt, sein Glück entwichen und der Zauberbann seines Namens verschwunden. Die Hundert Tage waren in jeder Beziehung nur noch eine Parodie des Napoleonismus.

Der Kriegsplan der Verbündeten nahm zu seinem Hauptziel wiederum Paris und zur Erreichung desselben sollte die Einhaltung der strategischen Grundsätze verhelfen, welche in den

Feldzügen von 1813 und 1814 maßgebend und erfolgreich gewesen waren. Deßhalb sollte jede „Vereinzelung“ vermieden werden, d. h. man wollte dem Feinde schlechterdings keine Gelegenheit bieten, mittelst örtlicher Vortheile oder übermächtiger Zahl der Streitkräfte über eines der verbündeten Heere Vortheile zu erlangen. Eine Zusammenhäufung der letzteren zu einem ungefügen Koloß ward schon der Verpflegung wegen vermieden. Schwarzenberg sollte in zwei großen Heersäulen den Rhein zwischen Mannheim und Rheinfelden überschreiten — die „Neutralität“ der Eidgenossenschaft, zu deren Schutz dieselbe 35,000 Milizen aufbot, war demnach auch nur eine diplomatische Fiktion — und auf Saint-Dizier und Chalons sur Marne hindrücken, während Blücher und Wellington von den Niederlanden her dieselbe Richtung einschlügen, die über den Mittelrhein gehende russische Armee aber das verbindende Mittelglied zwischen der schwarzenbergischen und der blücher-wellington'schen ausmachte und das östreichisch-sardinische Heer aus Oberitalien über die Alpenpässe nach Genf und von dort gen Lyon rückte. Der ungeheure Heerbogen, dessen eines Ende auf Genf, dessen anderes auf Antwerpen sich stützte, sollte sich demzufolge mälig verengern und schließlich zur erdrückenden Umklammerung des Feindes um Paris zusammenschließen. Die verbündeten Monarchen mit ihren Ministern wollten zu Heidelberg ihren Stand nehmen und von da aus den Verlauf des riesenhaften Unternehmens beobachten. Am 24. Juni sollte Schwarzenberg, am 4. Juli Barklay auf französischem Boden stehen, am 27. Juni Frimont in Genf sein und an demselben Tage sollten Blücher und Wellington die Feindseligkeiten anheben [36]). Wie würde sich aber diesem Plane gegenüber, den er leicht errathen konnte, Napoleon verhalten? Man war und blieb darüber im Unklaren und wurde dann auch richtig von dem Empereur überrascht. Derselbe schwankte, ganz gegen seine frühere Art, lange, welchen Entschluß in Betreff der Kriegsführung er fassen und ausführen

sollte. Allerdings war am 21. März flüchtig der Gedanke in ihm aufgetaucht, mit Allem, was er an Streitkräften zusammenraffen könnte, sich ungesäumt auf seine Feinde zu stürzen und zwar zunächst belgienwärts; allein dieser Gedanke war als zu abenteuerlich sofort wieder aufgegeben worden. Später war die Frage diese: Angriffs- oder Vertheidigungskrieg? Carnot war lebhaft für letzteren und wollte, daß man die Feinde vor dem inzwischen stark zu befestigenden Paris erwarte, um ihnen da mit gesammter, unterdessen à la Konvent gesammelter Nationalkraft die Entscheidungsschlacht zu liefern. Aber der Empereur entschied sich zuletzt für eine Angriffsbewegung und zwar zunächst gegen Blücher und Wellington, welche er zu überraschen und vereinzelt zu schlagen hoffte, so zu schlagen, daß er sich, bevor sie sich von ihren Niederlagen erholen könnten, auf die Oestreicher und Russen werfen könnte, um denselben dasselbe Schicksal zu bereiten. Und welche Kräfte standen zur Führung von allen diesen beabsichtigten Schlägen dem Manne zuvörderst zu Gebote? Die fünf Armeekorps unter Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gerard, Lobau, ferner die reorganisirte Kaisergarde und die Reservekavallerie (kommandirt vom Marschall Grouchy), also 89,415 Mann Infanterie, 22,302 M. Reiterei und 12,371 M. Artillerie mit 344 Geschützen, zusammen 128,088 Streiter, die er am 10. Juni zwischen Paris und der Sambre marsch- und schlagfertig hatte, während andere 52,820 Mann als „Vorhänge“ zerstreut gegen den Rhein, den Jura, den Var, die Pyrenäen hin standen oder zur Niederhaltung der Vendée verwendet waren [37]). Man sieht, der Entschluß, angriffsweise vorzugehen, ist ein verzweifelter gewesen. Aber der Napoleon der Hundert Tage war ja überhaupt nur noch ein verzweifelter Spieler. Zudem duldete es ihn nicht mehr in Paris, wo ihm der Boden unter den Füßen brannte. Sein Konstitutionalismus hatte ganz entschieden Fiasko gemacht und die komödiantische Inauguration des liberalen Napoleonismus, das „Maifeld,“

war nur mit Noth dem Schicksal des Ausgepfiffenwerdens entgangen. Als er nicht umhin konnte, die den Bestimmungen der „Zusatzakte" gemäß zusammengesetzten Kammern der Pairs und der Deputirten zu versammeln, leisteten zwar sämmtliche Mitglieder (auch Lafayette) dem Kaiser den Treueid („je jure obéissance aux constitutions de l'empire et fidelité à l'empereur") — denn wozu wären Meineide in der Welt als zum Geschworenwerden? — aber sofort verrieth insbesondere die Deputirtenkammer einen stark widernapoleonischen Geist. Man belog und betrog sich gegenseitig, man schauspielte einander Etwas vor. Der Empereur hatte, während er die „Jakobiner," d. h. die aufrichtigen Konstitutionellen, verabscheute, die kolossale Frechheit, am 7. Juni in seiner Thronrede zu sagen: „Heute geht der heißeste Wunsch meines Herzens in Erfüllung, denn ich kann die konstitutionelle Monarchie eröffnen" (aujourd'hui s'accomplit le désir le plus pressant de mon coeur: je viens commencer la monarchie constitutionnelle) — und die liberale Bourgeoisie, deren Ausdruck die Kammermehrheit war, schielte, während sie die Hand zum Schwur für den Empereur erhob, über Napoleon hinweg nach dem Herzog von Orleans. Der Löwe im Käfig von Pappendeckel erkannte wohl, daß er in Belgien siegen müßte oder aber verloren sei. Am 12. Juni fuhr er zur Armee ab. Mit welchen Gefühlen, zeigen zwei Abschiedsworte. Das eine zu Madame Bertrand gesprochene: „Man muß hoffen, daß wir nicht bald Veranlassung haben werden, uns nach Elba zurückzusehnen" — und das andere dem Belial-Fouché zugeschleuderte: „Geh' ich zu Grunde, so fallen die Patrioten mit mir und sie würden also ihre Partie schlecht spielen, wenn sie mich verriethen. Nach mir seid ihr Männer der Revolution alle verloren; ich bin euer letzter Diktator." Der Brauenlose verzog keine Miene, aber, als Minister Napoleon's bereits wieder in Verbindung mit Ludwig dem Achtzehnten, dachte und sagte er: „Bah, dieser Mensch da ist vielleicht im Stande, eine oder auch zwei Schlachten

zu gewinnen, aber die dritte wird ihm unfehlbar das Genick brechen" [38]).

Früher als der französische Machthaber war der Gebhart Lebrecht, jetzt ein Dreiundsiebziger, ins Feldlager abgegangen. Seine Wiederernennung zum preußischen Oberfeldherrn scheint wenige Tage nach dem Bekanntwerden der Landung Napoleon's erfolgt zu sein. Denn schon am 6. April erließ er einen feurigen Aufruf an das Heer, worauf die berliner Besatzung ihm am Abend des 9. mittelst Darbringung eines feierlichen Fackelzugs antwortete, und am 10. reis'te er von Berlin über Magdeburg an den Rhein ab [39]). Es sind jedoch Merkzeichen vorhanden, daß es bei der abermaligen Betrauung Blüchers mit dem obersten Heerbefehl nicht so glatt hergegangen, wie es den Anschein hat, sondern daß vielmehr gegen ihn sowohl als gegen Gneisenau alle die alten Stänkereien von 1813 bei dieser Gelegenheit wieder aufgerührt worden seien. Das ging so weit, daß die Gegner Blüchers in gewissen militärisch-höfischen Kreisen ungescheut sagten, der Alte „verstehe von der Kriegsführung gar Nichts." Und solche Zettelungen waren nicht etwa nur gegen die Person Blüchers gerichtet, sondern gegen das ganze volksmäßige und deutschpatriotische, durch ihn, Gneisenau, Boyen und Grolman vertretene und geförderte Element in der preußischen Armee. Dieses Element war dem altpreußischen Junkerthum und altfritzigen Offiziersgeist ein Pfahl im Fleische und diese Partei arbeitete daher mit Macht darauf hin, den Blücher bei Seite zu schieben und dem York den Oberbefehl im bevorstehenden Kriege zuzuwenden. Friedrich Wilhelm, obzwar von Sitten und Lebensführung ganz bürgerlich, war und blieb in innerster Seele dem Absolutismus mit junkerthümlicher Verquickung zugeneigt und blickte auf Anschauungen und Grundsätze, wie Gneisenau und seine Freunde sie vertraten, mit schlechtverhehlter Abgunst [40]). Dies wußten und benützten die Gegner Blüchers und seines Generalstabschefs und sie schienen ihren

Zweck zu erreichen. Selbst nach des Alten Ernennung zum Oberfeldherrn noch. Denn es wird erzählt und, widersprechenden Erklärungen zum Trotz, von Wissenden als wohlbegründet aufrecht erhalten, daß man damit umgegangen, York an Blüchers Stelle zu setzen. Der General von dem Knesebeck sei von Wien nach Berlin geschickt worden, um den Gebhart Lebrecht mit guter Manier zur Niederlegung des Oberbefehls zu bewegen. „Excellenz, mein lieber alter Freund, Sie stehen an einem verhängnißvollen Wendepunkt Ihrer glorreichen Laufbahn. Sie haben so viel Ruhm erworben, daß Sie denselben durch neue Siege kaum mehren, wohl aber — was Gott verhüte! — durch Mißlingen mindern könnten.“ „Aha — dachte der schlaue Alte bei Anhörung dieses Präludiums — Freund Hämorrhoidarius, kommst du mir so?“ Er sagte aber nur: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug ist!“ drehte sich auf dem Absatz herum und ließ den General stehen [41]). Diese echtblücher'sche Abfertigung machte die ganze Intrike zunichte. Blücher blieb Obergeneral, Gneisenau Generalstabschef und Grolman Generalquartiermeister, wie das Boyen, dazumal Kriegsminister, beim König beantragt und durchgesetzt hatte.

Am 17. April war der Feldmarschall in Köln — allwo während seiner Anwesenheit die Napoleonverehrer vermuthlich keine Lichter vor dem Bild ihres Abgotts angezündet haben werden — am 19. in Lüttich, wo er sich alsbald an die Organisation der Armee machte, was besonders bei dem drückend-herrschenden Geldmangel kein kleines Geschäft gewesen ist. Auch ergab sich doch schon aus den ersten Berührungen mit Mylord Wellington, daß der husarisch offene und derbe deutsche und der aristokratisch zugeknöpfte und steifnackige englische Feldherr nicht sehr zusammenpaßten. Dem Gebhart Lebrecht war dieser Krieg die Sache des Herzens und der Leidenschaft. Sein Napoleonhaß war, wo möglich, jetzt noch glühender als früher und nicht mehr auf die Person des großen Friedensbrechers beschränkt, sondern

auf das ganze Franzosenthum ausgedehnt, welchem er am liebsten einen Vertilgungskrieg gemacht hätte, weil er, was Talleyrand, Metternich und Castlereagh zu Ungunsten Preußens und Deutschlands in Paris und Wien mitsammen geränkelt hatten, hauptsächlich den Franzosen auf Rechnung schrieb. Wellington dagegen faßte und führte diesen Krieg vom Standpunkte vornehm-kühler Politik, als ein Glied der britischen Oligarchie, welche ihrem General die Aufgabe gestellt hatte, in möglichst glimpflicher und geräuschloser Weise dem napoleonischen Zwischenreich ein Ende zu machen und Ludwig den Achtzehnten wiederherzustellen, weil die englische Selbstsucht rechnete, ein Frankreich, welches den Bourbonismus zu verdauen hätte, würde für lange außer Standes sein, Englands Absichten, Wünsche und Unternehmungen zu durchkreuzen. Der britische General arbeitete demnach von vornherein auf einen bestimmten Zweck los und gab ihm schon das einen Vorsprung vor dem preußischen, welcher über das allerdings unwankbar fest im Auge behaltene, aber doch bloß negative Ziel: „Herunter muß der Bonaparte!“ hinaus kein anderes kannte, als unbestimmte Rachegedanken ihm eingeben mochten. Rechnet man dazu noch, daß Wellington in eben dem Grade staatsmännisch begabt und erfahren war, wie Blücher es nicht gewesen ist, so wird es als eine nothwendige Schlußfolgerung dieser Prämissen erscheinen, daß bei der zweiten Restauration der britische General noch ein weit größeres Gewicht in die Wagschale der Entscheidung legen konnte, als er schon bei der ersten gethan hatte, und daß der preußische nach der zweiten Einnahme von Paris ebenso vollständig von der Bühne der großen Entscheidungen verschwand, als er nach der ersten von derselben verschwunden war .... In Lüttich war es auch, wo dem Alten eines der schlimmsten Begegnisse seiner Feldherrnlaufbahn zustieß, vielleicht das allerwiderwärtigste sogar: — die Meuterei der drei sächsischen Bataillone, welche die Besatzung der Stadt bildeten. Blücher hatte vom König

Friedrich Wilhelm von Wien her den Befehl erhalten, die sämmtlichen bei der niederrheinischen Armee stehenden sächsischen Truppen „abzutheilen,“ d. h. die Kongreßbeschlüsse hinsichtlich der Zerreißung Sachsens militärisch zur Ausführung zu bringen und die zu Zwangs-Preußen gestempelten sächsischen Soldaten dem preußischen Heere einzuverleiben. Dieser Befehl war unbesonnener und unschicklicher Weise erlassen worden, bevor der gefangene König Friedrich August in die Kongreßbeschlüsse gewilligt und die in Rede stehenden sächsischen Truppen ihres Fahneneides entbunden hatte. Auf Grund dieses ehrenhaft-soldatischen Skrupels und weil sich, namentlich in dem „gemeinen“ Mann, wenn auch nur instinktiv, ein Scham- und Zorngefühl regen mochte, daß sie, die i. J. 1813 Deutsche zu werden gehofft hatten, jetzo nur Preußen werden sollten, wollten sich die sächsischen Truppen nicht im Handumdrehen preußisch machen lassen. Blücher hatte, um ihnen Vertrauen zu zeigen, sein Hauptquartier zu Lüttich nur mit sächsischen Bataillonen umgeben; es waren gar keine Preußen in der Stadt. Allein das fruchtete Nichts. Am 2. Mai zogen an 1500 sächsische Soldaten rottirend vor die Quartiere Blücher's und Gneisenau's und brachten ihrem König ein lärmendes Vivat. Vergebens suchten ihre eigenen Offiziere die Leute zu beschwichtigen. Das taktlose Gebaren eines Generals aus der Umgebung Blücher's steigerte die Demonstration zur offenen Meuterei. Mit gezogenem Säbel stürzte sich der Taktlose — sein Name wird in den Berichten nicht genannt — in die Mitte der Tumultuirenden, mit „sächsischen Hundsföttern“ und ähnlichen Schimpfworten um sich werfend. Die Antwort war ein gegen die Fenster der Wohnung des Feldmarschalls geschleuderter Steinhagel. Der Alte, in seinen Berserkerzorn ausbrechend, wollte sich nun mit gesträubtem Schnauzbart und blankem Degen den Tobenden persönlich entgegenwerfen und ließ sich nur mit äußerster Mühe von diesem Vorhaben abhalten, welches, wie die Sachen lagen, leicht einen

tragischen Ausgang hätte finden können. Am folgenden Tage wiederholte sich der Soldatentumult und weigerten zwei der sächsischen Bataillone den Befehlen des preußischen Feldherrn förmlich den Gehorsam. Jetzt blieb Nichts übrig, als mit äußerstem Ernst gegen die Meuterer zu verfahren. Sämmtliche drei Bataillone wurden von preußischen Truppen umstellt und zur Waffenstreckung gezwungen. Blücher, Gneisenau und Grolman waren dafür, daß zu nachdrucksamem Beispiel je der zehnte Mann der entwaffneten und gefangenen Sachsen erschossen werden sollte, und sie wurden zu dieser Strenge unzweifelhaft durch den naheliegenden Argwohn veranlaßt, daß die Meuterei mit den sehr spürbaren napoleonischen Sympathieen und Regungen, die sich am Rhein und in Belgien kundgaben, im Zusammenhange stehen müßte. Dieser Argwohn war auch keineswegs ein ganz grundloser, aber trotzdem begnügte sich Blücher, auf Müfflings (?) Vorschlag, sieben Rädelsführer der Meuterer erschießen, die Fahne der Truppe verbrennen und die Mannschaft gefangen nach Deutschland abführen zu lassen[42]. Diese lüttcher Schmach- und Blutszene vom Mai 1815, wie traurig vergegenwärtigte sie, was aus den deutschen Maiblüthen vom Jahre 1813 geworden war . . . . Der Feldmarschall verlegte sein Hauptquartier von Lüttich nach Namur und kam von dort am 28. Mai zu einer Besprechung mit Wellington nach Brüssel. Es handelte sich darum, die gegenseitigen Maßregeln im Fall eines stattfindenden napoleonischen Angriffs zu verabreden. Weder Blücher noch Gneisenau schienen aber von der Zusammenkunft mit Mylord sehr erbaut zu sein. Gneisenau sagte zum General Müffling, welcher befehligt war, sich in das Hauptquartier des Herzogs zu begeben, um dessen Verbindung mit Blücher zu vermitteln: „Seien Sie mit Wellington sehr auf Ihrer Hut. Denn dieser ausgezeichnete General ist durch seinen Aufenthalt in Indien und durch seine Verhandlungen mit den eingeborenen Fürsten so sehr an die Falschheit gewöhnt

worden und hat es darin zuletzt zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß selbst die Nabobs von ihm überlistet worden sind [43])."

Derweil rückte der Ausbruch des Krieges näher und näher und unglücklicher Weise erwarteten die Feldherrn der Verbündeten in den Niederlanden den Angriff des Feindes weder so bald, wie er stattfand, noch hatten sie sich in die gehörige Verfassung gesetzt, diesem Angriff mit vereinten Kräften begegnen zu können [44]). Die Kantonnirungen der Armee Wellington's erstreckten sich weitgedehnt über die Landschaft, welche von den Straßenzügen von Brüssel nach Charleroy und von Gent nach Brüssel eingeschlossen wird. Das Hauptquartier des Herzogs befand sich in der Hauptstadt Belgiens. Den Tadel, welcher ihn der Weitläufigkeit, um nicht zu sagen der Verzettelung seiner Aufstellung wegen getroffen, hat er, aber erfolglos, abzuwehren versucht durch die Behauptung, er habe auf alle drei Fälle des napoleonischen Angriffs, welche möglich gewesen — auf einen zwischen der Lys und Schelde oder auf einen zwischen Schelde und Sambre oder endlich auf einen gleichzeitig in beiden Richtungen geführten — gefaßt und gerüstet sein müssen [45]). Aber wie wäre es möglich gewesen, in einem Nothfalle Truppen, die „auf eine Front und eine Tiefe" von 20 Stunden zerstreut waren, rasch zusammenzuziehen? Derselbe Tadel und ganz mit demselben Recht traf auch die Aufstellung des blücher'schen Heeres. Der Feldherr hatte sein Hauptquartier in Namur, also etwa 16 Stunden von dem wellington'schen entfernt. Ziethen stand mit seinem Harst in und um Charleroy, Pirch in und hinter Namur, Thielmann in und vor Ciney, Bülow endlich gar noch in und bei Lüttich. Hieraus ergibt sich, daß Blücher, falls sein linker oder sein rechter Flügel angegriffen wurde, anderthalb Tage brauchte, um seine ersten drei Korps auf dem angegriffenen Flügel zu vereinigen, und sogar zwei volle Tage, um alle seine Streitkräfte dahin zu bringen. Beide Feldherrn aber mußten

sich sagen, daß es rasche, entscheidende und zermalmende Siege wären, deren Napoleon bedürfte, und daß er demzufolge Alles aufbieten würde, zur Führung zerschmetternder Schläge mit möglichst großer Uebermacht auf den einen oder andern von ihnen zu fallen, um sie vereinzelt zu vernichten. Diesen Plan konnten die Beiden vereiteln, indem sie eine rasche und sichere Vereinigung, d. h. Zusammenwirkung ihrer Heere vorbereiteten, wozu ihnen hinlängliche Zeit gegeben war. Weil sie es nicht gethan, trifft der Vorwurf der Sorglosigkeit und Lässigkeit alle Beide, wennschon den deutschen General lange nicht mit derselben Schwere wie den englischen. Denn nur britischer John-Bullismus könnte, nach gewissenhafter Prüfung der Akten, noch anstehen, zu sagen, daß Blücher das Versäumte und Verfehlte gutzumachen ganz anders sich angestrengt hat als Wellington, welcher noch am Abend des 15. Juni, allen gegentheiligen klaren und dringenden Meldungen von Seiten Blücher's zum Trotz, steifnackig auf der falschen Vorstellung beharrte, der Angriff Napoleon's müßte über Mons und nicht über Charleroy her geschehen, deßhalb erst um Mitternacht seine Befehle gab, die Truppen in Bewegung zu setzen, und demnach viel zu spät daran war, um dem bei Ligny von Napoleon am 16. angegriffenen Blücher rechtzeitig und ausgiebig zu Hülfe zu kommen [46]). Hätte der Gebhart Lebrecht am 17., statt, wie er that, um der großen Sache willen großsinnig über britische Bocksteifigkeiten wegzusehen, ebenso saumselig gehandelt, wie der Engländer 36 Stunden zuvor, was wäre bei Waterloo aus Wellington geworden? Ein geschlagener Mann!

Bei grauendem Morgen schlugen am 15. Juni in den französischen Bivouaks hinter der Sambre die Trommeln und bliesen die Trompeten zum Aufbruch und Angriffsvormarsch. Die Soldaten, voll Muth und Feuer, beantworteten das Signal mit einem so fanatisch-jubelnden „Vive l'empereur!“ wie es nur jemals zuvor in den Blüthentagen des Empire erschollen war.

Aber diese freudige Zuversicht erhielt einen Dämpfer, als das Geraune von einer schändlichen, im Angesichte des Feindes vollführten Desertion durch die marschirenden Kolonnen lief. In der That war beim Aufbruch der Armee der Avantgardeführer des rechten Flügels, General Bourmont, mit seinem ganzen Stabe desertirt und zu den preußischen Vorposten entflohen. In Wuth ausbrechend ließ die von dem Verräther verlassene Division das Wort „Verrath" verlauten, welches sich wie ein Lauffeuer durch das ganze vierte Korps verbreitete. Wie oft und rasch in Jahresfrist hatte der französische Soldat seine Marschälle und Generale Ueberzeugungen und Fahnen wechseln gesehen! Es war kein Wunder, daß jetzt die Schufterei Bourmont's ihn mit galligem Mißtrauen auf alle die goldgestickten Kragen und dicken Epaulettes blicken machte. Indessen wurde das schlimme Omen aufgewogen durch ein gutes: auf dem Vormarsche gegen den Feind langte der eiligst aus Paris berufene „Bravste der Braven" — welcher freilich unlängst gemeint hatte, man sollte den Napoleon in eine „cage de fer" sperren — bei der Armee an und wurde von Napoleon sofort mit einem großen Kommando betraut ... Die linke Marschkolonne der Franzosen, das Korps Reille an der Spitze, stieß, um 3 Uhr Morgens aufgebrochen, jenseits der Sambre sofort auf die preußischen Vorposten und griff um 4 Uhr ein Landwehrbataillon an, welches Thuin besetzt hielt. Der Feldzug war damit eröffnet und der Empereur in Folge der dargelegten Umstände richtig in den Stand gesetzt, mit überlegenen Streitkräften auf seine vereinzelten Gegner zu fallen. Zunächst auf Blücher, von dessen Harsten der von Ziethen befehligte am weitesten südwärts gegen die Sambre vorgeschoben war. Diesen traf daher der erste Stoß.

Der Alte hatte am 14. Juni Nachmittags eine erste, noch sehr unbestimmt lautende Nachricht erhalten, daß sich die Franzosen massenhaft an die Sambre heranzögen. Sofort ging er

daran, seinen Theil des mit Wellington zu Brüssel vereinbarten Planes in Ausführung zu bringen, d. h. sein Heer möglichst rasch bei Sombref zusammenzuziehen. Aus ihren bis dahin innegehabten Stellungen ihre Heerhaufen nach dem bezeichneten Sammelplatze zu führen erhielten Pirch, Thielmann und Bülow Befehl, welcher letztere General aber leider zu entfernt stand, um zu der Zeit eintreffen zu können, die man im Hauptquartier berechnete[47]). Ziethen dagegen wurde angewiesen, langsam und fechtend vor übermächtigen feindlichen Streitkräften zu weichen, das Vorschreiten derselben möglichst zu verlangsamen und seine Truppen schließlich hinter Fleurus zu sammeln, — eine schwierige Aufgabe, dem großen Kriegsmeister gegenüber, aber vom wackeren Ziethen ganz vortrefflich gelös't. Um 4 Uhr Nachmittags befand sich der Feldmarschall bereits in Sombref, nicht mehr zweifelnd, daß der Anfall Napoleon's im vollen Zuge sei und ihm gelte, aber im Vertrauen, daß Wellington ebenso rasch handeln werde wie er selbst, entschlossen, dem feindlichen Angriff zu stehen. Die alberne Fabel, von Napoleon auf Sankt Helena ausgeheckt, daß Blücher durch den desertirten Bourmont von den Plänen des Empereur in Kenntniß gesetzt worden sei, verdient kaum Erwähnung[48]). Wohl aber muß erwähnt werden, wie der Gebhart Lebrecht den Ueberläufer abfahren ließ. Ziethen sandte diesen nach Sombref, wo er sich dem Feldmarschall vorstellte. Blücher würdigte den Deserteur, welcher nachmals um seines am 15. Juni begangenen Schurkenstreiches willen bei den Bourbons natürlich hoch in Gnaden stand, keines Blickes und keines Wortes, sondern brummelte nur sehr hörbar so Etwas von „Schubiaken“ und „Lumpenhunden“ in den Bart. Ein höflicher Adjutant fand sich bemüssigt, den Brummenden aufmerksam zu machen, daß der Ueberläufer die weiße Kokarde aufgesteckt habe; aber da brach der alte Recke, gänzlich unbekümmert, ob der Gegenstand seiner Verachtung deutsch verstehe oder nicht, wetternd los: „Einerlei, was so ein Kerl für

ein Zeichen aufsteckt. Hundsfott bleibt Hundsfott, Gott straf' mir[49])!"

Die Resultate des 15. Juni waren für Napoleon keineswegs vollständig so, wie er sie gewollt und erwartet hatte. Die einzelnen Theile seiner Heermaschine hatten nicht sicher und rasch genug in einander gegriffen. Er war nicht dazu gekommen, an diesem Tage Fleurus zu besetzen und bis Quatrebras vorzudringen, was nöthig gewesen wäre, um die Verbindung zwischen Blücher und Wellington zu durchschneiden. Es ist eine schwere Verschuldung des englischen Feldherrn gewesen, daß er für die Sicherung des höchst wichtigen Verbindungspunktes Quatrebras nicht rechtzeitig und nachdrücklich sorgte, wie er mußte und konnte. Schon um 9 Uhr Morgens traf am 15. ein erster und dann um 3 Uhr Nachmittags ein zweiter Eilbote Ziethens in Brüssel ein, um dem Herzog zu melden, daß der napoleonische Angriff von Thuin her auf Charleroy ginge. Der Duke aber hielt steifnackig die Idee fest, Napoleon müßte über Mons hervorbrechen. Abends kamen ganz bestimmte Meldungen von Blücher, welche Ziethens Botschaft bestätigten und besagten, daß er, Blücher, sein Heer zwischen Sombref, Bry, Ligny und St. Amand zusammenziehe, um dem Anfall des Feindes zu begegnen. Wellington rührte sich noch nicht. Erst gegen Mitternacht trat er bei Müffling ein und sagte: „Ich habe jetzt aus Mons die Nachricht, daß Napoleon mit allen seinen Kräften sich gegen Charleroy gewendet hat, und deßhalb sind meine Befehle, daß sich meine Armee bei Nivelles und Quatrebras sammle, bereits ertheilt. Die hier befindlichen zahlreichen Freunde Napoleon's machen lange Hälse, die Gutgesinnten müssen beruhigt werden, lassen Sie uns daher noch auf den Ball zur Herzogin von Richmond gehen, von wo wir dann um 5 Uhr Morgens nach Quatrebras aufbrechen[50])." So geschah es. Wenn aber der Herzog erst am Morgen des 16. Juni von Brüssel nach Quatrebras aufbrach, so lag es auf der Hand, daß er dem Blücher, welcher

an diesem Tage bei Ligny gegen den napoleonischen Gewalthaufen schlug, keine Hülfe bringen konnte. Aber man muß sofort hinzufügen, daß Wellington wenigstens das wichtige Quatrebras — welches zu nehmen Napoleon den Marschall Ney mit den Korps Reille und d'Erlon sammt der Reiterei Kellermanns am 15. linkshin auf der brüsseler Straße entsandte, während er selbst rechtshin die Richtung auf Fleurus einhielt — mit einer Beharrlichkeit festhielt, welche dem Marschall viel mehr zu thun gab, als Napoleon geglaubt hatte, so daß dieser in seiner Hoffnung, von den 45 — 50,000 Mann Ney's einen guten Theil zur Erdrückung Blücher's wieder heranziehen zu können, getäuscht wurde.

Am Morgen des 16. befand sich der Empereur Angesichts der preußischen Stellungen bei den Dörfern Bry, Ligny und St. Amand, welche Stellungen aber nur erst vom Heerhaufen Ziethens eingenommen waren, während Pirch und Thielmann im Laufe des Vormittags herankamen, Bülow aber an diesem Tage gar nicht. Man hat es an Napoleon bitter getadelt, daß er die anfängliche Schwäche der Preußen nicht benützt und den Angriff nicht in der Morgenfrühe gethan hat. Generale und Soldaten sollen gemurrt haben, daß er bis um 8 Uhr zögerte. Indessen kann ihn der Umstand entschuldigen, daß er seinen Truppen, welche den ganzen vorigen Tag und theilweise auch noch die halbe Nacht hindurch marschirt waren, einige Ruhe gönnen wollte und mußte[51]). Außerdem waren ihm die Absichten, Veranstaltungen und Stellungen seiner Gegner keineswegs klar. Ja, er täuschte sich hierüber so sehr, daß er zwischen Fleurus und Brüssel nirgends einen nachhaltigeren Widerstand erwartete, als er gestern zwischen der Sambre und Fleurus gefunden hatte, und daß er binnen 24 Stunden in der Hauptstadt Belgiens zu sein wähnte. Zwischen 8 und 9 Uhr setzte er die 60 bis 65,000 Mann, die er bei der Hand hatte (die Garden, die Korps von Gerard und Vandamme, eine Division Reille's

und den größeren Theil der Reservekavallerie), langsam in Bewegung, während das Korps von Lobau einige Stunden weit zurück in Reserve stand. Der preußische Feldherr seinerseits war entschlossen, die gebotene Schlacht anzunehmen, um so mehr, da ihm Wellington das Versprechen gab, in dem bevorstehenden Kampfe mitzuwirken. Es war nach 11 Uhr — gerade zur selben Zeit, wo Napoleon auf der Hochebene von Fleurus aus dem Wagen stieg, um sich zu Pferde zu setzen und die Schlachtlenkung zu übernehmen — als der von Sombref gekommene Feldmarschall und der von Quatrebras anlangende Duke bei der Windmühle von Bussy zwischen Bry und Ligny sich trafen, — der Blücher in seinem abgetragenen Kriegsrock, den alten Husarensäbel umgeschnallt, eine Landwehrmütze auf dem Kopfe, Wellington gentlemanlike in weißen Hosen, weißer Halsbinde und blauem Leibrock, einen Paradedegen an der Seite, einen kleinen Dreimaster auf der zierlichen Frisur. Der Engländer überblickte die Stellungen, welche inzwischen die Harste von Ziethen, Pirch und Thielmann eingenommen hatten, mit dem Centrum in Ligny, gab seine Beistimmung zu erkennen und fragte, während man die Spitzen der feindlichen Kolonnen gegen St. Amand vorbrechen sah, den Feldmarschall und Gneisenau: „Que voulez-vous que je fasse?“ Da er schon zuvor erklärt hatte, seine Armee sammle sich bei Quatrebras und er werde bald stark genug sein, um Alles, was sich dort vom Feinde zeige, aufzuhalten und hierher, nach Ligny, eine wirksame Verstärkung zu bringen, so gab Gneisenau zur Antwort, der Herzog möge mit seinem bei Quatrebras gesammelten Heere links auf der Straße nach Namur zu abmarschiren, um sich hinter dem preußischen bei Bry als Rückhalt aufzustellen. Der Herzog sah auf seine Karte und sagte nach einer Weile: „Je culbuterai ce qu'il y a devant moi à Frasnes, me dirigeant sur Gosselies.“ Wogegen Gneisenau: „Diese Bewegung wäre zu weitläufig und unsicher, der Marsch von Quatrebras gegen Bry aber sicher und entschei-

dend." Von da an gehen jedoch die Berichte über die Zusammenkunft der beiden Feldherren sehr auseinander. Wie der eine will, sei Wellington weggeritten mit den Worten: „Wohlan, ich werde kommen, sofern ich nicht selbst angegriffen werde"[52]). Den anderen — glaubwürdigeren! — zufolge äußerte der Duke: „Ich bin überzeugt, um 2 Uhr sind so viele meiner Truppen beisammen, daß ich sofort die Offensive ergreifen kann" — und gab, nachdem Gneisenau bemerkt hatte, falls dieses angriffsweise Eintreffen Wellington's bei Ligny um 4 Uhr Abends stattfände, wäre es noch zeitig genug, das Versprechen, Verstärkung zu bringen; allerdings in der auch von Blücher getheilten Voraussetzung, daß man es hier bei Ligny mit der ganzen Macht Napoleon's zu thun habe, aber bestimmt und bedingungslos, beim Wegreiten von der Windmühlenhöhe dem preußischen Feldherrn zurufend: „A quatre heures je serai ici!" Erst darauf hin stand Blücher's Entschluß fest, die Schlacht zu liefern, welche er ganz gut hätte vermeiden können[53]).

Parallel mit der französischen lief die preußische Schlachtlinie in der Richtung von Sombref gegen Gosselies. Sie wurde durch die drei Dörfer markirt: Sombref zur Linken, in einer Bodenfalte in der Mitte Ligny, zur Rechten St. Amand. Der rechte Flügel stand in Folge dieser Aufstellung allerdings „in der Luft", aber nur deßhalb, weil das Versprechen Wellington's, jene Seite durch Hülfebringung von Quatrebras her zu stützen, nicht gehalten wurde. Um $2^1/_2$ Uhr ließ der Empereur endlich mittelst drei bei Fleurus losgebrannten Kanonenschüssen das Angriffssignal geben und unter lautem Sang und Klang, wobei sich die Töne der Marseillaise wunderlich mit dem Vive-l'Empereur-Geschrei mischten, gingen die Franzosen gegen die Preußen vor, welche hinter den Hecken, Bäumen und Gehöften ihrer Stellungen kaltblütig und schweigend den Feind erwarteten, um ihr Feuer erst abzugeben, nachdem derselbe bis auf Schußweite herangekommen war. Die Division Lefol von

Vandamme's Korps eröffnet, auf St. Amand gerichtet, den Angriff und stößt dort auf die preußische Brigade Steinmetz. Bald entspinnt sich auf der ganzen Linie der Kampf, ein so mörderisches Ringen, wie es nur selten stattgefunden. Um den Besitz von St. Amand und Ligny dreht es sich. In die Terrainfalte, in welcher die beiden Dörfer liegen, strömen von hüben und drüben mälig die Regimenter, die Brigaden, die Divisionen hinab, wie „zwei Ströme von Eisen", wechselnd in Angriff und Vertheidigung, glühend von gegenseitigem Haß, wetteifernd in fanatischer Mordwuth, Quartier weder verlangend noch gebend, Bajonnett und Gewehrkolben in blutigste Thätigkeit setzend. Den Blücher trifft mit Grund ein dreifacher Tadel: — erstens, daß er seine Streitkräfte zu rasch verbrauchte, denn binnen weniger Stunden warf er an fünfzig seiner Bataillone in's Feuer, während der Gegner zu einem letzten Stoß klüglich eine ausreichende Reserve aufsparte; zweitens, daß er seine Reiterei massenhaft auf dem rechten Flügel anhäufte und dadurch allzu deutlich seine Absicht verrieth, den linken der Franzosen zu umfassen und gegen die Sambre zu werfen; drittens, daß er sich durch eine Scheinbewegung Napoleon's gegen Sombref zu dem Irrthum verleiten ließ, der Feind suche dort die Entscheidung, weßhalb der preußische Feldherr den Harst Thielmann's in jener Richtung stehen ließ, während er desselben im Centrum bei Ligny, wo Napoleon wirklich durchbrechen wollte, höchlich benöthigt gewesen wäre. Es kam ein Augenblick, wo die Vernichtung ob dem preußischen Heere hing, der Augenblick nämlich, wo der Empereur nach vierstündigem Kampfe 16 Bataillone seiner Garde und seine schwere Reiterei im Sturmlaufe gegen das arg geschwächte preußische Centrum vorgehen lassen wollte, als ihm gemeldet wurde, eine feindliche Kolonne sei im Anmarsch auf seinen linken Flügel. Dem war freilich nicht so, denn die anmarschirende Kolonne war vielmehr das Korps d'Erlon's, welches von Ney gegen Ligny gelenkt worden, aber,

bevor es in den dortigen Kampf eintreten konnte, durch einen dringenden Gegenbefehl des bei Quatrebras inzwischen hart bedrängten Marschalls zur schleunigen Umkehr dorthin bewogen wurde. In Folge der hiedurch entstandenen Verzögerung kam Napoleon erst Abends um 8 Uhr dazu, den Hauptstoß auf Ligny zu führen, der allerdings gelang, indem das Centrum der Preußen nach furchtbarer Gegenwehr durchbrochen ward, allein, wie die ganze Schlacht, kein entscheidendes Resultat brachte, weil die preußische Armee nicht in ihrem Rückzug gestört und folglich nicht außer Kampf gesetzt werden konnte. Wie an diesem Nachmittage des 16. Juni gestritten worden, ergibt sich am eindringlichsten daraus, daß die Franzosen mehr als 11,000, die Preußen 372 Offiziere und 11,706 Mann an Todten und Verwundeten verloren [54]).

Der Feldmarschall war den ganzen Kampf über auf seinem prächtigen Schimmel, den ihm der Prinzregent von England zum Geschenke gemacht, nach seiner Gewohnheit überall gewesen, wo es am heißesten herging, mit seinem unbezähmbaren Muth und dem Beispiel seiner Todesverachtung die Herzen seiner Krieger immer wieder auf's Neue entflammend. Bedächtiger das Nothwendige vorbedenkend, hatte Gneisenau, vor Sonnenuntergang die Sachlage prüfend, den Entschluß und die Richtung des Rückzuges angegeben, indem er sagte: „Wir müssen mit den Engländern in Verbindung bleiben und deßhalb nicht rheinwärts, sondern über Tilly gegen Wavre zurückgehen.“ Der eines solchen Generalstabschefs würdige Generalquartiermeister Grolman traf dann, während der Kampf in die Sommernacht hinein fortwüthete, im Einzelnen die Anstalten zur Leitung und Sicherung des Rückzuges. Aber wo war denn der Alte? Ja, der Alte wäre um's Haar auf dem Schlachtfeld liegen geblieben. Er hatte sich auf seinen äußersten rechten Flügel begeben, um dem dort irriger Weise erwarteten Gewaltstoß Napoleon's zu begegnen. Erkennend, daß er sich getäuscht und daß vielmehr sein Centrum in

Gefahr, eilt er im Galopp mit etlichen Reiterregimentern von den Höhen bei St. Amand auf die hinter Ligny zurück, wo er in dem Augenblick anlangt, da die französischen Garden sich durch Ligny durchgerungen haben und die feindlichen Kürassreiter die Anhöhen hinter dem Dorfe heraufstürmen. Ohne Zaudern wirft ihnen der Feldmarschall ein Regiment Ulanen entgegen. Es wird geworfen. Er rafft zusammen, was von Schwadronen noch bei der Hand, setzt sich an ihre Spitze und mit Hurrah los auf den Feind. Da schlägt eine Kugel seinem Pferd in den Leib, es trägt den heldischen Greis noch etliche Schritte weit und stürzt dann todt über seinen Reiter hin. „Nostitz, ich bin verloren!“ ruft er im Fallen seinem Adjutanten zu. Der treue Mann steigt ab und stellt sich mit gezücktem Degen unbeweglich neben den gequetscht und betäubt unter seinem Schimmel liegenden Feldherrn. Die französischen Kürassiere sausen vorüber — zum Glück läßt ihnen die sinkende Nacht keine Ahnung beikommen, w e n sie fangen könnten — sie werden zurückgejagt, kehren ihrerseits wieder zum Angriff um, werden abermals zurückgetrieben und so braus't der eiserne Sturm zweimal über den wie durch ein Wunder erhaltenen Blücher hinweg. Während die französischen Reiter zum zweiten Mal zurückgejagt werden, gelingt es dem treuen Nostitz, mit Hülfe einiger Ulanen, die er angerufen, den Feldmarschall unter dem todten Schimmel hervorzuschaffen und auf ein Pferd eines Ulanen — Schneider hieß er — zu heben. Kaum ist dieses geschehen, so kehren die feindlichen Panzerreiter zum dritten Mal mit Uebermacht zurück und mit knappster Noth kann ein geschlossenes Bataillon Fußvolk den Geretteten in seine Mitte nehmen, bevor der Kavallerieansturm erfolgt.

Beim Tagesgrauen des 17. Juni treffen wir den greisen Helden, nachdem derselbe im Dorfe Melioreux die erste Erquickung und Pflege gefunden hatte, „sehr zerschlagen“ und „tüchtig hinkend“ in einer Bauernstube des Dorfes Gentinnes

wieder, wie er Generalen, die im Vorüberziehen einsprechen, „aus einem Pferdeeimer" Warmbier kredenzen läßt, und seinen Quetschungen und auch dem Mißgeschick des vorhergegangenen Tages zum Trotz ganz munter und unverzagt. Kaum hatte er sich überzeugt, daß der Rückzug in geordnetem Gange sei — Ziethen und Pirch zogen über Tilly gen Wavre ab, Thielmann erst ziemlich lange nach ihnen über Gembloux, wo er mit dem inzwischen von Hannut her dort eingetroffenen Bülow in Verbindung trat, ebenfalls Wavre zu — ja, kaum war der Alte des Rückzugs sicher, als er auch schon wieder auf Angriff und Vorwärtsgehen sann. „Haben Schläge gekriegt — sagte er zum Gneisenau — müssen die Scharte wieder auswetzen, Gott verdamm' mir! Ist uns ja jetzt auch der Schwerenöther, der Bülow, zur Hand. Wollen aber von wegen seiner Verspätung nicht mit ihm rechten. Ist keine Zeit dazu. Kann dem besten Kriegsmann so Was passiren. Läßt sich Zeit und Raum nicht immer genau berechnen. Ist das auch nicht meine starke Seite, Gott straf' mir!" Der Blücher machte es demnach nicht wie der Napoleon, der auch in diesem Feldzuge wieder jedes Fehlschlagen durchaus nur seinen Unterfeldherrn schuldgab. Seinen Truppen rief der heldische Greis noch an demselben Tage zu Wavre, wohin er ihnen gefolgt, das Trostwort zu: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen und wir werden ihn schlagen, denn wir müssen" [55]). Eine gutblücher'sche Anwendung von Kants kategorischem Imperativ, ohne Frage! Aus Wavre und von demselben 17. Juni datirt auch dieser Originalbericht über die Ereignisse vom 15. und 16. in Form einer Depesche des Feldmarschalls an den General Kleist-Ni'lendorf: — „Ew. Excellenz eile ich zu benachrichtigen, daß der Kaiser Napoleon vorgestern als dem 15. mit 5 Armeekorps und den Garden die Feindseligkeiten gegen mich angefangen hat, indem er mit dieser bedeutenden Macht alle Vorposten am rechten Ufer der Sambre zurückdrängte und an diesem Tage noch über Charleroy bis gegen

Fleurus vorrückte. Der General Ziethen zog sich bis Fleurus zurück. Das 2. und 3. Korps versammelte sich noch am nämlichen Abend bei Sombref. Das 4. Korps hatte Befehl erhalten, den 15. nach Hannut und den 16. nach Gembloux zu rücken, ist aber nicht eher als heute früh bei letzterem Orte eingetroffen. Gestern Nachmittag um 3 Uhr begann der Angriff des Feindes gegen meine Stellung. Er entwickelte während des Gefechts bedeutende Streitkräfte, die den meinigen weit überlegen waren. Dem ohnerachtet erhielt sich die Schlacht bis 9 Uhr — (soll heißen bis 8 Uhr) — Abends zu unserem Vortheile und nur erst als die letzten disponiblen Truppen zur Behauptung der Position verwandt waren, gelang es dem Feinde, mit seinen frischen Reserven das Dorf Ligny, welches vor dem Centrum der Stellung lag, zu forciren und mit einer zahlreichen Kavallerie die meinige des Centrums zu werfen. Dadurch entschied sich die Schlacht spät am Abend zum Vortheil des Feindes. Ich zog die Truppen bis Tilly und heute bis Wavre zurück. Der General Bülow hat den Befehl erhalten, sich heute noch mit dem übrigen Theil der Armee bei Wavre zu vereinigen. Der Herzog von Wellington hat seine Armee heute in der Gegend von Braine-la-leude concentrirt, so daß ich mit ihm in genauer Verbindung stehe. Dies ist das Resultat der Schlacht, die mit einem vollständigen Siege geendigt haben würde, wenn das 4. Korps oder die Armee Wellington's an der Schlacht theilgenommen hätte, wie Solches in der Verabredung lag. Die Infanterie und die Artillerie hat sich tapfer geschlagen und der Geist der Armee ist noch derselbe. Gefangene hat der Feind keine anderen als die auf dem Schlachtfelde liegengebliebenen Verwundeten. An Geschützen fehlen der Armee nur 8 Stück — (soll heißen 16) — die bei dem Kavallerieangriff des Feindes verloren gegangen sind. Blücher."[56]) Dieses Dokument kann denkenden Menschen zu denken geben, und zwar, daß amtlichen Urkunden gar häufig eine nur sehr beziehungsweise geschichtliche Glaubwürdigkeit innewohne.

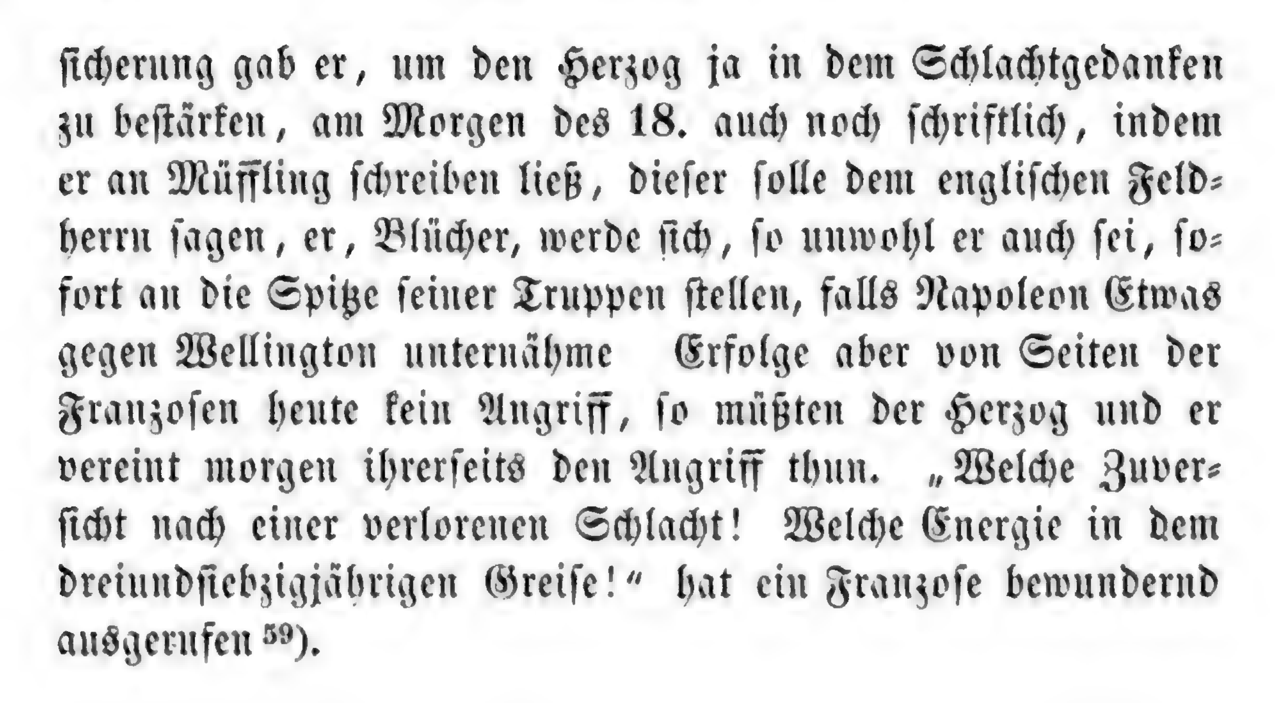
Würde sich aus dieser Depesche irgendwie ein treues Bild von der Schlacht bei Ligny gewinnen lassen? Mit nichten! Des Alten kurzes Privatwort: „Wir haben Schläge gekriegt und müssen die Scharte wieder auswetzen" — ist zehnmal inhaltsvoller, wahrhaftiger und historischer.

Daß Napoleon am 16. Juni bei Ligny kaum noch einen Schatten der umsichtigen und durchgreifenden Energie seiner Wetterstralszeit gezeigt, daß auch er, gleich seinem Gegner, an diesem Tage grobe Fehler gemacht, ist unter Wissenden anerkannt[57]). Aber wenn der greise Gebhart Lebrecht ungebeugten Muthes alsbald daranging, die Scharte seiner Niederlage thatkräftig auszuwetzen, so unterließ es der Empereur seinerseits in auffallender Weise, auf Vervollständigung seines Sieges hinzuarbeiten. Zur Verhinderung des Rückzugs der Preußen waren durchaus keine ausreichenden Anstalten getroffen worden. Noch mehr, als der Empereur, nach gewonnener Schlacht in sein Hauptquartier Fleurus zurückgekehrt, den General Pajol mit leichter Kavallerie zur Verfolgung des Feindes befehligte, wurde sein obenhin gegebener Befehl so lässig zur Ausführung gebracht, daß — es ist fast unglaublich und doch wahr — die Franzosen die Richtung des preußischen Rückzugs ganz verloren, indem sie wähnten, das blücher'sche Heer habe die Straße nach Namur eingeschlagen und zwar in einem Zustande vollständiger Zerrüttung. Ein doppelter, von Napoleon auch am folgenden Tage noch festgehaltener und für ihn verderblicher Wahn! Und während der Meister am 16. Juni mit einem halben Siege sich begnügte, entging sein heldenmüthigster Diener, Michel Ney, drüben bei Quatrebras nur mit knapper Noth einer entschiedenen Niederlage. Der Marschall hatte zwar durch das ihm befohlene Vorgehen auf Quatrebras die Absicht seines Herrn, den Wellington zu verhindern, dem Blücher Hülfe zu bringen, erfüllt, seinen ferneren Auftrag jedoch, von Quatrebras weiter auf der Straße von Brüssel vorzudringen, nicht zu vollziehen vermocht. Den

Beginn und Fortgang des Treffens skizzirt der am Beiwachtfeuer geschriebene Brief des mithandelnden Prinzen Bernhard von Weimar an seinen Vater Karl August: — „Gegen Nachmittag am 16. Juni zeigte der Feind starke Kolonnen und fing uns zu kanoniren an. Wir hatten nur 5 Bataillone ihm gegenüberzustellen, von denen ich 3 bekam, um die Lisière eines Waldes zu vertheidigen. Der Herzog von Wellington war während des Anfangs vom Gefechte zugegen gewesen. Ich hielt mich lange gegen einen dreimal überlegenen Feind und hatte zu meiner Vertheidigung nur zwei belgische Kanonen. Der Feind nahm eine vor mir gelegene Waldspitze und genirte mich in meiner linken Flanke. Ich, nicht faul, nahm Freiwillige und zwei Kompagnieen holländische Landmiliz und nahm meine Waldspitze mit dem Bajonnett wieder. Während ich dann mein Holz rechtschaffen vertheidigte, trieb der Feind unsern linken Flügel bis an Quatrebras zurück. Bei dieser Gelegenheit blieb der wackere Herzog von Braunschweig durch einen Schuß in die Brust[38])." Der Prinz befehligte an diesem Tage eine Brigade der Division Perponcher, die Hauptstärke der 7000 Niederländer, welche anfänglich die ganze Vertheidigungsmacht der hochwichtigen Stellung ausmachten, die zu bewältigen Ney gleich zu Anfang 22,000 Mann zur Hand hatte. Der fast unbegreiflichen Verzögerung seines Angriffs und später dann dem durch allerhand Mißverständnisse und Schwankungen verursachten zwecklosen Hin- und Herschicken des Armeekorps von d'Erlon, welches die Streiterzahl des Marschalls auf 50,000 Mann gebracht hätte, zwischen Quatrebras und Ligny verdankte er sein Mißlingen. Denn als es im Laufe des Gefechts dem Wellington gelungen war, mittelst im Laufschritt herbeieilender Verstärkungen seine bei Quatrebras schlagenden Truppen allmälig bis auf 30,000 Mann zu verstärken, mußte Ney sein Vorhaben, die feindliche Stellung zu nehmen, aufgeben und bei einbrechender Nacht auf Frasnes zurückgehen. Damit war die französische

Hauptabsicht beim Eingehen des blutigen Treffens, nämlich einen ausdauernden Keil zwischen die Heere Wellingtons und Blüchers hineinzutreiben, vereitelt.

Der britische Feldherr, von dem, was bei Ligny geschehen war und von dem Rückzug der Preußen nach Wavre in Kenntniß gesetzt, verharrte bis zum folgenden Tage in der behaupteten Stellung bei Quatrebras. Da er nun aber einen Angriff von Seiten Napoleon's mit Bestimmtheit erwarten konnte, erschien ihm zur Lieferung einer großen Vertheidigungsschlacht diese Stellung nicht geeignet, sondern er hatte hiezu bereits vorsorglich das von der nach Brüssel führenden Straße durchschnittene, zwischen Plancenoit, Ohain, Braine-la-leude und Waterloo von Süden nach Norden sanft ansteigende Hügelgelände von Mont-St.-Jean gewählt. Dorthin wollte er seine ganze Armee führen. Indessen hatte er doch einen Adjutanten in's blücher'sche Hauptquartier geschickt mit dem Anerbieten, bei Quatrebras den napoleonischen Angriff abzuwarten, falls die Preußen schon heute, am 17. Juni, wieder vorzurücken vermöchten. Der Herzog saß, mit Müffling frühstückend, auf der Erde, als ein Ordonnanzoffizier aus dem preußischen Lager die Antwort Blücher's brachte: „Heute kann ich nicht kommen, aber morgen." Worauf der Duke: „Well! Ich kann aber in diesem Fall nicht hier bleiben, sondern muß in meine Stellung von Mont-St.-Jean zurück, wo ich morgen eine Defensivschlacht annehmen werde, falls mich der Feldmarschall mit zwei oder im Nothfall auch nur mit e i n e m seiner Armeekorps unterstützen will." Der Adjutant flog nach Wavre und wieder flog von dort einer nach dem Mont-St.-Jean, wohin Wellington inzwischen aufgebrochen war, und brachte vom Gebhart Lebrecht die Antwort: „Ich werde nicht mit einem, nicht mit zwei Korps, aber mit meiner ganzen Armee kommen, jedoch nur unter d e r Bedingung, daß, falls uns der Bonaparte morgen am 18. Juni nicht angreifen sollte, wir unsererseits am 19. i h n angreifen." Dieselbe Ver-


sicherung gab er, um den Herzog ja in dem Schlachtgedanken zu bestärken, am Morgen des 18. auch noch schriftlich, indem er an Müffling schreiben ließ, dieser solle dem englischen Feldherrn sagen, er, Blücher, werde sich, so unwohl er auch sei, sofort an die Spitze seiner Truppen stellen, falls Napoleon Etwas gegen Wellington unternähme Erfolge aber von Seiten der Franzosen heute kein Angriff, so müßten der Herzog und er vereint morgen ihrerseits den Angriff thun. „Welche Zuversicht nach einer verlorenen Schlacht! Welche Energie in dem dreiundsiebzigjährigen Greise!“ hat ein Franzose bewundernd ausgerufen [59]).

Drittes Kapitel.

Belle Alliance.

„Ut is det noch nich!“ So schrie ein preußischer Soldat, ein tapferer Märker, mit drohend geschüttelter Faust den Franzosen zu, als in der Schlacht von Ligny die Brigade Steinmetz im Dorfe St. Amand nach einem erbitterten Handgemenge und furchtbarem Verlust abgelöst werden sollte und die Preußen „sich mit den Feinden so ganz verbissen hatten,“ daß sie von ihren Offizieren „fast nur mit Gewalt“ vermocht werden konnten, vom Kampf abzulassen[60]). „Ut is det noch nich!“ schrie der Brave, noch einmal, als sein Hauptmann ihn fortzog, sich den Franzosen zukehrend und ihnen seine derbe märkische Bauernfaust zeigend, ein Stück Blücher so zu sagen im Landwehrkamisol; denn auch der ganze Blücher dachte und sagte, zu Gentinnes mit „Warmbier“ aus einem „Pferdeeimer“ sich labend: — Aus ist das noch nicht! Mit dem Nichtausseinlassen kann man aber, richtig anfassend, Etwas zuwegebringen in dieser Welt. Unter Anderem kann man damit, nachdem man am 16. Juni eine Schlacht verloren hat, am 18. eine gewinnen.

Der Empereur verlor in der dem Kampfe bei Ligny folgenden Nacht und am Vormittag des 17. Juni eine unwiderbringlich kostbare Zeit, gerade die Zeit, welche die blücher'sche Armee benützte, um ihren Rückzug gen Wavre zu bewerkstelligen

und sich zum Wiedervormarsch von dort gen Ohain und Mont-St. Jean in Verfassung zu setzen. Er schlief tief und lange zu Fleurus und seine Truppen standen am Morgen viele Stunden unthätig in ihren Bivouaks, so daß der General Vandamme, über diese unzeitige Ruhe aufgebracht, in seiner brutalen Manier nicht ohne Grund sagte: „Der Napoleon, den wir früher kannten, ist nicht mehr da! Unser Sieg von gestern wird erfolglos sein.“ Allerdings war den Soldaten nach den Strapazen der beiden letzten Tage wohl einiges Aufathmen zu gönnen, aber hatten denn die Preußen nicht ebenso viel gestritten und gelitten? Freilich, diese Preußen waren jetzt beseitigt, in voller Auflösung über Namur rheinwärts fliehend, wähnte man, wähnte man so sehr, daß „es gar Niemand einfiel“ (il ne vint dans l'esprit de personne), sie könnten und würden noch irgend „Etwas von Belang“ unternehmen (pussent être en mesure de faire une diversion sérieuse[61]). Erst zwischen 8 und 9 Uhr fuhr der augenscheinlich müde und matte Empereur von Fleurus nach St. Amand, wo er zu Pferde stieg und die Reihen der vor ihren Beiwachtstätten aufgestellten Regimenter entlang ritt, häufig stillhaltend und mit Offizieren und Soldaten redend. Man möchte fast glauben, der gewaltige Geist des Mannes habe gerade in diesen schicksalsvollen Stunden seine Spannkraft eingebüßt. Oder wenigstens beschäftigte ihn ganz Anderes als ihn hätte ausschließlich beschäftigen sollen. Er war mit seinen Gedanken in Paris, wo sich die Deputirtenkammer in für den Napoleonismus — nämlich nicht für den scheinkonstitutionellen, sondern für den wirklichen — unliebsamen Debatten erging. Nachdem er zwischenhinein befohlen, daß das Korps Lobau's nach Marbais, also in der Richtung auf Quatrebras, abmarschire, stieg er ab und unterhielt sich inmitten eines Kreises von Generalen lange mit dem Marschall Grouchy und dem General Gerard. Nicht etwa über die kriegerische Situation, sondern über die pariser Kammerdebatten, wobei er es an heftigen Aus-

fällen und Drohungen gegen die „Jakobiner“ nicht fehlen ließ. Nachdem so die Hälfte des Tages verloren war, gewann er seiner Abspannung endlich den Entschluß ab, gegen das Heer Wellington's aufzubrechen, um zu versuchen, dasselbe bei Quatrebras, wo es aber um diese Zeit schon nicht mehr war, zu schlagen. Er bestimmte hiezu, mit Einrechnung von Ney's Truppen, die er bei Frasnes an sich ziehen wollte, 72,447 Mann mit 240 Geschützen, die größere Hälfte seiner Streitmacht. Die kleinere, 33,319 Mann mit 96 Geschützen, übergab er dem Marschall Grouchy mit den Worten: „Verfolgen Sie die Preußen, greifen Sie dieselben an, sobald Sie auf sie stoßen, vervollständigen Sie dadurch ihre Zerrüttung und verlieren Sie sie nicht aus den Augen!“ Grouchy, welcher, wie es scheint, an die „Zerrüttung“ des blücher'schen Heeres nicht so ganz glaubte und jedenfalls die ihm zugetheilte Aufgabe sehr schwierig fand, suchte dieselbe abzulehnen; aber ohne Erfolg. Der Empereur sagte nur noch: „Es ist Ihre Sache, die Richtung von Blüchers Rückzug zu ermitteln“ — und entließ den Marschall, welcher, nachdem er mit seinen Truppen Abends 10 Uhr in Gembloux eingetroffen, dem Kaiser nur melden konnte, daß er ihm über die Preußen Nichts melden könne. Der Empereur, als er später die Geschichte seiner Kriege auf Sankt Helena napoleonisirte, d. h. zurechtlog, hat die Entsendung Grouchy's vom Anfang bis zum Ende lügnerisch dargestellt, zu dem Zwecke, die Niederlage bei Waterloo dem Nichteintreffen des Marschalls auf dem dortigen Schlachtfeld beimessen zu können. Aber Grouchy, sei das gleich hier gesagt, konnte gar nicht dorthin kommen. Den bestimmten Befehlen seines Gebieters gemäß ging er am Morgen des 18. Juni, nachdem endlich die Richtung des preußischen Rückzugs auf Wavre erkundet worden war, dorthin vor. Auf in Folge der heftigen Regengüsse, welche die Nacht über gefallen, grundlosen Wegen langte der Marschall erst gegen die 4. Abendstunde in der Nähe von Wavre an. Unterwegs hatte man aller-

dings vom Mont-St. Jean den Kanonendonner der dort entbrannten Schlacht von links herüberhallen gehört und hatte einer der Generale Grouchy's, Gerard, gerathen, die Marschrichtung zu ändern und nach jener Gegend hin zu eilen. Aber wenn auch dieser Rath befolgt worden wäre, der Marschall würde dennoch zu spät nach Waterloo gekommen sein. Und er durfte den Rath Gerard's nicht annehmen, weil die ihm gewordenen Befehle vorschrieben, „den Preußen zu folgen, sie anzugreifen, sie nicht aus den Augen zu verlieren." Als er Wavre zur angegebenen Zeit erreichte, hatte Blücher die Hauptmasse seiner Armee, die Harste Bülows, Pirchs und Ziethens, schon von dort weg und über die Dyle dem Mont-St. Jean zugeführt; allein Grouchy vermochte dem preußischen Gewalthaufen nicht zu folgen — vom Aufhalten desselben hätte ja ohnehin gar keine Rede sein können — denn das an dem Ufer der Dyle stehen gebliebene Korps Thielmanns wehrte den Franzosen mit zähester Ausdauer den Uebergang und so war der napoleonische Marschall droben bei Bierges und Wavre in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt und festgehalten zur selben Zeit, wo er auf den Flügeln der Phantasie seines Gebieters hätte nach Waterloo eilen oder geeilt sein sollen[62]).

Der Abmarsch Wellington's von Quatrebras in die Stellung von Mont-St. Jean begann um 10 Uhr Vormittags am 17. Juni, während der Empereur seine Armee erst nach Mittag von Ligny und St. Amand nach dem erstgenannten Punkt in Bewegung setzte. Als er ihn erreicht hatte, fand er daselbst nur noch Gelegenheit zu unersprießlichen Nachhutsgefechten und folgte dann dem rückziehenden Feinde, bis die Nacht einbrach. Beim Herabsinken derselben hatte der britische Feldherr seine Stellungen auf Mont-St. Jean erreicht. Eine Stunde rückwärts davon schlug er im Dorfe Waterloo sein Hauptquartier auf, während Napoleon das seinige im Pachthof Le Caillou beim Weiler Maison

du Roi nahm und das französische Heer zwischen Plancenoit und Genappe beiwachtete. Der Tag war erstickend schwül gewesen und die Dunstmassen, die sich gegen Abend in der Atmosphäre angesammelt hatten, entluden sich während der Nacht in Wolkenbruchgüssen. Die armen Soldaten der beiden einander gegenüber lagernden Armeen hatten in dieser Nacht Viel zu leiden und ebenso drüben bei Wavre die Preußen. Ein Offizier vom 2. pommer'schen Regiment hat uns davon eine Vorstellung gegeben, indem er in sein Tagebuch schrieb: „Meine Kompagnie hatte ihre Lagerstelle auf einem frischgepflügten Acker erhalten, von Stroh war nicht die Rede, ich legte mich daher in eine Furche und bei der Ermüdung, die den vorangegangenen Anstrengungen folgen mußte, schliefen wir auch ungewiegt ein. Aber welch Erwachen! Es hatte über Nacht stark geregnet, das Wasser war in Strömen die Furchen herab und auf uns geflossen. Vor Müdigkeit hatten wir davon Nichts empfunden, und als wir endlich erwachten, waren wir von dem Schmutz, der uns in den Kragen und in die Kleider gedrungen und nun getrocknet war, wie in einen Harnisch festgebannt und konnten uns kaum rühren. Wir sahen scheußlich aus, der ganze Leib war wie mit einer Kruste umgeben und der fette Boden aus den Kleidern nicht fortzuschaffen. Das Schlimmste, was uns jedoch begegnete, war, daß die Waffen fast alle unbrauchbar geworden waren und sich nirgends ein Platz fand, wo man sich setzen konnte, um die Gewehre auseinanderzunehmen. Wir halfen uns endlich mit unseren Mänteln, breiteten sie aus und nahmen die Wäsche zu Hülfe, um die Gewehre nur nothdürftig in den Stand zu setzen"[63]).

Die Wachtfeuerlinie, welche in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni vom Dorfe Braine-la-leude bis zum Schlosse Frichemont hinüberlief, bezeichnete die Aufstellung der englisch-deutsch-niederländischen Streitmacht, welche in der Stärke von 67,600 Mann, worunter 30,000 Deutsche und 24,000 Briten, die be-

vorstehende Schlacht schlug[64]). Den Mittelpunkt der Position markirt das Dorf Mont-St. Jean, wo sich die beiden von Genappe und Nivelles kommenden Straßenzüge vereinigen, um von da ab den großen Heerweg nach Brüssel zu bilden. Auf dem langgestreckten, sanft abfallenden Hügelgelände südlich vom Dorfe stand das erste Treffen der wellington'schen Schlachtordnung. Etwas weiter zurück, gegen den Pachthof Mont-St. Jean zu, fällt der Boden etwas nordwärts ab, welche Terraingestaltung dem Duke seine Reserven so aufzustellen gestattete, daß sie dem Auge des Feindes entzogen blieben. Der äußerste rechte Flügel stützte sich auf das Dorf Braine-la-leude, der äußerste linke reichte bis zur St. Jakobskapelle am südwestlichen Abhang des Hügelwaldes von Ohain. Die natürliche Stärke dieser Vertheidigungsstellung, welche in der Bodenbeschaffenheit lag, wurde noch erhöht durch das Vorhandensein künstlicher Vertheidigungsmittel, d. h. durch eine Anzahl von Gebäuden, die vor der Fronte des wellington'schen Heeres lagen. So vor dem linken Flügel die Meiereien Papelotte und La Haye, vor dem Centrum der Pachthof La Haye Sainte und etwas mehr rechts und weiter vor, seitwärts von dem an der Straße nach Genappe gelegenen Wirthshaus La Belle Alliance, das massige und massive Schloß Goumont, welches, mit Deutschen und Engländern besetzt, ein Angelpunkt der Schlacht wurde, ein mit tapferster Zähigkeit gehaltener Fels, an welchem manche wüthende Woge des napoleonischen Ansturms zerschellte. Absicht, Plan und Zweck des bevorstehenden Kampfes ergaben sich aus der Sachlage. Napoleon mußte den Aufschritt zum Mont-St. Jean erzwingen, die wellington'sche Armee auseinandersprengen, die gesprengte in dieselbe „Zerrüttung" werfen, in welche er die blücher'sche geworfen zu haben wähnte, und, binnen drei Tagen in zwei Feldschlachten Sieger, triumphirend in die Hauptstadt Belgiens einziehen, welche nur etliche Stunden hinter Waterloo liegt. Wellington dagegen mußte seine Stellung

behaupten und im Bestürmen derselben den Feind seine Kräfte erschöpfen lassen, bis Blücher herbeikäme und es ermöglichte, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, um gemeinsam den letzten Stoß auf die ermüdeten Franzosen zu führen.

In der Morgenfrühe des 18. Juni waren bei mälig sich klärendem Himmel die beiden Feldherrn frühzeitig zu Pferde und mit der Erkundung der eigenen und der feindlichen Stellungen beschäftigt. Der Empereur kehrte jedoch bald in sein Quartier zurück und setzte sich zum Frühstück. Er war, nachdem er mit dem Fernglas gemustert, was er von der wellington'schen Schlachtordnung zu sehen vermochte, sehr zuversichtlich und sagte zum Marschall Ney: „Von 100 Chancen des Sieges sind 90 für uns und nur 10 gegen uns.“ Fortwährend von dem Wahn befangen, er würde von Seiten Blücher's gar Nichts oder nichts Ernstliches zu befahren haben, beeilte er sich durchaus nicht, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Er hat später den ihm gemachten Vorwurf, eine unschätzbar kostbare Zeit verpaßt zu haben, indem er die Schlacht, wie er gekonnt, nicht schon um 7 oder 8 Uhr Morgens begonnen, dadurch zu entkräften gesucht, daß er sagte: „Der Regen war die ganze Nacht über in Strömen gefallen; man mußte daher warten, bis der Boden etwas aufgetrocknet war, damit die Artillerie und die Kavallerie manövriren könnten.“ Dieses Zuwarten soll ihm, aus dem angegebenen Grunde, auch sein treuer Artilleriegeneral Drouot angerathen, sich aber daraus nachmals heftige Gewissensbisse gemacht haben. Um 8 Uhr bestieg der Empereur wieder sein Pferd, ritt nach der Höhe von Belle Alliance und ordnete von dort aus die Schlachtordnung seiner Armee. Sie rückte seinen Befehlen gemäß in 11 Kolonnen, von welchen 4 für das erste, 4 für das zweite Treffen und 3 für die Reserve bestimmt waren, in die ihr angewiesenen Stellungen. Ein Gefühl des Stolzes, wie in seinen glücklichsten Tagen, ein Hochbewußtsein seiner

Kriegskunstmeisterschaft schwellte seine Brust, als er jetzo noch einmal seine Geschwader mit souverainem Willen wie an einem Faden lenkte. Er scheint sich geradezu kindlich an dem prächtigen Aufmarsch der Armee ergötzt zu haben. Noch auf Sankt Helena blickte er mit Freude darauf zurück und sagte: „Die Erde schien stolz, so viele Tapfere beisammen zu sehen. Es war ein prachtvolles Schauspiel und der Feind, welcher es vollständig überblicken konnte, mußte davon einen mächtigen Eindruck empfangen. Die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, die Musikbanden spielten Melodieen, welche den Soldaten hundert Siege ins Gedächtniß zurückriefen" — (es ist die Marseillaise gemeint, welche der Mann des 18. Brumaire zu nennen sich scheute) — „und die französische Armee schien doppelt so stark zu sein als sie wirklich war." Aber ein Wissender hat über dieses prunkvolle Schauspiel also geurtheilt: „Sieht man die unnütze Aufstellung und Entwicklung seines Heeres, womit Napoleon ein paar Stunden Zeit verlor, so möchte man fast auf den Gedanken kommen, er habe nicht die Schlacht, sondern den Rückzug der Engländer gewollt und den letzteren mit dieser pomphaften Aufstellung veranlassen wollen. Ein solcher Wunsch wäre so ganz gegen die Interessen seiner Lage und gegen seine frühere Verfahrungsweise, daß man ihn nur wie die Folge einer inneren Lähmung und Hemmung seines Geistesfluges betrachten könnte." Wellington seinerseits hatte in der Morgenfrühe rasch, still und prunklos seine Anordnungen getroffen. Schon um 8 Uhr war er damit zu Rande. Der Prinz von Oranien sollte im Centrum, Lord Hill auf dem rechten, General Picton auf dem linken Flügel den Oberbefehl führen. Der Duke war voll ruhiger Zuversicht. Er schrieb in früher Morgenstunde nach Gent: „Ich hoffe und, was mehr ist, ich habe Grund zu glauben, daß der Tag gut gehen werde" — und nach Brüssel: „Die Preußen werden kommen"[65]).

Werden sie wirklich kommen? Ja, sie werden; denn der

alte Gebhart Lebrecht ist ein Mann von Wort. Zu Wavre auf seinem Schmerzenslager liegend — denn er hatte in Folge seines Sturzes bei Ligny heftig zu leiden — ordnete er in der Nacht vom 17. auf den 18. mit Gneisenau und Grolman den Hülfemarsch nach der von Wellington gewählten Walstatt bei Mont-St. Jean. Bülow, welcher mit seinem Harst bei Dion-le-Mont am rechten Ufer der Dyle lagerte, sollte mit Tagesgrauen über Wavre auf St. Lambert rücken, Pirch sodann dem Bülow folgen, Ziethen, mit seinem Heerhaufen die rechte Flügelkolonne bildend, über Fromont gegen Ohain ziehen, Thielmann die Stellung bei Wavre bewachen und festhalten, falls, was vorerst nur vermuthet werden konnte, dort eine Diversion von Seiten der Franzosen erfolgen sollte. Man sieht, diese ganze Anordnung vereinigte Kühnheit mit Vorsicht: während Blücher mit drei seiner Harste zur Unterstützung Wellington's vorbrach, deckte er sich durch den vierten gegen allfällige Möglichkeiten den Rücken und wir haben schon gehört, wie Thielmann den von seinem Gebieter bei Belle Alliance so heftig ersehnten Grouchy wirklich an den Ufern der Dyle festnagelte. Der Generalstabsmajor Lützow wurde mit einer Streifschar vorausgesendet, um die Gegend zwischen Wavre und Ohain zu erkunden, — eine unliebsame, mißliche Gegend, eine Schwerenothsgegend, blücherisch zu reden, ein Gewirre von engen Thälern und waldigen Hügeln, von Sümpfen durchzogen, von tiefen Hohlwegen durchschnitten, dermalen durch die gefallenen Wolkenbrüche in ein grundloses Kothmeer verwandelt. Lützow drang über Ohain hinaus und bis an den gegen Frichemont abfallenden Saum des sogenannten pariser Holzes vor und fand dieses hart am rechten Ende der französischen Schlachtordnung gelegene Gehölz zu seiner Verwunderung gänzlich unbesetzt, ja unbeobachtet. Er ließ eine Schwadron von seinen Husaren als Beobachtungsposten an dem Waldsaum, eilte zurück und traf in St. Lambert den Feldmarschall, welchem er melden konnte, daß die Gegend bis gegen

Frichemont von Feinden sauber sei ... Unmittelbar von seinem Krankenbette war der heldische Alte auf's Schlachtroß gestiegen, als die Trompeten ihre Marschfanfaren in die dampfenden Morgennebel hineinschmetterten. Kam da besorgnißvoll der Generalstabsarzt mit Opodeldok und Kampherspiritus und Arnikatinktur. „Erst noch einreiben, Excellenz, einreiben!" „Ach was, Doktor, wozu das Schmieren? Laßt's man gut sein! Ob ich heut' balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das kommt auf Eins 'raus, Gott straf' mir!" Also Todesgedanken, alter Hekla? Ja, wenn Einem die alten gequetschten Knochen so steif sind und so wehthun, uff! Aber laßt mich nur erst im Sattel sein ... so, so ...'s wird wohl gehen, 's muß gehen, müssen heute unsere Pflicht und Schuldigkeit thun. Denn „der Bonaparte muß herunter", wißt ihr? — „Es scheint, der verdammte Regen wolle auch heute fortmachen, Excellenz." — „Schad't nicht! Ist unser guter alter Alliirter von der Katzbach, der Regen." — „Die Gewehre sind in einem trostlosen Zustand, werden gar nicht losgehen." — „Thut auch Nichts, Schwerenoth! Gehen die Schießprügel nicht los, kehrt man sie um und schlägt mit den Kolben zu, probatum est." — „Schreckliche Wege, Excellenz." — „Quer das, sackermentisch quer! Aber müssen durch, und wenn's durch den Rachen des leibhaftigen Satans ginge — Vorwärts!" Und vorwärts ging es, mit unsäglicher Anstrengung durch das besagte Kothmeer. Oft stockte der Heerzug, buchstäblich im zähen Grundschmutz stecken bleibend, und mehr als einmal erschien es als eine bare Unmöglichkeit, das Geschütz noch weiter zu bringen. Am meisten verzögerte die Hohlung von St. Lambert den Marsch. Hier war es, wo sehr vielen dieser braven preußischen Soldaten, welche seit 48 Stunden so ungeheure Mühsal durchgemacht hatten — viele noch dazu mit hungerndem Magen — Kraft und Muth versagen wollten und ein Gemurr aus den Reihen kam: „Es geht nicht mehr. Was nicht sein kann, kann nicht sein!" Der greise Held ritt an

die Spitze des Zuges, stieg ab und neben der Kolonne durch den Koth sich arbeitend warf er seine Feuerworte in die Regimenter: — „Ich sag', 's muß gehen, Kinder, tausend Schock Donnerwetter! Hört ihr wohl, wie die Kanonen da drüben nach uns schreien? Und jetzt, da wir den Millionenhund von Bonaparte so hübsch in der Klemme haben, jetzt, da wir ihm — Gott straf' mir! — den Garaus machen können, sollen wir uns durch das Bißchen Dreck da aufhalten lassen? Oder sollen die Engländer sagen dürfen: Wir haben die Franzosen besiegt, wir allein! Wäre das doch 'ne zu große Schmach für uns, wißt ihr? Müssen auch die Scharte von vorgestern auswetzen, müssen, 's geht nicht anders; muß ausgewetzt werden, die Scharte — muß sie nicht? Und ich hab' dem Wellington versprochen, rechtzeitig zu kommen. Wollt ihr mich zu einem Hundsfott machen, zu einem Diplomatiker, he?" — „Ne, det wullen wir nich! Vivat de old Blüchert!" Und sie rafften sich wieder auf, diese braven und in ihren „Harnischen von Koth" so prächtigen Leute, und wiederum ging es vorwärts und um 3 Uhr Abends war endlich ein Theil des Heeres jenseits des höllischen Engpasses von St. Lambert und im pariser Holz angelangt[66].

Derweil that und thut drüben bei Mont-St. Jean der Wellington seine Schuldigkeit auch nicht übel. Ein „ferreous duke" heute ganz und gar! Als man ihn später einmal fragte, wie es denn eigentlich mit der Schlacht bei Waterloo gewesen, gab er die klassische Antwort: „Es war eine richtige Drescherei. Wir draschen auf sie und sie draschen auf uns los, aber wir draschen am derbsten (it was a regular bruising match. We pounded and they pounded, and we pounded hardest)." In Wahrheit, es war eine richtige und tüchtige Drescharbeit, welche an diesem 18. Juni von 1815 gethan wurde. Der Hauptgegenstand des Angriffs der Franzosen mußte Wellington's linker Flügel sein, die schwächste Seite seiner Stellung, was Napoleon

wohl erkannt hatte, aber ohne zu wissen, daß der britische Feldherr wußte, gerade auf dieser seiner schwächsten Seite müßte er durch das Herbeikommen der Preußen bald sehr stark sein. Eine halbe Stunde vor Mittag hatte der Empereur bei der Meierei Rossomme hinter La Belle Alliance seinen Stand genommen, um das Riesenwürfelspiel, bei welchem der Napoleonismus der Einsatz, zu leiten. Seine Armeekorps waren in ihre Stellungen in der Schlachtlinie eingerückt, im Links- und Rechtsabschwenken an der Höhe von Belle Alliance den Schlachtendonnerer mit jubelndem Zuruf begrüßend. Noch einmal also: „Morituri, Caesar, te salutant“ — und feuriger, fanatischer als auf diesem letzten napoleonischen Schlachtfeld ist der Gruß seiner dem Tode geweihten Soldaten kaum jemals erklungen. Auf einer Anhöhe rückwärts vom Pachthof La Haye Sainte und vorwärts vom Vorwerk Mont-St. Jean hielt der eiserne Herzog zu Pferde unter einem Baum, um den Gang der Schlacht zu beobachten und zu lenken. Auf dem linken Flügel hob das Angriffsgebrüll der französischen Kanonen an und verschritt eine Kolonne vom Korps Reille's zum Ansturm auf das Schloß Goumont, tapfer genug vom weiland Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme geführt, welcher heute bewies, daß doch auch ein Tropfen vom napoleonischen Blut in ihm sei. Während des heftigen und unentschiedenen Ringens um Goumont — ein Ringen, das nach der Absicht des Empereur eigentlich nur eine Demonstration sein sollte, bestimmt, die Richtung des Hauptangriffs zu maskiren — wurde der große Stoß auf das Centrum und den linken Flügel vorbereitet, welchen Stoß Michel Ney mit dem Korps d'Erlons und der Reiterei Kellermanns, unterstützt, wo nöthig und möglich, durch das Korps Lobau's und die Garde, führen soll, um mittelst desselben die Vorwerke La Haye Sainte und Mont-St. Jean wegzunehmen, die feindliche Mitte zu durchbrechen und den linken Flügel aufzurollen. Als Einleitung dazu schleudern 74 Geschütze von Belle Alliance aus ihren Eisenhagel auf Mont-St. Jean hin-

Mein Freund

Die schönste Schlacht ist geschlagen. der herrlig=
ste Sieg ist er fochten. das Detalling wird
erfolgen; ich denke die Bonapartesche ge
schichte ist nun vorbei [illegible] neben
La Belle alliance [illegible] ich kan nicht mehr schreiben. denn
ich zittere an allen gliedern, die anstrengung
war zu gros. —

Blücher

Digitized by Google

über. Eben will Ney die Spitzen seiner Kolonnen in Bewegung setzen, als von Rossomme die Weisung kommt, noch eine Weile zu warten. Denn auf seiner Anhöhe hat der Empereur mittelst seines Fernrohrs dort drüben bei dem weißen Thurm von St. Lambert, welches Dorf in gerader Linie von Rossomme etwa 1½ Stunden entfernt liegt, „Etwas wie eine Wolke“ bemerkt — (ja wohl, eine verderbendrohende Wetterwolke, Sire!) — Etwas, was „er für Truppen hält.“ „Marschall, was sehen Sie dort über St. Lambert?“ fragt er seinen Generalstabschef Soult. „Ich glaube dort 5 bis 6000 Mann Truppen zu sehen, Sire. Es ist vielleicht ein Theil von Grouchy's Korps.“ Aber einer der Adjutanten des Kaisers, der General Bernard, macht sich im Galopp zur Erkundung der unerwarteten Erscheinung auf, sprengt dem Lasnebach entlang und hat gar nicht übermäßig weit zu reiten, um auf preußische Vedetten zu stoßen. Spornstreichs umkehrend, sagt er dem Empereur leise: „Sire, es sind Preußen!“ Worauf Napoleon laut: „Messieurs, Grouchy kommt!“ Möglich, wahrscheinlich sogar, daß er die wahrgenommenen Preußen nur für eine kleine Abtheilung hielt, und wähnte, Grouchy treibe dieselbe vor sich her. Er ließ jetzt (um 1 Uhr) durch Soult an den genannten Marschall — von dem man übrigens zu dieser Stunde gar nicht wußte, wo und wie er sich befand — schreiben: „Der Kaiser befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß Sie immer in der Richtung nach uns zu manövriren sollen“ — ein verspäteter und vergeblicher Befehl.

Um 1½ Uhr ließ Napoleon den Marschall Ney anweisen, seine Kolonnen durch die schmale Thalniederung, welche die Schlachtordnungen der beiden Heere trennte, zum Sturm auf die Höhen vorzuführen. Der große Stoß auf Wellington's Centrum und linken Flügel geschah mit Kraft und machte anfänglich die Franzosen Boden gewinnen; aber die Abwehr war nicht weniger kräftig und nach etwa anderthalbstündigem mörderischen Durcheinander, welches unter Tausenden von Tapfern

auch dem tapfern Picton das Leben kostete, stellte sich der Angriff als gescheitert heraus und Schloß Goumont hielt sich ebenfalls fortwährend. Deutsche und englische Truppen hatten an Tüchtigkeit gewetteifert; weniger waren die belgischen zu loben, deren Herzen übrigens mehr für den Napoleon als für ihren neugebackenen holländischen König schlugen. Als ein belgisches Regiment vor dem heftigen Feuer der Franzosen geradezu Reißaus nahm, brachte es Wellington wieder zum Stehen, indem er die Leute ansprach: „Ihr müßt ein Bißchen verschnaufen, meine Jungen; ihr seid ja ganz außer Athem. Dann wollen wir umkehren und sehen, ob wir unsere Sache nicht etwas besser machen können." Eine Reitermasse von 40 Schwadronen oder etwa 5000 Pferden, nach und nach bis fast auf das Doppelte, auf 77 Schwadronen verstärkt, soll nun den abgeschlagenen Angriff aufnehmen und zu einem glücklicheren Ende bringen. Dieses gewaltigen Reitersturms eiserne Wogen schlagen die feuerspeienden Anhöhen empor, aber sie brechen sich an den unerschütterlichen schachbrettartig geordneten Vierecken der Engländer und Deutschen, und wo sie einen Durchbruch sich zu bahnen vermögen, braus't ihnen durch die schmalen Gassen englische und deutsche Reiterei entgegen und wirft sie zurück. Mehrmals wiederholt sich dieses Anfluten und Widerströmen, alle die Abhänge von Mont-St. Jean mit Leichen übersäend, wie denn überhaupt, um das gleich hier zu sagen, der 18. Juni von 1815 einer der verheerendsten Schlachttage gewesen ist, welche die Weltgeschichte kennt. Denn dieser „Riesenkampf" — (notre bataille a été une de géans, schrieb Wellington an Schwarzenberg) — kostete an Todten und Verwundeten dem englisch-deutsch-niederländischen Heere an 20,000, dem preußischen 6999, dem französischen aber nahezu 33,000 Mann.

Bald nach 3 Uhr hatte Wellington seine Lage bedenklich zu finden angefangen und sie wurde es in der That mehr und

mehr. Denn mit furchtbarer Verschwendung des eigenen Blutes und des der Feinde erneuerten die Franzosen immer wieder ihre Angriffe. Müffling sandte aus der Umgebung des britischen Generals Boten auf Boten den Preußen entgegen, um ihren Marsch zu beschleunigen. Mit Eintritt des Abends, zwischen 5 und 6 Uhr war es den Franzosen endlich gelungen, des Bollwerks La Haye Sainte sich zu bemeistern, und damit war ein großer Vorschritt gewonnen. Mit Besorgniß überblickte Wellington seine schrecklich gelichteten Geschwader und sehnsüchtig schweiften seine Augen hinüber gen Ohain und das pariser Holz. „Ich wollte, die Nacht käme oder der Blücher!“ Da, horch, brummen von dorther erst entfernt dumpf, dann näher und lauter die preußischen Kanonen. Es waren die Geschütze Bülow's, welche von dem Waldsaum bei Frichemont zuerst gen Mont-St. Jean hinüberriefen: Wir kommen! Und sie kamen und waren da. Ohne abzuwarten, bis der Schweif seiner Kolonnen aus der Hohlung von St. Lambert sich herausgewunden, schritt der Alte zum Angriff, welcher höchst glücklich geordnet ward. Denn mit Recht sah der heldische Greis die Entscheidung nicht in einer unmittelbaren Unterstützung von Wellington's linkem Flügel, sondern in einer Bedrohung vom Rücken der feindlichen Schlachtordnung und in einem Anfall auf die rechte Flanke derselben. Darum gab der Feldmarschall dem Harste Bülow's, welcher ihm zunächst zur Hand, die Angriffsrichtung auf die von Belle Alliance nach Quatrebras führende Straße, als auf die Rückzugslinie des Feindes. Das Ziel Bülow's sollte Plancenoit sein. Es wurde ihm heftig bestritten. Denn Napoleon, nachdem er sich über das Dasein der Preußen auf der Walstatt nicht länger hatte täuschen können, war ohne Zaudern daran gegangen, auch dieser furchtbaren Krisis zu begegnen, soweit eben seine Mittel reichten. Er hatte dem bülow'schen Vorschritte zuerst die zwei leichten Kavalleriedivisionen Domont's entgegengeworfen. Sie mußten weichen. Nun wurde das Korps Lobau's

zur Deckung von Plancenoit abgeschickt, aber der tapfere Lobau vermochte den überlegenen Streitkräften Bülow's keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen und bald schlugen die Vollkugeln der preußischen Zwölfpfünder bis nach Belle Alliance hinüber. Der Empereur sah sich gezwungen, zur Beschwörung dieser drohenden Gefahr seine sorgfältig aufgesparte Reserve zu verwenden, indem er von den 24 Bataillonen seiner Fußgarden 16 den gegen Plancenoit vordringenden Preußen entgegenschickte. Gerade jetzt, wo hier der Kampf wüthend entbrannte, kam ein Eilbote zum Gebhart Lebrecht gesprengt, um ihm von Seiten Thielmann's zu melden, daß dieser General bei Wavre von überlegenen feindlichen Streitkräften (Grouchy's) angegriffen sei. „Thut Nichts. Hier und vor uns liegt die Entscheidung, nicht rückwärts oder sonst wo, Gott straf' mir! Der Thielmann soll sich seiner Haut wehren, so gut er kann, und der Bülow immer brav vorwärts auf Plancenoit! Hier müssen wir durch, und wenn alle Satanasse, die der Bonaparte im Leibe hat, gegen uns losgelassen wären."

Während der Kampf um den Besitz von Plancenoit, an welchem Sieg oder Niederlage hing, mit wechselndem Erfolge wüthete — Napoleon sandte noch weitere 4 Gardebataillone dahin und Blücher die so eben um 7 Uhr eingetroffene erste Brigade vom Harste Pirchs zur Unterstützung Bülows — während auch das Korps Ziethens herankam, auf des Feldmarschalls Weisung an den linken Flügel Wellington's sich anschloß und in der Richtung auf La Haye und Papelotte in den Kampf einzugreifen begann, drang sich dem Empereur die unabweisbare Gewißheit auf, daß es jetzt die höchste Wette gälte. Oh, eines Shakspeare's Auge, um zu sehen, was in des Mannes Seele durcheinanderwirbelte, als er sich sagen mußte: Sind die Preußen in Plancenoit, bevor ich in Mont-St. Jean bin, so ist Alles aus, aus, aus! Er versuchte das Aeußerste, um des Tages und seiner Laufbahn Geschick zu wenden. Von La Haye aus drang

der Rest von d'Erlon's Korps noch einmal den Hügelkamm hinan, gewann eine Strecke Boden, wurde aber dann durch deutsche Bataillone aufgehalten. Ebenso erging es dem Ueberbleibsel von Napoleon's Reserven, vier Gardebataillonen, 3000 schlachtengrauen Veteranen, womit der letzte Wurf versucht wurde, während auch bei Goumont, bei La Haye Sainte und Papelotte die Trommeln auf's Neue zum Streite riefen, was von Franzosen noch streitfähig war. Ney, an diesem furchtbaren Tage im vollsten Sinne noch einmal „der Braven Bravster", stellt sich an die Spitze der Phalanx der Dreitausend und führt sie, La Haye Sainte rechts lassend, gegen den Mont-St. Jean empor. Eine letzte übermenschliche Anstrengung durchzuckt die ganze französische Schlachtlinie und drängt und treibt sie noch einmal gegen den verderbenschwangern Abhang hin und hinan. Man sieht von droben den verzweifelten Stoß nahen. „Mylord — sagt Lord Hill zum Wellington — Sie können fallen. Was sollen die Ueberlebenden in diesem Falle thun? Welches sind Ihre Befehle?" „Festzuhalten bis zum letzten Mann!" Und es wird festgehalten, standhaft, eisern. Der Duke führt deutsche Regimenter der Sturmkolonne d'Erlon's entgegen und hält diese auf. Dann eilt er auf den Punkt, wohin Ney zielt. Dort liegt hinter dem Höhenkamm das erste britische Garderegiment, liegt platt auf dem Boden, schußfertig und schweigend den Feind erwartend. Und schweigend, unwiderstehlich, festgeschlossen steigen die Dreitausend herauf. Schon funkeln ihre Bajonnettspitzen über dem Hügelkamm, da: „Up, Guards, and charge!" kommandirt der eiserne Herzog und aufspringt das Regiment, schleudert in tödtlicher Nähe sein Feuer den Feinden in's Gesicht und wirft die überraschten mit einem wuchtigen Bajonnettangriff die Anhöhe hinunter.

Der letzte Wurf ist gethan und mißlungen, hier, dort, auf der ganzen Linie. Es ist 8 Uhr Abends und die Katastrophe da. Seht, schon hat der rechte Flügel der Franzosen allen Halt

verloren, schon dringt Ziethen nach La Haye, nach Papelotte herab und drängt den weichenden Feind gen Frichemont und weiter zurück. Aber der Entscheidungsschlag fällt dort bei Plancenoit, wo Bülow endlich obsiegt, das Dorf nimmt und behauptet, die Trümmer der napoleonischen Garden, die dort gefochten, sowie die Reste von Lobau's Korps gegen Belle Alliance zurückwirft und seine Reiterei auf die fliehende Masse losläßt. Zur gleichen Zeit schlagen droben auf der ganzen wellington'schen Linie die Trommeln und rufen die Trompeten zu einem allgemeinen Angriff. Denn jetzo ist, während die sinkende Sonne ihre letzten Stralen über das grausige Blutfeld hinwirft, der Augenblick gekommen, das Spiel umzukehren und alle die Angriffsstöße des Feindes mit einem umfassenden, gewaltigen Gegenstoß zu vergelten, welcher alle die Trümmer der napoleonischen Armada auf Belle Alliance und Rossomme zurückwerfen und dort zerdrücken soll in der siegesfreudigen Umarmung der beiden verbündeten Heere. Aber nur „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend," vermag die sinnverwirrenden Einzelnheiten der furchtbaren Schlachtkatastrophe zu fassen und in ein Gesammtbild zusammenzuschließen. Darum, Muse Kalliope, komm' einmal dem Griffel der Schwester Klio also zu Hülfe mit deiner Tuba: — „Und vor, als schöb' der Berg sich, schwankt die Heerwand nach ihrem Schwertakt der Kanonenschläge und ungefüge, berstend unterm Schritt, platzt auseinander sie in hundert Säulen und flüssig sind die Massen all' zum Sturm. Ein klingend Spiel! Ein fliegendes Panier! Anhebt ein Völkerwettlauf in den Tod, die Siegesbraut sich zu erobern. Jauchzend vorbrechen durch die Britenlinien die preußischen Geschwader, durch die Preußen die Briten und durch Beide wieder der Bundesvölker Mosaik. Und so, Flut über Flut, Sturz über Sturz, bald blau, bald roth, verschwimmend bald in alle Farben, stürzt klingend sich der Waffenkatarakt vom Mont-St.-Jean herunter in das Thal, rollt donnernd eine See

von Feu'r und Schwert weg über das zerriss'ne Kaiserheer und steigt voll Schwungkraft, aus der Sturzgewalt sich jenseits höher hebend als er fiel, mit all den farbigen Kaskaden — Hurrah! erobert ist die Braut La Belle Alliance [67])!"

Zwischen Rossomme und Belle Alliance hatte der Empereur zu einem letzten Halt noch von Mannschaft zusammengerafft, was er konnte, um die schon begonnene wilde Flucht seiner geschlagenen Armee gen Genappe hin zu hemmen. Aber vergebens bemühten er selbst und Ney und andere tapferste Führer sich, die gebrochenen Scharen noch einmal zum Stehen zu bringen. Nur zwei Bataillone Gardegrenadiere hielten, in Vierecke geschart, noch aus, als die furchtbare Sturmflut von Goumont, von La Haye Sainte, von Papelotte und Plancenoit heranbrandete. Vorgebeugt, starren Auges saß der Empereur auf seinem Schimmel. Adjutant auf Adjutant kam gesprengt mit der Meldung, daß Alles verloren. Ein Klumpen von Kavallerie und Infanterie wälzte sich fliehend auf Rossomme her, hinterher jauchzend der Feind. „Ich glaube, sie sind mitten unter uns" — sagte Napoleon zu einem seiner Generale. Dieser hob das Fernglas an's Auge und gab einen Rath. Aber der Empereur schüttelte den Kopf, wurde bleich wie der Tod, murmelte: „Trop tard; sauvons nous!" wandte sein Roß und sprengte fliehend querfeldein. Er floh nach Genappe, von da nach Philippeville, von da nach Laon und von dort nach Paris, wo er in der Morgenfrühe des 21. Juni eintraf und nicht in den Tuilerien, sondern im Palais Elysée abstieg, als fühlte er, daß ihm der Kaisermantel bereits von den Schultern geglitten . . . . Die alten „Grognards" hielten zu Rossomme aus bis zur letzten Möglichkeit, standen, mit Kartätschen aus englischen Kanonen überschüttet, noch immer unerschütterlich in ihren Vierecken, Infanterie- und Kavallerieattaken abweisend und wie entschlossen, der napoleonischen Gloire eine letzte prächtige Hekatombe zu bringen. „Ergebt euch, Grenadiere!" wurde

ihnen wiederholt zugerufen. „Merde!“ kam zur Antwort aus den Reihen der stolzen Veteranen, welche in hundert Schlachten gefochten hatten. Diesen heroischen Kynismus hat nachmals die napoleonische Mythologie zu der Theaterphrase: „La garde meurt et ne se rend pas!“ aufgeflittert und dieselbe dem General Cambronne in den Mund gelegt. Er hat sie nicht gesprochen und es wäre ihm auch übel angestanden, sie zu sprechen; denn er wurde, noch bevor das letzte Verderben hereinbrach, vor der Front eines der Gardevierecke durch den hannover'schen Major Halkett zum Gefangenen gemacht. Auch ist die Garde nicht gestorben, sondern, was noch von ihr übrig, ebenfalls geflohen, weil, nachdem bei einbrechender Nacht ihre Vierecke gebrochen waren, auch an dieser Stelle der Walstatt, wie überall, ein allgemeines, unaufhaltsames „Sauve qui peut!“ ausbarst, welches die Reste aller französischen Truppenkörper und alle Waffengattungen in einen wüsten Fluchtknäuel zusammenballte, der sich der Sambre zuwälzte. Hinterdrein die preußische Hetzjagd, so lange der Athem von Mann und Roß aushielt. Denn die Preußen übernahmen unter Gneisenau's Führung die Verfolgung, welche die Niederlage der Franzosen erst zu einer vernichtenden machte, — eine Verfolgung, welche, die ganze Nacht hindurch fortgesetzt, vielleicht die beispielloseste Kraftanstrengung in der ganzen Kriegsgeschichte genannt werden muß, wenn man erwägt, was Alles die Preußen seit 4 Tagen und 3 Nächten gethan und ertragen hatten. In Genappe erbeuteten die Verfolger auch den mit Gold und Juwelen vollgestopften Wagen Napoleon's und preußische Füsiliere handirten, Diamanten als „Glassplitter“ wegwerfend oder für etliche Groschen verhandelnd, mit dieser Beute so, wie die heldischen Hirten der Alpen gethan, als sie an jenem Märztag von 1476 bei Granson das Prachtzelt Karls des Kühnen geplündert hatten[68]).

Nach 10 Uhr Abends begegneten und begrüßten sich die beiden Sieger Blücher und Wellington, und zwar bei dem

Dorfe Genappe, nicht bei Belle Alliance[69]). Blücher blieb die Nacht über in Genappe, Wellington ritt nach Waterloo zurück, wo ihm Müffling um Mitternacht mittheilte, der preußische Feldherr werde die Schlacht die von Belle Alliance nennen, eine Benennung, die in jeder Beziehung die treffendste ist. Aber der Herzog war anderer Ansicht und benannte die Schlacht nach seinem Hauptquartier Waterloo. Diese Bezeichnung, obgleich ungerechtfertigt, ist dann auch die herrschende geworden und Wellington hat unzweifelhaft schon durch diesen Namen bezweckt, die Mitwirkung, die entscheidende Mitwirkung Blüchers zum Siege zu verschleiern. Zwar hat er in seinem bekannten Schlachtbericht vom 19. Juni gesagt: „Ich würde meinem eigenen Gefühl nicht genugthun und eine Ungerechtigkeit gegen den Marschall Blücher und das preußische Heer begehen, so ich den günstigen Erfolg dieses schweren Tages nicht der herzlichen und rechtzeitigen Hülfe zuschriebe, welche sie mir brachten. Der Stoß des Generals Bülow auf die Flanke des Feindes war ein höchst entscheidender, und selbst wenn ich mich nicht im Stande befunden hätte, den Angriff zu unternehmen, welcher das Schlußresultat herbeiführte, würde er den Feind zum Rückzug genöthigt haben, falls dessen Angriffe fehlschlugen, oder aber denselben verhindert haben, falls sie ihm unglücklicher Weise gelungen wären (the operation of general Bülow upon the enemy's flank was a most decisive one; and even if I had not found myself in a situation to make the attack which produced the final result, it would have forced the enemy to retire, if his attacks should have failed, and would have prevented him from taking advantage of them, if they should unfortunately have succeeded". . . Welche erbärmliche Verklausulirung! Und warum ist nur von Bülow die Rede? Man sieht ganz deutlich, Mylord wollte eigentlich sagen: „Wenn ich nicht allein die Franzosen besiegt hätte, so würden vielleicht die Preußen zur Besiegung derselben Etwas haben beitragen können."

Es kam eben der grüngelbe Heucheleifaden, welcher durch das ganze englische Wesen hindurchgeht, auch hier wieder recht widerlich zum Vorschein.) Zwar hat Wellington auch weiterhin, als er im Oktober von 1815 den Ehrendegen, welchen die Stadt London dem Marschall Vorwärts widmete, an Blücher übersandte, diesem geschrieben: „Ich kann Ew. Herrlichkeit nicht sattsam das außerordentliche Vergnügen ausdrücken, welches ich empfinde, der Kanal zu sein, um Ew. Herrlichkeit die Ausdrücke der Bewunderung und Dankbarkeit meiner Landsleute darzubringen für Ihre großen Thaten und die Dienste, welche Sie der Sache Europa's erwiesen haben [70]." Aber bei Alledem ist, wie Jedermann weiß, in England, und zwar unter den Auspizien Wellingtons, später der Versuch gemacht worden, dem britischen Egoismus und Hochmuth Schmeichelhonig auf's Maul zu schmieren, d. h. den Antheil, den entscheidenden Antheil der Preußen am großen Sieg vom 18. Juni erst zu verkleinern, dann mälig zu vertuschen und endlich ganz zu verschweigen. Und nicht nur den Antheil der Preußen, sondern der Deutschen überhaupt. Denn es ist — sei es wiederum und abermals gesagt — die Bestimmung des Volkes der Geduld, die großen Arbeiten der Weltgeschichte zum Ruhm und Nutzen Anderer zu thun.

Der alte Blücher, welcher also richtig dem Napoleonismus den Garaus gemacht hatte, schrieb frühmorgens am Tage nach der „bataille de géans" seinen ersten Siegesbericht in Form dieses Briefes an den General von dem Knesebeck, Generaladjutant Friedrich Wilhelms: — „mein Freind die Schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sig ist er fochten. Daß Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonaparttsche geschigte ist nun wohl zimlig wider zu ende. La Bellaliance den 19ten früh. ich kan nich mehr Schreiben den ich Zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß [71]." Mittelst eines von wohlbegründetem Siegesstolz pulsirenden Tagesbefehls sprach er so-

dann der Armee seinen Dank aus. In einem Brief an den Freiherrn vom Stein, geschrieben oder diktirt zu Noyelles sur Sambre am 22. Juni, äußerte er: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden. In drei Tage habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und fünf heftige Gefechte bestanden. Nur mein eisernen Willen und den Beistand von Gneisenau so wie die Zuneigung der Truppen und ihre Bravour habe ich Alles zu danken; an Vorstellungen und Klagen über zu große Anstrengungen und Gefahren hat es nicht gefehlt, aber dergleichen habe ich von der Hand gewiesen. Uebermorgen werde ich eine Unterredung mit Wellington haben und dann vorwärts! Napoleon hat Alles verloren, seine Kasse, seine Juwelen und seine ganze Equipage; er wurde so überrascht" — (zu Genappe?) — „daß er ohne Degen und Hut aus dem Wagen sprang und sich zu Pferde rettete. Sein Degen, Hut und Mantel sind in meinen Händen. Ich wünschte, es wäre hier zu Ende, ich sehne mich nach Ruhe[72])." Damit ist es freilich vorderhand noch Nichts, maßen jetzt keine Zeit zum Ruhen. Denn man muß vorwärts, vorwärts nach Paris . . . Hinter den südwärts und nach Frankreich hineinziehenden Heeren — das blücher'sche immer rüstig voran — versank die blutüberströmte Walstatt, welche so viel Heldenhaftigkeit und so viel Jammer gesehen, in Schweigen und bald ging der Pflug wieder, wo so eben noch Hunderte von Geschützen Tod und Verderben gespieen hatten. Zwei große englische Dichter haben unlange nach dem Tag der Riesenschlacht die Walstatt durchwandert. Der eine, Scott, welcher schon im August kam, hat in seiner epischen Weise nach charakteristischen Zügen des Kampfes und im Verhalten „Bony's" während desselben geforscht; der andere, Byron, hat im Frühling des nächsten Jahres einige Akkorde seines Haroldsangs, welche durch die Jahrhunderte hinabtönen werden, über die Gräber der Sieger und der Besiegten hingestreut und auf der Höhe des Mont-St.-Jean die düster-zweifeln-

den Fragen gethan: „Ist, da Frankreich in Fesseln knirscht, die Welt nun freier? Haben die Völker, indem sie den einen großen Tyrannen besiegten, auch die Knechtschaft abgethan? Oder mußte der Löwe nur erliegen, damit die Wölfe freie Pirsch hätten?[73])"

Viertes Kapitel.

Malmaison und St. Cloud.

„Die Armee hat Wunder gethan, aber ein panischer Schrecken fiel auf sie ... Alles ist verloren! Ney benahm sich wie ein Narr, er hat mir meine Kavallerie massakriren lassen... Ich kann nicht mehr, ich erſticke ... Ein Bad, ein Huhn, ein Bett... Ich muß ein paar Stunden Ruhe haben!“ So der Flüchtling von Waterloo bei seiner Ankunft im Palais Elysée zum Duc de Vicenza, welcher zur Antwort gab: „Ich beklage, Sire, Sie hier in Paris zu sehen. Die Nachricht von Ihrem Mißgeschicke läuft schon um, die Gemüther sind in großer Aufregung und die Stimmung der Deputirtenkammer scheint feindseliger gegen Sie als jemals. Ich fürchte, die Versammlung wird Ihren Wünschen und Erwartungen nicht entsprechen. Sie hätten sich nicht von Ihrer Armee trennen sollen, denn diese macht Ihre Stärke und Ihre Sicherheit aus.“ Joseph und Lucien Bonaparte, welche herbeieilten, bestätigten, ebenso Carnot und Merlin de Douay, was Caulaincourt geäußert hatte, und Joseph sagte: „Kehren Sie sofort zur Armee zurück und lassen Sie uns mit der Kammer den Handel ausfechten.“ Worauf Napoleon sagte: „Habe ich denn noch eine Armee? Ich habe ja nur noch Flüchtlinge, und wenn ich auch Soldaten wieder bekommen könnte, woher Waffen für sie nehmen?“ Dann nach

einer Pause: „Noch ist Frankreich zu retten, ja, und ich kann es retten, aber nur mit Hülfe der Deputirtenkammer“ [74]).

Das zeichnet scharf die Lage: — der verlöschende Wetterstral bekannte selber seine Niederlage als eine vernichtende, und daß sie eine solche gewesen sein muß, erkennt man daran, daß der weiland „Herr der Welt,“ der vergottete Cäsar herabgekommen war bis zu dem Gefühl der Ohnmacht, welches ihn Hülfe suchen ließ bei einer Versammlung, die er als widernapoleonisch kannte, fast mehr noch verachtete als haßte und mit einem Griff seiner Faust zermalmt hätte, falls seine Faust noch die zermalmende Löwentatze von ehemals gewesen wäre. Sie war es nicht mehr. Der Kaisertraum der Hundert Tage war verflogen und der Napoleonismus gab sich selbst auf. Während er noch etliche schwache Widerstandsversuche machte, die den krampfhaften Zuckungen eines Galvanisirten glichen, ließ er sich in Wahrheit matt und müde hinsterben. Während die Bonapartisten in der Kammer sich abmühten, das zu retten, was i. J. 1815 als ebenso unrettbar sich erwies, wie es ein Jahr zuvor gewesen, den Kaiserthron, wenn nicht für Napoleon den Ersten, so doch für Napoleon den Zweiten, erging sich der Besiegte, als berührte ihn die Gegenwart weiter schon gar nicht mehr, in so zu sagen idyllischen Zukunftsphantasieen, keineswegs gewillt, für seine Person den Napoleonismus nicht zu überleben, sondern vielmehr von einer neuen Bahn desselben träumend. „Der Mangel an Beschäftigung — sagte er im Elysée zum großen Geometer Monge — wäre für mich die grausamste aller Folterqualen. Wenn ich verdammt bin, keine Armeen mehr zu kommandiren, so sehe ich nur in den Wissenschaften Etwas, welches sich meines Geistes kräftig bemächtigen könnte. Aber zu lernen, was Andere gefunden haben, kann mir nicht genügen. Ich will Arbeiten und Entdeckungen hinterlassen, die meiner würdig sind. Ich bedarf eines Gefährten, der mich zunächst so rasch als möglich“ — (entschuldigen Sie, Sire, das geht

nicht so rasch wie eine Kavalleriecharge oder wie die Inszenesetzung eines 18. Brumaire!) — „mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften bekannt macht. Dann wollen wir mitsammen von Kanada bis zum Kap Horn den neuen Kontinent durchstreifen und auf dieser ungeheuren Reise alle die großen Phänomene der Physik unseres Erdballs studiren, über welche die gelehrte Welt noch keinen Aufschluß gefunden hat“ [75]). Man sieht, vom Erobernwollen konnte der Mann nicht lassen: nachdem die Eroberung des Erdballs durch das Schwert mißglückt war, wollte er ihn mittelst physikalischen Apparaten erobern.

Es war das, falls man nicht annehmen will, es sei eine dem guten Monge vorgespielte Komödie gewesen, nur so ein glänzender Traum, wie sie nicht selten Sterbenden nahen. Denn der Napoleonismus war ein Sterbender und Lafayette hielt ihm, während er noch röchelte, schon den Leichensermon, indem der General in der Deputirtenkammer gegen Lucien Bonaparte, welcher hatte verlauten lassen, die Versammlung sei ihrer Pflicht gegenüber dem Kaiser ungetreu, also loslegte: — „Sie beschuldigen uns schlaffer Pflichterfüllung gegenüber dem Napoleon? Wie, haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Söhne und Brüder in den Sandwüsten Afrika's, an den Gestaden des Guadalquivir und des Tajo, wie an den Ufern der Donau, der Weichsel und auf den eisigen Steppen Rußlands bleichen? Seit zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen zu Grunde gegangen für einen Menschen, welcher noch jetzt gegen ganz Europa ankämpfen will. Wenn wir einen Vorwurf verdienen, so ist es fürwahr nur der, allzu viele und allzu lange Hingebung bewiesen zu haben. Wir haben für Napoleon genug gethan; jetzt ist es unsere Pflicht, das Vaterland zu retten.“ Stellt man mit diesen Worten, mit der Möglichkeit dieser Sprache und mit dem entschiedenen Beifall, welchen sie fand, die Thatsache zusammen, die sehr inhaltsschwere Thatsache, daß nach der Niederlage von Waterloo der Rentenkurs an der pariser Börse

binnen 10 Tagen um 10 Francs stieg — also mit jedem Tagmarsch der Heere Blücher's und Wellington's gegen Paris zu um 1 Franc — so ergibt sich als Facit, daß Empire und Napoleonismus rettungslos verloren waren und verloren gewesen wären auch dann, wenn der Träumer im Elysée, was die entschlosseneren unter seinen Anhängern wünschten und wollten, noch die Kraft in sich gefühlt hätte, den 18. Brumaire zum zweiten Mal aufzuführen, d. h. die „schwatzenden Jakobiner" in der Deputirtenkammer zum Fenster hinauszuwerfen und eine Diktatur der Verzweiflung aufzuthun[76]).

Und wie wollte denn das alte Kind Lafayette „das Vaterland retten?" Wie eben Leute von seinem Schlage, welche ihre Geistverlassenheit und Blödsichtigkeit für Staatsmännischkeit, ihre Phrasen für Thaten, ihre aufgebauschte Eitelkeit für Alleswissen und Allesbesserwissen und Allesalleinwissen, ihre Regierungslust und Sesselsucht für Patriotismus, ihre gränzenlose Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung für Unfehlbarkeit halten — schade, daß für eine schon damals, wie zu allen Zeiten, vorhandene Sache das Wort Gothanismus noch nicht erfunden war! — ja, wie eben solche Leute, die eigens dazu gemacht sind, im Weltgeschichtsdrama die Rolle der Dupes mit Beflissenheit, leidlichem Anstand und großer Emphase zu spielen, das Vaterland zu retten pflegen. Lafayette war, weil Belial-Fouché, der Todtengräber des Empire der Hundert Tage, es zweckdienlich fand, den „Bürger zweier Welten" als konstitutionellen Hampelmann eine Weile figuriren zu lassen, einfältig genug, zu wähnen, er würde die Ereignisse nach Gefallen leiten können, am konstitutionell-orleanistischen Schnürchen. Es half Nichts, daß Männer mit sehenden Augen und hörenden Ohren den selbstgefälligen Illusionär aufmerksam machten, nach Napoleon könne, wie die Sachen lagen, nur Ludwig der Achtzehnte kommen. „Bah — sagte er hoch herab zu Dupont de l'Eure — seien Sie ganz ruhig. Wenn wir erst ihn lossind, wird sich

Alles machen"[77]). In der That, es machte sich Alles, nur nicht so, wie der arme Hampelmann sich's einbildete, sondern wie die Logik der Thatsachen und ihr Interpret Fouché es wollten. Wunderlich, daß beim ersten Sturz des Empire ein verlaufener Pfaff, Ex-Bischof Talleyrand, und beim zweiten ein verlaufener Halb-Pfaff, Ex-Oratorianer Fouché, den Hauptmacher abgeben mußte. Sie haben dann auch richtig Beide, der Schwefelfarbene und der Brauenlose, wenige Wochen nach der zweiten Restauration den wohlerworbenen, obzwar nicht um die Bourbons verdienten Fußtritt vom Bourbonismus empfangen.

Am 22. Juni entsagte der rathlose Empereur, dem ungestümen Andrang der Deputirtenkammer widerstandlos weichend, zum zweiten Mal dem Thron und zwar, um sich doch auch schließlich noch Etwas vorzugaukeln, abermals zu Gunsten seines Sohnes. Diese hohle Wortnuß wurde ganz gleichgültig bei Seite geworfen; denn die Verhandlungen, welche noch in den beiden Kammern über die Anerkennung Napoleon's des Zweiten stattfanden, waren nur eine lächerliche Posse, welche höchstens ganz vernagelte Bonapartisten für etliche Tage täuschen konnte. Am Tage der Thronentsagung Napoleons wählte die Deputirtenkammer eine provisorische Regierung, welche aus fünf Mitgliedern bestand und zu ihrem Haupt Fouché bestellte, der seinen Kollegen Carnot von der Republik träumen ließ und inzwischen seine Ränkefäden dorthin spann, wo zunächst die Entscheidung lag, ins Hauptquartier des heranziehenden Wellington, bei welchem Träger der englischen Politik die abermalige Herstellung der Bourbons eine beschlossene Sache war. Das unbequeme alte Kind Lafayette schickte der Brauenlose spazieren, d. h. den verbündeten Monarchen entgegen nach Hagenau, ohne Zweifel sardonisch in sich hineinlachend, daß der Held des Konstitutionalismus so märchenhaft verbohrt und eitel war, zu wähnen, er, der Nationalgardenchef von 1789, würde bei den Despoten der heiligen Allianz in spe zu Gunsten eines liberal zu konstituiren-

den Frankreichs Etwas ausrichten. Auch der entthronte Empereur wurde unbequem in Paris. Man ließ es ihn sehr deutlich merken und er zog sich demgemäß am 25. Juni nach Malmaison zurück. Der verschollene Sieyès that bei dieser Gelegenheit auch noch einmal den Mund auf, indem er dem zwei Mal Entthronten die Warnung mit auf den Weg gab: „Nehmen Sie sich in Acht, oder man wird Sie Ihren Feinden ausliefern.“ Er wollte damit wohl sagen: Empörte Sklaven sind des Schändlichsten fähig, großer Sklavenzüchter, siehst Du?

So war er also, vom zweiten und hoffnungslosen Sturz ereilt, wieder in diesem Landhaus Malmaison, über welchem so zu sagen sein „Stern,“ der Glanz seiner wunderbaren Hoheit und Herrlichkeit zuerst aufgegangen. Denn hier, in Malmaison, hatte er ja nach dem glücklichen und folglich betedeumten Verbrechen vom 18. Brumaire 1799 die Honigmonde seiner Macht verlebt, an der Seite der armen guten Josephine, welche trotz ihrer kreolischen Leichtblütigkeit an dem ersten Sturz dessen gestorben war, der sie in seinem Kaiserwahnsinn verstoßen hatte um Einer willen, welche dermalen, bei seinem zweiten Sturz, sich vom einäugigen Neipperg klavierspielen ließ. Wenn Napoleon daran dachte, und er mußte es, wenn er auch seines armen „Astyanax“ in der Gefangenschaft zu Wien gedachte und, die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichend, sich zurückversetzte in die Zeit, wo alle die Elenden, welche ihn verriethen und verließen, an der Schwelle dieses Landhauses, wo er jetzt nur noch der Gefangene Fouché's war, wetteifernd sich gedrängt hatten, um von des werdenden Cäsars Reitstiefeln sklavisch den Staub zu lecken, — da mußte wohl der ihm gereichte Schicksalskelch von Bitterkeit überfließen und selten, fürwahr, oder nie hat einer hochheiligen Nemesis Hand schwerer auf dem Dach einer Menschenwohnung gelastet als sie in jenen Tagen und Nächten auf Malmaison wuchtete.

Es wandelte den Entthronten noch ein paar Mal ein Auf-

zucken seines früheren Wesens an, ein kläglich schwaches Nachleuchten der Wetterstralsweise von ehemals. Er wollte seine Entsagung widerrufen, ja, er ließ sich sogar herab, der provisorischen Regierung als „simpler General" gegen die heranrückenden Preußen und Engländer dienen zu wollen. Natürlich war der Brauenlose weit entfernt, dem Gefallenen das Heft der Macht irgendwie wieder in die Hände zu geben. Er wollte ihn vielmehr forthaben und das Näherkommen Blüchers gab ihm einen triftigen Grund an die Hand, auf der Abreise Napoleon's nach der Küste zu bestehen. Der Kriegsminister Davout, welchen Fouché vollständig geködert und aus einem brutalen Napoleonsklaven zu einem brutalen Werkzeug seiner bourbonischen Tendenz gemacht hatte, gab auf den vom General Flahaut von Malmaison nach Paris getragenen Vorschlag des Entthronten, das Heerkommando, wenn auch nur für etliche Tage, wieder zu übernehmen, die Antwort: „Euer Bonaparte will also nicht abreisen? Aber er muß uns schlechterdings von seiner Person befreien; denn seine Gegenwart ist uns unbequem und unseren Unterhandlungen hinderlich. Wenn er hofft, wir würden ihn noch einmal haben wollen, so täuscht er sich; wir wollen Nichts mehr von ihm wissen. Sagen Sie ihm das von mir und im Weiteren, daß ich, falls er sich nicht sofort davonmacht, ihn verhaften lassen, ja mit eigener Hand verhaften werde." Am 29. Juni reis'te der also Verlassene, Bedrohte und Gedemüthigte nach Rochefort ab, um sich dort auf einer der beiden ihm zur Verfügung gestellten Fregatten nach Amerika einzuschiffen. Aber er verzögerte seine Einschiffung so lange, bis es zu spät war, d. h. bis die englischen Kreuzer die Rhede besetzt hatten. Ob Fouché, welcher allerdings, indem er Wellington um Pässe für Napoleon anging, den Engländern die Richtung der beabsichtigten Flucht desselben verrieth, seinen ehemaligen Herrn mit voller Absicht dessen Todfeinden habe überliefern wollen, ist unerwiesen, ist sogar nicht einmal sehr wahrscheinlich gemacht. Dagegen ist gewiß, daß

Napoleon, falls er unmittelbar nach seiner Ankunft in Rochefort an Bord der Saale oder der Meduse gegangen wäre, den Engländern ganz gut hätte entwischen können. Aber er zögerte und zögerte, an den Hoffnungsstrohhalm sich klammernd, es müßte und werde noch im letzten Augenblick aus Paris ein Rückruf an ihn ergehen. Und doch war seine Kraft gebrochen. Als sein Bruder Joseph zu Rochefort in ihn drang, umzukehren, sich an die Spitze der hinter die Loire gezogenen Armee zu stellen und einen letzten Glückswurf zu versuchen, fand er ihn leidend und diesem Plan abgeneigt („souffrant et opposé à ce projet"). Um nicht in die Gefangenschaft der Bourbons zu gerathen, mußte er — selbstverständlich ohne im Ernste zu glauben, Gentleman George und die englischen Tories würden ihm die erbetene Gastfreundschaft gewähren — den Engländern sich überliefern. Im Begriffe, am 15. Juli an Bord des vom Kapitain Maitland befehligten Bellerophon zu fahren, nahm er mit einem Wort wahrhafter Größe von Frankreich Abschied, indem er zum General Becker, welcher ihn im Auftrag der provisorischen Regierung begleitet hatte und jetzt mit in das Boot steigen wollte, abwehrend sagte: „Gehen Sie nicht weiter mit, General! Ich will nicht, daß man sagen könne, Frankreich habe mich an meine Feinde überliefert"[78]).

Wenige Stunden nach der Abreise Napoleon's von Malmaison sprengten preußische Husaren mit verhängten Zügeln in den Hof des Schlosses. Wäre der Entthronte in ihre Hände gefallen, er hätte kaum Erbarmen gefunden. Denn es darf und soll nicht vertuscht werden, daß der Marschall Vorwärts ganz offen und deutlich und mit voller Beistimmung Gneisenau's ausgesprochen hatte, er würde den Bonaparte, falls er ihn erwischte, ohne Weiteres erschießen lassen[79]). Zarte Seelen haben das erschrecklich gefunden, zarte Knechtsseelen, die es sehr kaltblütig mitansehen können, wenn ein Tyrann ein Volk niederstampft, aber schon bei dem Gedanken in Ohnmacht fallen, daß einmal

einem gekrönten Völkerquäler sein Recht widerfahren könnte. Wenn dem alten Recken sein entschiedenes Vorhaben, den Napoleon zu fangen, geglückt wäre und er hätte denselben erschießen lassen, so würde er als vollberechtigter Bluträcher gehandelt haben, als vollberechtigter Bluträcher von Johann Palm und Andreas Hofer, ganz abgesehen sogar von den Hunderttausenden von Deutschen, welche der Kaiserwahnsinnige in den Tod gehetzt hatte. Und wäre ein solches Blücher-Verfahren etwa nicht ehrlicher und mannhafter gewesen als das hartherzig heuchlerische der englischen Oligarchen, welche das Inselgefängniß ihres Gefangenen, eines Gefangenen noch dazu, der sich ihnen selber überliefert hatte, mit ebenso kühlberechneten als überflüssigen Quälereien anfüllten?

Blücher beeilte in jeder Weise seinen Marsch auf Paris. Mit seinem Heere dem wellington'schen stets um einen bis zwei Tagmärsche voraus, war er am 25. Juni bereits in St. Quentin und von hier schrieb er an den Generaladjutanten Knesebeck: „Ew. Excellenz übersende ich das Schreiben des Generals Morand an den Kommandanten meiner Avantgarde, worin er, da Bonaparte abgedankt habe, einen Waffenstillstand anbietet. Ich werde durchaus keinen dergleichen verfänglichen Vorschlägen Gehör geben, sondern gerade auf Paris losgehen, wenn nicht durch den Tod oder die Auslieferung Bonaparte's, durch Uebergabe aller Festungen an der Sambre, Maas, Mosel und Saar und die Einräumung der Provinzen bis zur Marne ich mit Sicherheit mit diesem verrätherischen Volke unterhandeln kann. Ew. Excellenz wollen dies bestimmt an alle Alliirten erklären und durchaus gegen jede diplomatische Schlechtigkeit sich setzen. Die Armee erwartet dies von Ihnen“ [80]). Während die Trümmer der französischen Armee unter Soult's und Grouchy's Führung von Laon, wo sie sich kümmerlich zusammengefunden, auf Soissons zogen, eilten die Preußen gen Compiegne, um, wo immer möglich, vor den Franzosen in der Nähe von Paris anzukommen.

Am 27. Juni setzte Gneisenau von Guiory aus den General Müffling, welcher bei Wellington geblieben war, in Kenntniß, daß Blücher der Abordnung der provisorischen Regierung erklärt habe, er werde einen Waffenstillstand erst nach der Eroberung von Paris eingehen und zwar nur unter diesen Bedingungen: 1) Auslieferung Bonaparte's, todt oder lebendig; 2) Einräumung der Festungen an der Sambre, Maas, Mosel und Saar, einschließlich Longwy's; 3) Besetzung der Provinzen bis an die Marne; 4) Einräumung des Schlosses von Vincennes; 5) Rückgabe der den Nationen geraubten Kunstschätze an ihre Eigenthümer; 6) Entschädigung für die Kriegskosten [81]). Der britische Feldherr seinerseits war schon jetzt sehr für den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes; aber Blücher gab nicht nach und der Herzog mußte daher am 29. Juni den Abgeordneten der provisorischen Regierung seinerseits die Erklärung zufertigen, daß „von keinem Waffenstillstand die Rede sein könne, so lange Napoleon in Paris und in Freiheit sei, und daß sein Mitfeldherr seinen Marsch fortsetzen werde“ [82]). An demselben Tage schrieb Blücher aus Gonesse an Friedrich Wilhelm: „Bonaparte ist noch in der Nähe von Paris. Seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes ist nur Betrug und darauf abgesehen, das östreichische Kabinett zu gewinnen, was mit der jetzigen provisorischen Regierung schon in Unterhandlung steht. Ew. Majestät werden leider bei Ihrer Entfernung vom Schauplatze dieser Intriken sie nicht mehr verhindern können. Indeß ist der Sache gleich abzuhelfen, wenn nur die russischen Truppen und preußischen Garden im Marsch nach dem Innern von Frankreich bleiben. Heute werde ich bei St. Germain die Seine passiren, um von der Südseite Paris anzugreifen, indeß der Herzog von Wellington dies von der Nordseite thun wird. So wird Paris vielleicht noch genommen, ehe die Verstärkungen des Feindes ankommen“ [83]).

Man sieht, ein stärkster Antrieb für den preußischen Feldherrn, rasch nach Paris zu kommen, lag in dem Argwohn vor

metternichigem „Finassiren“, ein Argwohn übrigens, welcher, sofern er die Erhaltung des Napoleonismus in irgendeiner Form betraf, viel zu weit ging. Es konnte ja, wie die Dinge standen, auch von Napoleon dem Zweiten überall nicht mehr ernstlich die Rede sein. Wellington fand aber einen Angriff auf Paris sehr bedenklich und wollte durchaus das Eintreffen deutscher und russischer Verstärkungen abwarten, bevor zu diesem Angriff geschritten würde. Am 2. Juli schrieb er zu Gonesse in diesem Sinne eindringlich an Blücher und bezeichnete einen sofortigen Angriff als ein sehr zweifelhaftes Wagniß („a matter of great risk“), dem er einen schlechten Ausgang prophezeite[84]). Allein der heldische Alte unternahm an demselben 2. Juli das Wagniß und machte die Prophezeiung des Herzogs zu Schanden, welcher am 4. an den Earl von Bathurst berichten konnte: „Feldmarschall Blücher erfuhr kräftigen Widerstand, als er es unternahm, auf dem linken Ufer der Seine sich festzusetzen. Doch die Tapferkeit der preußischen Truppen überwand jedes Hinderniß und sie gelangten schließlich dazu, auf den Höhen von Meudon und im Dorfe Issy Stellung zu nehmen. Die Franzosen griffen (in der Morgenfrühe des 3.) diese Stellung noch einmal an, wurden aber mit namhaftem Verlust (with considerable loss) zurückgeschlagen, und als sie nun sahen, daß Paris auf seiner schwächsten Seite (on its vulnerable side) offenläge und daß mittelst der Brücke, welche ich zu Argenteuil hatte schlagen lassen, die Verbindung Blüchers mit mir hergestellt wäre, sandte der Feind Unterhändler mit dem Begehren eines Waffenstillstands“[85]).

Die Verhandlung zwischen den beiden siegreichen Feldherrn und den drei Sendlingen Davout's, d. h. Fouché's, fand im Schlosse von St. Cloud statt. Denn hier hatte der Gebhart Lebrecht sein Hauptquartier aufgeschlagen, hier in dem Prachtschlosse des Empire, wo der besiegte und zweifach entthronte Cäsar in den Tagen seines kaiserlich-königlichen Herrscherglanzes am liebsten verweilt hatte. Hier, von wo so mancher souverain

blitzende Befehl, so manches demüthigende Donnerwort nach Berlin geflogen war, diktirte jetzt der preußische General die Bedingungen, unter welchen er der französischen Hauptstadt das Schicksal einer mit Waffengewalt erstürmten Stadt ersparen wollte, d. h. die sofortige Uebergabe von Paris an die preußischen und britischen Truppen und den Abzug der noch vorhandenen französischen Streitkräfte hinter die Loire. Wellington, dem Alles daranlag, den Bourbonismus möglichst rasch und glatt wieder in die Tuilerien zu bringen — der von ihm gerufene achtzehnte Ludwig, dessen Wiedereinsetzung Fouché's Marionette Davout den Kammern vorgeschlagen hatte, zog dann auch, von Gent über Cambray möglichst schnell herbeigewatschelt, schon am 8. Juli daselbst ein — Wellington behandelte die Franzosen mit diplomatischer Courtoisie. Unser alter Recke und widerfranzösischer Berserker dagegen, dem an den Bourbons sehr Wenig lag und der seine Verachtung des ganzen bourbonischen Wesens bei Gelegenheit sehr zwanglos herausblücherte, legte es recht absichtlich darauf an, den französischen Uebermuth auch einmal fühlen zu lassen, was es hieße, besiegt zu sein. Schon vorher hatte er nicht gelitten, daß sein Hauptquartier anders als in deutscher Sprache mit den Franzosen korrespondirte, und als jetzt zu St. Cloud die drei Unterhändler die gestellten Bedingungen wegzuparliren versuchten, sprang er zornig von seinem Stuhl auf, wo er die ewige Pfeife dampfend gesessen, und rief ihnen zu: „Still! Entweder genehmigt ihr meine Bedingungen auf der Stelle oder die Feindseligkeiten gehen sofort wieder los!“ — „Aber, Hoheit, könnte Paris nicht wenigstens mit Einquartirung verschont bleiben?“ — „Warum nicht gar! Die Franzosen haben sich's jahrelang in Berlin wohlsein lassen. Es soll keiner meiner Preußen heimkehren, ohne sagen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirthet haben, Gott straf' mir!“ — „Mais, Monseigneur . . .“ „Millionen Kreuzdonnerwetter! Punktum“ [86]).

Der Blücherzorn wollte noch weiter gehen. Von St. Cloud

aus legte der Alte der Stadt Paris eine Kriegskontribution von 100 Millionen Francs auf, was vollständig in der Ordnung war, und befahl er dem General Ziethen am 9. Juli, die Jenabrücke über die Seine, als ein Schmachdenkmal für Deutschland, zu zerstören, was thöricht war. Denn was konnte die arme schöne Brücke dafür, daß eine verjunkerte Borussia vor neun Jahren bei Jena Schläge gekriegt hatte, noch dazu recht gesunde, heilkräftige Schläge? Der preußische Gesandte Golz, welcher mit Ludwig dem Achtzehnten aus Gent gekommen, legte „im Namen des Ministers Talleyrand“ eine Fürbitte für die Brücke bei Blücher ein. Aber das machte ihn vollends wüthend. „Ich habe beschloßen — schrieb er zurück — dass Die brükke gesprenkt wehrden soll und kan Ew. hoch Wohlgebohren nich verrhählen, dass Es mich recht lib seyn wird wenn Sich der Mußje Talleran vorher druffsetzt, Welches ich Ew. hochgebohren Bitte ihm wissen zu laßen.“ Sehr verständig und gut schrieb der wackere Bülow an den Alten: „Nach meiner Meinung muß man die Inschriften, welche die Arroganz Napoleon's hervorgebracht, vernichten, das Werk aber nicht. Der Charakter unserer Nation erscheint größer, wenn man über so Etwas sich hinwegsetzt. Wir haben so viel Großes gethan, daß wir auf die Eitelkeit und Pralerei anderer Völker nicht zu achten brauchen; wohl aber ist es gefährlich, sich den Haß der Nationen zuzuziehen.“ Half auch nicht. Am 10. Juli kam aus St. Cloud der verstärkte Befehl an Ziethen: „Ew. Excellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortsetzen, damit dieses zu unserer Beschimpfung errichtete Denkmal baldigst vernichtet werde. Ew. Excellenz wollen in dieser Hinsicht allen Einwendungen, selbst von englischer Seite, gar kein Gehör geben und nur dahin streben, diese Arbeit in kürzester Zeit zu beendigen.“ Sie wurde aber nicht beendigt, sondern ohne Zweifel absichtlich sehr langsam und lässig betrieben. An demselben 10. Juli langten auch die drei verbündeten Monarchen in Paris an und es

war dann von der Zerstörung der Brücke, wie auch von den 100 Millionen, welche die Stadt Paris zahlen sollte, keine Rede mehr. Wenn aber dieser verfehlte Zerstörungsversuch gerechtem Tadel unterliegt, so war es dagegen sehr löblich, daß der Alte mit am entschiedensten auf die Rückerstattung der Kunstwerke, Urkunden und Handschriften drang, welche die Franzosen aus aller Welt zusammengeraubt hatten. Schon beim Abschluß der Kapitulation von Paris hatte er ganz bestimmt diese Forderung gestellt und aufrecht erhalten und alsbald auch Hand anlegen lassen, Deutschland wenigstens in dieser Richtung zur Wiedererlangung seines Eigenthums zu verhelfen. Natürlich that das der französischen Eitelkeit sehr wehe. Messieurs beklagten sich noch lange bitterlich darüber, als hätten sie ein großes Unrecht erfahren. Als aber auch ein Hauptwindbeutel wie Benjamin Constant sich erdreistete, in Deutschland und in deutscher Gesellschaft dagegen zu deklamiren, ließ ihn eine Deutsche, die Tochter Höpfners, hübsch ablaufen, indem sie auf des Phrasenmachers Phrasen bemerkte: „Napoleon hat früher zu seinen Leuten gesagt: Nehmt! und jetzt sagen die Verbündeten zu den ihrigen: Nehmt zurück!" — „Madame, Sie sind wohl die Tochter eines Generals?" — „Nein, mein Herr, ich bin die Tochter eines Rechtsgelehrten"[87]).

Im Uebrigen freilich fanden die gerechten Forderungen Deutschlands beim zweiten pariser Friedensschluß nicht mehr Beachtung und Erfüllung als sie beim ersten gefunden hatten. Alle die Führer der deutschpatriotischen Partei, Stein, Blücher, Gneisenau, Boyen und Humboldt, sogar Knesebeck und Hardenberg, sie verlangten einmüthig, daß, was vor einem Jahre so schmählich unterlassen worden, jetzt nachgeholt werde. Sie forderten, daß Frankreich auf seine Sprachgränzen beschränkt und genöthigt werde, die Provinzen, welche es durch infamste Mittel, durch Lug und Trug und Gewalt dem deutschen Reiche gestohlen hatte, also Lothringen und Elsaß, sowie Metz, Toul und Verdun, an Deutschland zurückzugeben. Auch der Kronprinz Wilhelm

von Würtemberg stellte sich wacker zu den deutschen Patrioten und entwickelte in einer gediegenen Denkschrift dem Czaren Alexander, daß namentlich das Elsaß aus Gründen der Gerechtigkeit, der Politik und der Strategie an Deutschland heimgegeben werden müßte [88]). Aber das erschöpfte Preußen, von Oestreich nur lau oder gar nicht unterstützt, hätte die deutschen Forderungen kaum durchzusetzen vermocht, auch wenn das ernstliche Wollen seiner Staats- und Kriegsmänner nicht sofort gelähmt worden wäre durch ihren Infinitivus Rex, welcher in dem Czaren sein Orakel, so zu sagen seinen Unterherrgott verehrte. Alexander aber verband sich gegen die deutschen Interessen mit England, welches der Größe und Machtentwicklung Deutschlands allzeit todfeindlich sein wird, und mit Frankreich. Denn, obzwar jetzt den Bourbons weit mehr abgünstig als zugeneigt, wollte der Czar Frankreich geschont wissen, weil er sich dasselbe bei seinen auf das türkische Reich abzielenden Raubplänen zu seinem künftigen Bundesgenossen ausersehen hatte, falls England und Oestreich gegen diese seiner christlich-frommen Begeisterung entsprungenen Pläne Einspruch thun sollten. So wurde dann auch beim zweiten pariser Friedensschluß, dessen Unterzeichnung am 20. November von 1815 stattfand, das siegreiche Deutschland machtlos und das besiegte Frankreich mächtig gelassen. Alles, was man diesem zumuthete, war, daß es eine Kriegskostenentschädigung im Betrage von 700 Millionen Francs an die Verbündeten bezahlen, eine alliirte „Okkupationsarmee“, welche 5, beziehungsweise 3 Jahre in Frankreich stehen bleiben würde, erhalten und etliche unbedeutende Gebietsabtretungen, mit etwa 557,000 Bewohnern im Ganzen, machen sollte [89]). Den Widernapoleonismus, wie ihn der Czar allmälig zu fassen und zu führen gelernt hatte, zu fröhnen, d. h. zur Inthronisirung der absolutistisch-legitimistischen Schafschurpolitik unter russischer Oberherrlichkeit, war noch während der Dauer der Friedensverhandlungen zwischen Kaiser Alexander, Kaiser Franz und

König Friedrich Wilhelm am 26. September unter verschwenderischem Aufwand von liebsüßfrommen Phrasen, welche die arme Religion immer und überall hergeben muß, wann und wo Despoten gegen die Völker sich verschwören, die sogenannte „Heilige Allianz“ geschlossen worden. Juliane von Krüdener, jetzo nach vollständig vollbrachtem Uebergang von der Buhl- zur Betschwester im Hotel Montchenu vor dem Czaren mystisch gaukelnd, hatte die Idee zu dieser Heiligen-Allianz-Gaukelei ausgeboren und die Tochter ist dann ein der Mutter würdiges Ding geworden. Auch auf den pariser Friedensschluß hat sich die Einwirkung der „Gebetkraft“ Juliane's erstreckt, indem Ludwig der Achtzehnte pfiffig genug gewesen war, die heilige Egeria des Czaren in's französische Interesse ziehen zu lassen[90]). Ein zum zweiten Mal restaurirter Bourbonismus war überhaupt in der Wahl seiner Werkzeuge nicht sehr spröde. Neben der Krüdener war eine seiner Hauptagentinnen die Actrice Bourgoin, eine emsigste Baaltis-Priesterin in dem nach dem Waterlootag wieder so lustig-lüderlich wie jemals lebenden Babel, welche Actrice gewonnen war, auf dem Theater „ihren Royalismus herauszuhängen“, und später darüber zum Béranger sagte: „Was soll man von diesen Bourbons denken, welche Gewicht auf die politische Meinung eines so ganz aus den Nähten gegangenen Mädchens legten, wie ich war“ (d'une fille aussi décousue que moi[91])...

Blücher hat in einem aus dem Spätherbst von 1815 stammenden Schreiben an Friedrich Wilhelm den Dritten die Zeit, welche er nach der zweiten Einnahme von Paris daselbst verbrachte, als „die vielleicht unangenehmste seines Lebens“ bezeichnet. In Wahrheit, für einen deutschen Patrioten — und das war der Alte — mußte der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt unerquicklich genug sein. Er, wie Gneisenau und ihre übrigen Gesinnungsgenossen, merkten gar wohl, wohin die czarischen Machenschaften mit den englischen Tories und den

französischen Royalisten zielten, dahin nämlich, daß Preußen und Deutschland „durch russische Ränke planmäßig von dem gebührenden Siegespreise verdrängt werde." Hardenberg sagte: „Die russische Politik schmeichelt Frankreich, um Deutschland in fortwährender Schwäche zu erhalten." Stein, der nach Paris gekommen, um für das Vaterland zu sprechen, aber bald erkennen mußte, wie die Sachen lagen, nämlich so, daß Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm die Sache Deutschlands mit gleichgültigen, Rußland, Frankreich und England aber dieselbe mit feindseligen Augen ansahen, — Stein sagte: „Es ist klar, die russische Politik will, daß wir verwundbar bleiben"[92]. Aber hatte nicht gerade der Stein ein sehr Bedeutendes dazu beigetragen, das Ansehen und den Einfluß des fanariotisch schlauen und falschen Czaren so übermäßig zu erhöhen? Die russische Politik triumphirte in Paris vollständig und zwar mit Hülfe der Wellington, Castlereagh und Mitoligarchen. Die Preußen waren deßhalb über die Engländer höchlich erbittert und es ist begreiflich, daß in Paris das abenteuerliche Gerücht entstehen konnte, Blücher, Gneisenau und Bülow hätten französischen Generalen den Vorschlag gemacht, ihnen die Bourbons wegjagen zu helfen und dann gemeinsam über die Engländer herzufallen[93].

Ohne Zweifel hat der alte Recke sowohl die Schranken seiner Stellung als auch die seines eigenen Wesens, welche ihn gleichermaßen verhinderten, in den unseligen Gang der politischen Verhandlungen einzugreifen, in jenen Tagen oft bitterlich empfunden. So aber, wie er nun einmal war und stand, konnte er nur eine Art von Blücher-Protest gegen das „Ludermachwerk der Diplomatiker" abgeben, in Form des bekannten Toasts, den er bei einem von Wellington veranstalteten Bankett ausbrachte: — „Mögen die Federn der Diplomaten nicht verderben, was die Schwerter der Soldaten so mühsam erworben haben!" Dann stürzte er sich in das Pandämonium des Palais

Royal, wo dem Gott Jeu zahllose Opfer fielen und Göttin Volupté ihren orgiastischen Kult hatte. Ein englischer Gentleman hat den Alten, welchen er „einen ungeschliffenen Diamant“ nennt, dort spielen gesehen, in dem vom Marquis de Livry gehaltenen „Salon des Etrangers,“ wo reichlich mit Geld versehene Gäste die feinste Auswahl von Leckerbissen und superlativische Babylonierinnen vorfanden. Da spielte Blücher die Nächte durch, in der Regel Alles verspielend, was er bei sich hatte — („er steckte seine rechte Hand in die Hose, holte verschiedene Rollen mit Napoleons heraus und warf sie auf Roth oder Schwarz,“ sagt unser beobachtender Gentleman) — ja, und auch noch das, was „sein Diener im Vorzimmer in Reserve hielt.“ Wenn er aber zwischenhinein einen oder mehrere Sätze gewann, so ließ er dieselben so lange stehen, bis der Croupier ihm erklärte, daß ein über den Betrag von 10,000 Francs hinausgehender Satz nicht statthaft sei. Dann fing der Feldmarschall an „zu brüllen wie ein Löwe und erschöpfte das ganze Flüchewörterbuch seiner Muttersprache[94]).“ Es geht eine historisch freilich ungreifbare Sage von 3 Millionen Francs, welche der alte Recke im besagten Pandämonium sitzen gelassen habe. Woher ihm diese Summe zugeflossen sein soll, ist nebelhaft.

In viel erfreulicherem Licht erscheint der heldische Greis uns wieder, nachdem er den heimischen Boden betreten hatte. Am 31. Oktober sagte er von seinem damaligen Hauptquartier Compiegne aus seinem Heere Lebewohl und reis'te dann über Belgien heimwärts. In Aachen angekommen, lag er eine Woche lang krank, wie sich denn jetzt die Beschwerden und Schwächen des Alters immer unabweislicher bei ihm geltend machten. Von Aachen aus sandte er am 20. November an Friedrich Wilhelm den Dritten einen Brief, worin er seinem Mißmuth über die Vorgänge in Paris und den Friedensschluß unverhohlen Luft machte und den letzteren kennzeichnete als „ein

elendes Machwerk," in Folge dessen „Preußen und Deutschland trotz seiner Anstrengungen immer wieder als das von der ganzen Welt betrogene dasteht [95]." Am 4. Dezember ging er über Köln nach Frankfurt und unterwegs sagte er dem Rheinischen-Merkur-Görres, der bekanntlich von dem Athanasius-Görres wohl zu unterscheiden ist, ein Wort, welches bewies, daß der Alte noch immer geistig-jung war: — „Schreiben Sie man immer zu, gegen wen es auch sei, ich nehme Alles uff mir. Wenn's man wahr ist, so mögen Sie Alles drucken; aber das sag' ich Sie, wahr muß es sein!" In Frankfurt, wo ihm, wie in allen Städten, durch die er kam, die Bürgerschaft einen herzlichen Triumphalempfang bereitete, beschloß er seine weltgeschichtliche Laufbahn mit einem menschlich-schönen Zug, welcher den Napoleonhasser und Franzosenfeind doppelt ehrt. Als die Zeitungen die Nachricht brachten, daß der zu einem Hauptopfer bourbonischer Rache ausersehene Napoleonist Lavallette durch seine Gattin ebenso kühn als klug aus dem Kerker, d. h. vom Schaffot befreit worden, setzte sich der alte Recke, lebhaft angeregt, hin und richtete an die treffliche Frau eine „Dankadresse." Im Uebrigen hatte er, so empfänglich er auch für die Ereignisse der Zeit blieb und so freimüthig und frischweg und durchaus in deutschnationalem Sinn er darüber sich ausließ, dennoch ein deutliches Gefühl, daß seine Mission erfüllt sei, und so sagte er: „Ich bin am Abend meines Lebens und fürchte die Nacht nicht [96]."

Fünftes Kapitel.

Krieblowitz und St. Helena.

Was vom Leben unseres Nationalhelden noch übrig, ist nur ein herbstlich Stoppelfeld, welches Aehrenleserin Anekdote nicht ohne Nutzen absuchen mag, wo aber für Schnitterin Geschichte keine Arbeit mehr. In dem dicken Bündel, welches Jene zusammengerafft hat, steckt viel leeres Stroh, da und dort jedoch auch eine volle und gesunde Aehre.

Mögen zwei hervorgezogen werden: die eine von sehr ernstem, die andere von spaßhaftem Gehalt — Blücher in Karlsbad und Blücher in Teterow ... Nachdem der Alte den Winter kränkelnd in Berlin verbracht hatte, ging er im Frühling nach Krieblowitz und dann im Sommer nach dem genannten böhmischen Badort. Die preußischen Badgäste veranstalteten ihm zu Ehren am 18. Juni eine Festfeier des Jahrestages von Belle Alliance; aber so sehr war in gewissen Kreisen schon im Jahre 1816 das Jahr 1813 vergessen und der Anno 1806 bei Jena ausgeklopfte Unrath von Neuem angesammelt, daß die Adeligen von den Bürgerlichen getrennt sein und ihre besondere Feier haben wollten. „Dummes Zeug, Gott straf' mir!“ sagte der Gebhart Lebrecht und ging zum Bankett der Bürgerlichen, obzwar die Einladung derselben später als die seiner

Standesgenossen an ihn ergangen war. Der Urania-Poet Tiedge brachte das Hoch auf den Festgast aus, welcher in seiner Danksagung äußerte: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art sind mir zu Theil geworden; meinen schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung meiner Zeitgenossen und in dem Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben." Dann erst ging er zu den Junkern hinüber und erklärte ihnen mit Schärfe, daß er den für den Abend veranstalteten Ball nur besuchen würde, so auf demselben ein armseliger Kastengeist keinen Zutritt fände. „Das ist man dummes Zeug! Die Söhne von Bürgern und von Edelleuten haben — Gott verdamm' mir! — den Krieg gleich wacker mitsammen ausgefochten und darum sollen sie jetzt auch mitsammen tanzen und sollen zusammenhalten und des Sieges brüderlich miteinander sich freuen" [97]). Von Karlsbad ging der Alte, der auch hier wieder bewiesen hatte, daß er den Geist der Befreiungskriegszeit nicht übel verstanden habe, über Berlin ins Seebad nach Dobberan, dessen Gebrauch ihm sehr wohlbekam. Auf einer sodann quer durch sein mecklenburger Heimatland unternommenen Fahrt, um einer Einladung des Grafen Plessen nach Ivenak zu entsprechen, begegnete ihm, „nachdem er an der dobberauer Bank viel Geld verspielt hatte", zu Teterow — „im Volksmunde das Abdera Mecklenburgs, übrigens sehr mit Unrecht" — ein absonderlich Abenteuer. Nämlich, alle Städte und Städtchen, durch welche sein Weg ihn führte, beeiferten sich, dem heldischen Landsmann einen feierlichen Empfang zu bereiten, und hatten demnach auch die guten Teterower ihre Stadt zu diesem Zwecke festlich geschmückt, item bei den Scheunen der Vorstadt gen Güstrow zu eine Wache postirt, welche die Ankunft Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls und Fürsten signalisiren sollte. Kam da nun eine ordinäre zweispännige Kalesche angefahren, worin zwei alte Herren in ordinärem Anzug, der Eine aus einer Meerschaumpfeife heftig rauchend. Bei und zwischen

den Scheunen zu rauchen ging aber schnurstracks gegen die teterower Moral und Kleiderordnung. Hielt also die besagte Wache die Kutsche an: „Herr Soundso, wer hier zwischen den teterower Scheunen raucht, dem kostet es die Pfeife." — „Wirklich? Na, da habt ihr sie. Eine merkwürdige Geschichte, Gott straf' mir!" sagt lachend der alte Herr und fährt mit seinem Begleiter weiter und ohne anderweitige Anfechtung durch das gute Teterow hindurch gen Ivenak. Nun kommt aber bald ein Packwagen mit Dienerschaft hintendrein. „Haben Se. Durchlaucht hierorts nicht angehalten?" — „Se. Durchlaucht? Keine Durchlaucht weit und breit gesehen." — „Ei, was? Ein alter Herr in einer zweispännigen Kalesche, seinen Meerschaum rauchend, so und so angethan." — „Wär' es die Möglichkeit? Das wäre de old Blüchert gewesen? Herrgott, die Blamage! Da möchte man nur gerade des Teufels werden!" . . . Das zweite Kapitel dieser Pfeifengeschichte ist etwas mythisch, wenigstens gibt es über den Ausgang derselben verschiedene Lesarten. Die glaubhafteste lautet, daß Senatus Populusque Teterowensis eine feierliche Gesandtschaft nach Ivenak abordneten, welche den Auftrag hatte, die konfiszirte Meerschaumpfeife — auf einem Sammetkissen, vermuthlich — ihrem Eigenthümer zurückzubringen, der aber die Zurücknahme verweigerte mit den Worten: „Wat mal futsch ist, det nehm' ich nich wieder"[98]).

Mecklenburg hat jedoch seinem größten Sohne nicht nur die Pfeife konfiszirt, sondern ihm auch, noch bei seinen Lebzeiten, in seiner Geburtsstadt Rostock ein Denkmal errichtet, in Form einer von Schadow geschaffenen — leider zu antikisirend gehaltenen — Statue des Helden. Als Fürst, Volk und Stände des Landes zu Ende des Jahres 1815 ihre Absicht, diese Blücherstatue aufzurichten, dem Gefeierten anzeigten, dankte er gerührt und beschloß sein vom 8. Februar 1816 datirtes Schreiben mit den schönen Worten: „Ich kann nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das Wenige, was ich zu leisten

im Stande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und so geehrt ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entscheidung über das Geschehene gebührt" [99]). Am 26. August — dem Katzbachtag — von 1819 wurde zu Rostock diese Blücher-Statue enthüllt, auf deren Piedestal die von Göthe verfaßte Inschrift eingegraben ist: „In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg bewußt und groß — so riß er uns vom Feinde los." Ein zweites Denkmal hat später dem Führer des „schlesischen" Heeres die Provinz Schlesien errichtet, das kolossale von Rauchs Meisterhand modellirte Erzbild des Marschalls Vorwärts, welches auf dem Salzring zu Breslau steht; ein drittes Friedrich Wilhelm der Dritte, das ebenfalls von Rauch geschaffene Koloßbild auf dem Opernplatze zu Berlin. Es ist fürwahr nicht zu fürchten, daß die Nachwelt diese Blüchersäulen umstürzen werde. Gehört doch der Gebhart Lebrecht zu den nicht eben sehr zahlreichen weltgeschichtlichen Gestalten, welche die Zeit eher vergrößert als verkleinert.

Die letzten Lebensjahre des heldischen Greises waren fortgesetzte Bad- und Festfahrten, von welchen letzteren eine, noch i. J. 1816 nach Hamburg unternommene besonders glänzend ausfiel. Hier wiederholten sich die londoner Szenen vom Jahre 1814. Statt jedoch die eintönige Litanei dieser Festberichte nachzubeten, wollen wir lieber auch noch einen Blick in des Alten gutsherrliches Walten thun, und zwar mittelst eines Briefes, welchen er am 13. Februar von 1818 aus Berlin an seinen Verwalter in Schlesien schrieb. Hier ist er, freilich ein wenig durch die orthographische Putzmühle des Abschreibers gegangen: — „Mein liber Schwenke. Heinen schreibt mich daß Werkmeister den Krug in Griblowitz gekauft hat, welches mich sehr lib ist, von Werkmeister selbst habe ich darüber noch nischt ich erwahrte nun von Werkmeister seine vorschläge wie wihr die Brau und Brennerei da anlegen wollen und ich begreiffe wohl wen es ordentlich werden soll daß ich da bauen muß, aber ich

mag mich nichts drauff denn ich werde selbigen bau durch ein Angestälten machen lassen soballd ich hin komme werde ich befehlen wie es seyn soll. Die Materialien zu dem hauß und stallbau sind zum Theill schon heran und werden fertig geschafft, sorgen Sie nur davor daß die Dihlen und Latten geschnitten werden damit selbige etwas auß trokuen können, ich werde durch den Stahtsraht hier auff gehallten und kann nuhr erst ende Aprill in Schlesien ankommen, wenn ich gesund bleibe, so will ich dises jahr nicht ins Bad reissen bis jezt bin ich recht wohl. Sorgen sie nur davor das die an planzung in Griblowitz zu rechter Zeit geschiht, wenn man nuhr Leutte krigen kann damit das rohden und graben auch gemacht werden könnte, Ich denke die beiden Schimmelstuhten werden nun wohl bald fohlen krigen, sie werden selbige zu rechter Zeit mit dem reitknecht nach Griblowitz schicken müssen damit sie den 9ten Tag nach der Niderkunfft wider beim hengste gelassen werden, scherffen sie nur dem Reitknecht ein daß wenn er mit die Stuhten in Griblowitz ist er selbige guht in acht nimmt denn der Kerl den der Werkmeister hat soll sie nicht unter Händen haben. Schreiben sie mich wie es mit ihrem holtz verkauff geht, wihr werden dises Jahr viehl Holtz zu alle die bauhten gebrauchen und die Allten Eichen werden dazu beytragen müssen. wie sieht es um meine jagdt und hunde aus von hier bringe ich einen wunderschönen windthund mit. wenn sie nach Griblowitz kommen so treiben sie Den hausbau an denn meine Frau wird diesen Sommer doch auf kurtze Zeit hin kommen. leben sie wohl und schreiben mich gleich"[100]).

Im Sommer von 1819 suchte der jetzt bald Siebenundsiebzigjährige noch einmal eine Auffrischung seiner zu Ende gehenden Lebenskräfte in Karlsbad, wo er diesmal mit dem Fürsten Schwarzenberg zusammentraf und seinen berühmten, echt waffenbrüderlich-neidlosen Trinkspruch auf denselben ausbrachte. Das war ein des Marschalls Vorwärts würdiges Ab-

treten von der Weltbühne. Denn noch in demselben Jahre erlosch zu Krieblowitz in der zehnten Abendstunde des 12. Septembers sanft und still des greisen Helden Lebenslicht. „Mein lieber Nostitz — hatte er etliche Tage vor seinem Hingang zu seinem treuen Adjutanten gesagt — nicht wahr, Sie haben Manches von mir gelernt? Jetzt sollen Sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt[101])." Er hinterließ aus seiner ersten Ehe — die zweite war kinderlos geblieben — zwei Söhne. und eine Tochter. Seine Ueberreste wurden zunächst in der Dorfkirche von Krieblowitz beigesetzt, dann im Oktober von 1820 in die inzwischen ausgebaute, am Wege nach Kanth im Schatten von drei alten Linden hergestellte Blüchergruft mit großem Pomp übergeführt. Den Ort seiner Ruhestätte hatte er selber ausgewählt. Eine abgestumpfte Pyramide mit einem schlummernden Löwen darauf erhebt sich über dem Heldengrab.

Und nun, große Todtenrichterin Historia, tritt her an diese Gruft unter den Linden von Krieblowitz und übe dein ernstes Amt!

Zu den vortretenden Merkmalen des 18. Jahrhunderts gehört auch dieses, daß im genauen Verhältniß zum Vorschritt der Epoche die Menschen sich vergrößerten und der so beispiellos über jene Zeit ausgegossene Reichthum von Ursprünglichkeit, Eigenwüchsigkeit, Genie und Thatkraft zunahm. Die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts haben in dieser Beziehung geradezu nicht ihres Gleichen und seine herrliche Triebkraft hat auch noch in die Anfänge des 19. hinübergewirkt. Unter den großen Gestalten aber, welche aus dem 18. in das 19. Säculum herübergeschritten sind und stralenden Glanzes in die Unsterblichkeit der kommenden Jahrhunderte hineinschreiten werden, ist gewiß eine der eigenartigsten der Gebhart Lebrecht Blücher. Nichts weniger als ein Idealmensch — derartige „fehlerlose Ungeheuer" gibt es überhaupt nur in der Zuckerwasserpoesie — aber eine fest, wuchtig, unauslöschlich und unverrückbar im Weltge-

schichtsdrama dastehende Figur, mit einem unverkennbar olympischen Abglanz auf der schöngebildeten Stirn, mit echtem Seelenfeuer in den dunkeln Augen und mit einem Zug um den festgeprägten Mund, welcher zu sagen scheint und sagen darf: Eine große Schuldigkeit war mir auferlegt und ich habe sie tüchtig gethan . . . Was denn Besseres, als Großes tüchtig gethan zu haben, könnte ein Mensch sich selbst und könnte die Nachwelt ihm nachsagen? Schon dadurch aber wird die Persönlichkeit Blücher's anziehend und bedeutend, daß er sicherlich der einzige Mann gewesen, welcher in der Epoche Friedrichs des Großen seine Laufbahn begonnen und in die Geschichte der Epoche Napoleon's mit vollster Thatkraft eingegriffen hat. Nur ein aus Kernholz geschnittener Mensch vermochte sich so lange in Trieb und Saft zu erhalten und Urtheilsfähige werden schon darum in dem heldischen Mann eine genialisch angelegte Natur erkennen.

Schade freilich, sehr schade, daß der junge Blücher inmitten so hinterwäldlerisch roher und geistig-dürftiger Verhältnisse aufwuchs, wie sie während seiner Knaben- und Jünglingsjahre in Mecklenburg und Pommern gewesen sind. Fürwahr, der leidige Umstand, daß seine Erziehung eine so überaus mangelhafte und daß er genöthigt war, Alles aus seiner allerdings stets frisch und reich quillenden Natur zu schöpfen, ist ein nationales Unglück für Deutschland gewesen. Denn hätte nicht der erste und mehr noch der zweite pariser Friedensschluß ein wesentlich anderes Gesicht bekommen müssen, falls gegenüber einem nach der Einnahme von Paris von talleyrand'schen Schlingen und krüdener'schen Gaukeleien umstrickten, eitelkeitstrunkenen Czaren Alexander, gegenüber einem unfähigen, infinitivisch-brummenden Friedrich Wilhelm, gegenüber einem durch und durch widerdeutschen Metternich, einem wohlmeinenden, aber kläglich-schwachen Hardenberg und einem in die Bornirtheit britisch-toryistischer Selbstsucht dick eingemauerten Castlereagh der

kerndeutsche Blücher nicht allein als der gefeierte Marschall Vorwärts, sondern auch als ein durchgebildeter Welt- und Staatsmann dagestanden wäre? Was ein siegreicher General, welcher zugleich ein feiner und fester Politiker, in damaligen Zeiten Alles vermochte, das haben Wellington's Erfolge sattsam erwiesen. Daß auch der Blücher, von den Umständen begünstigt, ein solcher Politiker hätte werden können, dafür zeugt sein scharfer und geschwinder Verstand und die außerordentlich große Dosis von Schlauheit, welche seinem Wesen beigemischt war. Aber während Wellington im Rathe der Monarchen und Minister seinen Stand nahm und höchst erfolgreich behauptete, saß Blücher, so, wie er nun einmal war, hemdärmelig im Palais Royal, pokulirend, hazardirend und auf das „infamigte Hundezeug von Federfuchsern und Diplomatikern" schimpfend und fluchend, mittelst welcher hinterpommer'schen, von gedankenlosen Romantikern an unserem Nationalhelden vor allem Andern gepriesenen „Naturwüchsigkeit" freilich nicht verhindert werden konnte, daß Deutschlands Interessen denen des Auslands, sowie einheimisch-dynastischen Egoismen gewissenlos geopfert wurden.

Mit dem Gesagten ist schon auf die Schlacken in dem guten Metall hingedeutet, aus welchem der Gebhart Lebrecht gemacht war. In Wahrheit, die ordinär-soldatische Dreifaltigkeit: Wein, Weiber und Würfel — ist allzu sehr sein Glaubensbekenntniß gewesen, obzwar betont werden muß, und zwar auf Grund unanfechtbarer Zeugnisse, daß er den Lockungen zu leichtfertigem Lebensgenuß niemals auf Kosten seiner Pflichterfüllung sich überließ. Die Wachtstubenatmosphäre seiner derben und lärmenden Vergnügungen hat die wahrhaft großen und edlen Züge in seinem Wesen nie zu ersticken vermocht und es ist bewunderswerth, daß dieser Mann, dessen beklagenswerth unzulängliche Bildung ihn sein Lebenlang zur Wissenschaft, Poesie und Kunst keine rechte oder gar keine Beziehung gewinnen ließ, bis in's höchste

Alter hinein dennoch eine überraschende Fülle, Frische und Empfänglichkeit des Gefühls, eine geradezu poetische Seelenstimmung sich zu bewahren gewußt hat. Das wird fürwahr bei einem bloßen Vergnügling oder gar Wüstling niemals vorkommen. Wie in jeder bedeutenden Persönlichkeit, lagen eben auch in der blücher'schen die Gegensätze hart neben einander und das Unausgeglichene, Unvermittelte hat Arndt treffend gekennzeichnet, wenn er von den „zwei verschiedenen Welten" in Blücher's Gesicht sprach.

Seiner unverwelkbar-jugendlichen Gemüthsfrische gesellte der Marschall Vorwärts eine von frühauf geübte und gehärtete Verstandesschärfe, eine schnelle und untrügliche Beobachtungsgabe, einen lebhaftesten Sinn für das Wirkliche und Thatsächliche, einen scharfen Einblick in das Spiel der menschlichen Interessen und Leidenschaften. Es ist mit Grund zu vermuthen, daß er in seinem ganzen Leben nie ein Buch ganz gelesen oder auch nur durchgeblättert habe; aber er verstand frühzeitig und übte fortwährend die schwierigere Kunst, das Buch des Lebens zu lesen, welches für so viele Bücherweise stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes bleibt. Daher wußte er die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und auch sie zu fassen und zu packen verstand er. Wer kennt nicht die ausschweifend-husarische Unorthographie des Alten? Aber seine in dieser absonderlichen Rechtschreibung verfaßten Briefe und Depeschen sind voll gesunden Gedankengehalts, bravster Gesinnung, mannhaft und kernig ganz und gar. Im mündlichen Verkehr vollends, auch mit dem „gemeinen Mann," hatte er nicht seines Gleichen. Seine natürliche Beredtsamkeit war ersten Ranges. Er hat auch keineswegs als Redner nur die grobianische Keule, sondern auch den ironischen Stoßdegen gut zu handhaben gewußt. Wie fein führte er noch in seiner letzten Lebenszeit den Bischof Eylert ab, welcher im Staatsrath gegenüber von Blücher, Gneisenau und Grolman die Nichtverpflichtung der Mennoniten zum Kriegsdienst mit

christlichen Gründen verfocht, bis dem Eifernden der greise Feldmarschall in die Flanke fiel mit dem evangelischen Spruch: „Niemand hat größere Liebe denn der, so sein Leben läßt für die Brüder[102]).“ Nein, Blücher's Humor und schlagfertiger Witz tummelte sich keineswegs ausschließlich in der wachtstüblichen Region, aus welcher bekanntlich auch Napoleon mit Vorliebe seine Bilder und Schlagworte geholt hat; aber dennoch gehört zur Charakteristik des Marschalls Vorwärts ein markirter Zug von Kynismus ebenso unumgänglich wie der Schnauzbart zur Zeichnung seines Antlitzes.

Wenn Blücher schon als Mensch, wie das jeder scharf ausgeprägten und eigenartig auf sich selbst gestellten Persönlichkeit widerfährt, den allerverschiedensten Urtheilen unterzogen wurde, so geschah ihm dies noch mehr in seiner Eigenschaft als Heerführer. Die lange vorwiegend gewesene, durch französische Geschichtemacherei und gedankenlose deutsche Anekdotenstoppelei weitverbreitete Meinung wähnte in der husarischen Haudegenschaft das hervorragendste Merkmal von Blücher's Feldherrnrolle sehen zu müssen. Wahr ist daran, daß ein klirrendes Reitertreffen ihm allzeit als die schönste und liebste Erscheinung im Kriegsleben galt und daß es dem Alten noch i. J. 1814 oft heftig in der Husarenfaust zuckte, mit seinem Säbel den „Kerls von Franzosen Eins abzugeben.“ Aber keineswegs ist Blücher ein bloßer Haudegen gewesen, und was ihm vollen Anspruch gibt, ein großer Heerführer zu heißen, ist namentlich sein ganzes Verhalten im Feldzug von 1813. Da war er es, welcher den Grundgedanken des trachenberger Kriegsplans mit schärfstem Verständniß, mit unbeirrbarer Besonnenheit und zugleich mit Ausschlag gebender Energie aus- und durchführte. Daß aber davon und nur davon das Gelingen des widernapoleonischen Unternehmens und folglich das Schicksal der Welt abhing, ist sonnenklar. Blücher war kein wissenschaftlich gebildeter Kriegstheoretiker und, wo möglich, noch weniger ein

tiftelnder Kriegswissenschaftsmystiker; aber er besaß dafür unendlich viel Werthvolleres: den wahren Feldherrninstinkt und jene Macht des Gemüths, jene Schnellkraft des Willens, womit das wahrhaft Große gethan wird. Er war nicht im Stande, eine weitausholende strategische Disposition im Detail zu entwerfen, und ein künstlich ausgetiftelter Schlachtplan vollends widerte ihn an. Aber er hatte ein Ohr für die entscheidenden Stunden, ein Auge für die entscheidenden Punkte und endlich das rechte Herz, jene zu nützen und diese zu gewinnen.

Niemand wird ungestraft sich einfallen lassen, aus den wohlerworbenen Ehrenkränzen eines Scharnhorst und Gneisenau, eines York und Grolman, eines Bülow und Kleist, eines Barklay, Toll und Radetzky auch nur ein Blättchen herauszubrechen. Kein gerechter Mann wird ferner, wenn von der Kriegsgeschichte jener Zeit die Rede geht, unterlassen, in der Reihe der tüchtigsten und bravsten Führer einen Prinzen Eugen von Würtemberg zu nennen, noch auch anzuerkennen, daß der Generalissimus Schwarzenberg unter unsäglich schwierigen und peinlichen Verhältnissen höchst ehrenhaft Alles gethan hat, was zu thun seine Gaben ihn befähigten. Aber fest steht: Keiner der Genannten hätte den Blücher zu ersetzen vermocht! Keiner außer ihm hatte das Zeug zu einem Marschall Vorwärts und gerade eines solchen bedurfte es, um den Napoleon und den Napoleonismus zu fällen. Ja, der rechte Kraftmann ist er gewesen, der greise Held mit der Jünglingsglut unter der zweiundsiebzigjährigen Schädeldecke, der adlernasige, dunkeläugige, dem jenes Dämonische innewohnte, welches alle wirklich großen Menschen kennzeichnet. Das war's! Blücher gehörte zu den bevorzugten Naturen, welche schon durch ihr bloßes S e i n gelten und wirken und das unerklärliche, aber unbestreitbare Vorrecht haben, das von vornherein zu besitzen, was Andere erst mühsam sich erwerben müssen: — Macht über Menschen.

Im ganzen Auftreten und Gebaren solcher Männer offen-

bart sich etwas Schicksalmächtiges. Der Instinkt ihrer Sendung verleiht ihnen eine so feste Zukunftsahnung, daß ihre Ueberzeugungen Menschen von gewöhnlichem Schlage nicht selten als Ausgeburten des Wahnsinns erscheinen. So ist uns ja wohlbezeugt, daß Blücher seinen Freunden mitunter geradezu für verrückt galt, wenn er während der Glückshöhezeit des Napoleonismus dort hinten im Pommerland unter berserkerischem Fluchen und Toben aufschrie: „Der Bonaparte muß herunter und i ch werd' ihn helfen herunterbringen!“ Dieses Ziel stand fest vor seinem vorschauenden Auge, dabei blieb er und daran hielt er. Lange bevor Gneisenau am 19. Oktober auf dem Marktplatze von Leipzig im Kreise der triumphirend einziehenden Fürsten und Heerführer zuerst es laut aussprach, daß der Krieg nur mit dem Sturze Napoleon's enden dürfe, lebte und webte der Gebhart Lebrecht in diesem Gedanken, welchen so entschieden und unerbittlich nicht einmal der Freiherr vom Stein erfaßt hatte.

Wie er sein Werk glorreich hinausführte, wie er in den Feldzügen von 1813 und 1814 das Schwierigste und Entscheidendste vollbrachte, wie er endlich zu einer Stunde, wo das Schicksal Europa's abermals an einem Haare hing, bei Belle Alliance dem Napoleonismus den Garaus machte, — das Alles beweis't herrlich, was auf ein großes Ziel unerschütterlich gerichtete Beharrlichkeit vermag. Aber noch muß ein Zug in Blücher's Wesen hervorgehoben werden, der als der eigenthümlichste und bedeutendste bezeichnet zu werden verdient: — seine Deutschheit, seine glühende, nicht kleinpreußische, sondern im höchsten und besten Sinne großdeutsche Vaterlandsliebe. Es ist geradezu wundersam, daß ein Soldat Friedrichs des Großen, welcher König doch alles Menschenmögliche gethan hat, um seine Soldaten und seine Preußen überhaupt vergessen zu machen, daß sie Deutsche — ja, es ist wundersam, daß dieser mecklenburgische Junker und friedrich'sche Soldat in seinen Greisenjahren ein deutsch-patriotisches Feuer in der Seele trug, wie ein

solches erst wieder aus Schillers Tell in die Herzen der deutschen Jugend hineingesprüht war, — eine vaterländische Stimmung und Gesinnung, welche sich die jüngere Generation auf dem Wege dichterischer Anregung und wissenschaftlicher Reflexion aneignen mußte, während sie in dem heldischen Greise mit der ganzen Ursprünglichkeit und Kraft der Inspiration waltete... Summa: — ein ganzer Mann, ein großer Feldherr, ein hellsichtiger und warmer Patriot, ein tapferer Vorwärtsgänger und energischer Vorwärtstreiber, ein echter und rechter Nationalheld!...

Neunzehn Monate, weniger vierzehn Tage, nach dem zu Krieblowitz in Schlesien erfolgten Tode des großen Napoleonfeindes umstanden am 5. Mai von 1821 die wenigen Getreuen, welche dem zwei Mal gestürzten Empereur in seinen Inselkerker gefolgt waren, zu Longwood auf St. Helena das Sterbebett des Mannes, welcher Fürstenstirnen zu seinem Fußschemel erniedrigt und noch als ein an einen Felsen mitten im Ozean Geschmiedeter die Wangen der Könige vor Furcht erbleichen gemacht hatte. Rächerin Nemesis hatte ihr Werk vollendet [103]). Um 5 Uhr 45 Minuten, gerade als die untergehende Sonne das Meer mit einer Flut von Licht übergoß, riefen die Unglücksgefährten des jetzo befreiten Gefangenen aus: „Napoleon ist todt!“ Ein Ruf, der mit einem Schall durch die Welt ging, als stürzte das Himmelsgewölbe ein. Von dem, der sich zum „Herrn der Welt“ geträumt hatte und es beziehungsweise auch ein Halbdutzend von Jahren wirklich gewesen, war nur noch ein Haufen Staub übrig und ein Name, — ein Name freilich, welcher noch nach dreißig Jahren mächtig genug sich erwies, wiederum die Geschicke Frankreichs und Europa's zu bestimmen. Ein trauervolles Zeugniß, wie tief der Koloß die Feuerspur seines Wandels dem Erdball eingedrückt hat.

Auch er gehörte zu den Erwählten. Ja, ein Erwähltester hätte er zu sein vermocht, falls er sich gehütet, dem Kaiserwahnsinn zu verfallen. Denn an Genialität, Ordnungssinn und

Arbeitskraft ist kaum je seines Gleichen dagewesen. Aber statt ein großer Mensch sein zu wollen, war er mit Bewußtsein nur ein großer Römer. Diesen Sinn kann es allenfalls haben, wenn man ihn einen antiken Charakter nennt. Ja, Napoleon war ein auf Korsika geborener Römer, ein Spätlingssohn, aber das kolossalste Kind jener Roma, welche in der alten Welt die Stelle inne hatte, die der Napoleonismus in der modernen mit zeitweiligem Erfolg angestrebt hat. Dieselbe Riesenhaftigkeit im Entwerfen und dieselbe Kühnheit und Rücksichtslosigkeit im Ausführen der Pläne, derselbe unersättliche Verschlingungshunger und derselbe unstillbare Welteroberungsdurst hüben wie drüben; aber auch dieselbe steinherzige Selbstsucht und unnahbare Verachtung von Menschenrechten und Menschenleben, und ebenso der gleiche bronzestirnige Machiavellismus, welcher ruchlosestes Wollen und Thun mit schönen Redensarten aufzuputzen liebte, — im Romanismus wie im Napoleonismus eine Politik voll wilden Hasses gegen Freiheit, menschliche Selbstbestimmung und alles idealische Streben, eine Politik, die nur eine rein mechanische Kultur wollte und anerkannte und als höchstes, als einziges Ziel der Kunst die Virtuosität im Niederträchtigthun statuirte. Und wie das römische Wesen zur Cäsarentollheit ausschlug, so das napoleonische zum Kaiserwahnsinn. Die englischen Oligarchen haben dann schließlich den tollgewordenen Imperator in die Zwangszelle von St. Helena gesteckt und es war eine Schickung von erschütternder Tragik, daß der Mann, welcher sein Genie mißbraucht hatte, dem Menschengeschlecht den „großen“ Krieg zu machen, zuletzt seinen Geist und Körper in dem „kleinen,“ mit einem Hudson Lowe geführten kläglich aufreiben mußte. Ein Werkzeug der Nemesis, die Maßlosigkeiten der Revolution zu ahnden, überlieferte ihn die eigene Maßlosigkeit der Vergeltung. Also ward das Wort erfüllt, welches zur Zeit, wo die Welt den neuen Cäsar mit Jubelschall begrüßte, unser theurer Seher prophetisch gesprochen hatte[104]).

Hier aber ist dieses Buches von der Zeit Blüchers und seinem Leben nicht weiter hinauszurückender Gränzstein. Denn mit dem Verschwinden Napoleon's und seines größten Widersachers von der Weltgeschichtsbühne geht auf derselben ein neuer Akt in Szene: die Tragikomödie der Restaurationsepoche, wo Zwergedespoten sich vermaßen, das, woran der Riesendespot zu Grunde gegangen, zu thun. Nämlich das Zeitrad nach Willkür zu lenken und noch dazu rückwärts, rückwärts ins „alte romantische Land" des beschränkten Unterthanenverstandes und der Pfaffenparadiese. Eine Weile schien das Rad wirklich rückwärts zu rollen. Es ward Abend in der Welt, es schien nachten zu wollen. In Frankreich blühte unter dem zum zweiten Mal dem Lande aufgedrungenen Bourbonismus der „weiße Schrecken," nur quantitativ, nicht qualitativ von dem rothen von 1793 verschieden. In Italien und Spanien rasete eine Reaktion, die grotesk-komisch erscheinen müßte, wenn sie nicht so entsetzlich blutdürstig gewesen wäre. In England hielt die toryistische Oligarchie, mit dem verworfenen vierten Georg Hand in Hand gehend, das eigene Volk brutal geknebelt und förderte nach Kräften auf dem Kontinent die Afterwerke der heiligen Allianz, d. h. die Verklärung der russischen Despotie, welche bei der Unfähigkeit und Schlechtigkeit der preußischen und östreichischen Politik am härtesten auf Deutschland lastete. In Wahrheit, den armen Deutschen blieb zur Vergütung ihrer napoleonischen Leiden und widernapoleonischen Thaten zunächst Nichts als das Hungerjahr von 1816, sodann die karlsbader Septemberverschwörung der deutschen Fürsten und ihrer Minister gegen die Volksrechte und nationalen Bedürfnisse, welche Verschwörung, in Wien am 14. Dezember desselben Jahres 1819 zum Abschlusse gekommen, dem Judas Gentz den Jubelschrei entlockte: „Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig"[105])! und endlich ihres Dichters armselig Trostwort: „Geduld, du seligste der Tugenden — Geduld!"

Quellen,

Zeugnisse und Erläuterungen.

Zum neunten Buch.

1) *Οἶδ' ἐγὼ φεύγοντας ἄνδρας ἐλπίδας σιτουμένους.* Aeschylos, Agam. 1668.

2) Den Wortlaut des Aktenstücks gibt Pertz, Leben Stein's, III, 270 fg.

3) Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, II, 378.

4) Quinet, Hist. d. l. campagne de 1815, liv. I, chap. 3.

5) Vgl. Bd. II, S. 489.

6) Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg, III, 3—8. Dieses Werk — ich habe schon im 2. Bande mehrfach darauf Bezug genommen — trägt gleich den übrigen, vom General Helldorf veröffentlichten Erinnerungen und Denkschriften des Prinzen überall den Stempel hoher Wahrhaftigkeit und edler Gesinnung. Was wir aus der citirten Stelle hinsichtlich des Wollens und Wünschens des Prinzen bei Eröffnung der Feldzüge von 1813 erfahren, ist ein neuer und [redacted] sehr bemerkenswerther Zug zum Bilde jener Zeit. [redacted] liefert auch einen weiteren Beweis, in welchem Mißverhältnisse das, was für Deutschland durch die Befreiungskriege erreicht wurde, zu dem stand, was die Vaterlandsfreunde von diesen Kriegen erwartet hatten.

7) Der Czeche Kollár hat das bekanntlich mit dürren Worten angekündigt. „Alle Nationen haben schon ihr Wort gesprochen; jetzt ist es an uns Slaven, zu reden." Gut, wir haben Nichts dagegen. Mag Sankta Slavia immerhin den Mund aufthun; nur soll sie ihn, bitten wir, nicht zu weit aufmachen, damit man ihr das Gras der Waldursprünglichkeit nicht zum Halse herauswachsen sehe.

8) Arndt, Meine Wanderungen mit dem Freih. v. Stein, 82.

9) Man sehe im Moniteur von 1805 das kaiserliche Dekret vom 5. Februar, wodurch Bücherdruck und Buchhandel und somit auch die Literatur unerbittlich und vollständig geknebelt wurden.

10) Tout passe, tout s'éteint, les conquérans périssent,
Sur le front des héros les lauriers se flétrissent.

. . . .

Le pouvoir absolu s'efforcerait en vain
D'anéantir l'esprit né d'un souffle divin.

. . . .

Tacite en traits de flamme accuse nos Séjans,
Et son nom prononcé fait pâlir les tyrans.

11) Béranger, Ma biographie (Paris 1857), 125, 128.

12) Lamothe-Langon, Les Après-Diners de Cambacérès (Paris, 1837), I, 289.

13) Buchez et Roux, Hist. parl. XXXIX, 395.

14) Las Cases, Mémorial de S. Hel. V, 262.

15) Thiers, Hist. du cons. et de l'emp., liv. XCVII („les cohortes").

16) Einen bezüglichen Auftritt schildert als Augenzeuge Oberst v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 160.

17) Jeder, welcher Gelegenheit hatte, mit alten Rheinbundssoldaten zu verkehren, wird das bestätigen. Ich habe Dutzende gekannt und bei allen die gleiche Stimmung gefunden. Zwei Vettern von mir, Brüder meiner Mutter, hatten den Feldzug nach Rußland mitgemacht und dort, mit Wunden bedeckt und der Eine zum Krüppel geschossen, in russischer Gefangenschaft Namenloses erduldet; aber gleichviel, Beide waren und blieben ihr Lebenlang fanatische Napoleonisten.

18) Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. A. 203. Luden, Rückblicke, 119.

19) „Des Epimenides Erwachen," zur Jahresfeier der Leipziger Schlacht geschrieben, wurde zuerst in Berlin am 30. März 1815 aufgeführt. Rückert (Ges. Gedichte, 3. A. II, 286) sagte über „Göthe im Epimenides" sehr treffend: —

Vornehm war ich schon längst und bequem; nun hab' ich bequemt mich,
Auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein.

20) Varnhagen, Denkwürdigkeiten und verm. Schr. VI, 126.

21) Tagebücher von Fr. v. Gentz (1861), S. 352: „La totalité de ma recette dans l'année 1814 s'est montée à 17,000 ducats au moins. J'ai eu dans les deux derniers mois des bénéfices extraordinaires de 48,000 florins."

22) Hormayr, Franz und Metternich, 90. Ich muß Bedenken tragen, die drastische Stelle abzuschreiben.

23) Sulpiz Boisserée (Briefwechsel, 1862), I, 184. Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten, II, 226.

24) General Graf Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen a. m. L. 97.

25) Norvins, Portefeuille de 1813, I, 161. Diese Sammlung enthält eine Fülle von historischen Aktenstücken aus dem genannten Jahr. Die wichtigsten Dokumente über die damaligen östreichisch-französischen Verhandlungen hat Hormayr (Lebensbilder, 2. A. I, 313 fg.) ebenfalls. Die Beigabe zahlreicher diplomatischer Urkunden ist auch das Beste oder einzige Gute an Fain's Manuscrit de 1813. (Ich bemerke, daß, wo ich dies Buch citire, es nach der Cotta'schen deutschen Ausgabe von 1824 geschieht.)

26) Fain a. a. O. I, 388, 395.

27) Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten a. d. Leben d. Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg, 2. A. 169.

28) Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., S. 64 fg., 115.

29) Wörtlich: „Truth's a dog that must to kennel; he must be whipp'd out, when Lady, the brach, may stand by the fire and stink." King Lear, Act I, Scene 4.

30) S. darüber Varnhagen, Leben des Generals Grafen Bülow v. Dennewitz, 112 fg.

31) Depesche Castlereagh's an Lord Cathcart vom 22. Januar 1813 bei Frankenberg, L. Castlereagh's Denkschriften, Depeschen u. s. w. III, 153.

32) Droysen, Leben York's, 2. A. II, 213, 238. Arndt (Meine Wanderungen, 129) zufolge hätte sich die Szene von Rogau später, i. J. 1814, noch einmal wiederholt. „Als in Frankreich York nach vielen Schlachten und Siegen vor Friedrich Wilhelm aufmarschirte und die Soldaten zum Theil mit beschmutzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln vor ihrem Herrn standen, sagte der König: „Schlecht geputzt und gekleidet!" und als York das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte, fiel ihm der König ein: „Nun, müssen's eben ertragen, ja selbst nicht anders gewollt haben."

33) Depesche St. Marsan's vom 12. Januar 1813 bei Fain a. a. O. I, 179 fg.

34) Mitthlg. d. Generals v. d. Knesebeck, Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1848, Juli und August, S. 101.

35) Band II, S. 489.

35[a]) Fr. Kölle, Erlebtes vom Jahr 1813, Deutsche Pandora, I, 232.

36) Wenigstens ist es sicher, daß er sich auf deutschem Boden früher urkundlich nicht nachweisen läßt.

37) Vgl. Band I, S. 27 fg.

38) Novalis' Ofterdingen, Arnim's Kronenwächter, Tieck's Cevennenkrieg, Brentano's Rosenkranz-Romanzero.

39) Immermann, Memorabilien, I, 271 fg.

40) Charlotte Schiller und ihre Freunde (1860), I, 63.

41) Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben (1863), S. 135.

42) Pertz, Leben Stein's, III, 226.

43) Blücher-Papiere.

44) Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813 von einem höheren Officier der preußischen Armee (General v. Prittwitz), I, 83.

45) Witt, der preußische Landtag im Februar 1813, in Raumer's histor. Taschenbuch f. 1857, S. 544. Witt gibt S. 536 fg. eine eingehende Darlegung der Opfer, welche von 1807—12 der Provinz zugemuthet wurden.

46) Bd. II, S. 511.

47) Bräuner, Geschichte der preußischen Landwehr (1863), 1. Halbband, S. 186.

48) Die Gräfin Charlotte Schimmelmann (Kopenhagen, 24. April 1814) an Lotte Schiller: „Ach, daß der edle deutsche Schiller nicht Dieses sah, nicht diese Befreiung der Welt mit uns theilte!" Charlotte Schiller und ihre Freunde, II, 442.

49) Witt a. a. O. 548 fg. Ich folge in Betreff der königsberger Vorgänge hauptsächlich dieser zuverlässigen Relation. Außerdem sind die Berichte von Droysen (Leben York's, 2. A. II, 28 fg.) und von Pertz (Leben Stein's, III, 273 fg.) zu Rathe gezogen.

50) Witt a. a. O. 567. Vgl. Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1846, Beihefte, Beil. 1.

51) Mad. de Staël, Dix années d'Exil, 345. Sir Robert Wilson, Geheime Geschichte des Feldzugs von 1812 in Rußland, 99.

52) Blücher-Papiere. — Der Brief ist vom 25. Januar datirt, aber ohne Adresse (wenigstens in der mir vorliegenden Abschrift). Ich vermuthe wohl richtig, wenn ich ihn an Stein gerichtet glaube, habe aber keinen bestimmten Beleg dafür auffinden können.

53) Bräuner a. a. O. 74 fg. Witt, 573 fg. Droysen, Leben York's, II, 80, 117. Arndt, Meine Wanderungen, 136, 144, 147, 150.

54) Ich habe, indem ich dieses schreibe, eine Sammlung von etlichen siebzig bezüglichen Flugschriften ernsthafter und scherzhafter Sorte in Versen und Prosa vor mir liegen. Die witzigseinwollenden sind noch armseliger als die leidenschaftlichen, wie denn überhaupt nur Rückert und auch dieser nur hin und wieder den Spottton gegen den Napoleonismus wirklich getroffen hat. Beim Durchblättern meiner Sammlung von widernapoleonischen Schmäh-, Schimpf- und Drohreden, Satiren, Komödien und Zerrbildern hat mich oft eine Empfindung angewandelt, als hört' ich einen Schwarm kaum der Fesseln entledigter Sklaven behaglich in einem Sumpf herumplatschen.

55) General v. Prittwitz a. a. O. I, 84.

56) Pertz (L. St. III, 298) stellt die Sache sehr positiv hin („Von der Absicht der Franzosen, ihn zu überfallen, insgeheim unterrichtet, verließ der König u. s. w."), bringt aber keinerlei Beweis bei.

57) Von der Marwitz, I, 335. General Graf Henckel v. Donnersmark, 176. Pröhle, Jahn's Leben, 40.

58) Pertz, III, 309.

59) Hippel, Beiträge u. s. w. 76.

60) Blücher-Papiere. Das Schreiben ist datirt vom 10. Februar. Da Tags zuvor die Sendung des Obersten von dem Knesebeck in's russische Hauptquartier geschehen war, so scheint Blüchers gänzliches Stillschweigen hierüber anzudeuten, daß man den Alten über den Stand der diplomatischen Verhandlungen überhaupt im Dunkeln gelassen habe.

61) Rahden, Wanderungen eines alten Soldaten, I, 55. Steffens, Was ich erlebte, VII, 76, 80.

62) Oberstlieutenant K. v. Plotho, der Krieg in Deutschland und Frankreich i. d. J. 1813—14 (1817), I, 34. General v. Prittwitz a. a. O. I, 96. Friccius, Geschichte des Kriegs i. d. J. 1813—14, I, 28. Pertz, St. L. III, 299.

63) Karl v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813—14, S. 3.

64) Arndt, Meine Wanderungen, 130. Droysen, Leben York's, II, 116.

65) Friccius a. a. O. I, 37.

66) Sir Robert Wilson, Tableau d. l. puissance d. l. Russie (1817), p. 33. General Wilson befand sich als englischer Kommissär im russischen Hauptquartier zu Kalisch.

67) Admiral Schischkow, Memoiren (aus dem Russischen übersetzt von Goldhammer), 65. Der Admiral war im Gefolge des Kaisers.

68) Pertz (III, 320 fg.) gibt den Text des unzählige Male gedruckten Manifestes nach dem von Kutusow eigenhändig unterzeichneten Original. Verfasser desselben war der preußische Publizist Karl Müller. Man hört die Begeisterungslaute des deutschpatriotischen Aufschwungs von damals deutlich aus dem Aktenstücke heraus; aber man merkt demselben auch an, daß eine russische Hand bei der endgültigen Redaktion sehr mitdabeiwar.

69) Lord Castlereagh's Depeschen u. s. w. bei Frankenberg, III, 221 Anm., 275.

70) Blücher-Papiere. Die im Text angeführten, einander diametral entgegenstehenden Urtheile über Blücher sind einem unterschriftslosen, vom 10. März datirten, nicht von Blücher selbst herrührenden, aber jedenfalls aus seiner Umgebung stammenden Brieffragment entnommen.

71) Varnhagen, Fürst Blücher, 151.

72) Beim Aufbruch aus Breslau hatte Blücher 26,000 Mann Preußen: 22 Bataillone, 43 Schwadronen, 11 Batterien, 2 Pionier-Kompagnien. Dazu kam dann das russische Korps Winzingerode's, 10,000 Mann. General Prittwitz a. a. O. I, 274.

73) Ueber die Lützower vgl. Geschichte des lützow'schen Freikorps von A. S. (Schlüsser); Geschichte des L. F. von Prof. Eiselen; Jahns Leben von Pröhle; das Grab bei Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower von Fr. Brasch; Körners Werke, herausgeg. v. A. Wolff, IV, 124 fg. Ein Streifzug der lützow'schen Reiterschar und der Ueberfall bei Kitzen, von einem alten Lützower (1863).

74) Gewinner, Arthur Schopenhauer, aus persönl. Umgange dargestellt, 112.

75) K. v. Raumer, Erinnerungen, 2.

76) Henckel v. Donnersmark, 185, wo es freilich statt Lüneburg heißt Lauenburg, einer der sinnlosen Druckfehler, von welchen dieses wichtige Memoirenbuch wimmelt.

77) Fr. Förster, Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, in Briefen gesammelt. Deutsche Pandora, I, 23.

78) Jacobs, Personalien, 2. A. 148.

79) Las Cases, Mémorial de St. H. VII, 12: — „et je ne fus plus que le destructeur des droits de peuples, moi qui avait tant fait, et qui allais tant entreprendre pour eux.“

80) Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1847, S. 245 fg. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege, I, 191, gibt etwas weniger an, nämlich 253,000 Mann, hat aber nichtsdestoweniger recht, wenn er hinzufügt: „Es ist dies eine Rüstung, deren Energie in der ganzen Geschichte ohne Beispiel ist.“ Vgl. auch die Beihefte zum Milit.-Wochenblatt f. 1845 (September und Oktober) und 1846 (Januar bis Oktober).

81) Förster, Geschichte der Befreiungskriege, 5. A. I, 10 fg. Beitzke a. a. O. I, 208. Freytag, Neue Bilder a. d. Leben d. deutschen Volkes, 515 Anm. Preuß. Militär-Wochenbl. f. 1845, Beiheft z. Sept. u. Okt. 478. (Ein patriotisch gesinnter Mann erkaufte das Haar Ferdinande's v. Schmettau und ließ daraus Ringe u. dgl. m. fertigen, wofür so viel Geld gelös't wurde, daß damit die Ausrüstung von vier freiwilligen Jägern bestritten werden konnte. Zeitungen v. März 1863.)

82) Niebuhr, Lebensnachrichten, I, 575. Beitzke, I, 197, Anm. Pröhle, Jahns Leben, 108. Brasch, Das Grab bei Wöbbelin, 160. General v. Reiche, Memoiren, II, 4. Von der Marwitz, Nachlaß, I, 353, Anm. Helmina v. Chezy, Unvergessenes, II, 153. Pertz, St. L. III, 326. General v. Löwenstern, Denkwürdigkeiten eines Livl. II, 4. C. v. Martens, Vor fünfzig Jahren, II (Tagebuch meines Feldzugs in Sachsen 1813), 46, 47, 48, 49.

83) Gen. v. Reiche, Memoiren, I, 245, 249. Droysen, Leben York's,

II, 138. Ueber den tettenborn'schen Zug nach Hamburg und über die Ereignisse daselbst gibt ausführlichen Bericht Varnhagen (Denkwürdigkeiten u. verm. Schriften, III u. IV), welcher theilweise als Augenzeuge und Mithandelnder redet. Was das Gebaren Bernadotte's während des Kriegs von 1813 angeht, so ist dasselbe mit Schärfe und Deutlichkeit dargelegt von Beitzke (II) und noch mehr von Bernhardi (Denkwürdigkeiten Toll's, III u. IV). Am kürzesten und derbsten hat der sonst doch so diplomatisch rücksichtsvolle Fürst Schwarzenberg Bernadotte's Thun und Lassen gezeichnet, indem er in einem vom 15. Januar 1814 aus Vesoul datirten und an seine Frau gerichteten Brief von dem „elenden Benehmen des schurkischen Bernadotte" sprach. Ritter v. Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen östreichischen Veteranen (1863), S. 181. Die zum Theil sehr inhaltsvollen, hier zum ersten Mal veröffentlichten vertraulichsten Briefe des Fürsten sind weitaus das Werthvollste in diesem Buch.

84) Die mitgetheilten Einzelnheiten über die aufopfernde That des Mädchens von Lüneburg entnahm ich Maßmann's Büchlein: „Der zweite April 1813 und Johanna Stegen" (1863). Johanna wurde später die Frau des Berliners Wilhelm Hindersin, welcher als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg mitgemacht hatte. Am 15. Januar 1842 schrieb Varnhagen in sein Tagebuch (II, 12): „Am 12. d. M. starb Johanna Stegen, verehlichte Hindersin, das Mädchen von Lüneburg. Das Gefecht vom 2. April 1813 wurde für ihr Leben entscheidend, aber erst als Tettenborn im September desselben Jahres nach Lüneburg kam, das Mädchen rufen ließ und ich sie besang — („Von wildem Feindestoben, von Glut erfüllt und Dampf" u. s. w. Auch Rückert hat sie besungen: — „In den Lüneburger Thoren ward ein seltner Kampf geseh'n; daß der Kampf nicht ging verloren, ist durch Mädchendienst gescheh'n" u. s. w.). — Sie war brav und schlicht und vor ihrem edlen Muth und reinen Sinn schwieg jede Unziemlichkeit. Als Frau zeigte sie große Sanftmuth, feine Sitte und thätige Liebe zu den Ihren."

85) General von Prittwitz a. a. O. I, 337 fg. schlägt auf Grund zuverlässigster Nachweise die Stärke des Vicekönigs bei Möckern auf 37,000 und die Stärke Wittgensteins auf 20,030 Mann an.

86) General v. Clausewitz, Hinterl. Werke, 2. A. VII, 231. General v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs v. 1813, S. 25.

87) Wer die Parteigängerkriegsführung in den Jahren 1813—14 in seinen Einzelheiten kennen lernen will, lese die Denkwürdigkeiten des Generals Löwenstern (Bd. II), die Erinnerungen des Obersts Grafen v. Keyserling („Aus der Kriegszeit") und das Tagebuch des Rittmeisters v. Colomb.

88) Hat doch Sachsen, und zwar, nachdem es im Jahre 1813 „zu einem weiten Leichenfelde geworden," in den ersten Monaten von 1814 nicht weniger als 44,000 Streiter gegen Frankreich aufgebracht. Vgl. Sporschil, die Freiheitskriege der Deutschen, 7. A. I, 93.

89) Darstellung der Ereignisse in Dresden im J. 1813 von einem Augenzeugen (1816), 9, 10, 18. Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden, 51 fg.

90) Ueber Thielmann und sein mißglücktes Unternehmen s. die ausführlichen und genauen Relationen von Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, X, 327 fg. und XII, 331 fg.

91) Förster, Erinnerungen a. d. Befreiungskriegen. Deutsche Pandora, I, 48.

92) Der Augenzeuge a. a. O. 46 fg.

93) Steffens, Was ich erlebte, VII, 131, 134.

94) Blücher-Papiere. Dieser Tagesbefehl findet sich übrigens auch schon gedruckt vor. Ich bemerke, daß ich es weiterhin als überflüssig unterlassen werde, von allgemein bekannten historischen Dokumenten, Manifesten u. s. w. die Quellen anzugeben.

95) Preuß. Militär-Wochenbl. f. 1847, S. 83.

96) Plotho, I, 110 fg. (Ganz lächerlich ist es, wenn Fain, I, 306 fg. herausrechnet, daß bei Lützen Napoleon bloß 85,000, die Verbündeten dagegen 105,000 Mann gehabt hätten.) Bernhardi, Denkw. Toll's, II, 448. Prinz Eugen v. Würtemberg, ein durch und durch wahrhafter Mann, gibt an (Memoiren, III, 27), daß bei Lützen Napoleon mit 90,000 Mann gegen 70,000 Alliirte gekämpft habe. Dagegen rechnet General Hofmann a. a. O. 44, die Alliirten hätten 54,000, Napoleon 68,000 Mann ins Treffen gebracht.

97) „Je ne suis qu'un atôme devant le grand homme; je suis un fusil chargé, l'empereur commande et le coup part." Kanzler v. Müller, Erinnerungen a. d. Kriegszeiten, 282.

98) Diese Schätzung hat Clausewitz, VII, 233.

99) General Hofmann a. a. O. 27.

100) Kanzler Müller, 288, 290, 291, 296, 297.

101) General v. Reiche, Mem. I, 269.

102) General v. Löwenstern, II, 17. Ich merke an, daß Varnhagen (Tagebücher, I, 301) im Mai 1841 von dem General v. Krauseneck erfahren haben will, es sei keineswegs die Absicht der Verbündeten gewesen, den Feind im Marsche zu überfallen, sondern man habe ihn von ungefähr getroffen.

103) General Hofmann, 37. Pr. E. v. Würtemberg, Mem. III, 19 fg. und 29, Anm. General Löwenstern, II, 19. Beitzke, I, 362 fg. General Clausewitz, VII, 237 fg. General Wolzogen, Mem. 170. Groß, Erinner. a. d. Kriegsjahren, 64. Freiherr Major v. Odeleben, Napoleon's Feldzug in Sachsen i. J. 1813, 2. A. (1816), 50 fg. Gneisenau (Puschkau, 29. Mai 1813) an Münster, bei Hormayr, Lebensbilder, 2. A. II, 321. Ich bin in der Beschreibung der Schlacht von Lützen etwas ausführlicher gewesen, als sich eigentlich mit dem Plan meines Buches verträgt, und ich war es deßhalb, weil in dieser ersten Schlacht die Mängel, woran die ganze Kriegsführung der Verbündeten krankte, sofort recht auffallend und charakteristisch hervorgetreten sind.

104) Wolzogen, 172.

105) Henckel v. Donnersmark, 184.

106) Odeleben a. a. O. 55.

107) Henckel v. Donnersmark, 186.

108) Blücher-Papiere.

109) Groß, Erinner. 69. Der Augenzeuge, 60, 74. Odeleben, 66. Fain, I, 312. Laun, Memoiren, II, 228.

110) Auf 120,000 Mann berechnet Clausewitz (VII, 246) die Stärke Napoleon's bei Bautzen. Ich finde aber nach sorgfältiger Vergleichung aller Schätzungen, daß die weiter oben im Text nach Bernhardi mitgetheilte Angabe von 170,000 Mann wohl die richtigere sein dürfte. Odeleben, welcher den

Feldzug in der nächsten Umgebung Napoleon's mitmachte, schätzt (a. a. O. 98) die Streitmacht desselben bei Bautzen auf „vielleicht 180,000 Mann". Von Bedeutung ist, daß selbst Franzosen die große Uebermacht Napoleon's zugestehen. Selbst Thiers (XV, 444) bekennt, daß jener bei Bautzen 160—170,000 Mann gegen 100,000 Verbündete gehabt; aber gewichtiger ist die Angabe des Marschalls Marmont (Mém. du Duc de Raguse, V, 108), die Alliirten hätten in dieser Schlacht mit weniger als 100,000 Mann gegen 150,000 gestritten.

111) S. d. Plan z. Schl. b. Bautzen in Wörl's Atlas der Schlachten und Manöver zu Kausler und Wörl, Gesch. d. Kriege v. 1792—1815.

112) Blücher-Papiere.

113) Wolzogen, 178 fg. Löwenstern, II, 37 fg. Henckel v. Donnersmark, 196. Odeleben, 96 fg. Clausewitz, VII, 255. General Reiche, Mem. I, 283.

114) Fain, I, 353 fg. Odeleben, 104 fg.

115) Clausewitz, VII, 260 fg. General Hofmann, 86 fg. Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1843, S. 230 fg.

116) General Müffling, Aus meinem Leben, 40, Anm.

116_a) Die betreffende Blut- und Raub-Ordre Napoleon's an Davout ist gedruckt im Preuß. Militär-Wochenbl. f. 1828, S. 3960.

117) Hormayr, Lebensbilder, II, 322 fg.

118) Blücher-Papiere.

119) Gen. Löwenstern, II, 70, 71. Odeleben, 33, 84.

120) Die vollständige Genesis des Waffenstillstands s. b. Norvins l. c. I, 442 seq. II, 7 seq. Plotho, I, Beilagen 146 fg. (Text des Waffenstillstandsvertrags). Fain, I, 377. O'Meara, Napoleon in exile, II, 172. Odeleben, 201. Franz v. Schwanenfeld, Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten, 17. Meneval, Napóléon et Marie-Louise, 2 ed. (Paris 1844), II, 3. Bausset, Mémoires, Souvenirs et Anecdotes, deutsch von Knapp, IV, 27.

121) Martens, Tagebuch m. Feldz. in Sachsen, 21 fg. Gartenlaube f. 1863, Nr. 8, S. 116 fg. und Nr. 19, S. 304. Brasch, das Grab bei Wöbbelin, 90. Bausset a. a. O. IV, 41 fg. Der alte Lützower, Ein Streifzug und der Ueberfall bei Kitzen, 28 fg.

122) Gagern, Mein Antheil an der Politik, I, 218. Pertz, L. St. III, 291. Bernhardi, Denkwürdigkeiten Toll's, III, 11. Springer, Geschichte Oestreichs seit dem wiener Frieden, I, 114.

123) Springer zieht a. a. O. I, 177 als Probe aus dieser Zeitschrift die nachstehende Strophe aus einem Huldigungskarmen an, welches Eipeldauer i. J. 1814 an den Kaiser richtete: —

Die Sünden von Europa abzubüeßen
Warst Du bestimmt durch zwanzig Jahr,
Du hast allan für Alle leiden müeßen
Weil Alles von Dir g'wichen war.
Hietzt bist Du aber glorreich auferstandten
Voll Glantz, wie Christus unser Herr;
Du hast die Welt erlöst aus Satans Banden
Und ziegst hietzt in Dein Reich wie er.

124) Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich, I, 117. Schmidt-Weißen-

fels, Friedr. Gentz, II, 51 fg. Lefebvre, Revue des deux mondes, 1857, I, 534.

125) Varnhagen, Galerie v. Bildern a. Rahels Umgang, II, 213. Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich, I, 124 fg. Bernhardi, III, 40 fg. Thiers, XVI, 48 seq.

126) Wie bekannt, ist die erste Relation über diese Audienz durch den Kabinettssekretär Napoleon's, Baron Fain (a. a. O. II, 30 fg.), in Umlauf gesetzt worden. Daß derselbe seiner Stellung zufolge Einiges, vielleicht sogar Vieles oder Alles von der berühmten Unterredung erschnappen, d. h. erhorchen konnte, ist möglich; daß er aber die ganze Wahrheit sagen wollte, sehr zweifelhaft. Hat er sich doch in seinem Bericht nicht einmal vor auffallenden Widersprüchen gehütet. Indessen darf doch nicht übersehen werden, daß Fain's Angaben im Wesentlichen bestätigt werden durch einen vom 5. Juli 1813 datirten Brief des Herrn Gentz an einen böhmischen Magnaten (gedr. bei Schmidt-Weißenfels, Fr. Gentz, II, 54 fg.), worin namentlich die Stelle von Bedeutung: „Nach Metternich's Aeußerungen zu schließen, hat sich der Kaiser bis zu persönlichen Insulten hinreißen lassen; der Löwe ist verwundet, und wer ihm naht, empfindet seine Wuth." Thiers gibt (XVI, 51 fg.) einen neun Seiten langen Bericht, welcher sich, behauptet er, durchweg auf eine Aufzeichnung stützt, die Metternich unmittelbar nach der Audienz gemacht und dann später ihm, Monsieur Thiers, auf Ersuchen mitgetheilt habe. Endlich behauptet auch der Ritter von Thielen (Erinnerungen eines 82jährigen Veteranen, 361 fg.), bei Gelegenheit einer vierstündigen Unterredung mit dem Fürsten im Februar 1857 von diesem, welcher ihm den Gang der östreichischen Politik von 1809 bis 1814 entwickelte, die Umstände der dresdener Audienz so erzählen gehört zu haben, wie Fain und Thiers sie berichten. Eine sichere historische Kritik ermöglichen die bis jetzt vorliegenden Akten nicht. Ich habe daher im Text das über den Vorgang Mitgetheilte mehr als legendarisch denn als historisch ausdrücklich bezeichnet, zumal ich den Verdacht nicht unterdrücken kann, der alte Metternich habe eine einmal gäng und gäbe gewordene Legende um so lieber für Geschichte angesehen, als ihn diese Legende eine keineswegs schlechte Figur machen ließ.

127) Fain, II, 58.

128) „Heute ist Metternich zurückgekommen — schrieb Graf Nugent am 6. Juli aus Gitschin an Münster — und nachdem er den Kaiser Franz gesehen, hatte ich mit ihm eine lange Konversation. Gottlob, Bonaparte weiß Alles, dürstet Rache und äußert sich sehr unbesonnen. Der Rückweg ist (Oestreich) abgeschnitten." Am Tage zuvor hatte Nugent geschrieben: „Ich glaube sagen zu dürfen, der Kaiser Franz sei nach und nach aus innerem Antrieb für den Krieg." Hormayr, Lebensbilder, II, 162.

129) Lefebvre, Rev. des deux mondes, 1857, I, 554. Gentz, Schriften (herausgegeben v. Schlesier), I, 129 fg. Martens, Denkwürdigkeiten a. d. Leben eines alten Offiziers, 185 fg.

130) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution, II, 328 fg. Gentz, Schriften, I, 135. (Daselbst, II, 369 ist das von Gentz verfaßte östreichische Kriegsmanifest gedruckt, ein Meisterstück diplomatischen Glanzhandschuhstyls.) Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich, I, 139. Pertz, L. St. III, 400. Odeleben, 250. Martens a. a. O. 187. Der Augen-

zeuge, 100 fg. Heinf, Denkw. Momente aus Napoleon's Aufenthalt in Sachsen, 30 fg. Genau genommen, muß die Unterredung mit Bubna schon am 14. August stattgefunden haben; denn der sehr verläßliche „Augenzeuge" läßt den östreichischen General an diesem Tage Dresden verlassen. Der zweiundachtzigjährige Heinf hat ohnehin einen Gedächtnißfehler begangen, wenn er berichtet, Napoleon sei damals, „zwei Monate vor der Schlacht bei Leipzig," von Dresden nach Leipzig abgereis't.

Zum zehnten Buch.

1) Merchant of Venice, V, 1: —

Sit, Jessica! Look how the floor of heaven
Is thick inlaid with patines of bright gold;
There's not the smallest orb, which thou behold'st,
But in his motion like an angel sings,
Still quiring to the young-ey'd cherubins:
Such harmony is in immortal souls;
But, whilst this muddy vesture of decay
Doth grossly close it in, we cannot hear it.

2) „Tout est bien, sortant des mains de l'auteur des choses; tout dégenère entre les mains de l'homme." Bekanntlich die Anfangsworte von Rousseau's „Emile."

3) Schenkendorf, Gedichte (Erste vollst. Ausg. 1837), 137.

4) Pertz, L. St. III, 415 fg.

5) Martens, Nouv. Recueil des traités etc. V, 596 seq.

6) Hormayr, Lebensbilder, 2. Ausg. II, 289. (Eine Blumenlese aus gentzischen Schamlosigkeiten im „Oestreichischen Beobachter.")

7) Das Verdienst, mit vollster Klarheit die beiderseitigen Streitmachtsverhältnisse im Herbstfeldzuge von 1813 festgestellt zu haben, gebührt Bernhardi, der im 2. Kapitel des 3. Bandes (sammt den Beilagen) seiner Denkwürdigkeiten Toll's allen Nebel, welcher noch über dem in Rede stehenden Gegenstande schwebte, vollkommen zertheilte. Plotho und die ihm folgten, sind in vielfache, freilich unfreiwillige Irrthümer verfallen. Mit Bernhardi sind zusammenzuhalten: General Hofmann, 101—117. Spectateur militaire, I, 165 seq. Le Maréchal Gouvion Saint-Cyr, Mémoires, IV, 367. (An dieser Stelle schreibt Napoleon unterm 17. August dem Marschall, die gesammte zwischen Magdeburg und Böhmen gesammelte französische Macht, also mit Ausschluß der von Davout befehligten Armee an der Niederelbe, betrage 400,000 Mann, und sie betrug in Wahrheit noch 2500 Mann mehr.) Marmont, Mém. V, 135. Eine möglichst gedrängte, aber im Einzelnen nicht unanfechtbare Uebersicht der verbündeten Streitkräfte gibt Bräuner, Gesch. d. preuß. Landwehr, 205 fg.

8) Lord Castlereagh's Denkschriften, Depeschen u. s. w. bei Frankenberg III, 179. General Hofmann, 100, Anm.

9) Hormayr, Lebensbilder, III, 497.

10) Blücher-Papiere. Diese Fassung des berühmt gewordenen Trinkspruchs ist die echte.

11) Was kann Genie? Das stirbt, eh' man's begriffen,
Verbannt, verhungert, wenn nicht ausgepfiffen;
Erst wenn zum Teufel ist sein Spiritus
Und sich verdampft gleich einer Wetterwolke,
Geht auf ein Licht dem süßen Pöbelvolke
Und hebt der Kultus an des Genius.

Orion (1863) III, 168.

12) Prokesch-Osten, Denkw. a. d. Leben des Feldm. F. K. zu Schwarzenberg, Neue Ausg. (1861), 328, 340, 344.

13) Bernhardi, III, 33 fg., 50 fg., IV, 853 fg. Pertz, III, 382. Henckel v. Donnersmark, 202. Beitzke, II, 273, 275. Plotho, II, Beil. 1 (Wortlaut des trachenberger Konferenzprotokolls). Heller von Hellwald, Radetzky. (Die betr. Denkschrift des Generals in den aktenm. Beilagen.)

14) General von Gersdorf (als sächsischer Kriegsminister im Gefolge Napoleon's), Tagebuch in den „Zeitgenossen" v. 1836, S. 44.

15) Varnhagen, Fürst Blücher, 195. Droysen, Leben York's, II, 224.

16) General von Müffling (C. v. W.), Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814, 2. Ausg. (1827), 2 fg. Dieses Buch ist eine anerkannt beste, eine klassische Quellenschrift, aus welcher ich von nun an häufig schöpfen werde. Der Verfasser, wie im Text bemerkt worden, Generalquartiermeister Blüchers, hat sein Werk noch ganz unter den frischen Eindrücken des Miterlebten und Mitgemachten niedergeschrieben. Dagegen ist das hinterlassene Memoirenbuch Müfflings („Aus meinem Leben") nur mit großer Vorsicht zu benutzen; denn es spricht aus demselben überall nicht nur eine bis zur offenkundigen, namentlich gegen Blücher gerichteten Ungerechtigkeit gesteigerte Krittelei, sondern auch eine überstiegene, aus Altersschwäche geflossene Eitelkeit. Wo Müfflings Zeugniß fortan von mir beigebracht wird, ist, falls ich nicht das Memoirenbuch ausdrücklich nenne, stets die erstgenannte Schrift gemeint.

17) Arndt, Erinnerungen a. d. ä. Leben, 3. A. 122. Bischof Eylert, III, 246. — Ich habe eine Sammlung von Portraits Blüchers vor mir liegen, unter welchen das zu London im Juni 1844 von dem berühmten Portraitmaler Lawrence nach dem Leben gemalte und von Fleischmann gestochene hinsichtlich der künstlerischen Ausführung den ersten Rang einnimmt. Es gibt den Blücher wirklich wieder, aber den Blücher in Gala, den Feldmarschall. Den Menschen Blücher charakterisiren viel besser verschiedene, ebenfalls während seines Aufenthalts in London von seinem Kopf und seiner Haltung entworfene Crayonskizzen, welche im Juli 1814 in England vervielfältigt worden sind. Aus Blüchers letzter Lebenszeit sodann existirt ein bei Schröder in Stettin erschienenes ganz vortreffliches Bild, welches den Alten in ganzer Figur, im Civilüberrock, einen runden breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, die brennende Meerschaumpfeife im Munde, darstellt, wie er vorgebeugt und nachdenklich in eine schlesische Hügelgegend hineinblickt.

18) Müffling, Vorwort, VI fg.

19) General Clausewitz, Hinterl. Werke, 2. A. VII, 276.

20) Müffling, 10: „Die Besetzung des neutralen Gebiets konnte 1) den Feind über unsere Stärke und den Operationsplan täuschen, da er glauben mußte, wir rückten in der Offensive ihm entgegen; 2) hatten wir zwei Märsche, die Breite des neutralen Gebiets, gewonnen, im Fall er abzog, um sich an der Elbe zu concentriren."

21) Steffens, Was ich erlebte, VII, 223. Dieses unanfechtbare Zeugniß wirft die französische Geschichtslüge, Blücher habe ohne alle Veranlassung den Waffenstillstand widerrechtlich gebrochen, zu Boden.

22) Blücher-Papiere. Vgl. Müffling, 11 fg.

23) Gouvion Saint-Cyr, Mém. IV, 69 seq. Preuß. Militär-Wochenblatt, 1844, Jan. u. Febr. Beiheft, 89. Blücher-Papiere. Müffling, 26. Odeleben, 266.

24) Bernhardi, III, 133.

24 a) Bräuner, Gesch. d. preuß. Landwehr, 226, gibt an, daß die Landwehr bei Großbeeren bereits „durchweg" mit Gewehren bewaffnet gewesen sei, aber allerdings mit sehr schlechten.

25) Spectateur militaire (1826), I, 169 seq. Marmont, Mém. V, 199. Löwenstern, II, 80 fg. Varnhagen, Leben Bülow's, 203 fg. 450. General Bülow v. Dennewitz in den Feldzügen v. 1813—14, v. einem preuß. Offizier, 115. Friccius, I, 273 fg. General Reiche, Mem. I, 304.

26) Varnhagen, Leben Bülow's, 219. Von der Marwitz, II, 97, 99.

27) Körner's Werke, Ausg. v. A. Wolff, IV, 35 fg. 136 fg. Brasch, Das Grab bei Wöbbelin oder Th. Körner und die Lützower, 107—141. Ein wahres Muster von monographischem Fleiß und historiographischer Gewissenhaftigkeit! Das Buch ist für die Geschichte der lützow'schen Freischar ein abschließendes. Was die Fabel angeht, Körner sei von der Kugel des „noch lebenden Musketiers Franz," also eines Deutschen, niedergestreckt worden, so entbehrt sie jeder Begründung. Diese Fabel wurde zuerst, natürlich ohne einen Schatten von Beleg, in der angeblichen deutschen Literaturgeschichte des Herrn A. F. C. Vilmar vorgebracht, wahrscheinlich um der Tragik des Dichtertodes einen falschen Effekt beizumischen. Man hätte diese Behauptung dem Farteatcher und Handlanger Hassenpflug's nicht so bereitwillig glauben sollen, wie geschehen ist. Aber freilich, Herr Vilmar ist ein „Frommer" *κατ᾽ ἐξοχὴν* und von solchen hat sich die betrogen sein wollende Welt von jeher doppelt gern betrügen lassen, auf daß immer und immer wieder erfüllt werde, was geschrieben steht beim Evangelisten vom Avon: —

Das ist die list'ge Ausstattung der Hölle,
Den frechsten Schalk verkleidend einzuhüllen
In fromme Tracht.

28) Eine ausführliche Schilderung der Schlachten von Dresden und Kulm liegt außerhalb des Bereichs meiner Aufgabe. Ich verweise auf Bernhardi, Beitzke, Aster, Odeleben, Wagner („die Tage von Dresden und Kulm"), sowie auf die Memoiren von Saint-Cyr, Marmont, Eugen von Würtemberg, Wolzogen, Gersdorf („Tagebuch") und Thielen, bemerke auch im Allgemeinen, daß meine Darstellung in ihrem weiteren Verlaufe die kriegerischen oder, genauer gesprochen, die strategischen Angelegenheiten nur da einläßlicher beleuchten wird, wo Blücher dabei im Spiele ist.

29) Thielen, Erinnerungen u. s. w. 114: — „Wie kommen Sie hieher,

Excellenz? Ist Ihnen nicht der Weg über Peterswalde und Nollendorf vorgeschrieben?" Barklay entschuldigte sich damit, daß Kaiser Alexander es seinem Ermessen überlassen habe, in gewissen Fällen seine Marschrichtung zu nehmen, und da der Weg über Dippoldiswalde der bessere, so habe er diesen gewählt. „Gut — sagte der Fürst — durch Ihren Marsch hieher steht dem Feinde die Straße über Peterswalde nach Böhmen völlig offen; geschieht ein Unglück, so werden Sie allein es verantworten." Thielen war Ohrenzeuge.

30) Bekanntlich hat Fain (II, 252) dieses Krankheitsmärchen zuerst in Umlauf gebracht. Thiers jedoch will (XVI, 263 seq.) nur von einem plötzlichen „Leibschneiden" wissen, welches den Kaiser keineswegs abgehalten habe, in gewohnter Weise seine Geschäfte zu verrichten.

31) Odeleben, 282, 284.

32) Ein Zweifel kann hierüber gar nicht mehr stattfinden, obgleich russischer Ränkegeist und deutsche Nachbeterei das ganze, das unberechenbar groß-Verdienst des Prinzen dem nominellen Oberbefehlshaber desselben, dem mindestens zur Hälfte oder zu zwei Dritteln verrückten General Ostermann zuschreiben wollten. S. die Schrift des Generals Helldorff (Adjutant des Prinzen): Zur Geschichte der Schlacht von Kulm — und des Prinzen schlicht thatsächlichen, wahrhaft klassisch einfachen Bericht über seine „Erfahrungen vom 25. bis 30. August 1813," Memoiren, III, 111—184.

33) Admiral Schischkow, Memoiren, 96 fg. Thielen, 125 fg. Wolzogen 198, 202, 204. Für die Angabe im Texte, daß Kleist bei Kulm die Entscheidung gebracht, finden sich bei Aster (179 fg.) die unbestreitbaren Belege.

34) A. A. L. Follen, Bildersaal deutscher Dichtung, II, 160.

35) Wörl, Atlas der Schlachten und dazu Kausler, die Kriege u. s. w. 642 fg. Müffling, 27—43, Pr. Militär-Wochenblatt, 1844, März und April, Beiheft, 126, 168, 172. Henckel v. Donnersmark, 633. Droysen, L. Y. II, 257, 262, 265. Varnhagen, Fürst Blücher, 212. Hormayr, Lebensbilder II, 324.

36) Spectateur milit. I, 268, 273. Odeleben, 285. Fain, II, 272 fg. Fain, dem es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht ankam, hat den Befehl Napoleon's an Vandamme, nach Böhmen vorzugehen, ohne Weiteres abgeleugnet. Thiers aber kann nicht umhin, diesen Befehl abdrucken zu lassen, welcher „Eine Lieue von Pirna, 28. August, 4 Uhr Nachmittags" datirt ist und in welchem es wörtlich heißt: „L'empereur désire que vous réunissiez toutes les forces qu'il met à votre disposition, et qu'avec elles vous pénétriez en Bohème." Noch mehr, Thiers zufolge (XVI, 325) ließ sich Napoleon der „Große" diese Ordre durch den Sekretär Vandamme's ausliefern, um sie ableugnen zu können.

37) Blücher-Papiere. Randbemerkung des mir aus Schlesien zugekommenen Blattes: „Diese Worte hat mein seliger Vater am 30. August 1813 aus Blüchers Mund vernommen." (Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß mehrere der Herren und auch Damen, welche die Freundlichkeit hatten, mich mit Materialien zu unterstützen, aus naheliegenden Gründen die Nennung ihrer Namen ausdrücklich verbeten haben. Ist es doch zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, für mehr oder weniger getreue deutsche Unterthanen und Unterthaninnen nicht sehr räthlich, mit einem „notorischen" Republikaner in irgendwelcher Beziehung stehend zu erscheinen. Ich könnte davon Wunderliches erzählen, so die Dankbarkeit es mir nicht verböte.)

38) Preuß. Militär-Wochenbl. 1844, Beih. März u. April, 150, 156.

39) Der arme Thielen (a. a. O. 135) schimpft more consueto wie ein Rohrspatz über Beitzke und die andern „ausländischen" (d. h. deutschen) Kriegsschriftsteller, weil sie wahrheits- und pflichtgemäß dieses Begehrens Schwarzenbergs erwähnen. Wenn man aber über die kriegerischen Ereignisse von 1813 schreiben und sich nicht dabei auf die Erzählung von Selbsterlebtem beschränken will, so sollte man doch einigermaßen das urkundliche Material kennen. Die hier in Betracht kommende Urkunde aber, d. h. die „Instruktion," welche Schwarzenberg dem Fürsten Lichtenstein zu Handen Blüchers mitgab, hätte der Herr Ritter v. Thielen mit nicht allzu vieler Mühe in den Beiheften zum Pr. Milit.-Wochenblatt f. 1844, Juli und August, S. 205 fg. finden und einsehen können.

40) Müffling, 53 fg. Militär-Wochenblatt 1844, Beiheft Juli und August, 249.

41) „En un mot vous devez continuer comme vous l'avez si bien fait jusqu'à ce jour, et ne pas perdre de vue un instant le mouvement de Napoléon et à vous diriger de manière à opérer sans cesse de concert avec l'armée principale afin qu'il n'ait jamais le tems de jeter ses masses sur un point." Militär-Wochenblatt 1844, Beiheft, November und Dezember, 291.

42) Odeleben, 288 fg. Varnhagen, Fürst Blücher, 227 fg. Gouvion Saint-Cyr, Mém. IV, 136 seq.

43) Plotho, II. 164 fg. General Reiche, I, 310 fg. Martens, Tageb. m. Feldzugs in Sachsen, 78 fg. Varnhagen, Leben Bülow's, 226 fg.

44) Thornton an Castlereagh, aus Jüterbogk vom 8. Spt. 1813 und aus Zerbst vom 26. Sept. Castlereagh's Depeschen u. s. w. bei Frankenberg, IV, 13, 17, 19, 26.

45) Kohlrausch, Erinnerungen a. m. L. 132.

46) Niemeyer, Kassel'sche Chronik vom 28. September bis zum 21. Nov. 1813, S. 19.

47) „Des Ritters von der traurigen Gestalt thränenvoller Abschied aus Kassel" (Hormayr, Lebensbilder, II, 143 fg.). Das Machwerk ist eine nicht sehr geschmackvolle Probe von der Spottdichterei jener Tage. Es singen darin —

Les dames du palais.

Partons, partons en diligence,
Sauvons nos shwals, nos diamants!
Jérôme se retire en France.
Sauvons le reste, il en est temps,
Le voilà bien dans la misère
Le pauvre Sire! il y a long-temps,
Qu'il ne peut plus nous satisfaire.

Die deutschen Palastdamen.

Ach, was sollen wir beginnen?
Allem, was ein König will,
Halten wir so gerne still;
Doch hier ist Nichts zu gewinnen,

Denn Jérôme hört auf zu zahlen
Und das Königreich Westphalen
Holt der Teufel ganz und gar,
Jeder wird, was er einst war.
Mögen unsre Männer brummen,
Wir verdienten große Summen.
Unsre Männer sind nicht dumm,
Geld bringt alle doch herum.

Die Oberhofmeisterin Frau v. Bechholz.

Ueberall gibt's Grenadiere!
Diese trösten mich allein;
Der Tunguse, der Baschkire,
Alles hat doch Fleisch und Bein.

48) Odeleben, 302—314.

49) Müffling erwähnt dieses Umstands in seinem Buch „Zur Kriegsgeschichte" u. s. w. nicht, wohl aber in seinen Memoiren „Aus meinem Leben", S. 83.

50) General Löwenstern, II, 126.

51) Beiheft zum Militär-Wochenblatt, November und Dezember 1844, S. 285—316; (die Hauptquelle, welche sämmtliche Aktenstücke über den Elbübergang enthält). Müffling, 59 fg. Plotho, II, 279 fg. Droysen, II, 311 fg. K. v. Raumer, Erinnerungen a. d. J. 1813—14, S. 33. Steffens, Was ich erlebte, VII, 276.

52) Gentz, Tagebücher, 277.

53) Die beiden Kaiserbriefe sind gedruckt bei Hormayr, Lebensbilder II, 25 fg.

54) Niebuhr an die Prinzessin Luise von Preußen, gedruckt bei Pertz, L. St. III, 423.

55) In Betreff des Thatsächlichen bin ich, was den Abschluß des Vertrags von Ried und dessen nächste Folgen angeht, dem trefflichen Buch von J. Heilmann: „Der Feldzug von 1813; Antheil der Baiern seit dem rieder Vertrag", Abschnitt II, gefolgt, welches nicht wenige gäng und gäbe Irrthümer aus den Akten berichtigt hat.

56) Beide Schreiben sind gedr. bei Hormayr, Lebensbilder, II, 170 fg.

57) Bernhardi, III, 356.

58) Napoleon, Memoiren (deutsche Ausg. v. 1823), II, (vermischte Aufsätze), 88. Fain, II, 318 fg. Man muß Thiers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er (Liv. 50) bei dieser Gelegenheit die Lügen Fain's, Pelet's und der Diktate Napoleon's auf Sankt Helena nicht ohne Weiteres nachschreibt und auch soviel Schamgefühl besitzt, ausdrücklich zu erklären, auf die Pläne und Unternehmungen des Empereur, welche die Katastrophe bei Leipzig herbeiführten, habe der Abfall Baierns schon deßhalb keinen Einfluß üben können, weil Napoleon von diesem „Abfall" am 13. Oktober noch Nichts wußte, während seine Befehle zum Marsch auf Leipzig schon am 12. ertheilt wurden.

59) Odeleben, 319 fg. Daru bei Bignon, Histoire de France sous Napoléon, XII, 341: — „L'empereur va livrer bataille, etc. Mais

comme Sa Majesté gagnera la bataille, Dresde restera toujours son centre d'opérations."

60) Blücher-Papiere. Müffling, 63 fg. Bernhardi, III, 369 fg.

61) Müffling, 70 fg. Varnhagen, Fürst Blücher, 246 fg. Blücher-Papiere: — „Man hat unsern herrlichen Blücher — (sagt eine Aufzeichnung aus dem Hauptquartier vom 14. Oktober) — nie also wüthen gehört, als da gestern der Angst- und Nothruf des Kronprinzen eingelaufen. Ein wahrer Wolkenbruch von Zorn! Dem Bernadotte müssen die Ohren nicht schlecht geklungen haben."

62) Odeleben, 324 fg. Rogniat, Considérations sur l'art de la guerre (Paris, 1816), 391 seq. (Napoleon hat auf Sankt Helena eine ausführliche Kritik dieses Buches diktirt, in welcher er aber über seine im Feldzug von 1813 begangenen und von Rogniat sehr schonend gerügten Fehler leicht hinweggeht.) Marmont, Mém. V, 270 seq. Schütz und Schulz, Geschichte der Kriege, XI, 253 fg. Plotho, II, 369, setzt die Streitmacht Napoleon's bei Leipzig etwas zu niedrig an (171,000) und die der Verbündeten (am dritten Schlachttag) etwas zu hoch (300,500 M.).

63) Ich folgte und folge in Betreff der Leipziger Schlachten vornehmlich Aster („Gefechte und Schlachten bei Leipzig," 2 Bde.), Müffling, Odeleben, Hofmann, Bernhardi, Marmont und den Beiheften zum Militär-Wochenblatt. Die treffliche populäre Erzählung der „Völkerschlacht bei Leipzig" von H. Wuttke (1863) ist mir erst nach Abschluß meines Buches zu Handen gekommen.

64) General Helldorff (bei Leipzig ein Adjutant des Prinzen Eugen), Aus dem Leben d. Pr. E. v. W. II, 161 fg. Odeleben, 337 fg. Molostwow, Tagebuch, bei Aster, I, 377. Wolzogen, 211 fg.

65) Mündliche Mittheilung von Niemeyer beim Bischof Eylert, III, 231.

66) Droysen, L. Y. II, 348.

67) Hauptquelle das Beiheft zum M.-W., Juli und August 1847, S. 89 bis 111, sammt Schlachtplan. Marmont, V, 370 seq. Droysen, II, 354 fg.

68) Dies die historische Wahrheit über Merveldts Sendung, erhellend aus dem Originalbericht des Generals, zuerst gedruckt in den Memoiren des Lord Burgersh (200 fg.), dann in den Beilagen des 3. Bandes von Bernhardi, 521 fg. Alles hievon Abweichende, was die Schönfärber des Napoleonismus vorgebracht, ist unbewußte oder bewußte Lüge, welche glauben machen soll, das Unheil des 18. Oktobers sei für Napoleon daraus entsprungen, daß er den Rückzug, welchen er am 17. noch ungeschlagen habe bewerkstelligen können, unterlassen hätte, weil er auf seine friedlichen Vorschläge eine friedliche Antwort erwartete, auf welche man ihn wohl absichtlich vergeblich habe warten lassen. Das arme, getäuschte Friedenslamm! Bernhardi hat (III, 443) richtig nachgewiesen, daß in dem gedruckten Berichte Merveldts („l'empereur N. me fit appeler le 17. à 2 heures après midi") das Wort midi ein Druckfehler und in minuit zu verbessern sei. Da nun auch Odeleben (341) sagt: „Am Abend (des 16. Oktobers) ward Merveldt nochmals zu dem Kaiser gerufen und in das östreichische (soll heißen schwarzenbergische) Hauptquartier mit einem Auftrage gesendet", — so darf mit Bestimmtheit Zweierlei angenommen werden: 1) daß Merveldt im ersten Morgengrauen des 17. aus dem französischen in das verbündete Lager sich begab, und 2) daß

Napoleon, als weder der General wiederkehrte noch eine Botschaft von ihm einging, zeitig genug erkennen konnte, man lasse sich drüben Nichts vorschwindeln, sondern appellire an's Schwert.

68a) Aster, I, 479.

69) Odeleben, 344.

70) Ritter v. Thielen, Erinnerungen u. s. w. 74 fg.

71) Müffling, 90 fg.

72) Steffens, Was ich erlebte, VII, 281 fg.

73) Varnhagen, Leben Bülow's, 274. Müffling, 93 fg. General Reiche, I, 341.

74) So verhielten sich den Berechnungen des Generals Hofmann zufolge (a. a. O. 286) die beiderseitigen Streitkräfte am 18. Oktober. Es ist aber sicher, daß das Verhältniß sich für Napoleon noch ungünstiger gestellt haben würde, wenn Schwarzenberg alle Truppen, über die er verfügen konnte, ins Feuer gebracht hätte. Es sollen auf Seite der Verbündeten an 100,000 Mann oder noch mehr am 18. Oktober gar nicht ins Feuer gekommen sein.

75) Hofmann, 285 fg. Bernhardi, III, 449. Wolzogen, 225, 232.

76) Mosen, Ahasver, 1. A. 61.

77) Odeleben, 345 fg. 354. Steffens, VII, 295, 298. Martens, Tagebuch m. F. i. S. 148. Varnhagen, Leben Bülow's, 276. Kretzschmer (Augenzeuge und Mitstreiter), Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben (1838), I, 182. Müffling, 95 fg. Hofmann, 293 fg.

78) Bernhardi, III, 466 fg.

79) Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren, 114. Kölle, Erlebtes, Deutsche Pandora, I, 227.

80) Blücher-Papiere.

81) Thielen a. a. O. 153.

82) Pertz, L. St. III, 433, 435.

83) Die mitgetheilten Berechnungen sind die Plotho'schen (II, 422 fg.). General Hofmann (305) schätzt den Gesammtverlust auf Seiten der Verbündeten auf 1790 Offiziere und 40,850 Unteroffiziere und Gemeine, ohne Zweifel bedeutend zu niedrig, besonders was die Oestreicher betrifft, welche nicht bloß 8 oder gar nur 7000 Mann verloren haben können. Es ist kein ausreichender Grund vorhanden, die Angabe Aster's (II, 221), daß der östreichische Verlust 14,000 Mann betragen habe, zu bezweifeln.

84) Pertz, III, 437 fg.

85) Aster, II, 211.

86) Thielen, 148. Odeleben, 366 fg. Wallfahrt durch's Leben, VI, 148.

87) Müffling, 103. Varnhagen, Fürst Blücher, 286. (Das russische Wort paschól bedeutet: weg! fort! vorwärts!)

88) Odeleben, 379 fg.

89) Heilmann a. a. O. 200 fg. 212. Wolzogen, 238. Thiers, liv. LI, am Eingang, wo die Nachweise über den Bestand der einzelnen Armeekorps gegeben sind.

90) Castlereagh's Depeschen u. s. w. bei Frankenberg, IV, 90.

91) Ich kann mich mit dem Verlaufe der Kriegführung in Holland und Belgien weiter nicht befassen und verweise hierüber auf die Memoiren der Generale Reiche (Bd. II) und Wolzogen (241 fg.), auf Varnhagens Leben

Bülow's und Damitz's Geschichte des Feldzuges von 1814 (I, 90 fg. 343 fg. II, 194—218).

92) Müffling, 111.

93) Oberst v. Schack, Tagebuch des 1. preuß. Armeekorps unter den Befehlen des Generals v. York im Winterfeldzug in Frankreich 1813 — 14, Fol. 3—4. (Das Original dieses ungedruckten Tagebuchs befindet sich im Generalstabsarchiv zu Berlin. Es ist eine der wichtigsten Quellen für die Kriegsgeschichte von 1814. Die vollständige Abschrift, welche ich besitze und für deren Bewilligung ich dankbar bin, zählt 466 Folia.)

94) Dorow, Erlebtes a. d. J. 1813—20, I, 51 fg. 147 fg. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, I, 262 fg.

95) Wolzogen, 239, Anm.

96) Sulpize Boisserée, Briefwechsel, I, 190, 192.

97) Bernhardi, IV, 12 fg. Sugenheim, Rußlands Beziehungen zu Deutschland, II, 345 fg.

98) Hormayr, Lebensbilder, II, 168.

99) Bignon, XIII, 23—26. Schlosser, Geschichte d. 18. u. 19. Jahrhunderts, VII, Abthlg. II, 1053.

100) Koch, Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, I, 24 seq. 47 seq. Fain, Manuscrit de 1814, 16. Duc de Rovigo, Mém. VI, 229. Marmont, Mém. VI, 7 seq. 19 seq. Damitz a. a. O. I, 37 fg. 58 fg. Thielen, 165. Buchez et Roux, Hist. parl. XXXIX, 464.

101) Pertz, III, 479.

102) Prokesch-Osten a. a. O. 225. Varnhagen, Fürst Blücher, 299 fg. Droysen, L. Y. II, 390. Vgl. Arndt, Meine Wanderungen u. s. w. 134 und 210.

102[a]) Plotho, III, 4 fg. berechnet die Gesammtstärke der verbündeten Heere, die Reserven inbegriffen, auf 887,000 Mann.

103) S. hierüber das merkwürdige Schreiben von Lord Castlereagh vom 22. Januar 1814 aus Basel an Lord Liverpool in Castlereagh's Depeschen rc. IV, 162 fg.

104) Bernhardi, IV, 41, versichert, die Denkschrift Bernadotte's in Händen gehabt zu haben.

105) Schack, Tagebuch u. s. w. Fol. 12 und die Beilagen 5 und 6. Müffling (122) sagt zwar, Blücher habe zu Anfang des Jahres 1814 „mit 80 bis 85,000 Mann" operiren können, aber ich halte die Angabe Schacks für die genauere und richtigere, weil sie auf ganz bestimmten Zahlennachweisen beruht.

Zum elften Buch.

1) Schack, Tagebuch, Fol. 20 fg. Henckel v. Donnersmark, 243 fg. Röder, Der Rheinübergang des Feldmarschalls Blücher bei Kaub, 24 fg. (Der Verfasser, welcher, was er beschreibt, in seiner Jugend mitangesehen und so

zu sagen mitgemacht hat, bringt anziehende Einzelheiten bei. Von der Ansprache des Feldmarschalls an die Füsiliere meldet er Nichts, und da auch Schack und Henckel darüber schweigen, hab' ich diese Ueberlieferung als legendarisch bezeichnet.)

2) Müffling, 122. Schack, Fol. 77 fg. 91. Thielen, 177.

3) Angef. bei Häusser, 2. A. IV, 485 aus Bodelschwinghs Leben Vincke's, I, 532.

4) Blücher Papiere.

5) Thielen, 177, 178, 180, 184, 185, 186. Ich hielt es für Pflicht, die Stellung Schwarzenbergs überall vorurtheilsloser zu beleuchten als bislang geschehen ist, wenigstens von bornirt preußischer Seite. Die Briefe des Fürsten an seine Frau — (es ist unverantwortlich von der Familie Schwarzenberg, daß sie diese kostbaren Dokumente erst 1863 in Thielens Erinnerungen veröffentlichte) — werfen auf seine Handlungsweise ganz neue Lichter. Ich will zur Verbreitung derselben nach Kräften mitwirken, da mich, der ich das offizielle Preußen gerade so hochachte wie das offizielle Oestreich, hier, wie überall, nur der deutsche Gerechtigkeitssinn treibt und leitet. Für Geschichtemacherei im preußischen oder im östreichischen Sinne sorgten und sorgen ja wetteifernd Magister Simplicius Gothanus und Propst Pfaffnutius Ultramontanus.

6) Castlereagh's Depeschen, IV, 180—82, 211 fg. 287 fg.

7) Pertz, III, 515 fg. Wenn Vaulabelle (Historie des deux restaurations, I, chap. 4) den Kongreß zu Chatillon „un mensonge solennel" nennt, so hat er in gewissem Sinne recht. Aber wenn er sagt: „Man meinte es von keiner Seite ehrlich" — so ist er wenigstens hinsichtlich Oestreichs vollständig im Irrthum. Vaulabelle's Buch und ebenso die denselben Gegenstand behandelnde Histoire de la restauration von Louis de Viel-Castel beweisen übrigens, daß man so ernst und gewissenhaft gesinnt sein kann, wie Vaulabelle und mehr noch Viel-Castel im Gegensatze zur ordinären französischen Historik es wirklich sind, und dennoch in der Darstellung der napoleonischen Zeit Irrthümer und zwar grobe nicht zu vermeiden vermag, falls man ausschließlich oder doch ganz vorwiegend nur nach französischen Quellen arbeitet.

8) Müffling, 144. Derselbe, Aus meinem Leben, 99 fg.

9) Schack, Fol. 119.

10) Viel-Castel, Histoire de la restauration (Paris, 1860), I, 77, 83, 94 seq.

11) Die meisten deutschen Kriegshistoriker schlagen die Streitmacht Napoleon's, womit er im Feldzug von 1814 den ersten Stoß that, geringer an und auch ich glaube, daß von den 70,000 Mann, welche ihm der sonst zuverlässige General Koch (Mémoires pour servir à l'histoire de l. camp. de 1814, I, 150) bei dieser Gelegenheit zutheilt, manches Tausend abzuziehen sei. Indessen ist doch zu bemerken, daß selbst Thiers (Liv. LII, zu Anfang), welcher aus naheliegenden Gründen in seiner Darstellung der Ereignisse von 1814 die Zahlen der napoleonischen Streitkräfte verringert und die der Verbündeten erhöht, wo immer er kann, berichtet, Napoleon habe zwischen Arcis-sur-Aube, Troyes, Chalons und Saint-Dizier etliche 50,000 Mann gehabt.

12) Blücher-Papiere.

13) Steffens traf erst etliche Tage später wieder im blücher'schen Hauptquartiere ein. Er kann also der „Inkommodirte" nicht gewesen sein. Wahr-

scheinlich war es Karl von Raumer oder der Feldprediger Blank aus Halle. Vgl. Steffens, VIII, 11.

14) Oberst v. Keyserling, Erinnerungen aus der Kriegszeit, II, 138.

15) Müffling, 137 fg. Derselbe, Aus meinem Leben, 103 fg. Thielen im „Oestreich. Soldatenfreund" f. 1851, Nr. 73.

16) Blücher-Papiere.

17) Schack, Fol. 135 fg. Plotho, III, 110 fg. Damitz, I, 481 fg. Koch, I, 172. Geschichte der Kriege, XII, 67. Prokesch-Osten, 247 fg. Müffling, 146 fg. Derselbe, Aus meinem Leben, 108 fg. Bernhardi, IV, 271 fg. Varnhagen, Fürst Blücher, 341.

18) Sulpiz Boisserée, I, 203, 205. Mémoires du roi Joseph, X, 28 seq.

19) Dies ist auch die Meinung einer kriegswissenschaftlichen Autorität ersten Ranges, des Generals Clausewitz. Hinterl. Werke, 2. A. VII, 342 fg. Was Müffling (Aus m. Leben, 138 fg.) gegen die clausewitz'sche Kritik vorbringt, ist wenig stichhaltig. Im Uebrigen bemerke ich, daß meine Skizzirung der Ereignisse, wie das 2. Kapitel sie gibt, aus den in Note 17 angegebenen Quellen geschöpft ist.

20) Henckel v. Donnersmark, 277.

21) Steffens, VIII, 16 fg. Thibaudeau, IX, 582. Henckel v. Donnersmark, 285.

22) Michailowsky-Danilewsky, Der Feldzug von 1814, übers. v. Kotzebue (1837), I, 125.

23) Thielen, 218, 222, 246.

24) Koch, II, 341.

25) Damitz, II, 330.

26) Thielen, 225 fg.

27) Geschichte der Kriege, XII, 2. Abthlg. 170. Hormayr, Franz und Metternich, 55, Anm. Pertz, III, 538 fg. Michailowsky-Danilewsky, I, 160, 184. Castlereagh's Depeschen, IV, 330.

28) Schack, Fol. 223.

29) Damitz, II, Beilage 23. Schack, Fol. 225 fg.

30) „So erfolgte die in der Geschichte kaum jemals vorgekommene Erscheinung, daß in der größten europäischen Krisis der Oberfeldherr, welcher mit einer dreifachen (?) Ueberlegenheit seinen Gegner zermalmen kann, vor diesem flieht und dann, wenn es dieser Gegner erlaubt, mit 100,000 Mann stillstehen und abwarten will, was andere 100,000 (?) Mann unter einem entschlossenen Führer ausrichten können." Beitzke, III, 261. Die zweitmalige Sendung Grolmans bezeugt Schack (Fol. 226), während Müffling (186) das Schreiben Blüchers durch einen Kurier überbringen läßt.

31) Bernhardi, IV, 519 fg. Damitz, II, 584. Martens, Nouv. Recueil, V, 683. Castlereagh's Depeschen, V, 42.

32) Die Widerlegung dieses Märchens gibt schon Müffling, 201. Einläßlicher und unwidersprechlich aber Bernhardi, IV, 596 fg. Daß General Löwenstern (II, 192) der Kapitulation von Soissons eine übertriebene Wichtigkeit beilegt, ist natürlich und begreiflich, weil er auf diese von ihm mit Gewandtheit zuwegegebrachte Kapitulation sich wohl Etwas einbilden durfte.

33) Schack, Fol. 261 fg. Müffling, 204 fg. Derselbe, Aus meinem Leben, 150.

34) Buchez et Roux, XXXIX, 478.

35) Schack, Fol. 272 fg. Müffling, 210 fg.

36) Löwenstern als Augen- und Ohrenzeuge, II, 208, 211.

37) Müffling, Aus meinem Leben, 162. (Auch K. v. Raumer hat den Feldmarschall am ersten Schlachttage noch „einige Stunden zu Pferde" gesehen, Erinnerungen, 88. Er hielt aber nach Müfflings Zeugniß aus, bis „es dunkel zu werden anfing und alle Befehle für diesen Tag gegeben waren.") Droysen, L. Y. II, 532.

38) Steffens, VIII, 73.

39) Droysen, II, 536. Schack meldet von diesen Gerüchten Nichts, sondern sagt nur (Fol. 292), daß man beim york'schen Korps die Erkrankung des Feldmarschalls „mit allgemeinem und tiefem Bedauern" vernommen habe.

40) Damitz, III, 127, und hiezu die Berichtigung, welche der Adjutant Blüchers, Graf Nostitz, ins Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1844, Nr. 11 (16. März) einrücken ließ. Müffling, Aus m. Leben, 172. Blücher-Papiere.

41) Wie Thielen (Erinner. 262) der bestimmten Bezeugung Plotho's gegenüber (III, 309) das leugnen und behaupten konnte, Schwarzenberg habe die Kunde von Laon erst am Abend des 17. erhalten, wäre rein unbegreiflich, wenn es nicht Thatsache, daß der alte Heißsporn, der von parteiloser Geschichtschreibung gar keine Vorstellung hat, stets in einen an Unzurechnungsfähigkeit gränzenden Zustand geräth, wo sein österreichischer Fanatismus preußische Tendenzen wittert. Plotho sprach aus nächster Anschauung der Dinge (er war Adjutant Friedrich Wilhelms) nur historische Wahrheit, als er a. a. O. sagte: „Erst nach dem Eintreffen der Nachricht von Blüchers Sieg war es bei dem Hauptheere entschieden, daß es den Angriff der feindlichen Hauptmacht, dem man ungefähr am 16. März entgegen sehen durfte, erwarten wolle, und vom Rückzuge wurde ferner nicht gesprochen. Deßhalb ist die gewonnene Schlacht von Laon eine der wichtigsten und entscheidendsten Begebenheiten im ganzen Feldzuge, da sie als die Einleitung der späteren glücklichen Ereignisse angesehen werden kann."

42) Clausewitz, VII, 384.

43) Koch, II, 65 seq. Thiers, XVII, 125.

44) Der Brief ist vollständig gedruckt bei Hormayr, Lebensbilder, III, 488.

45) Das Billet ist gedruckt bei Henckel v. Donnersmark, 307. Das Französische desselben ist so leidlich, daß man wohl sieht, es sei von Blücher weder eigenhändig geschrieben noch eigenmündig diktirt.

46) Thielen, Erinner. 281 fg. Vgl. Allgem. Zeitung v. 1860, Nr. 1 und d. Beilage zur Nr. v. 8. Februar.

47) Thiers, XVII, 461 seq. Ein hochweiser Kritiker hat jedoch mit bekannter „deutscher Gründlichkeit" in der Beilage zu Nr. 161 der Allg. Zeitung v. 1860 dem windigen Franzosen „vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit" zugesprochen und das thiers'sche Märchen von Blücher's Anwesenheit in Sommepuis treuherzig nachgeschrieben. Solche Menschen handhaben jetzt im Vaterlande Lessings die Kritik!

48) Aufzeichnung Tolls bei Bernhardi, IV, 737 fg.

49) Blücher-Papiere.

50) Löwenstern, II, 234.

51) Schack, Fol. 354.

52) Mém. du r. Joseph, X, 13 seq., 33. Bausset, Mém. et Souvenirs (deutsche Uebers.), IV, 66 fg. Meneval, Nap. et M. L. (2. edit.), II. 131 seq.

53) Damitz, III, 2. Abth. 250 fg. Müffling, 245 fg. Geschichte der Kriege, XIII, 123 fg. Varnhagen, Fürst Blücher, 431 fg. 436. Mém. du r. Joseph, X, 24. Marmont, Mém. VI, 240 seq. Löwenstern, II, 253 fg. Eine recht anschauliche Schilderung der Schlacht von Paris hat Konrad Ott geliefert in seiner Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's I, 189 fg.

54) Originalbericht Orlow's, mitgeth. v. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, III, 365 fg.

55) Béranger, Ma biographie, 144: „Nos ennemis semblaient se présenter chapeau bas dans la ville de Clovis,“ etc.

56) Schack, Fol. 364 fg. Henckel v. Donnersmark, 316 fg. Plotho, III, 418 fg. Helldorff, Aus d. Leben d. Pr. Eugen v. Würtemberg, III. 115 fg. Véron: Mémoires d'un bourgeois de Paris (1853), I, 146, 149. Béranger, Ma biographie, 139 seq. Steffens, VIII, 97. Thielen, 298 fg. Löwenstern, II, 261 fg. Keyserling, Aus d. Kriegszeit, II, 193 fg. Durchweg Berichte von Augenzeugen.

57) Müffling, 255. Wolzogen, 270.

58) Blücher-Papiere.

59) Berghaus, Blücher als Mitglied der pommer'schen Ritterschaft, 75. Kunzendorf verkaufte der Feldmarschall, welcher schlechterdings kein Spartopf war, noch vor dem Feldzug von 1815. Nach Beendigung desselben schenkte Friedrich Wilhelm dem Sieger von Belle Alliance ein palastartiges Haus in Berlin, am pariser Platz gelegen, und eine Baarsumme von 50,000 Thalern.

60) Varnhagen, Denkwürdigk. u. verm. Schriften, VI, (N. F. II), 95.

61) Graf Keyserling, II, 219 fg. Steffens, VIII, 130 fg. Rittmeister v. Colomb, Tagebuch, 196 fg.

62) Vgl. mein kulturhistorisches Buch „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch,“ 24 fg.

63) Varnhagen (Denkw. u. verm. Schr. VI, 90), welcher bekanntlich als Augen- und Ohrenzeuge über die damaligen Zustände in Paris redet.

64) Béranger, Ma biographie, 163, 164 seq.

65) Thiers erzählt selbstverständlich diese Legende, wie so manche andere, als Historie. Man braucht jedoch nur das letzte Gespräch zu lesen, welches der Palastpräfekt Bausset (a. a. O. IV, 104 fg.) mit Napoleon am 11. April hatte, um zu erkennen, daß die berührte Legende dem Bereiche der napoleonischen Mythologie angehört. Der Entthronte sagte zu Bausset unter Anderem: „Ein lebender Packknecht ist mehr werth als ein todter Kaiser“ — und der Palastpräfekt kam durch die Miene, womit Napoleon das sagte, auf den Gedanken, derselbe wollte eigentlich damit sagen: „Nur die Todten kommen nicht wieder.“

66) Stein aus Paris (10. April) an seine Frau, bei Pertz, III, 378.

67) Capéfigue, Geschichte der Hundert Tage, I, 29.

68) Es mußte in der That den Stolz und die Eitelkeit Alexanders tief kränken, daß der Bourbon zu dem Prinzregenten sagte (Thibaudeau, X, 82): „C'est aux conseils de votre A. R., à ce glorieux pays, et à la confiance de ses habitans, que j'attribuerai toujours, après la divine providence, le rétablissement de notre maison sur le trône de ses ancêtres.“

69) Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr. VI, 122: „Am Tage vom Einzug Ludwigs XVIII. wurde ein Spottlied (welches übrigens den König schlecht beurtheilte) auf den Boulevarts ausgetheilt, welches mit dieser Strophe anhob:

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit qui j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;
Pour être bon faut être bête —
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! Vive Louis!

70) Byron, Memoirs and Correspondence, ed. by Moore, diary of 19. April 1814. Gentz an Rahel, gedruckt bei Varnhagen, Galerie v. Bildn. a. R. Umgang, II, 217.

71) Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr. VI, 96. Derselbe, Leben Bülow's, 405. Wolzogen, Mem. 273.

72) Ich habe kaum nöthig zu sagen, daß ich zu diesem biographisch-anekdotischen Mosaikbild nur Materialien verwandt habe, deren Echtheit ich verbürgen kann; erachte es jedoch für überflüssig, die Quellennachweise hier im Einzelnen zu geben, und begnüge mich, im Allgemeinen als meine Hauptgewährschaften anzuführen: — die Auszüge aus dem englischen Court-Journal in den Times und im Observer vom Sommer 1814; ferner die von Moore herausgegebenen Memoirs Byrons, Lockharts Memoirs of the life of Sir Walter Scott, der Lady Charlotte Bury Diary illustrative of the times of George the Fourth, die Allgemeine Zeitung vom Juni und Juli 1814, die Haude- und Spener'sche Zeitung vom Sommer 1814, die Biographieen Blüchers von Varnhagen und Yorks von Droysen.

73) Die Vermehrung der englischen Staatsschuld während der Kriege mit der französischen Republik und mit Napoleon betrug, nach Abzug der amortisirten Summen, nicht weniger als 601,500,343 Pfd., folglich mehr als 4000 Millionen Thaler. Vgl. Kolb, Handb. der Statistik, 2. A. 16.

74) Pertz, IV, 93.

75) Gagern, Mein Antheil an der Politik, II, 7, 19. Comte A. de La Garde: Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne (Paris 1843), I, 8, 9.

76) Urtheilsfähigen — („rari nantes in gurgite vasto") — brauche ich nicht zu sagen, daß eine eingehende Schilderung der politischen Verhandlungen und Festsetzungen des Wiener Kongresses über den Umkreis meiner Aufgabe hinausfällt. Die auf eine solche Darstellung zu verwendende Mühe wäre auch ganz überflüssig, nachdem Pertz im 4. Bande der Biographie Steins, Häusser im 4. Bande seiner deutschen Geschichte und Gervinus im 1. Bande seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts den Verlauf des Kongresses vorderhand abschließend dargelegt haben. Von französischen Darstellungen kommen neben der älteren von Flassan (Hist. du congrès de Vienne), welcher der französischen Gesandtschaft beigegeben war, besonders die von Thiers (Liv. LVI) und von Viel-Castel in Betracht. Thiers schrieb natürlich auch die Geschichte des wiener Kongresses durchaus als der stockfranzösische Gloire-Zinkenist, der er ist; trotzdem ist diese Partie seines Werkes meines Erachtens die beste, werth-

voll insbesondere durch die Benützung der geheimen Korrespondenz Talleyrands mit Ludwig dem Achtzehnten, woraus die Genesis des Vertrags vom 3. Jan. von 1815 sehr klar zu ersehen. Bündiger, gewissenhafter und genauer ist Viel-Castel (chap. IX), welcher die talleyrand'sche Korrespondenz ebenfalls benützt hat. Unbedeutend ist der vom Wiener Kongreß handelnde Abschnitt in Alison's History of Europe (vol. XIII). Eigentliche Quellenwerke sind die 24 Hefte von Klübers „Akten des W. K." und die Dispatches Castlereagh's und Wellingtons, welcher Letztere den Ersteren zu Anfang Februars 1815 in Wien abgelös't hat. Auch die Beilagen zu Gagerns erwähntem Buch (S. 241 fg.) enthalten werthvolles Quellenmaterial. Kostbare Streiflichter wirft in die Geschichte des wiener Kongresses das leider unvollständig gedruckte Tagebuch Karls von Nostitz (Leben und Briefwechsel, 128 fg.) und Varnhagen (Denkwürdigkeiten und verm. Schr. V, N. F. I, 3 fg.) wie Wolzogen (Mem. 273 fg.) führen uns hinter die Kulissen der Kongreßbühne, während der französische Augenzeuge de La Garde in breitbehaglicher und Frau Karoline Pichler in unterthäniger Malerei der Kongreßdinge sich ergehen, wie diese sich vor den Kulissen darstellten. Was mich betrifft, so durfte ich mich darauf beschränken, auf die Hauptgesichtspunkte der politischen Seite des Kongresses flüchtig hinzuweisen, und mir erlauben, die menschliche etwas mehr zu beleuchten als bislang geschehen ist.

77) La Garde, II, 353. Frederick Lamb an Lord Castlereagh. Castler. Depeschen, V, 235.

78) Springer, Geschichte Oestreichs, 260.

79) Nostitz a. a. O. 151, 162. Gentz, Tagebücher, 352.

80) Eine sehr belehrende Anschauung des Zustandekommens der deutschen Bundesverfassung gewährt A. F. H. Schaumanns „Geschichte der Bildung des deutschen Bundes auf dem wiener Kongresse" aus gedruckten und ungedruckten Quellen, in Raumers Histor. Taschenbuch f. 1850, S. 151—280. Die von mir im Texte berührte Audienz der Mediatisirten beim Kaiser Franz ist verbürgt durch Klüber, Akten d. W. K., 2. Heft, 37 fg.

81) Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr. V, 40, 41, 42, 45, 87, 104. Nostitz, 131, 140, 148, 159. Karoline Pichler, Denkw. III, 32 fg. La Garde, I, 29, 53. Meneval, Nap. et M. Louise, II, 335, 420.

82) Nostitz, 146, 147, 156. Varnhagen a. a. O. 30, 113. La Garde, I, 332. Wolzogen, 280.

83) Gagern, II, 36.

84) Aeußerung Talleyrands gegen Nesselrode (im April oder Mai 1815), bei Pertz, IV, 396.

85) Nostitz, 159.

86) Pröhle, Jahns Leben, 127.

87) Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal!
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif' den tapfern Stahl!
Denn dort ein feiger Mameluk
Und hier ein Jesuit —
Das grins't uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht.

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis
Und hetzt die Hund' auf uns voll Grimms
Und mehr noch voll Geschrei's —
Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden uns'rer Jagd.
Auf, Kugelblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.
Sie haben sie! Geschoß Apolls,
Verkünd' es durch die Gau'n:
Was sie geschürzt, das Eisen soll's
Auf ihrem Kopf zerhau'n!

88) Der Vertrag vom 3. Januar erschien zuerst gedruckt bei Gagern, II, Beilage XII, S. 303 fg.

89) La Garde, II, 508, 512.

90) Wolzogen, 280. Varnhagen, Fürst Blücher, 472.

Zum zwölften Buch.

1) Bericht des Kapitän Usher bei Capéfigue, I, 36 fg.

2) Meneval, Nap. et M. L. II, 442.

3) Viel-Castel, Hist. d. l. restaur. II, 269.

4) Thiers, XIX, 25 seq.

5) Vaulabelle, Hist. d. l. restaur II, chap. 5.

6) Gregorovius, ein Besuch auf Elba; „Figuren", 25.

7) Fleury de Chaboulon, Mém. (Lond. 1819), I, 121.

8) „It is my opinion, that Buonaparte has acted upon false or no information, and that the King will destroy him without difficulty and in a short time." Dispatches of the Duke of Wellington, ed. by Gurwood, XII, 269.

9) „S'il triomphe, c'en est fait de toute liberté en France; s'il est battu, c'en est fait de toute indépendance." Der in Rede stehende Brief findet sich in Taillandier's Buch „La comtesse d'Albany", 1862. (Das Buch ist mir zur Stunde nicht zur Hand und ich habe vergessen, meinem Excerpt die Seitenzahl beizufügen.) Thiers läßt Frau von Staël während der Hundert Tage in Paris anwesend sein, wieder eines seiner zahllosen Zauberkunststückchen, sonst auch Lügen genannt.

10) Mém. du roi Joseph, X, 228.

11) Lamothe-Langon, Les Après-Diners de Cambacérès, III, 31.

12) Diese Fassung der berüchtigten Phrase ist die authentische, von dem unglücklichen Marschall während seiner Prozessirung vor der Pairskammer (Dezember 1815) selbst anerkannte, während er leugnete, dem Könige versprochen zu haben, „de ramener Napoléon dans une cage de fer." S. dar. Viel-Castel (IV, 310), dessen Darstellung des ganzen Prozesses als ein Muster von parteiloser Genauigkeit gerühmt werden muß.

13) Von diesen Bewegungen und Verhandlungen im Schooße der liberalen Partei berichtet ausführlich Capéfigue, I, 214 fg.

14) Vaulabelle, II, chap. 5.

15) Lamothe-Langon, III, 127.

16) In Béranger's im Mai von 1815 in Umlauf gesetzter Chanson „L'opinion de ces demoiselles“ lauten die zweite und dritte Strophe: —

D'nos Français j'connaissons l's astuces:
Ils n'sont pas aussi bons chrétiens
Qu' les Prussiens.
Comm' l'argent pleuvait quand les Russes
F'saient hausser d'prix
Tout's les filles d'Paris!
J'n'avions pas l'temps d'chercher nos puces.
Viv' nos amis,
Nos amis les enn'mis!

Mais, puisqu'ils r'vienn't, faut les attendre.
Je r'verrons Bulow, Titchakof
Et Platof;
L'bon Sacken, dont l'coeur est si tendre,
Et puis ce cher
Ce cher monsieur Blucher:
Ils nous donn'ront tout c'qu'ils vont prendre.
Viv' nos amis,
Nos amis les enn'mis!

17) Lafayette, Mémoires, V, 375. Lamothe-Langon, III, 115.

18) Diese Lesart der Skala gibt Lamothe-Langon, III, 90. In der sehr verläßlichen Schrift des Grenadierlieutenants A. D. B. M. „Une année de la vie de l'empereur Napoléon“ (p. 190) findet sich die folgende: — Le 26 Février le Corse est parti de l'île d'Elbe. Le 30 Bonaparte est débarqué à Cannes. Le 4 Mars le général Bonaparte s'est emparé de Grenoble. Le 11 Napoléon a fait son entrée à Lyon. Hier l'Empereur a été reçu à Fontainebleau, au milieu des acclamations, et Sa Majesté Impériale est attendue aux Tuileries demain 20 Mars, jour anniversaire de la naissance de S. M. le Roi de Rome.“

19) Man sehe die bezüglichen Manifeste und Erlasse, sowie Lafayette, Mém. V, 369.

20) Fleury de Chaboulon, Mém. I, 300.

21) Meneval, II, 341, 384, 424.

22) Dies hat der Oberst Charras in seiner klassischen Histoire de la campagne de 1815 unwiderleglich dargethan. Ich citire das Buch nach der autorisirten deutschen Ausgabe von 1858.

23) In einem Briefe aus Toulon an Fouché (Juli 1815). Charras a. a. O. 18.

24) Martens, Nouv. Recueil, VI, 110.

25) Wolzogen, Memoiren, 279 fg. mit der Berichtigung bei Pertz, L. St. IV, 395, daß Napoleon die aufgefundene Urkunde nicht persönlich an Budjakin übergab, sondern durch Maret übergeben ließ. Varnhagen (Denkw. u. verm. Schr. V, 92) behauptet freilich, es sei irrig, daß Alexander erst durch

Napoleon vom Vorhandensein des Vertrags vom 3. Januar unterrichtet worden, denn dieser Vertrag sei in russischen und preußischen Kreisen alsbald nach seinem Abschluß bekannt gewesen. Aber dieser Behauptung widerspricht das bestimmte Zeugniß Wolzogen's, welchem Stein die Szene zwischen Alexander und Metternich mitgetheilt hatte, und widerspricht auch ein Schreiben Wellington's (Dispatches, XII, 290) an Lord Clancarty, worin der Herzog eines an ihn gerichteten Briefes Castlereagh's vom 27. März erwähnt, in welchem der Letztere seine Besorgniß („his anxiety") ausdrückt, Bonaparte möchte von dem in Rede stehenden Vertrag Kenntniß erhalten und dem Czaren Mittheilung gemacht haben.

26) Martens, II, 111. Wellington's Dispatches, XII, 282. Klüber, A. d. w. K. I, 4, 57; II, 289, 291.

27) „Every day's experience shows me, that I am right, that the only chance of peace for Europe consists in the establishment of the legitimate Bourbons." Dispatches, XII, 409.

28) Capéfigue, II, 6.

29) Dies wird positiv als Thatsache hingestellt in der Schrift „Europa's Kabinette und Allianzen" vom Verfasser der Pentarchie (1862), S. 37. Der Pentarchist war bekanntlich der russische Staatsrath Goldmann, einer jener vornehmen Spione, wie solche das russische Kabinett in Deutschland zu halten liebte und liebt.

30) Ueber die Theilung von Sachsen gibt die zuverlässigsten, aus den besten Quellen geflossenen Auseinandersetzungen die wissenschaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung" von 1862, Nr. 92—93 und von 1863, Nr. 11.

31) S. das Dokument bei Pertz, IV, 428 fg.

32) Sulpiz Boisserée, Briefwechsel, I, 243.

33) Plotho, IV, 14. Die Nachweise im Einzelnen geben die Tabellen in den Beilagen des Bandes.

34) Meine Quellen sind hier außer Plotho, Wagner (Der Feldzug von 1815), Grolman-Damitz (Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und in Frankreich), Wellington (Dispatches, XII), Siborne (Geschichte des Krieges in Belgien und Frankreich i. J. 1815, deutsch v. Siber), Beamish (Geschichte der deutschen Legion im englischen Dienste), endlich Charras, der sich mit einer bei einem Franzosen bislang unerhörten Gewissenhaftigkeit die Mühe genommen hat, seine Angaben über die deutschen und englischen Streitkräfte nicht auf französisches Hörensagen, sondern auf deutsches und englisches Quellenmaterial zu stützen. Seine Angaben über die Zahlenverhältnisse der napoleonischen Armee sind bekanntlich den Originallisten im Archiv des französischen Kriegsministeriums entnommen.

35) So am 18. Mai in einem Schreiben an Lord Stewart („I have got an infamous army, very weak and ill equipped," etc.). Dispatches, XII, 358.

36) Plotho, IV, 19. Grolman-Damitz, I, 7.

37) Charras, 45 fg. 62 fg.

38) Thiers, XIX, 529. Capéfigue, II, 71, 150.

39) Blücher-Papiere.

40) Müffling, Aus meinem Leben, 225 fg.

41) Droysen, Leben York's, II, 594 und die Anmerkung dazu. Droysen beharrte auch in der 4. Auflage seines Buches (II, 344) bei dieser seiner Dar-

legung, mit Berufung auf eine ihm 1847 von Seiten des sehr eingeweihten Generals Rühle von Lilienstern gemachte Mittheilung.

42) Allg. Zeitung v. 1. Juni 1815, Beilage (Nr. 65). Müffling, A. m. L. 209 fg. Sehr belehrende Einblicke in dieses betrübende Ereigniß gewährt uns eine Reihe von Schriftstücken, welche zum ersten Male veröffentlicht wurden in den „Supplementary Despatches, Correspondence and Memoranda of Wellington", ed. by his son, vol. X, p. 220 seq. Daß Blücher den im Text erwähnten schlimmen Argwohn lebhaft hegte, ja daß er geradezu glaubte, die Meuterei der Sachsen sei eine planmäßig von Seiten des sächsischen Hofes im napoleonischen Sinn angezettelte, beweis't der folgende, dem angegebenen Quellenwerk entnommene, höchst eigenthümliche Brief, welchen der Alte am 6. Mai zu Lüttich an den König Friedrich August schrieb, d. h. schreiben ließ, denn er selbst verstand nicht französisch zu schreiben (der Schreiber des Briefes, wie dessen Stylisirung zeigt, war dieser Kunst auch nicht eben übermäßig theilhaft). Liège, le 6 Mai 1815. C'est par les mesures que Votre Majesté a adopté plus tôt qu'elle a réduit ses sujets, une partie de l'Allemagne généralement estimée, à la plus grande misère. Les mesures qu'elle a adopté plus tard peuvent couvrir cette partie avec ignominie. La rébellion organisée par les foyers de Friedrichsfeld et de Pressburg a éclatée, et malheureusement au moment où toute l'Allemagne se dirige contre l'ennemi commun. Les criminels ont proclamé Buonaparte protecteur; et après un service de 55 ans, pendant lequel j'ai été dans l'heureuse situation de ne verser que le sang de mes ennemis, j'ai été forcé pour la première fois de faire faire des exécutions de l'armée que je commande. Votre Majesté verra par la pièce ci-jointe que j'ai essayé de sauver le nom Saxon, mais c'est le dernier essai. Si on n'entend pas mes conseils, ce n'est pas sans douleur, mais avec la tranquillité d'une conscience pure et la conviction d'avoir fait mon devoir, que je rétablirai l'ordre des choses avec force, même si j'étais forcé de faire fusiller toute l'armée Saxonne. Dieu, qui nous jugera tous, fera passer le sang versé sur celui qui est la cause, et devant le Tout-puissant ce sera la même chose de donner les ordres ou de souffrir qu'elles soient données. Votre Majesté sait qu'un vieillard de 73 ans ne peut avoir un autre but que celui de faire valoir la vérité, et qu'il se fasse ce qu'il doit se se faire. Voilà le point de vue que Votre Majesté doit avoir en lisant cette lettre. Blücher.

43) Müffling a. a. O. 212. Allg. Zeitung v. 8. Juni 1815, S. 643.

44) Ich werde im Folgenden, in dem Berichte über die Kämpfe bei Ligny, Quatrebras und Waterloo, neben den in den Noten 34 und 42 angegebenen Quellen und Hülfsmitteln noch benützen: Clausewitz, Hinterl. Werke, VIII; Hofmann, Der Feldzug von 1815; Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1845; Oestreich. militär. Zeitschrift v. 1819 (Heft 6—7); Quinet, Hist. d. l. campagne de 1815.

45) Hierüber hat sich Wellington besonders ausführlich ausgelassen in den Supplementary Despatches, X, 513 seq., wo er sich gegenüber der clausewitz'schen Kritik seiner Aufstellungen im Feldzug v. 1815 zu rechtfertigen sucht.

46) Müffling a. a. O. 229 fg.

47) Dem verzögerten oder, wie Einige wollen, dem zögernden Marsche

Bülows ist bekanntlich der Verlust der Schlacht bei Ligny nicht ohne Grund zugeschrieben worden. Generalquartiermeister Grolman namentlich hat den General mit den härtesten Vorwürfen belastet, aber es ist keineswegs erwiesen, daß Bülow zeitig genug bei Ligny hätte eintreffen können. Der General äußerte später: „Wenn die Schlacht von Belle Alliance nicht so glücklich abgelaufen wäre, würden die Herren ihr Möglichstes gethan haben, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen, was ich indeß durchaus nicht gefürchtet haben würde.“ Vgl. Varnhagen, Leben Bülows, 414 fg.

48) Der ehrliche Charras hat, ein schmerzlicher Pfahl im Fleische der französischen Nationaleitelkeit, diese, wie manche andere Fabel über den Feldzug v. 1815 gründlich beseitigt. Bourmont desertirte am 15. Juni zwischen 5 und 6 Uhr Morgens vorwärts Philippeville, konnte also erst um 8 Uhr bei Ziethen in Charleroy eintreffen, während schon acht Stunden vorher, mitten in der Nacht die Marschbefehle aus dem blücher'schen Hauptquartier zu Namur ergangen waren. Charras, 126.

49) Siborne a. a. O. I, 57. Blücher-Papiere.

50) Müffling, A. m. L. 228 fg.

51) Charras, 135. Clausewitz a. a. O. VIII, 63.

52) Müffling, 237. (Vgl. die Note 16 zum 10. Buche.)

53) Grolman-Damitz, I, 118. Clausewitz, VIII, 67. Beamish a. a. O. 351.

54) Vaulabelle, II, chap. 8. Quinet, liv. II, chap. 4—5. Charras, 150 fg. Grolman-Damitz, I, 121—183.

55) Varnhagen, Fürst Blücher, 495 fg. Bülows Leben, 419. Von der Marwitz, II, 118. Henckel von Donnersmark, 357. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1845, S. 69.

56) Blücher-Papiere.

57) S. die scharfe, aber überzeugende Kritik seines Verhaltens an diesem Schlachttage bei Charras, 176 fg.

58) Stichling, Gedächtnißrede auf den Herzog Bernhard v. S. W., in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten, S. 19.

59) Müffling, A. m. L. 240. Grolman-Damitz, I, 222. Pr. Militär-Wochenbl. v. 1845, S. 81 fg. Charras, 245.

60) Henckel von Donnersmark, 382, Anm.

61) Fleury de Chaboulon, II, 173.

62) Quinet, liv. II, chap. 8. Charras, 231—254, 386—414. Pr. Militär-Wochenblatt v. 1845, S. 120 fg.

63) Aus dem ungedr. Tagebuch e. preuß. Offiziers mitgeth. in K....s „Herzog von Wellington“ (1853), S. 220.

64) Siborne, I, 327 fg. 371 fg.

65) Memoiren Napoleon's (deutsche Ausg. v. 1823), Anmerkungen und verm. Aufsätze, II, 100 fg. Clausewitz, VIII, 145. Wellington's Dispatches, XII.

66) Plotho, IV, 63 fg. Grolman-Damitz, 255 fg. Varnhagen, Fürst Blücher, 510 fg.

67) Scherenberg, Waterloo, 4. A., S. 66.

68) Die gegebene Darstellung der Schlacht von Waterloo beruht auf Wellington's Depeschen (insbesondere auf dem vom 19. Juni aus Waterloo datirten Schreiben des Herzogs an den Earl Bathurst), sodann auf Grolman-

Damitz, Müffling, Plotho, Beamish und, was die französische Seite angeht, auf Charras und Quinet. Einzelne Züge entnahm ich Lockhart's Memoirs of the life of Sir Walter Scott (II, 179, 180) und Captain Gronow's „Reminiscenses“. Das letztgenannte Buch, auf welches ich zu spät aufmerksam geworden, konnte ich mir nicht mehr rechtzeitig verschaffen und mußte mich daher mit den Auszügen begnügen, welche englische und deutsche Zeitschriften daraus brachten (z. B. Westminster Review, January 1863, Europa Nr. 37 v. 1863, Süddeutsche Zeitung Nr. 271 v. 1862) . . . Von der mythischen, dem General Cambronne untergeschobenen Heldenphrase können die Franzosen, Charras ausgenommen, auch jetzt noch nicht lassen. Der Mythus wird von Zeit zu Zeit immer wieder aufgewärmt. So noch in einem wohlappretirten Artikel des Journal des Débats vom 25. Juni 1862, welcher aber in der Beilage zu Nr. 197 der Allg. Zeitung v. 1862 seine ausführliche und vollständige Widerlegung gefunden hat.

69) Ausdrücklich bezeichnet Wellington in einem Schreiben an William Mudford (dat. v. 8. Juni 1816, mitgeth. in den Supplementary Despatches) als Ort der Begegnung „beim Dorf Genappe“ und nennt die Angabe, daß diese Begegnung bei Belle Alliance stattgefunden, ein bemerkenswerthes Beispiel, wie leicht Irrthümer sich verbreiten und wie hartnäckig sie sich erhalten.

70) „I cannot sufficiently express to your Highness the extreme satisfaction I feel at being the channel of conveying to your Highness the expression of admiration and gratitude of my countrymen for your Highness's great actions and services in the cause of Europe.“ Dispatches, XII, 667.

71) Getreu nach dem Facsimile des Originals.

72) Pertz, IV, 461.

73) Childe Harold, c. III. st. 18—45. Scotts merkwürdigen an den Duke of Buccleuch gerichteten Brief über seinen Besuch des Schlachtfelds von Waterloo theilt Lockhart mit a. a. O. II, 178 fg.

74) Fleury de Chaboulon, II, 210 seq. Lamothe-Langon, IV, 337. Mémoires du r. Joseph, X, 228.

75) Arago's sämmtl. Werke, deutsche Ausg. v. Hankel, II, 461. Monge nahm das wissenschaftliche Projekt, welches im Texte berührt ist, ganz ernsthaft und der junge Arago war von ihm zum Begleiter Napoleon's ausersehen. Ebendas. 462.

76) Fleury de Chaboulon, II, 223. Quinet, p. 445: „Les fonds publics montèrent, après Waterloo, de dix francs en dix jours; un franc de hausse à chaque étape des ennemis.“

77) Viel-Castel, III, 218.

78) Fleury de Chaboulon, II, 275, 410. Mémoires du r. Joseph, X, 231.

79) Müffling, A. m. L. 252, 273.

80) Blücher-Papiere.

81) Das Aktenstück bei Müffling, 274.

82) Wellington's Dispatches, XII, 522.

83) Blücher-Papiere.

84) Wellington's Dispatches, XII, 526: „It appears to me that, with the force which you and I have under our command at present,

the attack of Paris is a matter of great risk. I am convinced it cannot be made on this side with any hope of success."

85) Ebendas. 541.

86) Varnhagen, Fürst Blücher, 541.

87) Blücher-Papiere. Varnhagen, Leben Bülows, 435. Wellington's Dispatches, XII, 643 seq. Pertz, IV, 473.

88) Gagern, Der zweite pariser Frieden (auch unter dem Titel: Mein Antheil an der Politik, V und VI), I, 226 fg. Daselbst, II, 11 fg. ist das „Mémoire confidentiel" des Kronprinzen von Würtemberg gedruckt.

89) Schaumann, Geschichte des zweiten pariser Friedens, 217 u. Beil. 101. Martens, Nouv. Recueil, II, 682.

90) Gagern a. a. O. I, 306. Pertz, IV, 564, 582.

91) Béranger, Ma biographie, 177.

92) Gagern a. a. O. I, 176 fg.

93) Béranger, l. c. 174.

94) Captain Gronow, Reminiscenses.

95) Blücher-Papiere.

96) Varnhagen, Fürst Blücher, 560.

97) Blücher-Papiere.

98) Nach einer brieflichen Mittheilung aus Neubrandenburg vom 14. Mai 1863.

99) Das Blücher-Denkmal in Rostock, Raumers Histor. Taschenbuch f. 1862, S. 345 fg. 352.

100) Blücher-Papiere.

101) Varnhagen, Fürst Blücher, 585.

102) Bischof Eylert, Charakterzüge u. s. w. II, 1. Abthlg. 232.

103) Authentische Aufschlüsse über die letzten Tage Napoleon's gibt der Brief, welchen General Bertrand nach seiner Rückkehr von St. Helena am 16. September zu London an Joseph Bonaparte geschrieben hat. Mém. du r. Joseph, X, 254 seq.

104) Schiller in seinem Gedicht „Auf den Kaiser Napoleon", das unlange nach der Krönung desselben und unlange vor dem Hingange des Dichters geschrieben worden sein muß und, in die Sammlung der schiller'schen Gedichte nicht aufgenommen, erst im „Morgenblatt" von 1835 (Nr. 50) veröffentlicht wurde. Von besonderer Kraft ist die letzte Strophe: —

Einsam sitzest du auf deinem Throne,
Wie die eiserne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone
Als die blut'ge Geißel dieser Zeit.
Was du wünschest, wirst du nie vollenden;
Von Begierden einsam aufgestört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirst du auch von ihr zerstört!

105) Gentz, Tagebücher, 367.

Schlußbemerkung.

Ich beabsichtigte, zu diesem Schlußband meines Werkes eine lange Vorrede zu schreiben, in welcher ich mit etlichen Dingen und verschiedenen Leuten mich auseinandersetzen wollte. Bei näherem Zusehen eracht' ich jene und mehr noch diese der Mühe unwerth. Vor den zahlreichen, ich darf wohl sagen sehr zahlreichen Freunden, welche mein Buch in der alten und in der neuen Welt sich gewonnen hat, brauche ich mich nicht zu rechtfertigen, daß ich auch in diesem Bande wieder mit rücksichtslosem Eifer die Wahrheit gesucht und nach meiner Weise geradeheraus gesagt habe, Personen und Sachen die richtigen Namen gebend. Was aber meine Gegner angeht, so stehen diese entweder so fern von mir, daß jede Verständigung unmöglich, oder so tief unter mir, daß ich mich allzusehr bücken müßte, wollt' ich mich mit Gesellen befassen, von denen geschrieben steht: „Kein Talent und kein Charakter!" Damit ich jedoch nicht unwillkürlich ins Vorreden hineingerathe, bemerke ich nur noch, daß eine freundliche Mittheilung aus Friedland in Mecklenburg mich in den Stand setzt, einen im 1. Bande meines Werkes, S. 83, vorkommenden Irrthum zu berichtigen. Es ist dort von der Gefangennahme des jungen Blüchers durch preußische Husaren die Rede. Diese Gefangennahme hat aber nicht bei dem Dorfe Spantikow in Altvorpommern, sondern bei dem mecklenburgischen Dorfe Galenbeck unweit von Friedland stattgefunden.

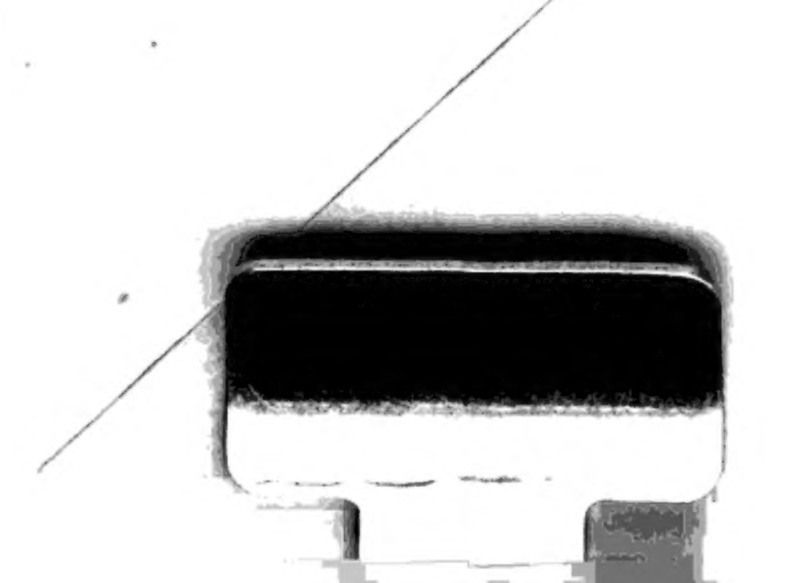
Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Zu Seite 91. Der Bezug auf
den König von Sachsen ist auch
zu sagen: Als August der Stark-,
Kurfürst von Sachsen König
von Polen geworden zu wollen,
musste er katholisch werden.
Das katholische Gesindel that
es nicht anders. Die protestanti-
schen Sachsen aber ließen
es sich gefallen, statt ihn
zum Teufel zu jagen. Seit die-
ser Zeit ist der sächsische Hof
ward durch romanische Weiber
von den Jesuiten gegängelt
u. heute zu Tage (1886) sitzt an
Quelle der Reformation eine
stupide portugiesische Prin-
zessin als Königin, die bei
Krankheit ihrer Kinder die
Leibwäsche derselben an der
Puppe einer Mutter Gottes

preußen Cassel, abermals umbey
eine einen römischen Kollerweg.
Deutsches Thal lassen sich aber
Alles gefallen.
1866 hätten sich aber gezeigt
daß mit dem Königreich Sach-
sen ein Ende gemacht worden
wäre. Die Gelegenheit war
so gut, daß sie schwerlich
so wiederkommt.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01413 4350



Digitized by Google

Digitized by Google